Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Zweiter Jahrgang * Erster Band

1905

Januar bis Juni

München und Leipzig
Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H.
Im Buchhandel bei Georg Müller

Inhaltsverzeichnis.

Hans Heinzlin.

Erzählung von Wilhelm Fischer in Graz.

1.

Wenn der Bergwald grünt und die Sonne scheint, wenn die Gesundheit sich's im Hause behaglich macht und der Reichtum zum Fenster hinaus schaut, so ist das ein geruhiges Dasein. Und ein solches war dem Herrn G..erken Alois Fronauer beschieden. Er saß in seinem Schlössel mit Weib und Kind, als wollte er sagen: wo gibt es noch einen im ganzen Paltental, wie ich bin? Dabei war die einzige Tochter Gertrud als das schönste Mägdlein zwischen Enns und Mur bekannt; was zu dem, daß sie auch als das reichste galt, keinen unerheblichen Zusatz bildete.

Er selbst, der Herr Alois trug den Kopf hoch und den Nacken steif. Wenn sich jemand seinem Willen widersetzte, so kamen die Worte hervorgekollert, eines immer zorniger als das andere, bis deren ein ganzer Trupp aufmarschiert war, der auch einen kühnen Widersacher in die Flucht schlagen konnte. Deshalb widersprachen ihm auch Frau und Tochter im allgemeinen nicht und kaum im besondern, so daß Herr Alois in seltener Weise wirkliches Oberhaupt im Hause war.

Einmal geschah es doch, daß im Herzen seiner Tochter der eigene Wille zu wachsen begann und sich immer kräftiger hervordrängte, so daß auch nicht die väterliche Oberherrlichkeit ihn bezwingen konnte.

Es war ein Bildschnitzer im Dorfe angekommen, der den Auftrag hatte, die Kirche eine heilige Barbara mit aller Kunst, die ihm eigen war, aus dem Lindenholze zu hauen. Er hieß Hans Heinzlin und war ein Mann von jungen Jahren, doch weder von ansehnlicher Gestalt, noch hübsch von Antlitz. Er schlug seine Werkstatt in einer geräumigen, hellen Kammer auf, die im Grundgeschosse des Schlössels leer stand, und bekam auch in einem anstoßenden Nebengelasse Raum für seine eigene Behausung. Das tat Herr Alois der Dorfgemeinde zuliebe, daß er dem Bildschnitzer Unterkunft gewährte, da sein Vorteil darin lag, sich mit ihr gut zu stellen.

Heinzlin wurde nun zuweilen von Herrn Alois zu Tische geladen und nahm an dem Mahle der Hausgenossenschaft teil. Dies war eine Ehre

für ihn, da er doch nur einen reisigen Bildschnitzer darstellte, der noch keine feste Statt gefunden hatte, um seine Kunst seßhaft zu betreiben, wie andere ihr ehrsames Handwerk. Doch lieb gewann Herr Alois den Heinzlin gar nicht. Denn der konnte etwas, was ihm nicht behagte, nämlich: widersprechen; und genau das, was er als erbgesessener Herr wollte, das mochte auch der fremde Zuläufer: recht haben.

Da gab es denn Streites genug zwischen beiden, und jeder setzte seinen Kopf auf, daß es beim Zusammenstoße nur so krachte. Wie oft wollte ihm Herr Alois das Loch zeigen, wo der Zimmermann die Tür gefügt hatte! Allein er dachte, daß er nur den Kürzern ziehen würde, wenn er sich als Gewaltigen aufspielte, und daß Heinzlin ihm den Spott als andere Stimme entgegen singen würde. So ließ er es sein, betrachtete aber stets mit unlieblichen Augen den Gast, der, ob er saß oder stand, seine eigene Meinung hervorkehrte und von dem Königreiche seines Willens keinen Fleck Bodens preisgeben mochte. Da Heinzlin nun nichts besaß, so war er im Besitze dieses Willens beinahe eben so hochmütig wie Herr Alois, der dazu noch vieles andere sein eigen nannte. In dem einen aber glichen sich beide völlig: ob der Verstand auf dem Wege vorausleuchtete, oder ob es finster vor den Schritten blieb, so war es stets der rechte Weg, den jeder von ihnen nach eigener Meinung ging. Die zweifellos herabwürdigende Art, wie dann jeder über den Verstand des andern dachte, wurde von beiden mit mäßiger Höflichkeit verdeckt. Denn sonst wäre offene Feindschaft zwischen ihnen und die geöffnete Tür für Heinzlin unausbleiblich gewesen.

Das eine jedoch mußte man dem Heinzlin lassen: er blieb sich treu. Was er sagte, war er auch immer bereit zu tun; sei es ins Wasser zu springen oder durchs Feuer zu gehen. Der Verstand hätte ihn von keiner Tollheit zurückgehalten; aber der Mut hätte ihn zu jeder begleitet. Wie oft wenn er ins Dorf hinab ging, begann er in der Wirtsstube, wo er gerne saß, Händel mit den Bauern, die sein hochfahrendes Wesen doch nicht recht begreifen konnten. Denn sie hielten ihn für einen armen Schlucker trotz seiner Kunst, Heilige zu schnitzen. Aber da stellte sich der eher klein als groß gewachsene Mann dem stärksten Vierschröter entgegen und tat so, als wenn er sie alle nach der Reihe zum Fenster hinauswerfen könnte; und seine grimmig blitzenden Augen, sein gesträubter Schnurrbart widersprachen dem nicht. Die andern taten dann verächtlich, nannten ihn einen Zaunhasen und ließen sich dafür von ihm mit dem Namen eines Borstentieres bezeichnen. Der Mut jedoch, den er für Kraft ausgab, wurde von ihnen vollgültig gewertet, und er verließ gewöhnlich mit erhobenem Haupte und mit niemals wankenden Füßen als letzter die Wirtsstube.

Das spärliche Geld, das ihm seine Arbeit bisher eingetragen hatte, sickerte ihm durch die Finger, als wäre es Wasser. Er mußte immer wieder von der Empfindung eines Besitzes erlöst sein, um sich wohlgemut zu fühlen. Dazu hatte er eine freigebige Art trotz seines leeren Geldbeutels. An ihm lag es nicht, wenn nicht jeder arme Knecht, der die Wirtsstube in seiner Anwesenheit betrat, das Glas auf seine Kosten gefüllt bekam, sondern an dem erwähnten leeren Geldbeutel. Und das Kerbholz wollte der Wirt auch nicht übermäßig mit Heinzlins Schulden füllen. Zudem war dieser zu

stolz, sich eine Gunst erweisen zu lassen, und wenn es auch nur die war, auf Borg zu trinken. Denn er hielt sich sehr in seinem Sinne für einen großen Herrn, der zu Fuße geht, weil er zu gut für den vierspännigen Wagen ist, aber nicht umgekehrt.

Heinzlins freigebige Art ärgerte nebst vielem andern Herrn Alois besonders eindringlich. Denn er mußte da verächtlich über Geld und Gut von einem reden hören, der ein Habenichts war, der, wenn man Banknoten in Worte einnähen könnte, mit dem Munde schon ein ganzes Vermögen verschenkt hätte. Einer, der mit Kopf und Brust prahlte, als hätte er allein sie von unserm Herrgott zu Lehn bekommen, um den dazu gehörigen Geist und das Herz einzumieten, und dazu sagte: „Was ist Geld? Lebt es? Hat's einen Odem? Ist es nicht tot und der Erde verfallen? Aber der Geist lebt und das Herz lebt; die sind Gottes und kehren dereinst dorthin zurück, woher sie stammen. Entweder tut das Geld gutes, dann weg damit, freigebig sein; oder es ist ein Übeltäter: also besser nicht haben. Ja, der dumme Hochmut und der schieche Geiz sind mit dem Geld verschwistert. Was muß das für eine Familie sein? Gewiß keine, in die ich hineinheiraten möcht'. Denn ich bin ein freier Bildschnitzer, der Gottes Heilige den Leuten schön darstellen will zu deren eigenem Nutzen. Wer meine Kunst achtet, der bringt es zu einer höheren Art: der sagt nicht mehr zum Leib: liebs Brüderl, laß dir's nur wohl sein! Ich hab' nichts dawider. Ist dir's recht, so ist's mir billig. Wir zwei fahren am besten mit einander. Nein! Die Kunst, wie ich sie ausüb', zeigt mit einem bescheidenen kleinen Finger nach aufwärts! — Und alles Gute kommt von oben: auch der Regen und Sonnenschein, ohne die auf der Erden nicht einmal das gedeihen könnt', was das liebe Brüderl immer möcht': das Maul voll und den Wanst voll."

Er aß aber mit Behagen von allem, was auf den Tisch gestellt wurde. Er war von heim aus nicht gewöhnt worden, das gute besser haben zu wollen, wie reicher Leute Kind; sondern hielt alles, was Gott wachsen ließ und dem Magen als Nahrung ziemlich ist, für gesegnete Mahlzeit. Und der Tisch des Herrn Alois war nicht übel bestellt. Dafür sorgte die feine Hausfrau. Aber die Speise, die ihm schmeckte, zu loben, das lag nicht in Heinzlins Sinne. Dazu dünkte er sich zu vornehm und gewann mit dieser Eigenart eben so wenig das Herz der Hausfrau, wie er das des Herrn gewonnen hatte mit seiner Weise, allem zu widersprechen, was dieser aus seinem Gedankenvorrate auftischte.

2.

Und doch, wie Heinzlin war und was er war, das verschlug alles nichts: er gewann, was kein anderer vermocht hatte, das Herz der Tochter. Und die war auch keine Fremde im Mädchenorden, so daß ihr der Flachs, den sie spann, verwirrt gewesen wäre. Sie hatte helle gescheite Augen, die keine große Anmut aus dem ganzen Heinzlin herauslesen konnten; denn, wie gesagt, seine Mannesschönheit war nicht derart, um ein Weib zu verblenden. Aber er gefiel ihr doch so sehr, daß sie dem Willen ihres Vaters

entgegenstand wie eine, von der es sich jetzt herausstellte, daß sie ihren eigenen Sinn besaß, genau so wie Herr Alois selbst.

Freilich hatte Heinzlin zu ihr anders geredet, als zu jeglichem andern Geschöpfe. In seiner harten Weise, die er allwegs nicht lassen konnte, lag doch Sanftmut eingebettet, wie ein goldfarbiges Küchlein in der Eierschale, wenn er mit Gertrud zu Worte kam. Er zeigte eine Zartheit des Empfindens, die sie an andern Leuten nicht wahrnehmen konnte, aber auch an ihm nicht sonst, der alles sorgfältig verbarg, was ihn als weich erscheinen ließ; dagegen mit allem Herbem, was er andern bieten konnte, nicht hinterm Berge hielt, sondern frei hervor rannte. Vor ihr konnte er aber die Heimlichkeit offenbaren, die im Grunde seines Herzens lag und ihm selbst unbekannt war: eine Gutheit und Rechtlichkeit in einem, die, wo sie Luft bekam, sich in feiner Empfindung äußerte.

Einmal ging Gertrud in die Werkstatt, als er noch an seiner heiligen Barbara schnitzte, die bereits den Becher in der Hand hielt, und da sprach er zu ihr:

„Fräulein Gertrud! In den Becher hat eine christliche Märtyrerin, weil sie ihrem heidnischen Vater nicht folgte, viel Tränen geweint, die sich ihr alle dann in himmlische Seligkeit gewandelt haben. Mir ist das Weinen fremd und das Lachen nicht vertraut, obgleich ich manchmal tue, als wenn ich der lustigste Mann an des Herrgotts Tafel wär'. Aber einen Becher, wo jedes seine heimlichen Tränen hinein weint, und wär' es auch nur eine einzige, müßte man haben: nämlich das Vertrauen des andern, in das eins seine Mühsal niederlegen kann. Sie haben freilich wenig Sorgen, Fräulein Gertrud; aber wenn Sie solche hätten, so möcht' ich wohl alles aus meinem Herzen hinauswerfen, um es zu einem reinen Gefäß zu machen, das jede Sorge von Ihnen wie kostbares Gut übernehmen und aufbewahren möcht'. Das ist nicht in Scherz gesagt. Ich bin auch zuzeiten ein ernster Mann, wenn ich eine schöne Seel' vor mir seh', die durch die blauen Äugelein des Herrgotts lichtem Tage zuruft: ich kenn' dich wie mich selbst. Nein, beileib', das tät mir übel anstehn als ein Bildner zu scherzen, wenn ich ein frommes Menschenbild erschaue mit zwei lebendigen Lippen, die mir das Höchste schenken könnten, was ich mir auf der Welt begehren tät'."

Und wie er sich zu ihr neigte, und sie an dem warm aufleuchtenden Herzensstrahl in seinen Augen erkannte, daß es ihm wirklich ernst war mit dem, was er sagte, bot sie ihm die unberührten Mädchenlippen, und er küßte sie feierlich und innig. Er war so gerührt, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. „Das ist die rechte Lieb'," sagte er, „die im Glücke weinen kann. Und solcher Zähren braucht sich niemand zu schämen, und am wenigsten einer, der ein unerschrockenes Herz im Leibe trägt, wie ich."

Seit dieser Zeit hielt Gertrud ihn wie den Mann, dem sie sich verlobt hatte, und dem unverbrüchliche Treue zu bewahren, ihre Pflicht war.

Das gab ein Wettern nnd Sprühen bei dem Herrn Alois, als ihm seine Tochter den festen Entschluß mitteilte, den Bildschnitzer und keinen andern zum Manne zu nehmen. Und sie war ganz seine Tochter; denn die Donnerschläge: Fluch und Enterbung, die sie aus dem Zorngewitter trafen,

glitten wie Erbsen an ihrem Köpfchen ab. Sie setzte ihren Willen gegen Herrn Alois durch und ließ sich mit Heinzlin in der Dorfkirche trauen, wo die heilige Barbara bereits als Inwohnerin von oben herab blickte und das Paar segnete, das keinen Vatersegen empfing. Die Mutter hatte hinter dem Rücken ihres Mannes eine Summe von ihrem eigenen Frauengute ledig gemacht. Damit sollte sich das Ehepaar den Grund zu einem Haushalte legen, dessen weiterer Ausbau jedoch von den Mitteln abhing, die Heinzlin mit seiner Kunst erwerben sollte. Der Mutter tat es leid, daß ihre Tochter keinen Vatersegen empfing; aber sie vermochte nichts dagegen und konnte sie nur selber heimlich vom Herzen segnen.

Heinzlin übersiedelte mit seiner jungen Frau in die Stadt Bruck und harrte des Reichtums, der ihm jetzt nach dem Sprichworte: ein Glück kommt selten allein, in den Schoß fallen sollte. Das eine unverhoffte Glück war ihm wirklich zu eigen geworden: er hatte eine edle Lebensgefährtin gefunden.

Das andere Glück kam aber nicht. Heinzlin blieb arm, als wäre es ihm an der Wiege gesungen worden, daß es so sein müsse. Seine Kunst griff nicht weit aus, um die Leute sprachlos vor Erstaunen zu machen. Es war eine bescheidene Kunst, die mit schönem Antlitze, aber in dürftigem Kleide einherging und sich auch allzusehr wie eine gute Enkelin nach der Weise der Großmutter hielt. So warf Heinzlin keine Angel aus, um die Besteller in die Werkstatt zu ziehen, die er sich eingerichtet hatte. Doch gab es noch ein leidliches Brot mit der Kunst, die danach ging und es hereinbrachte; und Heinzlin war auch um seines lieben Weibes willen friedsam geworden uud vertrug sich mit den Leuten. Es gab ab und zu Bestellung, und bald konnte sich Heinzlin für einen Meister halten, der sich in vornehmer Art auch einen Gehilfen nicht zu versagen brauchte.

Diese Herrlichkeit, die gewiß nicht von lauter Gloria umklungen war, nahm jedoch ein jähes Ende, als seine liebe Ehefrau im Kindbette starb und ihres Mannes Lust am Leben und seine Liebe zur Arbeit mit sich in das Grab nahm.

Da ging es mit ihm in scharfem Trabe bergab; und war es auch nur ein bescheidener Hügel, auf dem er bis jetzt geweilt, so konnte er doch die Höhe, von der er herabgeritten, mit Verwunderung messen, als er bereits unten war und keine Möglichkeit sah, wieder hinauf zu kommen. Er lag nun wieder mit aller Welt in Fehde; und in der Wirtsstube hinter dem Weinglase zu trauern, schien ihm eines edelherzigen Mannes würdiger, als in der Werkstatt das Schnitzbeil zu schwingen.

Alles, was ihm aus der Vergangenheit als Sonnenglanz in das Heute hereinschien, war in einem Töchterlein vereinigt, das er auf den Namen der verstorbenen Mutter taufen ließ, und das ihn auch nicht von seinem Zick-Zack-Wege abbrachte, so lange es klein war; denn da konnte es nicht reden. Und als es größer wurde und verständige Worte meistern und auch aus holden braunen Augen stumm bitten konnte, da war es zu spät: Heinzlins Wollen flackerte hier und da auf, um sein Können zu entzünden, gab aber doch kein Licht.

So saß er zumeist im Dämmer und Dunkeln und hätte ein schweres Bündel Sorgen für sein Leben zu tragen gehabt, wenn er es sich nicht leicht

gemacht und die Last jedesmal von sich geworfen hätte, so bald die harte Pflicht sie ihm auf die Schulter legte. Es war eine armselige Weise, in der er sein Leben führte, und wenn die Schwiegermutter, Frau Therese, heimlich Hilfe anbot, wies er sie stolz zurück.

Das Töchterlein wuchs dabei auf wie ein Gotteskind oder ein Pflänzlein, das alles aus der Erde saugen oder vom Regen und Sonnenschein erbitten kann, um sich zu etwas Liebenswürdigem zu gestalten. Es war schon als Kind auch stolz genug, mit seinem schmalen Leibe sich eher von Tau zu nähren, als sich die Wohltat einer derberen Kost von andern angedeihen zu lassen. In ihrem armseligen Gewande trug sie sich so fein wie ein vornehmes Fräulein; und wer ihr Köpfchen sah mit den Augen, die so hochgemut in die Welt hinausblickten, der dachte gar nicht, daß dieses Mägdlein arm sein könne. Sie nahm nichts und hatte dagegen merkwürdige Sachen zu verschenken: ein Lächeln ihres herbkindlichen Mundes, einen Sonnenstrahl aus ihren ernsten braunen Augen, was jeden erfreute, dem's zufiel.

Als sie größer wurde, führte sie ihrem Vater den Haushalt, so gut es ging, legte selber dazu bei, was sie mit ihrer Hände Arbeit erwerben konnte, und war ein stilles Mägdlein, das keiner klagen gehört hatte. Was sie vom Leben erfaßt, das behielt sie bei sich. Gegen ihren Vater in seinem jetzigen Zustande war sie das gescheitere Lebensgeschöpf geworden, ohne es ihm anders als hie und da in sanften Worten der Ermahnung fühlen zu lassen. Er gab ihr recht, o wie gab er ihr recht! und tat doch, was er wollte.

Endlich schwand der Boden gänzlich unter ihm und er konnte sich in der Stadt nicht mehr auf den Füßen halten.

Da hatte er in einem Dorfe des Murtales eine merkwürdige Wohnung ausgekundschaftet, die ihm ohne Zins überlassen wurde, und dahin zog er mit seinem Kinde, nachdem er den Staub der undankbaren Stadt von seinen Füßen geschüttelt hatte. Vorher aber hatte er dem Mägdlein diese Wohnung als etwas überaus Prächtiges geschildert, und er nahm wirklich den Mund recht voll, um die Herrlichkeit dieses künftigen Wohnsitzes vor ihren Augen erstehen zu lassen.

„Hörst, Trautel," sagte er, „das ist eine Burg, in der wir hausen werden, heißt Kumpegg und hat vormals gar gewaltigen Herren gehört, die nur zu Roß hinauf geritten sind. Wir aber werden zu Fuß gehen. Dafür sind dieselbigen schon längst gestorben, und wir leben noch. Und dann haben sich die von der übrigen Welt mit starker Ringmauer abgeschlossen, und wir bleiben in gutem Einvernehmen mit den andern. Denn wo die Ringmauer gestanden ist, da weht jetzt die freie Luft über die paar Brocken, die davon übrig geblieben sind. Der Wartturm, der gar so hoffärtig ins Land gelugt hat, es war auch ein großer Herr, — der hat viel grobe Löcher in seinen steinernen Mantel gekriegt, durch die der Wind aus- und eingeht. Und im obern Stock, wo der weite Rittersaal gewesen ist, da vermöcht' kein Stuhl mehr zu stehen, und wenn er noch so gern wollt', weil's keinen Boden gibt, worauf er seine Füße setzen könnt'. Aber im untern Geschoß, da gibt's noch ein großes Zimmer, was gut erhalten ist. Da kann ich meine Werkstatt einrichten, das Bett aufstellen und darin schlafen; nnd nebenan ist noch eine kleine Kammer, die dir paßt, als wär'

sie eigens für dich gebaut worden. Da werden wir frei darin wohnen. Aber das Schönste ist doch der Ausblick, den wir von unserm Schloß haben in das grüne Tal hinab, wo die Mur stolz dahinzieht und sagt: Behüt' euch Gott! ich geh' auf Reisen. Und die prächtigen Kogel, und die blauen Berge, die alle ihren eigenen Kopf aufsetzen! Und das ist einer, der mit den Wolken auf du und du steht und dafür zeitweilig von ihnen eine Haube zum Geschenk bekommt. Da wirst du nur so die Augen aufmachen, Trautel, und schauen, was unser Herrgott für ein Baumeister ist, wenn er Berg' aufmauert."

Sie machte ihm die Freude und sagte zu allem: „Ja, das mein' ich wohl," und „wird schon so sein, wie du sagst, Vater;" aber herrlich ward es ihr trotz der geschilderten Pracht nicht zumute.

3.

Sie zogen dann in das Schloß, das in der Leute Mund den ehrwürdigeren Namen einer Ruine trug. Es war um ein unscheinbares Stück Geldes in den Besitz der Dorfgemeinde gekommen; und da Heinzlin versprochen hatte, für die Kapelle am Pürn einen stattlichen Heiligen als Kunstwerk zu schnitzen, so wurde ihm der Wohnsitz überlassen, ohne daß er irgend einen Zins in den Gemeindesäckel abzuliefern brauchte. Bis er zu dem großen Kunstwerke Stimmung gewann, schnitzte er inzwischen kleinere Dinge als Kästchen, Schächtelchen und anderes, was in der Umgebung begehrt wurde und etwas eintrug. Dies tat er aber nur, wenn die Not drängte und den Stolz beiseite stieß. Lag etwas Münze im Hause, so daß er abendlich die Wirtsstube im Dorfe mit seiner Gegenwart beehren konnte, so schritt wieder der Stolz voran, und er verschmähte es, sich mit solchem unwürdigen Schnitzelwerke zu beschäftigen und ging lieber müßig.

In der Wirtsstube hatte man ihn zuerst als einen Dorfgenossen, der mit seiner Kunst oben im Schlosse saß, günstig aufgenommen und ihm auch alle Höflichkeit erwiesen, die der Dörferschaft zu eigen war. Als er es aber deutlich hervorkehrte, daß er sich für besser hielt, als den reichsten Bauer im ganzen Gäu und sich nur herabgelassen habe, unter ihnen zu sitzen, da schuf sein hochmütiges Wesen bald Ärgernis und rief spöttische Reden hervor, die die Stubengäste mit großem Fleiße gegen ihn kehrten.

Konnte er dagegen nicht aufkommen, so schwieg er verächtlich und sah über die dicken borstigen Köpfe der andern mit stolzem Blicke hinweg und hinauf nach der Decke der Wirtsstube, als wenn ihm dort zwischen den dunklen Balken das Bild seines Fürstentumes entgegenschimmerte, aus dem er vertrieben ward. So lang er sich jedoch Gehör verschaffen konnte, war er stets zum Streite aufgelegt, und das Rechthaben war sein Feld, das er mit vier Ochsen pflügte. Ja, wenn er zu Nacht heim ging und einsam seinen Burghügel hinanstieg, da redete er laut mit sich, um wenigstens noch einen Widersacher zu haben, mit dem er anbinden konnte. Und schalt sich, daß er dem und jenem noch zu wenig scharf erwidert habe, und daß in der Haut, die mit Haar und Knochen auf den Namen Heinzlin hörte, am Ende doch nur ein guter Lapp stecke; einer, der anstatt den Tolpatschen Pfeffer

ins Gesicht zu schleudern, ihnen Milch darbiete. So stritt er mit sich und schlug mit dem Stocke in der Nachtluft herum, als könnte er dort jenen zweiten Heinzlin treffen, auf den er so böse war, und der ihm doch nichts anderes getan hatte, als daß er mit ihm auf die Welt gekommen war.

Einmal jedoch ging die Geschichte übler aus. Sie hatten in der Wirtsstube die Geduld verloren, als sich ihnen Heinzlin immer wieder als ein Durchleuchteter von Gottes Gnaden aufspielte, der auf die Bauernköpfe nur zu spucken brauche, die so tief unter ihm auf Stiernacken säßen. Diesmal erhitzten sich die verachteten Köpfe; die Fäuste, die immer derb waren, ballten sich auf gefährliche Weise, und endlich griffen sie den vornehmen Heinzlin und warfen ihn ohne weiteres Gericht vor die Tür.

Er stand wie der Blitz wieder auf und wollte sich grimmig rächen. Da sah er aber wie einen Wald von Speeren die erhobenen Fäuste wider sich und konnte nun auch mit seinem feinen Kopfe den groben Zaun nicht einrennen, sondern machte sich auf den Weg, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Den Blicken der Sieger war er bald in der Nacht entschwunden, aber ihr Gelächter vernahm er noch immer, als er bereits außer Gehörweite war. Es klang wie eine große Schmach in ihm, im entweihten Heiligtum seines Stolzes. Vielleicht hatte er auch des klaren Weines zu viel gekostet; denn es überkam ihn ein Jammer, daß er sein selbst und der ganzen Welt überdrüssig wurde. Er hätte den Sprung ins tiefste Meer des Todes mit beiden Füßen machen wollen. Und wie er so ging, glitzerte das Mondlicht in den Wellen der Mur, die unfern floß, und rief ihn zu sich.

Er folgte und lehnte an dem Stamm einer der alten Weiden, die dort über den Strom hingen. Er war tödlich betrübt ob des Schimpfes, den er von rohen Bauernfäusten erlitten, und schlug mit dem Stocke in die Luft, als wollte er einen treffen, der diesmal nicht er selbst war. Dann ließ er den Kopf wieder auf die Brust sinken und murmelte kläglich:

„Soll ich länger die Erde mit meinem unnützen Leib beschweren? Nein. Sie hat besseres zu tragen, als ich bin. Und was dann, wenn du die Erde nicht willst, Hans Heinzlin, was dann? — Das Wasser. Schau, das Wasser steht mir jetzt besser an. Das fließt dahin in das weite Meer, so wie meine arme Zeit in die reiche Ewigkeit. Eija, und jetzt hör' ich auch die Stimmen, die mich rufen. Alles ist verzaubert ... ich bin nicht mehr der Ehrenmann, der ich mein Lebtag war ... Die Nacht ist eine alte Hexe und schaut mit dem einen roten Mondaug' ins Wasser, und die Mur lacht mich aus, und die Murweibel tanzen und singen: komm, Heinzlin, komm! wie wohlig wirst du ruh'n! — Was mach' ich noch in der Welt, dem sie die Ehr' genommen haben? — Mich hinausschmeißen! — Gott Vater tut auch schlafen und läßt alles geschehen. Er hat nie keine Zeit gehabt, sich um mich zu kümmern. Gott Sohn ist Menschheit geworden, und die zerfleischt sich so wie so selber, und der Heilige Geist kommt vielleicht erst in tausend Jahren wieder."

Komm, Heinzlin, komm! sang es ihm vom Wasser zu.

„Ja, was steig' ich da noch auf dem buckligen Erdboden herum? Es gibt bessere Leut', als ich bin. Mich braucht eh niemand. Ich fall' ins Wasser wie eine reife Frucht vom Baum, der am Ufer steht. Weil mein Herrgott schläft, muß ich immer wachen und mich mit meinen Gedanken quälen.

Ich will auch einmal schlafen. Dann muß er über mich wachen, wie eine Mutter über ihr kleines Kind. Singt nicht mehr, ihr Murweibel, ich komm' schon."

Als in derselben Nacht ein junger Forstadjunkt des Weges einherkam, so war er nicht wenig erstaunt, Hilferufe aus dem Strom zu hören. Es zeigte sich aber kein so großes Unglück, wie sein mitleidiges Herz glaubte. Denn als er zum Ufer eilte, das mit steiler Böschung abfiel, sah er einen Mann mit halbem Leibe im Wasser stehen. Das war an der Stelle seicht, schoß aber heftig und zornig vorbei und drohte, den Eindringling mitzunehmen, wenn es ihn vorerst gelüpft und zu Fall gebracht.

Der herbei laufende Retter half dem Wassermanne aufs Trockene; und da er Heinzlin kannte und ihn unversehrt fand, so fragte er ihn, wie er denn auf die Wasserstraße gekommen sei, die talwärts führe, statt aufwärts auf den Berg, wo er wohne. Heinzlin schwieg vorerst und seufzte. Er schämte sich nun den wahren Grund anzugeben, nämlich, daß er einer Schmach wegen, die er von Bauernfäusten erlitten, sich ein Leids antun wollte. Er zog es vielmehr vor, zu sagen, daß er zu viel grüblerisch gewesen sei, wie er daher gegangen und aus Unachtsamkeit in den Strom gefallen sei.

„Ich hab' halt einwärts geschaut, Lentfried," seufzte er, „und der Mensch soll immer auswärts schauen, wenn er nicht fallen will. Das ist eine Lehr', die ich mir merken will, um künftig keine Dummheit zu machen."

„Dann ist's eh recht," erwiderte der junge Mann; „aber schlottern tut Ihr doch wie ein armer Sünder. Einen trockenen Faden habt Ihr auch schwerlich am Leib; aber das macht nichts; wenn's nur dem Gewissen einwendig warm ist, da läßt sich das andere ertragen."

Und er umhüllte ihn mit seinem eigenen Janker, den er vorhin abgeworfen hatte, um dem Armen beizuspringen.

„Gott lohn's Euch, Lentfried!" dankte ihm Heinzlin in weinerlichem Tone. „Ihr habt mich wie einen unartigen Buben aus dem Wasser gezogen, der aus Unachtsamkeit hineingefallen ist. Und hätt' ich Alter noch ein Mutterl, da müßt' es jetzt sagen: recht ist dir geschehen an deinem ganzen närrischen Leib. Warum hast nicht acht gegeben? Und möcht' sich doch heimlich ängsten, daß mir was geschehen ist."

Er schlug sich plötzlich vor die Stirn.

„Aber ich hab' ja ein Mutterl, und ein ganz junges auch noch! O die wird mich ausgreinen so sittig, und dabei wird sie mit den guten Augen lachen, daß sie mich wieder heil sieht, ihren armen Vater. Ja, meine Trautel! Der darf ich nichts Herbes antun. Und gar ins Wasser gehn! Aus Unachtsamkeit, Lentfried; ich sag's Euch. Ich hab' halt nicht aufgepaßt. Aber macht nichts. Ich bin jetzt von allen meinen Sünden reingewaschen in dem heiligen Bad, ja, und werd' künftig gescheiter sein. Das kann jeder; dazu ist niemand zu alt. Und wißt's, Lentfried, weil ich das Wasser zu wenig gern gehabt hab' und den Wein ein bissel zu sehr, so bin ich so nah ans Wasser kommen. Ist das nicht zum Lachen? Ha, ha! brr! puh! aber kalt ist mir doch ein bissel."

„Wickelt Euch nur gut in den Janker ein, Heinzlin. Ist Euch eh zu weit. Und ein warmes Trankl wird's daheim auch geben, um Euch den Frost aus den Gliedern zu treiben. Es kann jedem etwas Zufälliges geschehen, und wird ihm doch von seiner Bravheit nichts weggenommen."

„Dank' Euch, Lentfried. Ich bin nicht gefallen. Was vom Himmel durch die Luft fliegt und funkezt, ist kein Stern, sondern eine Schnuppe. Und so ist meine liebe Seel' auch nur ein Funken vom Himmelslicht. Ich bin aber nicht gefallen. Ich bin wieder aufgestanden. Ja, wenn eins nur immer sehen könnt', wo das hinaus will mit dem Leben. Es denkt an die Lichtseite und dabei steht es im Schatten. Ja, wenn's finster wird im Leben, da fürchtet man sich wie ein Kind im Dunkeln. Hört's, Lentfried, wie närrisch das ist. Die Mur, wie sie dahinfließt, hat ein Lied gesungen: Alte Einfalt, Heinzlin, geh' heim und leg' dich schlafen. Und ich bin doch zuwärts zum Wasser gegangen. Ist das nicht zum Lachen?"

Und er versuchte wieder in Heiterkeit zu fallen; es gelang ihm aber gar nicht. Es kam statt des Lachens nur ein Husten heraus, über den er ärgerlich ward.

Der andere erwiderte: Ja, ja, so geht's, aber nur langsam auf dem steinigen Weg."

Er geleitete ihn heimwärts.

„Zeit haben wir genug, Heinzlin. Aber Füß' haben wir gerade ein jeder nur zwei zum Hernehmen, und wenn einer davon zu Schaden käm', so könnt' man ihn auch nicht leicht austauschen. Und Steine gibt's auf der Leiten auch mehr als harte Gulden im ganzen Murtal."

(Fortsetzung folgt.)

Schneehendlpfeifen.

Von Ludwig Thoma in München.

„Jetzt zünd'n mir uns z'erscht a Pfeif' o, Ludwig; nacha will i dir verzählen, wie mir amal in 's Schneehendlpfeifen ganga san."

Der Jagdgehilfe Glasl schob mir seinen Tabakbeutel herüber und ich nahm eine Handvoll von dem k. k. Rollenkanaster.

„Der Knaster is guat," sagte er, „dei Vater hat koan andern net g'raucht, und der hat g'wiß was verstanden."

Der Glasl war nämlich vor bald vierzig Jahren unter meinem Vater als Jagdgehilfe in der Vorderriß angestellt worden.

Zuerst hat er seine Anerkennung erworben durch Schneidigkeit und Treue; nach und nach ist er dem wortkargen Oberförster ein Freund geworden und ist es geblieben, bis eines Tages der Herr Max Thoma in dem sieben Schuh langen Sarge auf den Friedhof getragen wurde.

Oder damit ich es recht sage, er ist ihm über den Tod hinaus anhänglich geblieben, und weiß noch heute kein besseres Lob für eine Sache, als daß er ihr nachrühmt, sie hätte vermutlich dem alten Oberförster Thoma gefallen.

„Brennt's," fragte der Glasl.

„Es brennt scho," sagte ich.

„Nacha paß auf! Dös is g'wesen selbigsmal, wie bei Muatta de kloa Luisel auf d' Welt bracht hat; anno 69 glaab i.

Also da hamm d'Lumpen an Bartel derschossen g'habt, vielleicht a halb's Jahr davor. Dös war a braver Mensch und a Jager von der ersten Klass'.

Den hamm a paar Jachenauer derschossen, wia 'r a auf 'n Vorderkopf aufi ganga is. Aus de Latschen raus und net weiter, wia fünf Schritt. Der Bartel hat an G'wehrlauf g'sehg'n und schreit no: „Net schiassen!"

Derweil hat's scho kracht und der Bartel hat de ganz Schrotladung droben g'habt. Es hat 'n im Schnall 'neig'haut, und an Xaver, der dabei g'wen is, han d' Latschennadeln in 's G'sicht g'spritzt, daß er im erschten Augenblick nix g'sehg'n hat. Wia 'r a si g'reicht hat, san d' Lumpen scho auf und davo g'wen, und kennt hat er koan.

No, bei Vater hat an Vadruß g'habt, wia 's an Bartel daher bracht hamm, maustot. Den saubern Burschen, den a jeder Mensch gern g'habt hat. Bei der Untersuchung hat ma g'sehg'n, wia nah daß der Schuß g'wen is, weil 's Hemd vorn o'brennt war vom Papierpfropfen.

Mir hamm an Bartel in der Hinterriß ei'graben und der Pater Benno hat in der Leichenred' g'sagt, daß da Himmi den Mörder strafen werd'.

Mir hamm uns auf dös net verlassen und hamm uns denkt, a bisserl wern mir selber mit die Jachenauer z'sammrucken.

I hab' zum Heiß g'sagt, eh'nder freut mi koa Essen und Trinken nimma, bis i net oan von de Tropfen hi'g'legt hab'.

De Jachenauer hamm dös wohl g'spannt, daß de G'schicht nimma sauber is; ma hat nix mehr g'hört und nix mehr g'spürt, daß oana in 's Revier rei' waar.

Und lang hat si nix g'rührt.

Nacha am Matheistag, i woaß no wia heut, denk' i mir, an abg'schaffter Feiertag is, wo d' Bauern nix arbet'n; da darf ma zwoamal guat Obacht geb'n; und 's Wetta is aa so warm g'wen, daß i mit 'n Heiß ausg'macht hab', mir gengan an Berg aufi und probieren's mit 'n Schneehendelpfeifen. An Heiß is glei recht g'wen und mir san in aller Fruah weg.

's Marschieren is müahsam g'wen; der Schnee war no hoch und hat nimma recht tragen, weil da Südwind a paar Tag ganga is. Bei jeden Schritt bist einig'fallen samt de Schneereif und hast an Arbet g'habt, bis ma 'r an Haxen wieder außa bracht hat.

Um an achti bin i am Platz g'wen. Der Heiß is weiter drunt' blieben; i hab' mi auf da Schneid o'g'setzt und hab' schö staad umanand g'schaugt.

Ma siecht von den Platz aus in d' Jachenau abi und da is ma wieder der Bartl ei'g'fallen.

Mir san Spezl g'wen vo lang her und i hab' eahm de Stell bei dein Vater zuabracht. Er hat mir koa Schand' nit g'macht de drei Jahr, wo er da g'wen is. Allawei fleißi im Deanst und nüachtern. In da dritten Woch' hat a scho a paar Tiroler abg'fangt und hat 's vom Berg oba transportiert. A Scharnitzer is dabei g'wen, a Mordskerl a groser. Der hat si unter 'n Weg amal stellen wollen und waar nimma weiter ganga. Aber der Bartl

hat 'n scho gangig g'macht; er hat 'n glei nieder g'schlag'n, daß er d' Haxen in d' Höh g'reckt hat; nacha is der Tiroler wieder ganz handsam und fromm wor'n.

Dös is überhaupt das bescht', Ludwig. No net lang umschaug'n mit de Lumpen!

Und da Bartl is so oaner g'wen. G'redt ganz weni, aba scharf, wenn 's drauf o'kemma is.

Mit de Jachenauer hat 'r aa öfter was z'thoa g'habt und deßzweg'n hamm 's 'n aa derschossen.

No, dös is mir all's a so ei'g'fallen, wia 'r i auf dem Platz g'hockt bi.

Z'letzt hon i mir denkt, jetzt muaß i 's do amal probier'n mit 'n Schneehendelpfeifen.

G'rad wia 'r i o'fanga will, siech i was unter meiner; a paar kloane Feichten rühren si und der Schnee fallt oba.

I schaug scharf abi und richti, glei d'rauf kimmt a Kerl aus 'n Dicket mit an — g'schwärzten G'sicht.

So, denk' i mir, Manndei, da schau her! Du kimmst ma jetzt g'rad recht.

I rühr' mi net und wart', was der Lump eppa thuat. Er bleibt steh' und lurt umanand; nacha steigt a wieder gegen mi aufa und bleibt wieder steh' und stroaft an Schnee von sein G'wehrlauf oba.

I hab' glei g'moant, i müaßt 'n kenna nach da Figur. A großer Kamerad mit eckete Schultern, und Pratzen so groß, daß ma 'r an halbeten Tisch hätt' zuadecken könna damit. Wenn dös net da Sagschneider Blasi is, denk' i mir, nacha bin i net da Glasl. Und der sell Blasi is an ausg'machter Lump g'wen. Tag und Nacht im Revier, und glei firti mit 'n Schiassen.

Daß der mit dabei g'wen is, wia 's an Bartl durchtho hamm, des sell hon i nia anderst glaabt.

Wenn i an Kugellauf dabei g'habt hätt', nacha hätt' i glei abi g'schossen d'rauf. Aba 'r a so hon i warten müassen, und hab' mi ganz staad g'hebt. Er steigt allawei höcher und jetzt hon i schon kennt, wo er hi will. Hinter meiner is a guata Wechsel g'wen. Da hätt' er si vielleicht o'setzen mög'n, und weil er allawei umg'schaugt hat, san g'wiß no a paar dabei g'wen; de hätt'n eahm trieben.

Er kimmt allawei nächer — warum rauchst denn it, Ludwig?"

„Mir is d' Pfeif' ausganga."

„Ja, da muaßt öfter o'zünden, der Knaster löscht gern aus, aba sinscht is er guat. Brennt's?"

„Brennt scho," sagte ich.

„Also der Lump kimmt allawei nächer, und i hab'n schnaufen g'hört. Er hat si aa plag'n müassen. Auf dreiß'g Schritt hab' i'n herlassen; nacha fahr i auf und pumms! schiaß i eahm mitten in's G'friß.

Den hat 's um g'legt. Er fallt streckterlängs in Schnee eini und rührt si net.

Manndei, denk' i mir, jetzt woaßt aa, wia 's is. I bin aber net von mein Platz weg, weil i g'moant hab, es kunnt no oaner nachkemma.

Es dauert net lang, pfeift der Heiß. I gib eahm staad o, und er pürscht si zuawa.

„Host a Hendl?“ fragt er.

„Ja,“ sag’ i.

„Wo is denn?“

„Da brunt flackt ’s,“ sag i, und er schaugt abi und siecht den Lumpen. Da pfeift er durch die Zähn’ und lacht.

„So,“ sagt er, „aba ’r a bissel groß is.“

„Jetzt bleib do, Heiß,“ sag i, „i glaab allawei, der is net alloa g’wen. Sei no grad staad!“

I lad’ mein Schrotlauf wieder, und der Heiß setzt sie neben meiner.

Auf oamal hör’n ma huppen, net laut. Aba du woaßt ja, Ludwig, wenn da Schnee liegt, hörst no mal so guat.

I gib an Heiß mit’n Ellabog’n an Renner, und er blinzelt mi o.

„Hu-upp“, thuats wieder. Damal links weiter brunt, nacha weiter heroben rechts.

Jetzt siech i zwoa, drei, vier Kerl aus ’n Dicket kemma. „Vieri“, sagt der Heiß ganz stad, „Hergottsackerament, wenn ma no gröbere Schröt dabei hätt’n, oder gar a Kugel!“

„Laß da Zeit,“ sag i, „wenn’s den andern flacken sehg’n, gengan’s vielleicht zuawi.“

So is a g’wen.

Dana von de vieri bleibt auf oamal steh und schaugt.

Pst! macht a.

De andern halten, und er deut’ aufi, zu dem Platz, wo der g’leg’n is.

Aber so schlau san’s do g’wen, daß’s net schnurg’rad drauf zua san. Sie verteilen si, und ziag’n si wieder ins Dicket z’ruck, und kemman in an Halbbogen aufa. „Jetzt,“ sag i, „Heiß, schaug du links umi, i nimm de, wo rechts kemman. Schiaß net z’bald; von de Lumpen hat g’wiß oana ’r an Kugellauf dabei. Mir müassen schaug’n, daß ma zwoa hi’legen. Nacha is d’ Rechnung gleichauf.“ Es dauert a halbe Stund. Hie und da hör’ i an Astl, aber g’sehg’n hat ma nix.

Jetzt san’s heroben.

Von oan siech i d’ Haxen; er schiabt de Äst auf d’ Seiten und halt an Grind außa und horcht. Der Heiß und i, mir rühren uns net. Zum Schiaßen is no z’weit g’wen.

Wia der Lump nix hört, kimmt er ganz außa und geht auf den andern hi, der im Schnee flackt.

I ziag ganz staad auf. Dawei schnallt’s beim Heiß und oana schreit.

Jetzt hat’s pressiert.

Z’sammschaug’n und schiaßen is bei mir oans g’wen, und den mein’ hat’s g’rissen.

Von de andern zwoa hamm ma nix mehr g’sehg’n; aber g’rumpelt hat’s links und rechts; de san schnell abi über ’n Berg.

„Drei hamm ma,“ sagt der Heiß.

Und richtig is der im Schnee g’hockt, den wo er aufi g’schossen hat.

„Jetzt mach’n ma, daß ma weiter kemma,“ sag’ i, „mir lassen uns net sehg’n, und de andren hol’n eahnere Kameraden scho.“

Mir san z’ruckpürscht und abi; dös is g’schwind ganga, Ludwig.

Wia ma drunt g'wen san, sag' i zum Heiß: „Jetzt mach'n ma 'r an Umweg und gengan über d' Isar und kemman von der andern Seit'n hoam. Da woaß nacha koa Mensch nix, daß mir zwoa da herob'n g'wen san."

Dös hamm mir aa tho. Mir san no zwoa Stund umganga und san auf den Weg, der von da Hinterriß eina führt. Wia ma auf der Straßen san, kimmt hinter uns a Schlitten daher.

Der Pater Benno is droben g'sessen und no a Kapuziner.

„Heiß" sag i „jetzt feit si nix mehr."

Wia da Schlitten bei uns is, grüaß'n mir, und i fang glei an Dischkurs o mit 'n Pater Benno.

Grüaß Gott und wohi, und was ma so sagt.

„Waren Sie schon auf der Jagd?" fragt der Pater.

„Ja" sag i, „mir kemman g'rad von Scharfreiter."

„Das seh' ich" sagt er, und „ein warmer Tag heute" sagt er. „Is besser aa, sag' i, Matheis bricht's Eis, hat er koans, na macht er oans."

„Ja, ja" sagt er, und adieu!

Und nacha draht er si no mal um und fragt: „Von den Mördern des Bartel hat man noch immer keine Spur?"

„Na," sag' i, „jetzt wer'n ma 'r a kaam mehr was raus kriag'n. Es is scho z'lang her."

„Dem Strafgericht Gottes entrinnen sie nicht," sagt er.

„Hoffentli" sag i, und hab' ma was denkt.

Der Gaul ziagt o, und weg san' s.

„Heiß," hab' i g'sagt, „jetzt hamm ma glei gar an geischtlichen Zeug'n, daß mir auf der andern Seiten war'n."

Es is aba nix raus kemma, und mir hamm an Herrn Pater Benno z'letzt gar nimma braucht."

„Und was is mit die Jachenauer worn?" fragte ich.

„De? No, der Bader hat viel Arbet g'habt und der Dokta vo Mittenwald aa.

G'storben is koana; net amal der Sagschneider Blasi; aba der hat 's G'hör verloren. So viel hamm eahm de Schröt do g'macht. Und koan Jagdg'hilfen hat der nimma derschossen. Von de andern zwoa is später oana selber Jagdg'hilf wor'n und is elend z'Grund ganga, auf da Benediktenwand. Ma hat'n g'funden unter an Haufen Stoana; in der Brust hat er an Schuß g'habt, aber nett so schwaar, daß er glei tot g'wen is. Da san d' Lumpen herganga und hamm an mit Felsbrocken zuadeckt, daß er langsam krepiert is."

„Ah, Herrgottsakrament!"

„Ja, Ludwig, dös is a scharfe Zeit g'wen in de sechz'ger Jahr. Da san im Isarwinkel hint' viel Leut in da G'schwindigkeit umi g'roast, ohne Reu' und Leid."

Ungedruckte Briefe von Peter Cornelius und Richard Wagner.

Mitgeteilt von Carl Maria Cornelius in Freiburg i. B.

Mein Vater fühlte sich vollkommen als Süddeutscher, obwohl seine Eltern in Norddeutschland zu Hause waren, der Vater am Niederrhein, die Mutter in Berlin. Geboren ward er ja freilich in Mainz, in Deutschlands goldner Mitte. An Berlin, wo er seine Studienzeit verlebte, dachte er nicht eben gern zurück. „Das kalte, frostige Berlin“ — schreibt er einmal an seine Mutter — „verzeih mir, wenn ich Deine Vaterstadt lästere, aber ich mag sie nicht. Ewig fern von Berlin!“

In Weimar fand er seine zweite Heimat, die dritte und eigentlichste aber erst in Wien. Das war die Stadt nach seinem Herzen und Österreich liebte er über alles. „Lieber!“ schreibt er an seinen Bruder Carl, „ich lebe und sterbe als Großdeutscher. Kein Deutschland, nun und nimmer, ohne dies herrliche, üppige Österreich!“

Mit dem Frohmut der Umgebung hielt sein eigner Frohmut gleichen Schritt und half ihm über alle Trübnisse des Lebens hinweg. Waren doch die fünf Wiener Jahre die schwersten seines Lebens. Hoffnungslose Liebe zu einem Mädchen, das ihrerseits von einer hoffnungslosen Leidenschaft zu — R. Wagner erfaßt war, Mangel jedes sicheren Auskommens und dabei Kampf um Vollendung seines Cid: das waren die Hauptmomente dieser Zeit. Er überstand sie mit seiner nie versagenden Lebensgläubigkeit und Lebensfreudigkeit. Allem Genußleben fremd, freute er sich, wenn andere sich freuten und trug gern dazu bei, wenn er etwas beizutragen hatte. Wie er einmal einem armen frierenden Mitreisenden seinen ganzen Mantel schenkte — nicht, wie St. Martin, nur den halben — so gab er sich immer aus.

Auf dem Heimwege von einer Schülerin, von der er das mühsam verdiente Stundengeld eingenommen hatte, wurde er wieder einmal von einem alten Weiblein angebettelt, und im Glücksgefühl, gerade etwas Rechtes in der Tasche zu haben, gab er ihm einen ganzen Gulden. Die Alte dankte ihm mit einem froherstaunten: Vergelt's Gott tausendmal! Und nach einiger Zeit erfüllte sich dieser fromme Wunsch. Er erhielt einen Brief Richard Wagners, der ihn im Auftrage des Königs nach München berief. Jahresgehalt: 1000 Gulden.

Trotzdem zögerte er, seine „Wiener Hundehütte“ zu verlassen. Er zögerte stets, wenn Wagner ihn zu sich rief. So sehr ihn Liebe und Bewunderung in die Nähe Wagners zogen, ebenso sehr warnte ihn sein Dämon vor dieser Nähe. „Bei Wagner“ heißt es einmal in den Briefen „hätte ich keine Note komponiert, das wußte ich wie geschworen“ und ein andermal: „Wagners Atmosphäre hat eine große Schwüle, er verbrennt und nimmt mir die Luft.“ Je länger Cornelius zögert, desto mehr gerät Wagner in Wut, und wenn er schließlich dem Rufe nach München folgte, geschah es mehr um den Freund zu beschwichtigen als aus eignem Antriebe.

In München fühlte er sich in den ersten Jahren höchst unglücklich. Er litt unter dem Zwang seiner Anstellung als: Wagnerianer in Kgl. Diensten. Wagnerianer war er immer gern in — freiem Sinne, er spricht selbst von sich als

„Von dem blassen Lisztianer
Bis zum letzten Ton und Hauch,
Berlioz- Wagner- Weimarianer
Und ein Cornelianer auch.

Und eben dieser, der Cornelianer, verlangte auch sein Recht. „In München“ schreibt er selbst einmal, „war niemand, niemand der da frug, was bist denn du für ein Vogel, und wie singst du?“

Zu der unbedingten Gefolgschaft, wie sie Wagner forderte, konnte er sich als auch schaffender Künstler nicht verstehen. Denn — wie sagt doch jener Skalde in Ibsens „Kronprätendenten“ — ein Mann kann sterben für das Lebenswerk eines andern, aber leben kann er nur für das eigne. Der Cornelianer rang mit dem Wagnerianer in ihm. Nach der Weimarer Aufführung seines „Cid“ erkennt er, daß er schon viel zu viel Wagnerianer gewesen sei. Der Cornelianer erstarkt und hat den Mut zu sich selber. So schreibt er an seine Schwester Elise: „... Künstlerisch habe ich Bedenken gegen Wagners größtes Werk, den Tristan, wenn ich es auch als volles Meisterwerk anerkenne — mir, meinem Wesen erscheint der innerste Nerv dieser Sache eine krankhafte, selbstvergötternde, nervenzerrüttende Liebessentimentalität. Andererseits fühlte ich seit meinem ins Leben getretenen Cid die unabweisbare Notwendigkeit in meinem Kunstschaffen in der vollsten Freiheit zu verfahren, jede Schulfessel, jeden Zwang einer sogenannten Richtung abzustreifen ...“

Auch an Wagner selbst schreibt er mit derselben Offenherzigkeit über dieses sein „Abweichen vom reinen Wagnertum“ einen „enthusiastischen Abschiedsbrief“, in dem er seine Liebe ausspricht und sein Leid.[1])

Wagner antwortete auf jene Herzensergießungen nicht. Er verstand es nicht, daß ein Freund ihn lieben konnte und ihn dennoch meiden wollte. Mein Vater suchte inzwischen sehnsüchtig nach einem andern Dienste. Er hätte mit der geringsten Stelle vorlieb genommen, doch es fand sich keine. Da er sich aber vor seiner Weimarer Wandlung auf Grund der Münchner Anstellung verlobt hatte, sah er sich gezwungen, — völlig mittellos wie er war — bei der Stange zu bleiben. Und so kehrte er nach München zurück, wo man ihm eine dauernde Anstellung an dem zu gründenden Konservatorium versprochen hatte, die freilich infolge der verworrenen Lage zwei volle Jahre auf sich warten ließ. Dann kam Ruhe. Es kamen die Meistersinger, zu denen mein Vater aus ganzem Herzen Ja und Amen sagen konnte. Das Verhältnis zu Wagner wurde ruhiger, nachdem dieser sich selbst mehr beruhigt hatte. Beider Wähnen hatte Frieden gefunden in der Ehe. Wenn sie sich jetzt zusammenfanden, gedachten sie dankbar der Tage, die sie gemeinsam verlebt. In diesem Sinne bittet Wagner noch in den späteren Briefen „des alten Penzinger Freundes zu gedenken“ und ihn lieb zu behalten. Und sie behielten einander lieb bis ans Ende. Noch höre ich meine Mutter mit bewegtem Herzen erzählen, wie bewegt Wagner sie nach dem Tode meines Vaters in Bayreuth (1876) begrüßte. Er schluchzte heftig, von innerster Ergriffenheit übermannt, und verließ sie dann unter Gebärden höchsten Schmerzes, um wieder auf die Bühne zu eilen, während meine Mutter am Arme unseres lieben Freundes Standhartner zurückblieb.

---

[1]) Die Briefe meines Vaters an Wagner konnte ich leider nicht veröffentlichen. Sie sind vorhanden, wie ich weiß, doch werden sie mir — trotz meiner Bitte sie einzusehen — vorenthalten. So wurden aus unerforschlichen Gründen auch die Briefe von F. Nietzsche, Hans v. Bülow u. a. verweigert. Man redet in Bayreuth so gern von Pflichten der Nation gegen die Wagnersche Sache — sollte es nicht auch umgekehrt Pflichten gegen die Nation geben? Auf Briefe von literarischem Wert hat die Nation ebensogut Anspruch wie auf die Werke ihrer Verfasser. — Wenigstens hätte man die Stimme der Menschlichkeit achten sollen. Ein Sohn, der seinen frühverlornen Vater aus dessen besten Briefen kennen lernen möchte, hätte die Gewährung seiner Bitte verdient, nicht als ein Almosen, sondern als sein Recht. — Um dieses Unrecht gegen meinen Vater wenigstens ein wenig wett zu machen, werde ich die Briefe Wagners in meiner Ausgabe von „Peter Cornelius' Ausgewählte Briefe“ (Breitkopf u. Härtel, 1905, 2 Bände) in Form von Anmerkungen veröffentlichen, damit die Freundschaft der beiden der Geschichte angehöre, so wie sie war und wie sie es um einander verdienen. Im Folgenden gebe ich einige Beispiele der Briefe Wagners.

Wagner war für meinen Vater ein Schicksal. Er hat mit ihm gerungen, wo er mit ihm ringen mußte, und ließ sich gerne von ihm überwältigen, wo er es zu lieben vermochte. Das Wagnertum (in gemäßigter Form) war, wie er es selbst bekennt, die Konsequenz seines Lebens. Auf das Werk seiner Sehnsucht, das er nicht mehr vollenden sollte, auf die Partitur der Gunlöd wollte er schreiben: In Wort und Ton Richard Wagner gewidmet. Seine Liebe zu dem großen Freund legte er in jene innigen Verse, die er ihm als Willkommgruß gedichtet hat. Sie sind vielleicht noch nicht allen Lesern dieser Zeitschrift bekannt und so drucke ich sie im Anschluß an den letzten der Briefe, zu dem sie ja gehören, wieder ab.

Soviel wollte ich an dieser Stelle sagen. Wer mehr erfahren will von Peter Cornelius, der lese das halbe tausend Briefe, das dieses Jahr in Leipzig ausgegeben wird und lasse sich das „Märchen seines Lebens" erzählen.

Peter Cornelius an Hans von Bülow

zu seiner Vermählung mit Cosima Liszt.

(18. August 1857.)

Ein liebesehnsuchtsvolles H
Stand ungelöst im Leben da,
Und sehnte sich nach Tonica
Von wegen der Harmonia.
Es sprach: ein Leitton bin ich ja,
O wäre nur mein C schon da!
O Guido, Notengroßpapa,
Du Notenmachermönch von A-
Rezzo und Du Cäcilia,
Du würdige Musikmama,
Ihr gebet nach dem Mi ein Fa
In regelrechter Musica,
O gönnt auch mir, dem armen H
Die Lösung in die Tonica.
Und bald, wer weiß wie das geschah,
Ein wundervolles C war da —
Das H war seiner Lösung nah
In's C mit Namen Cosima.
O süße Polyhymnia!
O wundervolle Musica!
Es löst in Liebeslust und Weh
Das H sich gänzlich auf im C.

Peter Cornelius an seinen Bruder Carl.

[Weimar, 19. Dezember 1858.]

Mein Teurer! Verzeih, daß ich Dich warten ließ, und Dir auch heute nur in kurzen Zeilen berichte.

Die Oper [1]) wurde erst am Mittwoch, also Deinem Hochzeitstag, gegeben. — Es ist alles gut, wie es gekommen, mein Lieber! Ich bin jetzt

[1]) Der Barbier von Bagdad.

ein Künstler in den Augen der musikalischen Welt, von dem man etwas erwartet. Die beigefügte Kritik sagt das auch; wenn ihr mehr Wärme und Geist zu wünschen wäre, so macht anderseits die anständige Unparteilichkeit (der Schreibende ist von niemand als dem Redakteur Biedermann gekannt), ihr achtungsvolles Lob um so ermutigender. Siehst Du, Du meintest, ich solle mich durch zu großen Beifall nicht verwirren lassen! Nun, mein Geschick will mich zu einem Manne machen — das seh' ich an allem, und ich werde alles tun, es nicht an mir fehlen zu lassen.

Es gibt dem Anfange meiner Laufbahn eine wunderliche Bedeutsamkeit, daß meine geringe Wenigkeit der Anstoß des entschiedenen Bruches zwischen Liszt und Dingelstedt wird. Liszt will — die Kunst; Dingelstedt — nur sich. Das ist der Kampf. Dingelstedt hat meine Zischer bestellt. Er soll zum Großherzog gesagt haben: „Königliche Hoheit! ich hatte für den Fall, daß das Ding nach dem ersten Akt ausgepfiffen würde, ein Lustspiel bereit", worauf der Großherzog eine abweisende Bewegung gemacht haben soll. — Ich war den Tag darauf von Liszt beim Großherzog eingeführt, der äußerst gnädig und freundlich gegen mich war, mir zum Schluß Ruhm prophezeite und mir herzlich die Hand gab. — Liszt wird seit jenem Abend keinen Fuß mehr ins Theater setzen und fortan die Bühne — Dingelstedt und den Seinigen überlassen. — Der 17. Dezember, Beethovens Geburtstag, wurde zu einem glänzenden Triumph für Liszt und uns. Dingelstedt hatte einen Prolog bei mir bestellt, und ich denselben zwei Tage vor meiner Aufführung geschrieben. Herr von Milde (der Kalif, meine eigne Wahl, Dingelstedt wollte Herrn Grans) sprach den Prolog mit einer schönen männlichen Begeisterung, wurde schon in der Mitte von einem Applaus unterbrochen, der durchaus nur vom Publikum selber ausging. Zum Schluß folgte anhaltender Beifall, in welchen die Großherzogin, solange er dauerte, mit einstimmte. Ich wartete auf Mildes Erscheinen, und blieb im Parkett sitzen, bis man nach mir schickte — wo ich denn schleunig hinauflief, um an Mildes Hand vor das Publikum zu treten. — Von nun an ging das Konzert mit einer Weihe, einer Aufnahme seinen Gang, die unvergleichlich war — bis zuletzt nach einer Ausführung der A-dur-Symphonie, wie sie vielleicht noch nicht gehört worden, ein allgemeiner enthusiastischer Zuruf Liszt an seinen Pult zurückrief.

. . . .

Richard Wagner an Peter Cornelius.

[Paris,] 19 Quai Voltaire 9. Januar 1862, abends.

Ich bleibe nun noch bis Ende des Monats hier, bloß um mein Gedicht — ohne neue Unterbrechung — erst fertig zu machen. Als ich mit dem ersten Akt fertig war, wollte ich nur noch auf Schotts Brief warten, um dann sogleich nach Wiesbaden aufzubrechen, wo ich mich auf länger einzurichten gedachte. In der Ungeduld fing ich endlich den zweiten Akt an; Schotts Brief kam und war auch nicht gerade hinreißend drängend. So vergnüge ich mich nun mit meinen Versen, und am Ende gelingt's dabei mein Elend zu vergessen. Auch graut mich's doch, so im Winter gleich wieder in eine neue Fremde zu gehen: so bin ich denn heute zu dem Entschluß gekommen,

für den Rest des Winters mich zu Bülows nach Berlin zu begeben. Ich kann nicht mehr auskommen ohne eine Freundesseele in der Nähe. — Dann — höre weiter! — Dann, Ende Frühjahr, denke ich mir Wiesbaden daraufhin anzusehen. Ohne häusliche Niederlassung komme ich auch nicht mehr aus: soviel sehe ich ebenfalls ein. Ich stimme jetzt ganz für den Rhein: neutral. Dabei frage ich nach Wohlfeilheit und einer bequemen, freundlichen Wohnung. Das übrige, und wie ich auskomme, stelle ich dann dem lieben Gott anheim. In Dienst gehe ich nun einmal nicht wieder. — Nun kommt aber die Hauptsache: — Freund, Du mußt zu mir ziehen, ein für allemal![1]) —

Darüber denke nach! Ich habe schon drüber nachgedacht.

Was mich betrifft, so ist's ganz fertig. Wenn ich endlich noch nicht dahinter gekommen sein sollte, welchen einzig wahren und größten Gewinn das Leben abwerfen könnte, so müßte ich ein armer Sünder sein. Ein Freund, ein tiefergiebiger, selbsteigner, und zugleich mir durchaus sympathischer Mensch. Wer solchen Freund verkennen wollte, der müßte sein nicht wert sein.

Der Hans hat mir's schon oft nicht glauben wollen, wie sehr ich an ihm hänge. Mit dem guten Kerl hat's aber Haken! — Und Du bist frei — wie ich glaubte zu vernehmen, wirst Du's wohl auch bleiben. Wenn ich Dich aber bitte, dann, sobald ich mich wieder niederlasse, ganz zu mir zu ziehen, so versteht sich's von selbst, daß der Zukunft dadurch nichts vorgeschrieben wird. Genug, daß man sich die Ewigkeit dabei unwillkürlich denkt. Ich verstehe es dann so, daß Du zu mir gehörst, wie meine Frau, daß alles, Glück und Mißlingen gleich und gemeinschaftlich ist, wie es sich ganz von selbst versteht. Treibt Dich irgendwann der Ehrgeiz, nun so holt Dich der Teufel, das kann dann nicht anders sein! — Versteh' mich recht. Du treibst, was Du kannst, und ich tu's; aber immer wie zwei Menschen, die eigentlich, wie ein Ehepaar, zusammengehören. Das wird sich alles finden. Steht Dir z. B. Wiesbaden nicht, so beraten wir einen andern Ort. Am Ende kommt mir auch einmal das Glück wieder: das machst Du dann mit. Aber ich denke, auch Du sollst Glück haben. Wenn nicht? Was schadet's? Unter allen Umständen ist man sich gegenseitig was Rechtes. — Zunächst hoffe ich demnach, sehen wir uns Anfang Sommers am Rhein, wo Du ja eigentlich gar zu Hause bist. — Also gut! Denk' nach!

Gott, wie gern hätt' ich die arme Puppe[2]) mit dabei! Ich bin in so etwas von einer unvertilgbaren naiven Moralität. Ich fänd' so ganz und gar nichts darin, wenn das Mädchen mit zu mir käm', und mir wär', was sie gerade ihrer kleinen netten Natur nach mir sein kann. Wie nun aber dafür den »terminus socialis« finden? Ach Himmel! 's ist mir lächelnd leid! — Mit meiner Frau geht's gut; sie scheint sich sehr zu erholen und

---

[1]) Die Briefe Wagners sind genau nach den in meinem Besitz befindlichen Originalen wiedergegeben. Stellen, die das Verhältnis W.s zu meinem Vater klarstellen, sind im Folgenden der Übersichtlichkeit halber gesperrt gedruckt worden.

[2]) So pflegte er die Nichte seines Wiener Freundes Dr. Standhartners, Seraphine Mauro, zu nennen.

stellt sich recht brav und vernünftig an. Am End' ist einem doch das alles angeboren, und die arme Frau, die in vielem mir so ganz fern steht, ist durch das Lebensmisere so mit meinem Schicksale verwachsen, daß ich an ein erträgliches Alter für mich ganz unmöglich denken kann, ohne daß ich es auch auf meine Frau ausdehne. So wird und mag sie denn wohl mit bei uns sein: Du wirst ungemein wohltätig dabei einwirken. So hofft man einmal wieder!

Dein Brief war ganz wunderschön. So hat mir noch keiner geschrieben! Für alles danke ich Dir. Auch mit dem Melodram im Heiling hast Du vollkommen meine sehr früh hiervon empfangenen eignen Eindrücke wieder gegeben: Schon damals bedauerte ich aber, daß es szenisch so dumm und unwirksam untergebracht war.

Dank Standhartners noch schön für den Weihnachtsabend!

Von meinem Gedicht[1]) kannst Du Dir gar keinen Begriff machen: an dem kann ich gar nicht arbeiten ohne schändlich arrogant (wie recht hast Du!) zu werden. Das wird mein genialstes Produkt: weiter sag' ich Dir nichts. Vielleicht schreibe ich Dir nächstens einmal Stellen aus und schicke sie. Liebster Himmel! Hätte ich nur ein Nest, um die Brut so recht mit Behagen ausbrüten zu können! — Nimm Dir ein Beispiel und komm dann zu mir, wenn ich wieder ein Nest habe! Sieh! Da habe ich nun Opern geschrieben und Glück gemacht, bin berühmt, ja oft verehrt und von vielen geliebt und — da sitze ich und kein Hahn kräht nach mir. Fünf, sechs Tage vergehen, ohne daß ich jemand anders als meinen Kellner spreche. Und das sind die besten Tage: denn dann arbeite ich nur, gehe spät aus, speise beim Restaurant, komme heim, lese oder schreibe Briefe. Letzteres tue ich heute. Hier hast Du einen, und nun schreibe ich noch einen Puppenbrief.[2]) Dann grüß' Standhartners.

Erfahre ich sonst nichts aus Wien? Nun, 's wird wohl nicht viel Gutes sein. Adieu, mein Freund, Du Guter, Tiefer! Leb wohl und behalt mich lieb.

Dein Richard.

Peter Cornelius an Josef Standhartner.

Zürich, den 5. Mai, 1862.

Lieber Standhartner!

Ich bin heute, Montag früh, noch ganz voll von dem Eindruck der Villa Wesendonk, die ich gestern gesehen. Ich mochte nicht weiterfahren, ohne eine Idee von Wagners langjährigem Asyl zu haben. Und denkt Euch, so was passiert nur Cornelius. Ich sitze auf der „Katz", einem schönen hohen Lindenviereck auf einer ehemaligen Befestigungsschanze, jetzt von einem botanischen Garten umgeben, und orientiere mich nach meinem „Grieben" in der Aussicht, suche mir den Glärnisch, den Uri Rothstock, den Tödi, erfreue mich an diesem herrlichen Seespiegel, in welchem sich gedrängte Städtchen, wie geputzte Frauen, betrachten — da setzt sich ein blonder Mann

[1]) Gemeint sind die Meistersinger.

[2]) Er meint einen Brief an die „Puppe", die schon erwähnte Nichte Standhartners, Seraphine Mauro.

— in meinen Jahren — neben mich — zieht ein Taschenschreibbuch heraus, läßt seine beiden Kinder um sich herumspielen und schreibt. Erst rede ich ihn längere Zeit nicht an — nachher frage ich ihn nach dem Uri Rothstock, wir sehen die Karte im Grieben nach — ich frage ihn weiter nach allerlei — nach Semper — der sei jetzt auch amnestiert und schon dort gewesen, jetzt wieder zurück, um dann auf immer zu scheiden — ihm schulde Zürich viel Dank — dann nach Gottfried Keller — o, der sei ein sehr beliebter, hochgehaltener Mann in Zürich — dann nach dem Hause, wo Richard Wagner gewohnt — da wurde er warm. Denkt's Euch — war das der Holzschneider, der jenen Taktstock ausgeschnitzt, welchen die Frau Wesendonk für Wagner nach Sempers Zeichnung machen ließ — ein gewisser Sieber, der obendrein in Wien gelebt hat — das älteste Töchterchen war in Wien geboren — so war der erste Mensch — den ich in Zürich sprach, ein begeisterter Verehrer von Wagner.

Der zweite war Wesendonk, den ich dann besuchte. O du lieber Himmel — wie vieles verstehe ich nun seit gestern und wie gut ist es, Freund! Freunde! daß ich diese dumme Reise gemacht habe, mache! Stürzen Sie sich ins Leben, sagte Nicolai zu mir! O wie recht hat er! Anschauen — das Leben lernen, welch einen Sauerstoff, welchen Atem führt das dem Geiste zu! — — — Bei Wesendonk schwebte ich in einer aus Extase und wunderlicher Angst gemischten Betäubung. Wie soll ich Euch's beschreiben! Alles liegt in dem Worte des Diogenes, das fortwährend in mir tönte: „Alexander, geh mir aus der Sonne!“ Es ließe sich ein Ghasel mit diesem Endreim darauf dichten — wenn mir ein Rival des Adonis in Gestalt eines weißkrawattigen Bedienten mehr entgegen schwebte als ging, den ich ebenso gern für den Grafen Persigny, als für Herrn Wesendonks Bedienten gehalten hätte — „Alexander, geh mir aus der Sonne“ — wenn mir ein Studierzimmer — nachdem jener Sonnengott von einem Lakaien mir auf allseitiges Verlangen meines ganzen Innern und Äußern den Staub von den miserablen Stiefeln gewischt hatte — nicht entgegenfunkelte, sondern dunkelte — mit seinen Möbeln, Bildern, Bibliothek, Staffelei, Uhr und Gerätschaften, wie nur ein Boz oder Dumas zu beschreiben weiß. — „Alexander, geh mir aus der Sonne“ — wenn sich nun der Königsbürger vor mir entwickelt der sein Leben dichtet, wie Wagner seine Opern, der von Amerika und Italien spricht, wie ich von der Wohnung meines Hausmeisters — „Alexander, geh mir aus der Sonne“ — wenn dabei seine Pappeln und Linden im Parke säuseln, die er alle selbst angelegt, wenn er mir dann, indem er mich zu einer Tasse Tee hinaufführt über sein Marmortreppenhaus, die vier Hermen zeigt, die er um ein Spottgeld in Rom hat meißeln lassen, Sokrates, den jungen göttlichen Augustus und andre, und die schmalen Blätter australischer Bäume sich en passant wie grüne Vatermörder um mein Kinn schmiegen — „Alexander, geh mir aus der Sonne“ — wenn er mir dann bei einem Souper im dritten Himmel — denn sein Keller muß der erste sein — wo die Butter mit Eis serviert wird — echt chinesischen Tee in echt japanesischen Tassen auf echt tungusischen Tüchern — einschenkt und mir plötzlich durch die Wunder seiner großen roten Mappe zum erstenmal im Leben eine eigentliche Idee von Raphael

gibt, indem er mir die Psychebilder aus der Farnesina in getreuen lokalen Photographien zeigt, das Göttermahl und wie Zeus den Amor küßt und wie Aphrodite dem Vater des Alls ihr Leid gegen Psyche klagt — o wundervolle, nie zum zweitenmal erreichte Vollendung — ja, ob er mich auf den Flügeln seines Reichtums in alle Höhen und Tiefen der Schöpfung führte, sage ich dennoch wie mein Ohm auf der Treppe seines Hauses in Rom ihm sagte: und wenn Sie der Erzengel Raphael wären, jetzt muß ich spazieren gehn: „Alexander, geh mir aus der Sonne!" Seht, es ist heute Montag und weil ich meine Vorstadtzeitung mit dem beliebten Montagspostillon nicht lesen kann, so mache ich Euch selbst meinen kleinen Hanslick-Uhlartikel über Wesendonk.

Frau Wesendonk ist leider krank. Sie ist guter Hoffnung und es hat sich ein Husten eingestellt — der nach der Beschreibung nicht ohne Bedenken ist. Diese Frau, deren schönes Ölbild[1]) ich sah — muß in der Tat ein liebes, engelgutes Wesen sein! Sie bedauerte, mich nicht sehen zu können — ich wurde so freundschaftlich aufgenommen und Herr Wesendonk hat sich so entschieden nicht pfeifend benommen, daß ich mit Hinterlassung meiner Genfer Adresse die Bitte wagen zu dürfen glaubte, mir über das Wohlbefinden der Herrin des Hauses eine gütige Nachricht zukommen zu lassen. Von Wagner las Herr Wesendonk mir einen Brief, der leider die guten Vermutungen, die wir von seinem Schweigen hatten — nicht bestätigt. Er sagt: „Wo ich einen Nagel zur Befestigung meines Lebens einschlagen möchte — er will nicht haften! Und der Arzt sagt mir: O, arbeiten müssen sie jetzt durchaus nicht — das zerstört sie ganz!" Schreibt ihm fleißig — haltet Seraphine zum Schreiben an, ich will ihm entweder heute noch oder sogleich von Genf aus schreiben! Es tut not.

Denkt Euch: Wagner schrieb an Wesendonk von meiner damaligen Reise[2]) — und so, als ob ich sie auf meine Kosten gemacht hätte! Das ist so ein bißchen Inszenesetzung! Aber bei den Kindern des Schauspielers Carl Joseph Gerhard Cornelius, früheren Goldschmiedgesellen in Düsseldorf, ist einmal nichts mit Komödie — ich zerstörte augenblicklich durch die einfache Wahrheit diese Illusion. Es lebe die Aufrichtigkeit!

. . . .

. . . .

Peter Cornelius an seine Schwester Susanne.

[Wien, Mitte März 1864.]

. . . .

Vorgestern habe ich meinen Cid beendet. Doch fehlt nun noch eine Ouvertüre und dieselbe muß ein tüchtiges, ausgeführtes, selbständiges Werk werden, mit dessen Beendigung ich mich wohl noch die nächsten zwei bis drei Monate herumtragen werde. Unterdessen mache ich aber auch die Reinschrift meiner

---

[1]) Abgebildet in dem Buche: Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe.

[2]) Gemeint ist seine Reise von Wien nach Mainz, wo Wagner (bei Schott) die Meistersinger vorlas (5. Februar 1862).

Partitur. Zur nächsten Wintersaison liegt sie dann fertig vor — „in bühnengerechter Abschrift" wie Herr Dingelstedt an Richard Wagner schreibt. — Mit Weimar ruht es nun vor der Hand. Auf mein Anerbieten, die Oper am 24. Juni unter Wagners Leitung zu geben, wurde sowohl der Tag als der Dirigent absagend beschieden, und zwar in einem ganz kalten kanzleimäßigen Brief.[1]) Mir ist es alles, daß ich durch den Anstoß von dort her, mein Werk nun schneller als sonst vollendet habe, und es ist mir lieb, daß nun keine Überstürzung damit eintritt, sondern die Sache ruhig reift. Ich brenne auch durchaus nicht vor Verlangen, die Sache gerade in Weimar zur Aufführung zu bringen; obwohl mir's dort den Hauptpersonen entsprechend, recht angenehm wäre. Ich möchte irgend ein kleineres deutsches Hoftheater finden, wo ich die Oper selber einstudieren und dirigieren dürfte. — Ich trete diesmal mit ganz anderen Ansprüchen auf. Ich werde die Inszenesetzung des Werks mit den höchsten Ansprüchen an Ausstattung, und mit der größten Strenge bis ins geringste Detail betreiben, ich werde eine Generalprobe mit Beleuchtung usw. usw. wie eine volle Aufführung verlangen und mein Werk dann noch zurückziehen, wenn es nicht zu meiner Zufriedenheit dargestellt wird. — Ich habe einmal in erregter Stimmung zu Wagner gesagt: Weißt Du, was ich bin? — Ich bin der einzige Wagnerianer. Das bin ich. — Die Fürstin sagte einmal bei Gelegenheit des Barbier: „Sie werden sich einen Platz neben Wagner schaffen, wie Mehul neben Gluck." Und so ist es; mit meinem Cid ist es bereits eine Wahrheit geworden. Mein Werk hat Stil, großen Ernst und dramatisches Leben; es wird seinen Weg machen.

Susanne! über Jahr und Tag wird einmal mein Cid als gestochene Partitur vor uns liegen! Des sei gewiß! Dann bin ich froh, und es ist doch ein Andenken von meinem Leben da!

Nun aber, im Sommer — im Herbst beginne ich ein neues Gedicht! Wie ich neulich abends stillzufrieden nach meiner Beendung spazieren ging — sah ich drei Sterne mitten zwischen Wolken. Das sind meine drei Opern, dacht ich. Nun werde ich ein Meisterstück machen, nachdem ich diese beiden Versuche glücklich beendet. Da soll alles voll Laune, Gemüt und Melodie sein — es soll alles zufrieden sein — der Sänger, der Kenner und der Dümmste im Publikum.

Denn der Dümmste im Publikum ist doch immer ein Gott, und wenn er sich nur für das linke Bein einer Tänzerin enthusiasmiert, es ist ihm doch eine Art ideale Befriedigung — er nimmt doch, wenn noch so unbewußt, Anteil an dem höchsten was eine Nation hat und wodurch sie ewig lebt — an ihrem Kunstwerk — an ihrem Heiligsten.

---

[1]) Der Brief (vom 26. Februar) lautet: In Erwiderung Ihres Schreibens vom 15. d. Mts. sowie in Gemäßheit Höchster Entschließung seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs, meines gnädigsten Fürsten und Herrn vom 23. d. Mts. hat Unterzeichneter Ew. Wohlgeboren mitzuteilen die Ehre, daß Höchsten Ortes über die Festvorstellung zum 24. Juni bereits anderweit verfügt worden ist und daß die Direktion des Herrn Wagner in Ihrer Oper Serenissimo um so weniger angemessen erscheint als Ihrem früheren Anerbieten zufolge, Sie selbst Ihr Werk auf hiesiger Hofbühne haben dirigieren wollen, was jedenfalls näherliegend und sachgemäßer erachtet werden müsse.

Hochachtungsvoll

Der Großherzogl. Sächsische General-Intendant des Hoftheaters

(gez.) F. v. Dingelstedt.

Ob ich kein Streben über drei Werke hinaus habe? O ja, auf sieben steht mein Sinn — doch wer weiß, ob mir ein so langes Leben gegönnt ist! Mit dreien scheide ich wenigstens zufrieden aus der Welt. Aber Du sollst Dich wundern — mit der ersten Szene von meinem neuen Text wirst Du sehen, daß ich dichterisch immer tiefer greife, daß ich auf eine mir noch verschleierte — vollendete Schönheit ausgehe. — Während diesen fünf Jahren habe ich mich merklich verändert. Viel Überreiztheit und Sentimentalität habe ich von mir getan; Wien hat wohltätig auf mich gewirkt. Ich weiß, daß ich etwas leiste und leisten werde: Feine musikdramatische Arbeiten, und daß man diese zum Besten in der Zeit stellen wird. Das gibt mir Selbstbewußtsein und Mut. Ich bin ruhig, gesund, verständig, heiter.

. . . .

. . . .

Das hat mir nun Wien eingebracht; ich schämte mich oft, praktisch so zurück zu sein, auch gesellschaftlich — bei Standhartners usw., die sehr gut musikalisch sind, war mir alles, was ich leistete, immer unter dem Canuff. Besonders aber datiert sich mein Anfang zum ausführenden Musiker von Tristan und Isolde Wagners her. Da übte ich monatelang an dem schweren Bülowschen Klavierauszug und kriegte ihn doch nicht klein, weil der eben schon für eine vollendet fertige Technik berechnet ist. Da gab ich mich wieder ans Fingerüben. Das ging wirklich gut im Jahr 61—62. Da aber wurde ich wieder durch Genf und Cid unterbrochen, ebenso voriges Jahr durch München, wo ich wohl übte, aber Fingerübungen doch der armen Elisabeth nicht, auch nicht in weitester Ferne, bieten durfte. Dafür nahm ich sie aber hier gleich wieder auf, nachdem mein Fuß geheilt war und ich wieder glücklich bei meinen Müllers saß, habe ich seit Oktober, also fast seit einem halben Jahr, keinen Tag meine Fingerübungen unterlassen. So bildete sich zum erstenmal auch mein Ohr für den Ton im Klavierspiel, und ich übte auch in Stücken, die ich auswendig lernte zum erstenmal jede Einzelheit bis zur möchlichsten Abrundung und Vollendung, und heute nehme ich immer wieder Dinge vor, die ich längst beiseite gelegt, und übe sie noch einmal neu. Das hat mir nun auch das lange Zusammenwohnen mit Tausig genützt, da hörte ich, wie der übte. Jetzt habe ich schon ein Repertoire von zwei Sonaten von Beethoven, sechs Stück von Bach, zehn von Chopin, habe daneben die Violinsonaten von Bach so geübt, daß ich sie in der Tat alle sechs recht anständig spiele. So geht's nun fort; auch im Spielen vom Blatt und Partiturspiel übe ich mich — nach sicherer, eigner Methode — auch darin werde ich meinen Herrn Kollegen — noch ihren Vorsprung abgewinnen — aber mein bißchen Dichtergenie lernen sie in ihrem Leben nicht. — Ich lerne das Handwerk noch, mit dem sie so groß tun — aber meine **Kunst** lernen sie nie, denn mit ihr bin ich geboren, sie liegt im Gedanken und im Gemüt — und sie haben beides nicht — oder sehr schwach. — Wien hat mir diesen großen Vorteil der Einsamkeit gebracht — eigentlich zum erstenmal **allein** zu stehen — ohne wie in Berlin auf Konnexionen — in Weimar auf Clique mich zu stützen. Da habe ich in bitteren Stunden eingesehen, was und wieviel mir fehlt — und — ich hole es nach. In Weimar war diese ewige Erregtheit, Zerstreutheit, Verliebtheit, Lyrik — in

Berlin all diese unseligen Kneipen-Bekanntschaften — und unter all diesen Bekannten nicht ein tieferer Freund, der das Gute in meiner Natur durch ein scharfes Eingreifen angespornt hätte. Gott sei Dank — dort hat mich mein guter Genius losgerissen und seitdem hat mein höheres Streben erst begonnen, ich kam aus der Gesellschaft von ziemlich leeren Zechbrüdern in die Gesellschaft von Künstlern ersten Ranges. Ja mein Weg war von der Vorsicht bestimmt und siehe da, schließlich bleibt mir von vielen doch einer, aber dieser *eine* ist *Wagner*. Er schreibt mir aus der Schweiz, wo er sich bei Dr. Wille am Züricher See befindet. Er ist jetzt noch, im fünfzigsten Jahr, aus schmerzlichen Wandlungen und Läuterungen hervorgegangen — aber Susanne, er ist halt doch der Wagner — der *bedeutendste Poet bei weitem in unsrer Zeit* — und ich sag' Dir, er ist eben doch ein *deutsches Gemüt durch und durch* — *in Leid und Freud, in Tugend und Sünde — ein Mensch, ein Kind, ein Genius!* — *Und es ist doch zuletzt ein eignes Ding, daß ich eigentlich der Mensch bin — mit dem er fast einzig noch zu tun haben will* — *ich versichere Dich unter uns, die Liszt, Bülows usw. usw. ist er müde, aber mich will er immer und immer.* — Als er die Wesendonks — aber dies bleibe ganz unter uns — um ein Asyl anging, war ich in seinem Brief mit inbegriffen — jetzt hat er schon wieder bei Willes mein Zimmer in Bereitschaft, und ich werde gewiß — wenn auch erst nach kopierter Partitur, sechs, acht Wochen dort zubringen. Da siehst Du — nur wir Künstler protegieren einander; die Vornehmen unsrer Zeit sind ganz faul. Denke Dir, meine Ugarte hat nie wieder eine Silbe von sich hören lassen. Zu meinem Liechtenstein geh' ich nicht mehr, weil er mit *ihr* zusammenhängt — und weiß Gott, von welchen Dingen da die mir auf dem Präsentierteller gebotene Protektion abhängen möchte. Adje! Und meine Salms luden mich endlich neulich wieder ein, und zwar warum, weil die Hohenlohe[1]) mich schnell hinter dem Rücken ihres Mannes, der mit Orden nach Schleswig gereist war, einmal sehen wollte. Da sah sie mich denn, lud mich den andern Tag zu sich ein und hielt es gewissermaßen für nötig, mir gegenüber ihr Benehmen gegen die Mutter und Liszt zu rechtfertigen. — — — Ach! Diese Aristokraten! — — Sie wollen nur prahlen und glänzen und mit fertigen Berühmtheiten; aber eine Tiefe — ein Streben — ein Geist — ist nicht mehr drin. Nie mehr gehe ich diesen Leuten nach; ich bin so froh, daß mir das alles vor meinen Schwabenjahren klar wird. — — —

Jetzt sei vielmals geküßt, grüße die Bertha und die lieben Frauensleute, die in dem Festspiel gewiß so überaus schön mitgewirkt. — — — Ich schreib Dir bald wieder! Dein Peter.

Richard Wagner an Peter Cornelius.

[Mariafeld bei Meilen, 8. April 1864.]

Mein lieber Peter!

Was mich eigentlich so krank und lebensüberdrüssig gemacht hat, sind meine in den letzten Zeiten gemachten Erfahrungen an den Personen, davon,

[1]) Fürstin Marie von Hohenlohe, Tochter der Fürstin Wittgenstein.

wie wenig ernst im Grunde es mit der Teilnahme der allermeisten ist! In diesen Tagen nun peinige ich mich wieder von Stunde zu Stunde der Ankunft des Briefträgers entgegen, um auf meine an Dich wie an Standhartner gerichteten dringenden Bitten wegen einer Nachricht über den Stand meiner hinterlassenen Angelegenheiten, auch nur irgendeine Notiz zu erhalten. Standhartner ist so freundlich, heute wiederum in Penzing für mich angekommene Briefe mir zu übersenden: er fügt dem wiederum auch nicht ein Wort, nicht einen Gruß bei! — Begreift Ihr denn nicht, daß mich dies mehr ängstigen muß, als die allerschlimmste Nachricht selbst? Oder schreibt mir niemand bloß deswegen, um sich selbst nicht die Pein zu machen, mir Peinliches zu melden? — Über dies alles müßte endlich aber doch eine herzhafte Freundschaft siegen!

Welche Richtung es mit mir nimmt, hängt ganz davon [ab], wie es sich hinter mir gestaltet; ich habe daraus das Vormirliegende zu entnehmen. Geht alles so im Schlechtesten fort, wie es bisher ging, so kann ich mir nichts Gutes mehr erwarten, da ich bereits soweit gebracht bin, jedes Hoffen für verderblich zu halten: wie ich aber in solcher Stimmung, die mich notwendig tief lebenskrank macht, Freude am Kunstschaffen gewinnen soll, muß wohl jedermann, wenn er mein Alter und meine Erfahrungen in Betracht zieht, für durchaus problematisch halten. —

Wie tückisch aber jeder Umstand jetzt gegen mich verfuhr, magst Du aus einem wieder ersehen. Mit Standhartners erster Briefsendung erhielt ich aus Moskau ein Schreiben, welches mir sagte, daß mein Brief vom 2. Februar dort am 23. März eingetroffen ist, und daß mein Freund dies sehr beklagt, weil, zu rechter Zeit, sehr wohl ein Konzertzyklus für mich zu arrangieren gewesen sei, dessen Ertrag, nach allen Anzeigen, für mich sehr vorteilhaft ausgefallen sein würde.

Wie es nun gekommen, daß mein Brief, den ich zur Besorgung an die Petersburger Hofdame einschloß, und über dessen richtige Weiterbeförderung diese mir berichtete, so unbegreiflich spät an meinen Moskauer Geschäftsfreund gelangte, ist mir so unbegreiflich, daß ich fast an eine Konspiration glauben möchte. Wie dem auch sei, — schickte ich meinen Brief direkt, und kam er zur rechten Zeit an, so käme ich *jetzt* bereits wieder von Moskau zurück, mit jedenfalls so viel verdientem Gelde, um meinen Auszug aus Penzing mit Anstand vor sich gehen zu lassen. — Es bleibt mir nun allerdings die Aussicht, daß ich mit einem wohlorganisierten Winterfeldzug in Rußland nächstes Jahr alles verdienen kann, um meine Wiener Schulden zu bezahlen: Dies jedoch nur unter einer Voraussetzung, daß sich *jetzt* diese Angelegenheit dort so gestaltet, daß sie mein Gemüt durch Beschämung und Unwürdigkeit nicht allzusehr belastet.

Mein Zustand ist sehr unheimlich; er schwankt auf einer schmalen Zunge: ein einziger Stoß, und es hat ein Ende, so daß nichts mehr aus mir herauszubringen ist, nichts, nichts mehr! —

Ein Licht muß sich zeigen: *Ein Mensch* muß mir erstehen, der *jetzt* energisch *hilft*, — *dann* habe ich noch die Kraft, die Hilfe zu vergelten: sonst nicht — das fühle ich! —

Freund, die Schweiz ist mir auch ein Totenfeld geworden, und über-

all hin hätte ich gehen sollen, nur gerade nicht hierher, wo alles mir bitter und grabselig ist.

Die einzige Person, den einzigen Menschen, der mir gegenwärtig zur Wohltat werden konnte, hätte ich allerdings jedoch sonst nirgends antreffen können, als hier. Das ist meine Wirtin, die ganz einzige Frau Dr. Wille! Diese Frau ist über alles Lob erhaben, mit gar nichts zu vergleichen, durchaus einzig. Was geschehen kann, um mir ein angenehmes, namentlich auch zur Arbeit sehr geeignetes Asyl zu bieten, geschieht vollständig: sie bemüht sich sogar auch, mir wenigstens soviel Geld zu vermitteln, daß ich immer noch hoffen darf, meinen Lokalgläubigern nächstens etwas zu zahlen, und somit jedenfalls etwas zur Besserung des beschämenden Anscheines meines Fortganges von Penzing beizutragen. Möge mir nur dieser Nutzen noch anderseits, durch den mir gänzlich unbekannten Stand der Dinge hinter mir, offen erhalten bleiben. Das Ärgerlichste hierfür ist die Wohnungsausbietung: denn diese erst bringt den mir verderblichen Schrecken in alles. Lieber hätte ich fast das Opfer der vorläufigen Beibehaltung der Wohnung noch tragen sollen.

Soll es nun doch noch wieder gehen, und — soll es sich . . . machen, so bedarf ich bald Deines Besuches, lieber Peter. Du bist mir vollständig an das Herz gewachsen, und was mich mit meister Wehmut erfüllt, ist daß Du mich nicht mehr besuchst. Ich stehe wegen einiger Theaterhonorare in Unterhandlung: 100 Gulden könntest Du wohl schnell durch mich erhalten, wenn Du zu mir kommen wolltest, wo alles für Dich bereit ist. Das lasse Dir doch gesagt sein! —

Vielleicht aber — hilft alles nichts mehr! Wahrlich, ich fühls, es geht tief innerlich mit mir zu Ende. Meine Kränklichkeit hilft nach Kräften zu dieser Stimmung. Ich bin jetzt wieder so matt und von meinem Blasenleiden höchst geplagt. Standhartner hat recht, sich nicht mehr um mich zu bekümmern. Ich bat Dich, mir von ihm die Tropfen verschreiben zu lassen. Sag' ihm, ich hätte heute begonnen, Vichywasser des Vormittags zu trinken: ich höre, es hilft auch gegen Blasenleiden; vielleicht ist es dasselbe, womit er mich zu gleichem Zwecke versah. Ach Himmel! Das alles geschieht noch in der Hoffnung, daß es überhaupt noch gehen wird: ob dies der Fall sein kann, werde ich ja nun bald erfahren. Wie gesagt: Ein gutes, wahrhaft hilfreiches Wunder muß mir jetzt begegnen, sonst ist's aus! —

Euer furchtbares Schweigen scheint mir anzudeuten, daß dieses liebliche Wunder jetzt unterwegs ist! —

Adio! Freund! — Such' den guten C. Liszt auf; sag' ihm von mir — bitt' ihn und — danke ihm! —

Umarme Standhartner! — Der Arme, so kräftig er ist, bin ich ihm doch gewiß zu schwer! — Und so gar keine Freude hat er mit mir! Er und niemand! — Doch — vielleicht Tausig! Wenn es glückt, kann es ihm gelingen für mich ans Kreuz geschlagen zu werden. (Vgl. Bürgschaft!)

Es ist elend — und nicht einmal tief! — Leb wohl und — wenn's gut gehen soll — so komm bald zu mir!

Dein Richard.

Mariafeld bei Meilen. Canton Zürich. 8. April 1864.

Richard Wagner an Peter Cornelius.

Starnberg, 31. Mai 1864.

Mein lieber Peter!

Ich suche meinen Abschluß zu machen, um klar zu wissen, was ich besitze und welchem ich zu entsagen habe. Die Station meines Lebens, auf der ich angelangt bin, erfordert dies: ich muß meine Ruhe organisieren, sei es — wie gesagt — durch Besitz, oder durch Entsagung.

Wiederholt habe ich Dir gemeldet, daß ich hier alles sorgsam für Deinen Empfang hergerichtet habe. Wir zwei, und wer sonst noch, können völlig unabhängig einer vom andern hier neben uns hausen, jeder seiner Arbeit, seiner Laune nachgehen, und doch ist der Genuß der Gemeinsamkeit jeden Augenblick ermöglicht. Dein Flügel, der mich nicht stört, steht bereit: ein gefüllter Zigarrenkasten erwartet Dich auf Deinem Zimmer usw. Dies, lieber Peter, ist E i f e r! Dieser verlangt Erwiderung oder — er schlägt vollständig um. — Durch H. Porges läßest Du, der mir auf alle diese Meldungen noch nicht mit einer Zeile erwidert hast, mir sagen, es täte Dir leid, nicht kommen zu können; Du habest Dir vorgenommen, in den nächsten drei Monaten Deinen Cid umzuarbeiten und müßtest hierfür in Wien bleiben. —

Was ist nun rätlicher, lieber Peter, daß wir über dieses sonderbare Benehmen reden oder — schweigen? — Ich muß fast glauben, das Schweigen sei besser, da — sehr ersichtlich — hierunter etwas verborgen ist, was beim Besprechen nicht klar wird, sondern im Gegenteil nur entstellt und vertuscht werden kann. — Alles im Leben entscheidet schließlich der unwillkürliche Trieb: wir werden angezogen und abgestoßen, trotz allem, was wir sonst dagegen hervorbringen mögen. Frage ich wie dieser Trieb sich schon zuvor bei Dir in bezug auf mich geäußert, so fällt die Untersuchung nicht zu meinem Vorteil aus. Genau heute vor zwei Jahren erwartete ich Dich sehnsüchtig in Biebrich: lange Zeit blieb aber jede Nachricht aus, bis ich plötzlich durch einen dritten erfahre, Du habest Dich von Tausig nach Genf ziehen lassen. Du hast nie ganz erfahren, wie tief mich dies verstimmte.

Etwas Ähnliches soll nun diesmal nicht sich ereignen; sondern wir müssen als Männer uns offen auseinandersetzen. —

Deine Gründe, weshalb Du Dich meiner Sorgfalt für Deine Arbeitsmuße nicht anvertrauen willst, darf ich nicht gelten lassen. Heute vorm Jahre verließest Du Wien und gingst nach München, um ungestört arbeiten zu können. Auch ich will hier und jetzt arbeiten: Wie Dein Cid aber meine Meistersinger stören sollten, kann ich ebensowenig begreifen, wie das Umgekehrte. Im Gegenteil, mich bestimmt auch eine Sorge um Dich und Deine Arbeit. Ich wünschte sehr — das sage ich Dir offen — bei der Umarbeitung Deiner Oper recht innig und traulich Dir meine Ratschläge erteilen zu können. Willst Du gerade d e m Dich aber entziehen, — nun, so ist das Sache des Willens, und allerdings läßt sich darüber nicht reden. —

Doch irrte ich wohl, als ich anführte, daß Du vorm Jahr nach München gingst, eben um besser zu arbeiten; vielleicht gingst Du auch, weil es Dich von Wien trieb. Mir ist, als ob Du so etwas eingestanden. Vielleicht fällt es Dir nun diesmal aus dem umgekehrten Grunde schwer, Wien zu verlassen.

Nun, wo das Herz uns bewältigt, bleibt alles übrige machtlos! Sehr ernstlich muß ich in diesem Punkte nur wünschen, daß Du Dich bei dieser Gewaltigung nur auch glücklich und hoffnungsvoll fühlst. Ist dies nicht, dann wäre doch vielleicht noch ein Freundesrat zu hören, und nötigenfalls der Gewalt nicht so sehr auszuweichen.

Unter allen Umständen wäre ein offeneres Benehmen gegen mich schön. Dein jetziges Verhalten ist, meinem Eifer gegenüber, geradewegs beleidigend und — als solches empfinde ich es bereits.

Somit, lieber Peter, mußt Du mir, der ich eben notwendig jetzt meinen Abschluß suche, es nicht verübeln, wenn ich Dir für ganz bestimmt diesen Schluß meiner streitenden Empfindungen mitteile.

Entweder Du nimmst jetzt unverzüglich meine Einladung an und richtest Dich dadurch für alle Lebenszeit etwa zu einem wirklichen häuslichen Lebensbunde mit mir ein.

Oder — Du verschmähst mich, und entsagst dadurch ausdrücklich dem Wunsche mit mir Dich zu vereinen. Im letzten Falle entsage ich Dir ebenfalls ganz und vollständig und ziehe Dich in keiner Weise mehr in meine Lebenseinrichtungen. —

Von dem Grade Deines Vertrauens, in betreff der Mitteilung deiner Gründe wird und muß es ferner abhängen, ob wir überhaupt vom Schicksal zu fernerem Freundesverkehr bestimmt sind. —

Du ersiehst hieraus eines, — wie sehr ich der Ruhe bedarf. Dazu gehört, bestimmt zu wissen, woran ich bin: Mein jetziger Zusammenhang mit Dir peinigt mich furchtbar. Er muß vollständig werden, oder gänzlich reißen! —

Hoffentlich erkennst Du in diesem Ernste der Auffassung meines Verhältnisses zu Dir das vollste Gegenteil von Geringschätzung.

Herzliche Grüße von Deinem Richard.

Peter Cornelius an seine Schwester Susanne.

[Wien, 24. Juni 1864].

Heil Suse!

— Jetzt wird es mit dem Cid ernst. Er soll am 18. Dezember in Weimar gegeben werden, doch muß ich die Partitur am 25. August abliefern. So habe ich jetzt vollauf mit der letzten Reinschrift zu tun, die zugleich Umarbeitung ist. Doch nun fügt sich Bogen zu Bogen. Ach, ich höre wenig von draußen. Auch der Elise Geburtstag habe ich versäumt! Doch in Gedanken feiere ich das alles. Heute trieb mich endlich Köhlers Geburtstag zum Schreiben; obwohl ich nicht in seiner Schuld bin, unsre letzten Briefe kreuzten sich. Auch in Deiner Schuld bin ich nicht, Susanne, denn ich hatte Dir kurz vor Deinem Geburtstag zuletzt geschrieben. — Seitdem ist die Wendung in Wagners Schicksal eingetreten. Wendung? wohl kaum! — Leider sind wir, vielleicht für immer, auseinander. Er schrieb mir: Komm nach Starnberg — komm für immer — oder ich habe auch gar nichts mehr mit Dir zu tun. — Ich konnte das nicht eingehen — da der Cid immer seit Februar schon spukte — und nun lebendig

herankommt — und bei Wagner hätte ich keine Note geschrieben. Das wußte ich, wie geschworen. — Auch wäre ich nur eine Art geistiges Möbel für ihn, ohne Einfluß auf sein Leben, soweit es tiefer liegt. — Kurz, ich sende Dir seinen Brief mit. Sage, ob man einem Freund so ein Oder stellt: entweder ganz, mit Haut und Haar — oder gar nicht. Ich hab' mich Wagner nie aufgedrängt. Ich freute mich herzlich seiner Freundschaft, war ihm aufrichtig zugetan in Wort und Tat. Aber sein Leben zu teilen — das lockt mich nicht. Ich habe so was durchgemacht. Mit Liszt. Da tat ich alles naiv, aus innerem Lebensdrang. Unterdessen bin ich ein Mann geworden, und will meinen Winkel in der Welt für mich haben, wie der Hund seine Hütte. Mit Ach und Krach, mit Für und Wider, mit Not und Lust — aber ich, ich selber. Heil mir, ich bin ein freier Mann — es fehlt noch viel, daß alles gut sei — aber kein Köder, keine Angel fängt mich ein.

Rom hat auch wieder gelockt und geblinzelt. Mag's nicht. Mit der Augenverdreherei und Gepäpstels und Gekardinälsels. Ach so geht doch mit Eurer Komödie! — Jetzt wird mein bißchen Cid fertig. Das ist mein Weg. Das zeigt mir das Geschick. Ich arbeite auf Bestellung, mein Tag ist schon angesetzt. Fünfzehn Friedrichsdor krieg' ich. Mein Schicksal und mein Talent ist auch eins, ich nehm's aus Gottes Hand, ich will es so und bin zufrieden. — Ich weiß nichts von dieser Genußsucht, diesem grimmigen Materialismus, der jenen guten Freund am Schopf hat. Und wer steht mir dafür, daß es nicht einst heißt — ich hab' doch gern mit dem Liszt Champagner getrunken — und gar jetzt wieder mit dem Wagner. Weiß Gott, ob ich das Bessere suchte und was Tieferes wollte und ob ich mich mit Mühe von allem geistigen Reiz, aller moralischen Bummelei suchte loszureißen, um meinen Barbier zu schreiben — dann meinen Cid. Dann aber was viel Besseres. Aber das findet man nicht bei Liszt, so freundlich er ist, nicht bei Wagner, so tyrannisch er seine allein seligmachende Freundschaft anbietet — sondern in sich selber.

Suse, bist Du denn noch mein, glaubst Du denn noch an mich? Du und Köhler, dem ich auch vorhin schrieb: Nur kein Schiller! „Sie wandten treulos ihre Schritte, und einer nach dem andern wich!“ — Nein, ich weiß, Dein Herz steckt jetzt tief drin. Recht so, das muß alles erlebt sein, ich nehm' Dir's noch in zwanzig Jahren nicht übel. Du warst mir überhaupt manchmal schon ein bißchen sehr madamig — so, weißt Du, in der ganzen Umgebung, jetzt läuft das Herz noch einmal mit Dir davon — ach das ist schön — das muß sein. Mich hast Du denn auch in all jener Zeit fast verwöhnt — aber glaubst Du, ich versteh' das nicht, glaubst Du, ich bin ein so borniertes Vieh, das nur ganz so als schuldigen Tribut hinzunehmen und gar zu fordern? Hatt' ich doch auch drunter zu leiden — wie Du gleich verzweifelt warst über jede Lumperei vom lieben Ideal-Peter — wie er in Salzburg saß und kein Geld hatte. Ich sag' Dir, Suse, laß Dich all das nicht reuen, es muß so sein. Wie schaut's nun aus? Und ist alles recht arg? Oder ein bißchen besser? — Wenn Du recht unglücklich bist, was Gott nicht wolle — so forsche doch einmal nach den Briefen von der Lespinasse,[1]) auf das Buch bin ich

[1]) Julie de L. (1732—76) „Lettres“ Paris 1809.

recht gespannt — es muß das unmittelbarste im Ausdruck des Herzens sein, weit über Rousseau hinaus. Diese geistvolle Frau war in einen ganz oberflächlichen platten Kauz unglücklich verliebt, wie die arme Sappho. Mißverstehe mich nicht, aber ein schönes Buch ist immer ein Blitzableiter in den Gewittern des eignen Lebens. Wie tief wurde Goethe mißverstanden von denen, die sein Werther zu Katastrophen hinriß. Gerade umgekehrt — meint so ein herrlicher, ewiger Geist.

Erzähle Hestermann, daß ich — Walter Scott lese, und mit wahrer Freude. Wagner empfahl mir einiges — Du weißt auch die weiße Dame ist aus ihm entnommen — woraus noch einmal eine gute Oper zu finden sein möchte. Und da bleib' ich nun nicht bei den paar Einzelheiten, sondern will den ganzen Dichter kennen. Und da bin ich denn dem Himmel grateful for the care, daß ich das bißchen Englisch weiß, es ermuntert mich nebenbei zu meinen slawischen und ungarischen Studien — die Idee — daß alles das nicht umsonst ist. Denn aus dem unverfälschten Quell des Dichters schöpfe ich die reichsten Eindrücke — es ist die Atmosphäre aus welcher der Funken zur dritten Oper herausschlagen wird. Auch Calderon und die Spanier habe ich viel gelesen — auch da segne ich mein bißchen Spanisch — es verschafft mir Partitur statt Klavierauszug von so einem Dichter. — — — Auch den Cid von dem herrlichen Valenzianer: Guillen de Castro las ich in München, ein Stück von Shakespeareschem Geist, welchem Corneille wahrlich eine Allongeperücke aufgesetzt hat. — — —

Sei fleißig geküßt von Deinem Peter.

Peter Cornelius an seine Mutter.

Wien, am 8. Oktober 1864
Sonntag morgens.

Liebes Mütterchen!

Mein solange verzögerter Brief zu Deinem Geburtstag ist heute selbst nur kurz, enthält aber eine gute Nachricht, für welche Du Gott von Herzen danken wirst.

Lies umstehenden Brief von Wagner an mich! —

Lieber Peter!

Im besondern Auftrage Sr. Majestät des König Ludwig II. von Bayern habe ich Dich aufzufordern, sobald Du kannst, nach München überzusiedeln, dort Deiner Kunst zu leben, der besondern Aufträge des Königs gewärtig, und mir, Deinem Freunde als Freund behilflich zu sein.

Dir ist vom Tage Deiner Ankunft an ein jährlicher Gehalt von eintausend Gulden aus der Kabinettskasse Sr. Majestät angewiesen.

Von Herzen Dein Freund

Briennerstraße Nr. 21. Richard Wagner.

So stellt sich mein Leben auf die Schwabenjahre hinaus noch ganz leidlich. Mein Cid ist fertig, nur den dritten Akt habe ich noch abzuschreiben. Das will ich noch in Wien vollenden.

Mütterchen, bald mehr und Gutes. Tausend Gulden sind besser als tausend Worte! — So hast Du doch auf Deine alten Tage noch diese

Beruhigung! Vielleicht sehe ich Dich bald! Geträumt habe ich viel von Dir in der letzten Zeit! Mit Gruß und Kuß an die Schilys!

Dein Peter.

Richard Wagner an Peter Cornelius.

München, Briennerstraße 21, 12. Oktober 1864.

Lieber Peter!

Ich danke Dir, daß Du kommen willst. Deine Berufung hierher fasse recht einfach auf. Mein holder König, von dessen Schönheit und Herrlichkeit Du Dir keinen Begriff machen kannst, war glücklich, mir alles zu gewähren, was ich zur Vollendung meiner Werke bedarf. Ich habe ihm die Aufführung des Nibelungenringes in drei Jahren versprochen. Er hebt mich hierzu in die Wolken, um dort, befreit von aller Lebensgemeinheit, nur meiner Kunst zu leben. Doch kann ich nicht allein sein. Schon im Sommer habe ich mir Bülow erbeten — er siedelt mit Frau und Kind nächsten Monat über. Nun fehltest Du noch: jetzt erbat ich Dich mir; und du hättest die Freude sehen sollen, mit welcher der himmlische Jüngling mir auftrug, Dich zu berufen. — Er erfuhr aber auch durch mich, was Du außerdem, daß Du mein Freund bist, noch seiest. Und hierauf lege ich besonders viel. Ich darf nicht allein sein, heißt nicht nur, ich darf nicht ohne Freund sein, der mich versteht und mir hilft, sondern ich muß diejenigen haben, die mit mir zum gleichen Ziele streben, eine neue Schule gründen, nötigenfalls mein eignes Werk vollenden können. Deine eignen Werke sind mir somit gleich wichtig: Du sollst sie hier schön aufführen können!

Noch eines: ich hörte aus Mainz, daß es Dir diesen Sommer sehr schlecht gegangen sein müßte. Dies, lieber Peter, muß doch ein Ende haben, sobald es mir gut geht: Da Du nun nicht zu mir nach Starnberg kommen wolltest, wo Du nichts von Sorge oder Entbehrung erfahren hättest, mußte ich endlich wohl im Namen eines Königs Dich zum Kommen auffordern. — Komm nun, wenn Du willst, erst im Dezember; ist an dieser Verzögerung Pedanterie schuld, so solltest Du sie zwar überwinden: man muß nicht Pedant sein. Im Anfang November gebe ich den fliegenden Holländer und eine letztmalige Aufführung meiner Fragmente, wozu Schnorr kommt. Der König hat Bülow eingeladen, hierzu bereits in München einzutreffen; er würde sich sehr freuen, auch Dich um diese Zeit schon hier zu wissen. Jedoch, wie Du willst! —

Nur bitte ich Dich, schreibe alsbald an den König nach Hohenschwangau, wohin er vorgestern wieder auf 2—3 Wochen zurückgegangen ist. Schreibe ihm warm und innig, mit größter Freiheit: Du wirst ihm damit schnell vertraut werden. Melde ihm die Zeit Deiner Übersiedlung und — mache ihm Freude! — Ich war letzthin fast versucht, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten. Glaub mir; mit dem „hat es eine Bewandtnis" — der ist nicht „von dieser Welt". — Also! behalt' mich lieb! Tu' wie Du willst, und sei gewiß, daß Du mir teuer bist.

Grüß' die gute Puppe!

Von Herzen Dein Richard Wagner.

Liszt hätte auch ich nicht zu sehen bekommen, wenn er nicht den Hans aufgesucht hätte, der hier krank lag. Er hat mir sehr gefallen. Grüße Tausig von ihm und mir: Liszt spielte bei mir seine Wiener Soireen mit wirklich großer Freude daran und lobte sie ungemein. Mir dankte er ganz persönlich und feurigst für mein damaliges Anerbieten, Deinen Cid in Weimar zu dirigieren, wovon er gehört hatte. Man kann ihm nur darum gram sein, daß er uns sowenig angehört. Nun, das hat einmal auch „seine Bewandtnis".[1])

Ich öffne diesen Brief noch einmal, weil ich bei abermaliger Durchlesung Deines Briefes deutlicher erkenne, daß Du eigentlich nichts von des Königs Berufung wissen willst. Nun beschwöre ich Dich, Dir hierüber keine törichen Grillen zu machen. Der Gehalt, den Dir der König zahlt, kann, wenn Du willst, aller Welt verschwiegen bleiben. Du empfängst keinen Titel, keine Verpflichtung damit: es ist ein reiner Freundschaftsdienst, den mein Freund meinem Freunde erweist. Alles ist hier idealisch, rein und edel! Um Gottes willen, kein pedantisches Mäkeln: sei so frei und edel als es mein König ist. Weiter verlange ich nichts! Beruhige mich hierüber, ich bitte Dich!

Peter Cornelius an seinen Bruder Carl.

Wien, 26. November [1864].

Lieber Carl!

Gestern abend um acht Uhr habe ich den dritten und letzten Akt in der Reinschrift vollendet. In einigen Tagen kann nun alles nach Weimar abgehen. Eben trage ich den dritten Akt und die Partie des Cid zum Buchbinder. In den von mir selber besorgten einzelnen Partien mit Klavierbegleitung ist zugleich der Klavierauszug der ganzen Oper enthalten, welcher nur von einem verständigen Kopisten (wahrscheinlich von mir selber) zusammengestellt zu werden braucht. Dies erkläre Dir auch die lange Dauer der Arbeit, ich habe im ganzen etwa 150 Bogen, Partitur und Klavierauszug, gearbeitet. — Die Sympathie, obwohl von den verständigen Leuten mit Recht in Abrede gestellt, muß doch noch als Gespenst umgehen — denn Dein Brief war etwa um die Zeit geschrieben, als ich vor Ungeduld brannte, den letzten Bogen, der noch eine letzte Neuerung enthielt, fertig zu sehen. Seit gestern bin ich rasend froh, mache Pläne zum Vergnügen nach Indien oder nach Paris zu reisen.

Die Münchner Berufung versetzt mich seit Wochen in eine anstrengende Gemütsspannung. Nur mit Kampf gewann ich es über mich — nicht den Stuhl zu rücken — bis die letzte Note vom Cid zur Aufführung reif sei. Wie bin ich jetzt belohnt, das gehalten zu haben. Ich könnte jetzt in jedem Augenblick mit dem übermütig frohsten Herzen nach München kommen — und wäre sonst wie ein vom Turm Gefallener dort herumgegangen.

Aber eine tiefste Stimme in mir sagt: Geh' nicht hin! Diese tausend Gulden sind nur eine Verlockung des Teufels. Da sagt alle Welt — ja das muß er annehmen, das ist doch endlich einmal etwas!

Ich sage: dem Cid nachlaufen, und keinen Schritt von ihm weichen — mit meinen Weimarschen Freunden jeden Tag dazu brauchen, um die Glut

[1]) Anspielung auf die Fürstin Wittgenstein, die eine Gegnerin Wagners und seiner Kunst gewesen war.

des Lebens in den vorhandenen Marmorklotz zu bringen. Den Erfolg abwarten — und so — *ganz durch die eigne Schwere*, ganz auf mir selber stehend den Platz im Leben erringen.

In Wagner und mir ist etwas, was merkwürdig zusammentrifft — das gibt uns den Zug zueinander. Ich habe Liebe und große Verehrung für ihn, und würde ihm auch herzlich gern die Befriedigung gewähren, bei ihm zu sein — denn ich weiß — er entbehrt mich.

Aber mit Vollendung des Cid trete ich in eine andre Zeit. Ich habe jetzt mein volles Bewußtsein, die volle schwererrungene Manneskraft. Ich bin zum musikpoetischen Schaffen berufen, und habe die heiligste Pflicht — keinen Augenblick zu versäumen. In drei Jahren muß ein neues, besseres Werk von mir da sein.

— Das kann ich nicht in Wagners Nähe leisten. Er konsumiert mich. Die tausend Gulden des Königs sind nur eine neue Form für Wagners: „Komm zu mir!"

Die fünf Jahre des Alleinseins haben neben allen Irrtümern und Fehlern — dennoch mein Wesen geläutert. Ich bin indessen, erst spät — zum Manne geworden — wie ich auch sei. *Wagners Atmosphäre hat eine große Schwüle, er verbrennt und nimmt mir die Luft.* Ich habe *trotz* alledem — am 28. Oktober — einen Brief an den König gerichtet, *wie Wagner es wünschte, annehmend.* Doch habe ich seitdem von München nichts gehört als Deine Worte.

Die nächsten Tage müssen einen Entscheid bringen. — Ich soll nach *Weimar, dorthin* ist mein entschiedenstes Wollen gerichtet — *dann nach* dortiger Aufführung — mit *aller Freude* zu *Wagner* — *zum Besuch.*

Seid alle geküßt von Eurem Onkel Peter.

Richard Wagner an Peter Cornelius.

München, 24. Dezember 1864.

Lieber Peter!

Dein Brief belehrt mich, daß ich auf Deine darin enthaltene Angabe, Du werdest vermutlich am zweiten Feiertage in München sein, nicht streng halten darf, und fürchte daher, Du könntest sogar erst noch einen Brief von mir abwarten wollen. — Um meinerseits nun nichts zu versäumen, was Dich wiederum mit Ungewißheit erfüllen könnte, schreibe ich Dir dieses wenige noch nach Wien.

Daß Du noch in Wien seiest, erfuhr ich erst kürzlich; bis dahin vermutete ich Dich in Weimar, weil mir die Beschäftigung mit der Aufführung Deiner Oper die günstigste Erklärung für Dein Ausbleiben oder Schweigen schien. — Dem König ist es, nachdem er Deinen Brief erhalten, gegangen wie mir: er hat geglaubt, allernächstens Dich persönlich begrüßen zu können, worauf er sich von ganzem Herzen freute, nachdem ihm eben Dein Brief die allerangenehmsten Erwartungen von Deiner Person erweckt hatte. Ich gelangte nicht dazu, über diese einfache und natürliche Wirkung Deines Briefes hinaus noch etwas andres hierüber zu erfahren. Von Pfistermeisters Gefälligkeiten wirst Du gewiß die günstigen Erfahrungen machen, sobald Du hier bist und Dich ihm mitzuteilen Veranlassung nimmst. Es ist eben nur wünschenswert,

daß Du Dich persönlich von der Richtigkeit meiner Versicherungen überzeugst und Dein persönliches Erscheinen an keine weiteren Bedingungen knüpfest . . .

Daß es Dir schwer wird, von Wien zu scheiden, kann ich gut begreifen, da ich selbst, wie Du dich entsinnst, eine Zeitlang alles aufbot, meine Rückkehr nach Wien zu ermöglichen. Daß Du aber wähnest, es hätte diese Anhänglichkeit eben „Wien" der „Kaiserstadt" gegolten, hat mich in ein seltsames Erstaunen versetzt. Du weißt besser als jemand, wie ich das Wien, von dem ich mich schwer trennte, sofort mir am Starnberger See zu rekonstruieren suchte: Du weißt, welchen leidenschaftlichen Eifer ich daran setze, Dich, Heinrich Porges, zum Besuch selbst Standhartner, dorthin zu locken. Du mußt auch erfahren haben, wie kalt und gleichgültig ich im Juni d. J. nach einem kurzen, nur geschäftlichen Aufenthalt Wien den Rücken wandte, nachdem ich die Überzeugung gewonnen, daß ich mein Wien nicht mit mir nehmen konnte — und verwechselst meine Empfindungen in dieser Beziehung jetzt mit denjenigen, die Dir gegenwärtig in betreff der „Kaiserstadt" anzukommen scheinen? — Wie sonderbar fremd Du Dich mir doch machen willst! — Auch an Heinrich Porges denke ich viel und ernstlich. Er hat es mir, als ich für sein Hierherkommen einen ersten, persönlichen Anknüpfungspunkt suchte, recht schwer gemacht, und ziemlich trocken und geschäftlich mir eben nur die Vorteile seines Wiener Aufenthaltes entgegengesetzt. Doch wird sich vielleicht auch auf diesem Wege der Einigungspunkt für uns finden, und ich denke auch ihm noch zu beweisen, welche Anziehung es war, die mich im April nach Wien zurückverlangen ließ, und daß dies ganz gewiß nicht das menschengefüllte Lokal der Kaiserstadt war. —

Lieber Peter! Nimm es diesmal ernst, recht ernst! Von dem, was hier — nicht in „München", sondern im Schutze dieses idealen Jünglings, den das Schicksal zum König von Bayern berufen hat, möglich ist, kannst Du Dir in Wien keinen Begriff machen. Alles — das Größte, Idealste! Aber — Menschen, tüchtige, hochbegabte, brünstige Menschen von ernstem Willen bedarf's dazu: allein kann ich nichts. — Hier ist alles gesagt! — Wann sehe ich Dich?

Von Herzen Dein

R. Wagner.

Peter Cornelius an Josef Standhartner!

München, 14. Januar 1865 (Samstag).

Mein teurer Freund!

Gestern habe ich mit dem König gesprochen. Um dieselbe Zeit fast, als ich Dir eben schreibe. Er hatte schon eine Stunde vorher mit vier Herren lange Gespräche gehabt. Die ersten waren zwei Grafen Pappenheim, in österreichischer Uniform, ein prächtiger Husar und ein Infanterist. Dann kam ein dicker Finanzmann und ein magrer Gelehrter. Das hätt' er schon kürzer abmachen können; zu den Grafen hätt' er sagen können: Ich kenne ja meine Pappenheimer, und zu den zwei andern: Dicker, teil' dem Magern a bissl was mit.

Doch endlich kam ich, Pappenheimer an Gesinnung, dicker Gelehrter und magrer Finanzier in einer Person, und Se. Majestät haben mir, glaub' ich, dennoch die längste Audienz von allen gegeben. Weißt Du, Lieber,

Wagner hat nicht Unrecht in allem, es ist ein ganz besonderer Mensch, Ludwig der Zweite. — Das erste, was ich für ihn tat, nachdem ich doch schon einmal meinen Gehalt beziehe, ist, daß ich ihn im stillen zum Kaiser von Deutschland ernannte. Einzelnes weiß ich nicht, sobald ich einmal vor ihn trat, sah ich ihm nur immer in die Augen, wie einem Löwen, den man zahm machen will, und nun kam ich nicht mehr los, weiß nicht, trug er Epaulettes und Stern und dergleichen mehr! Alles Detail schmilzt in den Gesamteindruck einer bezaubernden Güte, einer ungetrübten Unschuld, eines idealen hohen Ernstes. Ich sagte im Laufe des Gesprächs: Ich bin schon ein alter Knabe von vierzig Jahren, aber Ew. Majestät zu sehen verjüngt mich, und gibt mir Mut sehr alt zu werden. Und das ist keine Phrase; es ist ihm gegenüber eine Wahrheit aus dem Herzen. In jeder Jacke oder Kutte würde dieser Mensch alle Herzen gewinnen, und jeder würde fragen: Wer ist der? Wie heißt er? Wenn er zu einer Schlägerei auf der Straße träte und sagte: Was habt ihr denn, vertragt euch doch, geh' jeder ruhig seines Wegs — es würde so geschehen und keiner würde erst fragen: Was hat der uns zu sagen?

Meine Stunde ruft mich bald zu Wagner zum Tisch und ich lass' es bei dieser telegraphischen Depesche bewenden. Baldige Nachricht ist doppelte Nachricht, und Du bist somit der erste, der ein brieflich Wort darüber hat.

Ich mußte ihm mein Leben erzählen; die Geschichte mit dem Barbier und meinem Fiasko. Wir sprachen von Dingelstedt, Semper, dem Großherzog, — Wagner — ich erzählte ihm die Fahrt nach Basel — nannte ihm alle Teilnehmer. — Er erinnerte sich Richard Pohls. Wir sprachen von Liszt, vom Cid, von den Quellen zu diesem Stoff, von Valenzia und Guillen de Castro, vom Lohengrin, Siegfried. Ob Wagner komponiere? „Ja, daß wir neulich Neues aus dem Siegfried mit Bülow gesungen hätten." Das freute ihn. Ob ich auch Klavier spiele. „Allerdings, aber nur radebrechend." Er schien nach dieser Seite was von mir zu wollen. Über die Richtung meines Cid sagte ich, daß für diese und wohl eine gute Strecke kommende Zeit der Lohengrin, wie eine Art Pol sei für musikdramatische Aufgaben — auch in Hinsicht auf Maß und Möglichkeit. Daß ich nie einen Lohengrin schreiben würde, aber nach meinen Kräften etwas Gutes leisten wolle. Ich sagte wörtlich: Ew. Majestät! Ich glaube an mich, und bin gewiß, von Schritt zu Schritt Besseres zu leisten. Als ich das von Lohengrin sagte, glänzten die Augen und er sah so etwas neben hinaus. Als er davon sprach, daß Wagner vielfach verkannt wurde, und heute noch, nahm sein Antlitz einen göttlich wehmütigen Ausdruck an. Ich unterließ nicht, gleich nach dem Anfang — in betreff der Nibelungen — einfließen zu lassen, daß zur Vollendung dieses Werkes allerdings alle guten Sterne leuchten müssen, und daß Se. Majestät bereits den besten Anfang dazu gemacht habe. — Von Bülow sprach er öfter und sagte schließlich: Grüßen Sie Wagner und Bülow! Er ging in die nächste Stube — dort sah er sich nochmals um, und ich verbeugte mich nochmals und ging.

Die beiden Adjutanten beglückwünschten mich mit freudigen: Nicht wahr? auf welche ich nur sagen konnte: Ja, das ist freilich das Beste, was ich bisher erlebt.

Also füttre einstweilen die Familie mit diesen fetten Brocken; die Sauce und Zutat kommt dann bald! Seid umarmt von

Eurem Cornelius.

Peter Cornelius an die Fürstin Wittgenstein.

Weimar, den 27. Juni 1865.

. . . .

. . . .

. . . .

Wenn ich mir jemand zur Aufführung des Cid herbeiwünschte, so waren Sie es; welch einen Triumph hätten Sie empfunden, das edle, ernste Werk Ihres Freundes nun auch von Gelingen und Beifall gekrönt zu sehen. Ich habe erstaunlich gelernt an diesem Versuch, und habe dem Großherzog aus tiefstem Herzen zu danken, daß er mir dies ermöglicht hat. Er benahm sich von A bis Z äußerst gnädig und freundlich gegen mich, rief mich auf der Straße an, mich seiner Tochter vorzustellen, lud mich zu einem ganz speziellen Dejeuner mit Graf Beust und Müller-Hartung im römischen Haus, ließ sich telegraphisch zur ersten Vorstellung entschuldigen, welche zu besuchen er indes den Erbgroßherzog veranlaßt hatte, besuchte die Probe vor der zweiten Aufführung und spendete in beiden reichen Beifall, machte entschieden Claque, so wie er mir auch im Gespräch nach der zweiten Aufführung reichlich sein Lob, seine Zufriedenheit aussprach.

Alle Ausführenden hatten mit steigender Teilnahme dem Studium sich hingegeben, Stör dirigierte mit Begeisterung und Umsicht; man war einig darüber, mein Werk sei das schwerste, das bis jetzt vorgekommen. Rosa hatte von der ersten Probe an mit der liebenswertesten Energie sich ihrer Aufgabe gewidmet, ehe noch die andern anfingen, sich dafür zu erwärmen; sie hat jede Stelle der ganzen Partie fein durchdacht, oder besser durchfühlt, und eine Partie aus der Ximene geschaffen, für welche man sich erwärmen mußte. Vielleicht gelingt es mir, Ihnen mit diesen Zeilen ein Libretto zukommen zu lassen, und Sie werden gleich herausfinden, wie schön Rosa vieles gesungen und gespielt haben muß. Milde ging mit anfänglich großem Widerstreben an die Partie — blieb noch bis in die Hauptproben lau, überraschte aber dann um so angenehmer und inniger, da er am Abend eine völlig poetische Auffassung seiner Rolle bekundete, und in Spiel, Gesang und Aussehen auch einen Charakter hinstellte, der an sich zu fesseln verstand, so daß er in der großen Szene des zweiten Akts mit Rosa einen ungemachten Erfolg errang, welcher das Durchdringen des Werkes entschied.

Knopp spielte ganz sinnig seinen alten König Fernando, Meffert sang mit dem Entrain eines Freundes, Lipp gab als Bischof sein Bestes. Die Choristen spielten nach vierzig Chorproben sicher und mit sichtbarem Anteil an mir; ich schrieb schon einmal: es war da kaum ein Herz, das nicht für den Erfolg schlug. Dingelstedt hatte drei Proben mit unermüdlicher Aufmerksamkeit geleitet, und das Ganze mit dem feinsten Geschmack angeordnet.

Zwei Monate lang, Durchlaucht, hatte ich an Ort und Stelle umgearbeitet, anders komponiert, gekürzt, gestrichen, noch bis in die letzten Proben. Der

Erfolg war lohnend, in beiden Aufführungen vollständig. Fünfmal erschien ich an der Hand der beiden Mildes mit voller Akklamation auf denselben Brettern, vor welchen damals so heißer Kampf tobte. Nach der Aufführung hatten wir einen sogenannten „Cid Zauber" im Adler, wo ein fröhliches Volk von Malern und Schauspielern während der Saison seinen Sitz aufgeschlagen hat. Den andern Tag gab mir Lipp, der Bischof, ein Fest in seinem Garten; da wurde illuminiert und fröhlich geschwärmt bei fast ununterbrochenem Feuerwerk. Sie setzten mir einen Kranz auf, wozu Nissen einige herzliche Zeilen gedichtet hatte.

. . . .

. . . .

Leider findet mich die Lösung der Cidfrage in einem ungelösten Lebenskonflikt. Nach München mag ich nicht zurück. Meine dortige Stellung ist zu sehr eine durch Wagner bedingte. Es ist mir künstlerische und ethische Notwendigkeit, Freiheit zu erstreben. Bei Wagner bin ich gebunden. Für die Schöpfungen Wagners seit Lohengrin habe ich bei aller Bewunderung nicht mehr das jauchzende Ja (die Affirmation!), welche zu einem mit 1000 Gulden angestellten Freund gehören, eine Affirmation die gerade der gebende König so voll und ungeschwächt hat, daß er jeden Versuch einer Begrenzung oder rationellen Untersuchung derselben als einen Hochverrat ansehen müßte. Vor dem aufgeführten Cid war vieles anders, ich konnte schwankend, zuwartend bleiben; nach demselben ist es mir nur zu entschieden, daß ich in der Produktion nicht die Wege des Schöpfers von Tristan und Isolde nachtreten kann, sondern im Innersten frei meinen eignen Weg gehen muß. Heute mögen meine Freunde dies tadeln; nach Jahren werden sie einsehen, daß ich Recht gehabt. Indem ich nun noch nicht weiß, wohin, noch ohne bestimmte Richtung am Kreuzwege stehe, fühlte ich um so dringender das Bedürfnis in diesem gespannten aber doch noch ruhigen Moment mir endlich, endlich einmal die Zeit zu nehmen, einer Frau, für welche ich die innigste Huldigung — die jauchzendste Affirmation! — habe, wieder ein Lebenszeichen zu geben!

. . . .

Peter Cornelius an Josef Standhartner.

München, 28/12 1867. Briennerstraße 27a parterre.

. . . .

Was sagst Du zu mir? Ich bin endlich angestellter Mensch mit zwölfhundert Gulden, fünfzig Schüler, darunter dreißig junge Damen, (ich schreibe dies nur so frivol hin, weil meine Frau in der Küche ist, mir nicht über die Schulter schielen kann), habe Frau und — — und Richard Wagner hat neulich Thee bei mir getrunken und sich, wie ich sagen darf, ganz wohl bei mir gefühlt, versprochen wieder zu kommen, öfter bei mir zu sein. Er sagte, indem er sich in meinem ganz comfortabel eingerichteten Salon behaglich umschaute: Ja, jetzt komm' ich zu Dir nach Penzing! — Ich sagte ihm: „Weißt Du, am Drastischsten wirkt das Traumhafte dieses Lebens auf mich, wenn ich in der Schule an der Tafel stehe, die Finger

voll Kreide, und die Thür öffnet sich und — der Franz[1]) bringt die Lampen herein!" Da stimmte er denn auch sehr zu, diese Lampen leuchteten ihm ein! Du weißt doch, daß der Franz seit einiger Zeit Diener der Musikschule geworden ist, dieser „Knappe vom Geist", wie ich ihn nenne. Und Porges erinnerte mich daran, unter welch' fabelhaften Umständen wir jetzt die fünften Weihnachten zusammen verleben! Erstens 63 in Penzing! Zweitens 64 in Wien! Drittens 65 in München, ehe er wieder nach Wien zurückging! Viertens 66 in Wien, wo ich gerade damals zur Berliozfeier hinkam! Fünftens 67 wieder hier unter so ungeahnt veränderten Umständen! Beide verheirathet, fixirt, im Verkehr mit Wagner, und was Alles dazwischen: das ist Tausend und Eine mondbeglänzte Zaubernacht!

. . . .

. . . .

Peter Cornelius an Richard Wagner.

[Ende 1867.]

Tritt ein und laß Dir's wohlgefallen
In meinem Haus, an meinem Herd!
Dich grüßen keine stolzen Hallen,
Doch macht sie Liebe Deiner wert.
Du hast das Haus mir helfen bauen,
Und wär's ein Hüttchen nur von Holz,
Zufrieden darfst Dein Werk Du schauen:
Mein Haus, Dein Stolz!

Dich grüßt mein Weib von ganzem Herzen,
Die dieses Hauses guter Geist,
Die mir vereint in Lust und Schmerzen,
Mein Heiligtum, mein Segen heißt.
Sie ruft Willkommen Dir entgegen,
Sie ist Dir ganz wie ich gesinnt,
So sei ihr gut um meinetwegen:
Mein Weib, Dein Kind!

Laß es ein Stündchen Dir behagen,
Des Freundes Glück sei Deine Lust,
Der, was er froh Dir auch mag sagen,
Ein Bess'res birgt in seiner Brust.
Wie hoch Dein Name auch erglänze,
Wie mancher Kranz Dich auch umwob,
Mein Herz weiß mehr als alle Kränze:
Mein Herz, Dein Lob!

Peter Cornelius.

---

[1]) Franz Mrazek, der langjährige Diener Wagners.

In München im Anfang der 70er Jahre.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

„Herr die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los."

Seit ich mich unterfangen habe zu schreiben schnurrt mir so vieles durch den Kopf, — Schnacken, die man wohl ebensogut totschlagen könnte, als sie in die Öffentlichkeit fliegen zu lassen, — Was soll ich tun? — Soll ich so eine Art von Lebensgeschichte zusammenstückeln, von der man schließlich auch nur sagen kann: „Auf seinem Grabstein ist zu lesen: er ist ein Mensch gewesen". — Es ist nur gut, daß ich erst in meinem 64. Lebensjahre mit dem Schreiben angefangen habe. Der Anfang war leicht, aber nun wo findet sich der Schluß. „Herr die Not ist groß!" Muß ich denn überhaupt schreiben? einem tief empfundenen Bedürfnis abhelfen? Ich will es nur gestehen: hätte ich in meinem 20. Lebensjahre mit dem Schreiben angefangen, so wäre ich jetzt schon daran irgend „jemand" als „Erzieher" dem deutschen Volke darzubieten, einen „Zeus" zu schreiben oder einen „Wotan" von „einem Deutschen". — Hinter so einer Maske versteckt, könnte ich dann getrost alle Schnurren und Schnacken fliegen lassen, und wenn sie die Welt belästigen, so wird der Deutsche angeklagt, und ich sitze in Ruh' und käme nicht in der Leute Mund.

Ich habe bemerkt, daß das Publikum (nun spreche ich Anfänger schon von einem Publikum) meine Erörterungen, meine Schreiberei so auffaßt, als ob ich meine Lebensgeschichte schreiben wollte, das erschreckt mich — eine Lebensgeschichte schreiben, das ist doch ein ganz ander Ding, und es gehört zu den allerschwersten Aufgaben der Schriftstellerei — ein „Zauberlehrling" ist dem nicht gewachsen. — Eine Lebensgeschichte schreiben! — Wenn man nur erst einmal wüßte was das Leben ist. Wir horchen und tasten doch alle nur an den Gucklöchern herum, hinter denen wir das Leben vermuten. Wir raten hin und her, geben uns gegenseitig Rätsel auf und sprechen und stammeln in Bildern und Formeln, bis der Mörder Tod uns fortreißt, den wir ja ebensowenig verstehen und kennen wie das Leben. — Nein, das was ich schreibe ist nicht meine Lebensgeschichte. — Möge man diese bunten Erinnerungen etwa als einen Feldblumenstrauß betrachten, der ohne System und Absicht lose zusammengebunden ist, gepflückt an der Oberfläche, die sich über dem tiefern Abgrund des Daseins ausbreitet, die gemacht ist, damit man nicht jeden Augenblick zum Schaudern kommt vor der Unergründlichkeit. Die tiefere Geschichte des Lebens erlebt ohnehin jeder Mensch selbst, und die sieht sich wohl bei allen so ziemlich ähnlich — wir kennen sie ja alle die alte Geschichte, die mit Adam und Eva ihren Anfang genommen hat.

Ich will nur aus und über meinen Künstlerberuf einige Mitteilungen machen, und was ich in bezug auf diesen erlebt habe. — Das Wunder, daß man überhaupt lebt, diese Alltäglichkeit, diese Selbstverständlichkeit, die liegt

freilich immer im Hintergrunde, und ich komme so leicht nicht darüber hinweg. — Aber man treibt halt auf diesem dunkeln Rätselhintergrunde sein Spiel; mit dem Leben? mit sich selber? Jedenfalls mit den tausend Kleinigkeiten, aus denen so ein Leben zusammengesetzt ist. — Die werden wichtig genommen, und sie sind es auch, denn wer entscheidet darüber was wichtig und unwichtig ist, was groß und klein ist in der Welt? Wieviel Heizmaterial braucht nur schon die Lebensflamme der Kunst, ich meine speziell die Malerei, und ich will sie nicht aufzählen all die Öle, Lacke, Harze, Gummi, Leime und andere Klebemittel mit denen man die unzähligen Farbenkörper auf der Tafel befestigen kann und muß; dazu noch die Schweine, Marder, Dachse, usw., die die Borst- und Haarpinsel liefern. Darüber gibt es Bücher, die man nachschlagen kann. Wir Maler wollen es nur gestehen, daß es eine unser Innerstes aufregende Frage sein kann, ob wir unsre Farben mit dem Klebstoff des Öles oder des Leimes oder eines andern auf die Leinwand befestigen sollen, ob Kreidegrund, ob Ölgrund, ob dick oder dünn malen, ob pastos deckend oder lasierend.

Wichtig und unwichtig in der Welt! — wer wagt es darüber Richter zu sein. Ein alter Mystiker hat einmal gesagt:

Ein schlechter Splitter Glas,
Ein schmutzigtrübes Wässerlein,
Wirft uns zurück den vollen Sonnenschein,
Mit aller Farbenpracht umschmückt,
Des Lichtes Herrlichkeit in kleinsten Raum gerückt.
So fällt der Gottheit Licht
Wohl auch in unsre Menschenseelen ein,
Und kann uns so nur klar und tauglich sein
Als Gottes Abglanz, den uns seine Güte schickt,
Als Widerschein, wie er aus lieben Augen blickt.

So will ich ruhig weiter schreiben ohne mich darum zu kümmern, ob es wichtig oder unwichtig sei. — Wenn die Not zu groß wird, so wird der Meister sich schon zur rechten Zeit einstellen und die Besen in die Ecke weisen. Mögen sie jetzt immerhin noch Wasser tragen. Es gibt ja Wasser genug.

Im Verlaufe meines Erzählens werde ich eigentlich nur von den schon Dahingeschiedenen reden — von Mitwanderern und Begegnenden auf der Lebensstraße die mich schon verlassen haben. Man sagt: „Von den Toten soll man nichts Übels reden“, — ich komme nicht in die Versuchung dies zu tun, denn ich verspüre nicht einmal großen Hang dies von Lebenden zu tun. Man wird überhaupt milder gegen alle Menschen, wenn man schon einige Male lieben Toten ins Angesicht sehen mußte — da erscheinen die Kämpfe des Lebens, die jedem auferlegt sind, ob er sie nun so oder so führte um durchzukommen recht klein; wer wollte es ihm nun noch übel nehmen.

Der Gewaltsherrscher Tod ist der Ausgleicher, der Beruhiger; — der Beschützer derer, die in sein Reich eingegangen vor aller Unbill, die nachtragender Haß ihnen antun möchte.

„Von den Toten soll man nichts Böses sagen“ so ein Spruch könnte fast als Gegensatz herausfordern: und von den Lebenden nichts Gutes —

denn ohne Spaß, es herrscht eine gewisse Scheu, fast ein Aberglaube dies zu tun: „Man soll niemand glücklich preisen vor seinem Ende". Lob ist doch nichts anderes als ein Glücklichpreisen dessen, dem man es erteilt. Das Sprichwort: „Den Tag nicht vor dem Abend loben", gehört ja auch hierher.

Somit ist es gar nicht so übel, wenn ein Schriftsteller schon in den sechziger Jahren steht. Da ist die Reihe derer, die ihn schon verlassen haben groß, und er kann von ihnen erzählen. — Ein jugendlicher Wanderer, der frisch in den Morgen hineinschreitet, ist lange nicht so gut daran wenn er erzählen will — dem seine Sache ist es mehr, zu singen und zu jubeln.

Viele von denen, die auf meinem Lebenswege mitgegangen oder mir begegnet sind, sind schon gestorben — Freunde und Feinde, auch von diesen letztern könnte ich ruhig erzählen ohne in Gefahr zu kommen, Übels von ihnen zu sagen; die Feinde können ja nichts dafür, daß sie einem begegnen, und wie leicht kann es im Gedränge des Lebens passieren, daß man irgend jemand in den Weg, in die Quere kommt. Was schadet's, wenn man sich dann ein paar Schimpfworte zuruft — das vergißt sich leicht. Oft ist es auch ganz interessant gewesen, z. B. wenn so ein Kritiker mich mit seiner Weisheit maustot geschlagen hatte — mir Spott und Hohn zugerufen hatte, so sagte ich ganz ruhig: „O du — — — wozu der Lärm? ich mache ja doch so wie ich will!"

Sollte ich im Elisium solche Kritiker wiederfinden, so werde ich lachen — und sie werden mitlachen, denn sie haben gewiß dort ein schöneres Lachen gelernt, als das, womit sie Dinge, die sie nicht verstehen konnten, abzutun vermeinten.

Aber ich will nun von München erzählen, wohin ich im November 1870, mein Glück zu probieren, hinzog — und ich darf sagen, daß ich dort mein schönstes Lebensglück gefunden habe, das mich 25 Jahre begleitet hat, die schönste Zeit meines Lebens und das, wie ihm schließlich alles verfällt, der grausame Tod von mir gerissen hat.

Mit Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen tritt man in eine solche Stadt — und gerade München hat einen geheimnisvollen Zauber — von dem ich nicht sprechen will, weil er allgemein bekannt und anerkannt ist. Es ist freilich jetzt schon dreißig Jahre her, aber ich glaube, daß das, was ich über München sage, auch jetzt noch gelten wird. Ich hatte das Gefühl, in eine Stadt eingetreten zu sein, in der deutsches Wesen in einem Stamm voll Eigenheit noch über gute Kräfte verfügt. Die Bayern, ein frohgemutes Volk und wohl der kunstbegabteste Stamm der Deutschen — eine Stadt, in der leben und leben lassen noch recht viel Geltung hat. Das von mir durch die Not erworbene Unabhängigkeitsgefühl kam wohl hier besser zur Geltung als irgendwo anders. So, wie in München, fühlt sich der Künstler doch in keiner anderen deutschen Stadt. Teilnehmend ratende Freunde erwarteten mich dort, und ich mietete ein recht kleines Atelier und wollte in aller Stille für mich bleiben — und fing auch ein bestelltes Bild zu „Hebels Morgenstern" an zu malen. Einer der guten Freunde sprach mir aber eifrig zu, ich müsse in die Pilotyschule eintreten, wenn ich in München vorwärtskommen wolle; ich hatte aber, nachdem ich Pilotybilder gesehen hatte, keine

Lust hierzu — besonders der Kolumbus war schuld daran, ich konnte mein künstlerisches Fühlen nun einmal in keinen Zusammenhang bringen mit der Entdeckung Amerikas, so sehr ich diese Tatsache auch schätzte. Was sollte ich in der Pilotyschule? Der gut meinende Freund kam wieder und wurde dringender und auf meine etwas schwachmütige Ausrede, daß ich gehört habe, die Pilotyschule sei überfüllt, Piloty nehme keine Schüler mehr an, sagte er mir, er wisse bestimmt, daß ich angenommen werde. So mußte ich nun offen herausrücken und ihm sagen, daß ich in gar keine Schule mehr eintreten wolle. Um vor ihm nicht etwa als hochmütig zu erscheinen, sagte ich ihm, daß, wenn ich einen Berater in München brauchte, ich mich an Viktor Müller wenden würde — da wurde er ganz verduzt: „Kennen Sie den? Nehmen Sie sich in acht, das ist ein Egoist."

Freilich kannte ich ihn schon, diesen lieben Egoisten, diesen Menschen mit der vollen, weichen, behaglichen Künstlernatur voll Güte — Egoist genannt, weil er sich gar nicht viel um den allgemeinen Kunsttrubel kümmerte — ruhig ablehnte, was seinem Fühlen zuwider war, aber herzlich dankbar, vollständig neidlos das anerkannte, was ihm zum Herzen ging von künstlerischen Dingen; er war genußsüchtig nach Kunst, er war umgänglich in Gesellschaft, und mit großer Geduld konnte er zuhören, wenn unreife Kunstweisheit vor ihm ausgekramt wurde. Freilich konnte es bei solcher Gelegenheit auch passieren, daß er wie ein Donnerwetter plötzlich auf einen ahnungslosen Kunstinteressenten losfuhr — es waren in dieser Art mancherlei Anekdoten im Umlauf — zart und weich war er freilich dann gar nicht mehr, sondern von einer Art von, man könnte sagen liebenswürdiger, hagebuchener Grobheit, wie man ihr in Frankfurt, wo er ja her war, begegnen kann.

Durch Scholderer, Müllers Schwager, wurde ich mit demselben bekannt — er brachte meinen Arbeiten volle Sympathie entgegen und als ich später ein kleines Atelier neben dem seinigen bezog, waren wir in guter Freundschaft täglich beisammen — er hatte Freude an meinen Bildern und ärgerte sich nur, daß ich, wie es so in meiner Art lag, soviel Angefangenes wieder zerstörte — er drohte: mir einen Gendarmen zu setzen.

Meine Bilder, die ich aus Karlsruhe gerettet hatte, fanden an ihm einen warmen Anteilnehmer — und er saß oft in der Dämmerstunde bei mir im Atelier und sah sich die Bilder an; Schulmeister oder gar Kritiker war er dabei nie — dazu war er viel zu sehr Künstler und als solcher, wenn man so sagen darf, Genußmensch, er freute sich an allem was seinem hochgebildeten Kunstgefühl zusagte. Ich erinnere mich noch lebhaft wie sehr entzückt er war von einem kleinen Bildchen, das Karl Haider in der Zeit gemalt hatte, Kinder unter einem blühenden Baum, wie lange und nachhaltig dieser Eindruck ihn beschäftigt hat. Bei den vorhin erwähnten Dämmerungs-Atelierstunden erzählte er immer vielerlei von seinen Pariser und anderen Erlebnissen. Obgleich er von den Bildern von Marées nicht viel kannte, erzählte er mir lang und ausführlich von denselben, sie regten seine Phantasie aufs höchste an — er erzählte Wunderdinge von Bildererfindungen, Gestaltungen und Farbenharmonien, die Marées gemacht haben soll — ich kam aber bald dahinter, daß seine eigne Phantasie mit ihm durchging, und daß er selber es war, der diese Bilder erträumte.

Er malte damals im Auftrage, nicht nach eigner Wahl, die Shakespearebilder Hamlet, Romeo, Ophelie; ein Bild zum „Sturm" war tiefbraun angelegt, und dies letztere schien ihn besonders zu interessieren — es blieb aber unvollendet. Freilich war das illustrationsartige Historienbild ihm nicht lieb und seine freien Werke schlugen ganz andere Töne an — aber Umstände und Verhältnisse sind oft zwingend, so daß ein anderer hier nicht urteilen kann. Er tat sich in der Arbeit gar nicht leicht — eine gewisse Schwerfälligkeit lag in seiner Art von Technik — die freilich dort wo er sie überwunden, ganz wundervoll sein konnte. Der Shakespeareauftrag lag aber doch wie ein Druck auf ihm, und er sehnte sich nach freierer Entfaltung seiner Kräfte. Er sprach mir auch von Plänen, die er hatte, wenn der Auftrag einmal erledigt sei, so z. B. von einer großartigen Farbensymphonie mit zugrundelegung des Schlusses vom zweiten Teil des Faustes.

Um Viktor Müller bildete sich eine kleine Gruppe von Künstlern, und wenn der Name Sezession damals schon bekannt gewesen wäre, so wäre dies wohl die erste Münchener Sezession gewesen — wir wurden eigentlich sezessioniert — denn wir gehörten eben, ob wir wollten oder nicht, nicht dazu, wir standen abseits von der großen Kunstblüte, die mit den Gründerjahren hereingebrochen war. Für die Kunsthändler existierten wir nicht — also existierten wir überhaupt nicht; es waren auch nur ganz wenige, und es war für niemand verlockend, sich uns anzuschließen, Scholderer, Haider, Sattler, Eysen, auch Steinhausen und Leibl mögen, solang Müller gelebt hat, dazu gehört haben. In treuer Kunstliebe hielt Dr. Bayersdorfer zu uns, den ich bei Viktor Müller kennen lernte. Programm hatten wir keins — Bayersdorfer kam dahinter, daß „unverkäufliche Bilder" so ungefähr unser Programm sei.

In dies schöne Zusammenleben mit Viktor Müller trat ein jäher Schluß heran. Ich war im Dezember 1872 einige Tage unwohl, und als ich wieder ins Atelier kam und Müller nicht fand, ging ich in seine Wohnung, da lag er schon schwer krank zu Bett und in wenig Tagen war er tot; er war etwa 42 Jahre alt, sein Grab ist auf dem Frankfurter Friedhof.

Es war für uns jüngere Künstler, die in ihm eine Art von Führer gesehen hatten, ein recht schwerer Schlag. So Gutes er auch schon geschaffen hatte — sein Werk war noch nicht zur vollen Reife gelangt, denn er war einer von denen, die um der Sache willen nach Klarheit und Vollendung streben.

Viktor Müller war es auch, der mich bei Böcklin einführte — schon vorher hatte er mir von dem Bild mit den zwei Faunen erzählt, das auf der Ausstellung 1869 war, und das er für das weitaus beste erklärte, was auf dieser Ausstellung war. Das ist jetzt freilich nicht merkwürdig, aber es geschah zu einer Zeit, da ich von später zu Böcklinschwärmern gewordenen berühmten Malern den Ausspruch hörte, es sei viel Unsinniges auf dieser Ausstellung, aber der Gipfel der Narrheit sei das Bild von Böcklin. In bezug auf die Maltechnik huldigten wir meist der Meinung, daß es, um Kraft zu zeigen, nötig sei, die Farbe faustdick aufzutragen, freilich blieb da manches feinere Empfinden in der Technik schwerem Brei stecken — und ich erholte mich immer wieder an dem Altdeutschen in der Pinakothek, an ihrer ruhig

vollendeten Technik, mit der sie so feierliche Farbenharmonien erreichten, in denen eine so bewußte Klarheit und Raumdeutlichkeit herrschte. Mit Böcklin war ich nun öfters, und besonders in der alten Pinakothek, zusammen — er sprach fast nur über Technisches vor den Bildern und teilte mir gerne von seinen reichen Erfahrungen und vielfachen Versuchen mit — auch bei mir im Atelier sprach er sich nie über Allgemeines oder Gegenständliches in meinen Bildern aus, sondern er sprach vom Farbenmaterial und von Kontrastwirkungen der Farbe; dabei zog er aus der Westentasche farbige Wollenstreifen, an denen er demonstrierte — Komplementärfarben erklärte usw. Beim Frühschoppen im Achatz, zu dem er mich ein paarmal abholte, ging das Farbenerfinden schon ins Phantastische, wohl auch ins Sarkastische über; so sprach er davon, daß für das Blau, was ihm vorschwebe, es noch gar kein Farbenmaterial gebe, er suche danach, Indigo sei so etwas, aber nicht haltbar — er trug einen dunkelindigoblauen Rock, da meinte er, man müßte einmal so einen Rock auskochen und den Farbstoff herausziehen, dieser müßte dann, in Öl angerieben, wohl dauerhaft genug sein — so unterhielten wir uns mit gutem Humor und der Schweizerdialekt, den wir beide gebrauchten, half uns dabei vortrefflich. Die Flugmaschine beschäftigte ihn damals sehr und das Atelier lag voller Bambusstäbe und Segeltücher; er erklärte mir die Sache mit Zeichnungen, aber auch hier ging es bald ins Phantastische und ins Humoristische über, und als ich im Sommer fortging nach Säckingen, sagte er, ich solle nur aufpassen, eines Tages komme er dort über den Eggberg geflogen auf dem Wege nach Basel. — So gerne ich mit Böcklin, meist Sonntags vormittag, in die alte Pinakothek ging, nach seinem Ausspruch in München der einzige Ort, wo man keinen Malern begegnete, so folgte ich ihm doch nicht gerne zu den Rembrandtbildern, die ihm höchst zuwider waren.

Böcklin ging sehr bald nach Italien, so daß mein Zusammensein mit ihm nur kurz war.

Mit Leibl verkehrte ich viel und wir hatten uns gerne, jedoch merkte ich ein gewisses Mißtrauen gegen mich, weil ich im Verdachte stand zu lasieren und andere Kunststücke beim Malen anzuwenden, die vor seinem ehrlichen Primamalen ihm wie Sünden erschienen.

Der Frankfurter Maler Eysen, der in Meran vor einigen Jahren gestorben ist, kam ab und zu nach München; er war mit Leibl sehr befreundet und sein hochgebildetes, unbestechliches Urteil war uns von hohem Wert.

Er war eine vornehme Natur und malte in aller Stille — konnte sich auch kaum zum Ausstellen entschließen; erst nach seinem Tode kamen die Bilder in die Öffentlichkeit und wurden gewürdigt, so daß viele von ihnen in mehreren Galerien ihre bleibende Stätte fanden.

Mit Stäbli war ich von Karlsruhe her schon befreundet, er hat den Kampf mit der Lebensnot wacker bestanden, ja denselben mit einer Art von Fröhlichkeit und Übermut geführt — ein Kind von Frohsinn und guter Laune, dabei aber fest an dem haltend, was seine Sache war und immer mehr seine starke Eigenheit entwickelnd — er schien sich gar nicht darum zu kümmern, daß ihm wenig Anerkennung zuteil wurde, und er hatte recht daran, so sehr es auch seine Freunde betrauerten, daß dieselbe ihm erst am Ende

seines Lebens zuteil wurde. Mir war er ein treuer teilnehmender Freund. Auch mit Frölicher, einer festgefügten sympathischen Schweizernatur, stand ich in guter Freundschaft, und ich verkehrte besonders viel mit diesen beiden.

Dr. Bayersdorfers Geistesreichtum war uns allen viel wert, sein scharfes Urteil und treffendes Wort war eine gute Waffe, die mit den Jahren immer mehr Geltung gewann — trotz seinem schlagfertigen Witz war er doch kein Spötter, davor hat ihn der hohe Ernst bewahrt, mit dem er die Kunst so aufrichtig liebte, sein Sinn war gesund, und so hat er immer segensreich für die Entwicklung des Guten in der Kunst gewirkt, aber ganz in seiner Weise ohne Programm, man könnte sagen ohne Plan, nur durch sein persönliches Sein und durch persönlichen Verkehr — die vielfachen Pläne, die auftauchten, auch die Aufforderungen, zu schreiben, hat er selten ausgeführt — er kam halt nicht dazu. Bayersdorfer ist ein Beweis dafür, daß der persönliche Verkehr doch noch der intensivste, wirkungsvollste sein kann — auch in unserer Zeit, in der so viele, sogar auch ich, schreiben. Pläne wurden wohl manche gemacht zu einer Wirkung in der Öffentlichkeit. Einer derselben war, daß die Schriften Albrecht Dürers neu herausgegeben werden sollten, zum Nutzen der deutschen Kunst — aber wir fanden weder Weg noch Anfang dazu. Martin Greif — freuen wir uns, daß er noch mit den Lebenden wandelt — war auch dabei, und seine Dichtungen waren von Einfluß auf uns und standen in guter Harmonie mit unserem Denken und Tun. — Auch Du Prel erschien oft in dem Kreise, der Philosoph mit den hellen Seheraugen, die man nicht so leicht vergißt. Seine Blicke in die Welt der Mystik gehörten so recht in das Kunstgebiet — wenn es nicht verflachen und vermaterialisieren soll.

Gut in der Erinnerung ist mir ein Dr. Lichtenstein geblieben, ein feiner, stiller Mann, mit dem ich meistens im Englischen Kaffee beim Mittagstisch zusammentraf — auch machte ich einmal mit ihm einen Frühlingsausflug nach dem Chiemsee und nach Adelholzen. Auch mit dem Schweizer Dichter Leuthold kam ich öfters zusammen. Da ich nie Bedürfnis nach großem Verkehr hatte, ihm eher aus dem Wege ging, so war der Kreis, in dem ich während meines Münchener Aufenthaltes verkehrte, recht klein. Aber ich war gerne fröhlich mit den Fröhlichen und war voll Lebenslust — Klagender oder gar Anklagender war ich nie, wenn ich jetzt auch einiges erzähle, wie die Wirkung meiner Bilder in den Ausstellungen sich äußerte. Im Kunstverein erlebte ich nicht viel Gutes, viel besser als in Karlsruhe war es auch nicht, jedoch war immerhin ein Malerpublikum vorhanden und das fand ich immer noch gerechter, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt sein könnte. Persönlich war ich wenig bekannt, und da wagte ich mich Sonntags vormittags, wenn ich Bilder ausgestellt hatte, hier und da in den Kunstverein. Fast immer hörte ich von Damen und Herren schallendes Gelächter vor meinen Bildern — selten etwas Gutes — nur einmal stand vor einer großen Landschaft breit ein echter Münchener, ging zurück und vor, schüttelte den Kopf und tat die Äußerung: Jetzt weiß i net — das Bild ist entweder ausgezeichnet gut oder miserabel schlecht.

In der Sommerausstellung aber verkaufte ich mehrere der in Bernau gemalten Bilder an einen Engländer namens Tomas Tee — zu allerdings

kleinen Preisen — leider sind die Bilder, nach denen ich Nachforschungen anstellte, sowie ihr Besitzer nicht mehr aufzufinden; ich hörte nur die Vermutung, daß derselbe nach Amerika gegangen sei.

Schon von Düsseldorf her wußte ich, daß ich bei Kunsthändlern kein Glück hatte; in München, bei meinem mehrjährigen Aufenthalt, hat aber doch einmal einer eines meiner Bilder gekauft, und das kam so: Als Mitglied des Kunstvereins hatte ich das Glück, ein kleines Genrebild zu gewinnen, das auf 300 Gulden bewertet war, ich machte mir nichts daraus und stellte es gleich umgekehrt an die Wand. Die Gewinnliste wird veröffentlicht, und so vermutete ich auch gleich, warum der Kunsthändler folgenden Tages bei mir eintrat und sagte, er wolle sich doch einmal bei mir umsehen, ob ich nicht etwas für ihn habe, ich drehte den Kunstvereinsgewinnst um und sagte: hier! — er sah es mit einem Seitenblick an und sagte: das ist nicht von Ihnen, ich will wirklich was von Ihnen haben. Nun stand auf der Staffelei ein mittelgroßes Bild fertig — ich nannte einen mäßigen Preis, er ging wieder nach dem Genrebildchen, und endlich wurden wir einig, daß er mir für mein Bild und Kunstvereinsbild zusammen 400 Gulden zahlte. Da habe ich gelacht, denn ich bildete mir ein, für ein Bild von mir endlich einmal 400 Gulden gelöst zu haben, den Kunstvereinsgewinn konnte ich ja, da ich ihm keinen Wert beilegte, außer Rechnung lassen. Aber meine Freude dauerte nicht lange — nach kurzer Zeit kam der Kunsthändler wieder, ich freute mich schon und dachte, der will noch mehr — er aber sagte: Ja, Herr Thoma, ich kann das Bild, das ich von Ihnen gekauft habe, nicht behalten, Sie müssen es wieder zurücknehmen, und als ich ihm sagte, daß ich nicht in der Lage sei, verkaufte Bilder wieder zurückzunehmen, erklärte er, dann müsse er das Bild in die Rumpelkammer stellen, denn im Salon könne er es nicht lassen, weil jeder, der zu ihm komme, darüber lache. Das ärgerte mich nun doch, und wir wurden handelseinig, daß ich ihm 100 Gulden gab und er mir wieder mein Bild. Mein Selbstbetrug war zerstört, nur 100 Gulden war mein Bild wert, der Kunstvereinskitsch aber 300. Dieses mein Bild, zwei Mädchen mit Ziegen, ist vor ein paar Jahren für die Dresdener Galerie angekauft worden.

Da ich jetzt einmal das Wort habe, so kann ich mich nicht verwinden, auch etwas darüber zu sagen, wie die Münchner öffentliche Kritik sich zu meinen Arbeiten verhalten hat. Der Kritiker der Allgemeinen Zeitung war wohl der Hauptleithammel in den 70er Jahren; derselbe verglich die Kunst gerne mit politischen Parteibildungen, und so paßte es ihm, mich den „nicht talentlosen Begründer der sozialdemokratischen Malerei“ zu nennen, es ist freilich schlimm genug, wenn man für die Kunstbeurteilung keinen andern Maßstab anlegt als den Vergleich mit politischen Parteibildungen, aber wenn die Leser so dumm sind, wie der Schreiber boshaft, so leuchtet ihnen dies zu allermeist ein. Die Ordnungsparteien in der Kunst werden durch so ein Schlagwort auf eine verderbendrohende Wirkung aufmerksam gemacht. — Die Reinheit der Kunstabsicht wird verdächtigt, oder es wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß sie überhaupt nur dazu da sei, derartige Parteibildungen zu stärken, ihnen zu dienen und dergl. Besagter Kritiker scheint sich aber doch für mich interessiert zu haben; er ließ ziemlich direkt

durch einen gemeinsamen Bekannten mir die Frage vorlegen, wenn man nur wüßte, wo ich denn eigentlich mit meiner Malerei hinauswollte. Worauf ich in voller Überzeugung antwortete: Ei, ich will gar nirgends hinaus — ich sorge nur, daß ich bei mir selber bleibe.

Aber das ist nun einmal die Sorge, die sich gar manche um die Kunst machen — daß sie wissen möchten was sie denn eigentlich will — und denen es geradezu unheimlich bei ihr wird, wenn sie sich keinem der Zwecke, der ihnen gerade am Herzen liegt, einfügen will.

So kommt es auch, daß ein Maler auf die Frage: „Nun sagen Sie einmal, was wollen Sie eigentlich mit diesem Bilde?" die schnodderige Antwort gab: „Ei, verkaufen will ich's."

Wenn ein Maler nun gar nach der allgemeinen Meinung des Kunstvereinspublikums, wie es damals war, offenbar „unverkäufliche Bilder" malte, so kam ihm das schon fast bedenklich vor und gerade die, welche am wenigsten daran denken konnten etwas zu kaufen, schrien am ärgsten darüber.

Von den andern Kritiken will ich nichts weiter sagen; eine in einem Lokalblatt fing an: „Meister Klex hat wieder ausgestellt." — Ein paar Ausnahmen gab es freilich auch damals schon, die ernsthaftere Erwägungen anstellten. Einmal bekam ich ein anonymes Sonett zugeschickt, etwa dahin lautend, meine Frechheit sei groß, daß ich es wage, mein Machwerk goldumrahmt vor das Publikum zu bringen — mit dem Schlußreim

„Streich Kästen an und Schrein,
Doch das Malen, das laß sein."

Es war Zufall, daß ich mir ein paar Goldrahmen angeschafft hatte, um Bilder darin auszustellen — ich stellte sie sonst auch sehr oft in einfachen Holzleisten aus.

Dergleichen Gehässigkeiten haben mich aber nie viel angefochten, ich arbeitete unverdrossen und freute mich an allen Schönheiten des Lebens, der Kunst und der herrlichen Natur Münchens; — ich war unempfindlich und unverwundbar — hatte nicht einmal besonders viel Malehrgeiz, und ich hätte meine Sache auch dann nicht verloren gegeben, wenn ich hätte müssen streichen „Kästen an und Schrein".

Im Sommer 1813 knüpfte ich die ersten Frankfurter Beziehungen an, die durch Scholderer und Viktor Müller angebahnt waren. Ein kunstfreundlicher Frankfurter Arzt, Dr. Otto Eiser, befreundet mit diesen beiden, kam zu mir, sah ein paar Bilder im Atelier, ohne daß sie ihm einen besonderen Eindruck zu machen schienen, und wir verkehrten in gemessen herkömmlicher Weise — ein paar Tage später kam Dr. Eiser wieder zu mir ins Atelier, und da war er von ganz anderer Art, voll Herzlichkeit und aufmerksames Eingehen auf das, was ich arbeitete. Er hat mir diese auffallende Änderung später selber erklärt. Er hatte zuerst im Atelier, wo ich auch nicht viel zu zeigen hatte, keine allzugroße Meinung von meinen Bildern — den andern Tag ging er in die Ausstellung — da sah er mehrere größere Bilder, die ihm einen besonderen Eindruck machten, und er sagte

zu seinem Begleiter: „Aha, nun weiß ich, wo Thoma seine Sachen her hat, das ist es, was er anstrebt“ — neugierig ging er hin, den Namen zu lesen von meinem Vorbild, da stand aber Hans Thoma darunter.

Ich folgte nun der überaus freundlichen Einladung Eisers und ging im Herbste nach Frankfurt; ich malte zuerst das Porträt seiner Frau, dann ein paar Kinder seiner Verwandten und noch einige andere — so den Maler Burnitz, den ich schon bei meinem Pariser Aufenthalt kennen gelernt hatte — die Zeit verstrich, und ich wollte wieder nach München zurück, aber da war inzwischen die Cholera ausgebrochen, und mein Freund trat nun als Arzt auf und ließ mich nicht abreisen, aber er ermutigte mich sehr, meinen Wunsch, Italien zu sehen, auszuführen. Im Februar ging ich mit Albert Lang dorthin. Doch da wäre ein neues Kapitel nötig und wenn meine Leser geduldig genug sind zuzuhören, so erzähle ich vielleicht ein andermal davon. Ich war vier Monate in Italien; in Rom war ich mit meinem alten Kunstschulfreund Lugo wieder zusammen — er führte mich in die Campagne und überall hin. Im folgenden Herbste malte ich mit Ernst Sattler in Schweinfurt in einem Weinbergsturm Wand- und Deckenbilder mit Temperafarben. In Frankfurt malte ich denn im Winter im Hause des Herrn Alex. Gerlach in einem Gartenzimmer Landschaften an die Wände, ging aber im Frühling wieder nach München, wo es so weiter ging, wie ich vorher schon erzählend teilweise vorgegriffen habe; ich malte dann einen Charon und viele andere Bilder. Die Frühlingstage 1876 waren für mich sehr glückliche, ein großes Unabhängigkeitsgefühl in bezug auf Leben und Kunst beherrschte mich, zugleich war es aber auch die ernsteste Zeit meines Lebens, es war gewissermaßen eine Prüfungszeit darüber, ob die Grundsätze, die ich im Leben gewonnen habe, stichhaltig seien. Im Sommer war ich meist in Säckingen oder im Schwarzwald droben, auch einige Wochen in dem schönen malerischen Schaffhausen und war meist sehr fleißig mit Studienmalen beschäftigt. Im Herbst 1876 ging ich wieder nach Frankfurt, wohin inzwischen auch mein Freund Steinhausen übergesiedelt war und wir arbeiteten den Winter über in einem gemeinschaftlichen Atelier. Im Juni 1877 führte ich meine Liebe zum Traualtar in der evangelischen Kirche in Säckingen, um dann im Herbste ganz nach Frankfurt überzusiedeln, mit Frau, mit Mutter und Schwester in ein kleines bescheidenes Heim — aber die Sonne der Liebe leuchtete darin und trug dazu bei, daß alle Kräfte, die in bezug auf meine künstlerische Entwicklung in mir lagen, zur Reife gelangen konnten. Ruhe, Zufriedenheit wurden mir beschert, stille frohe Arbeit war mein Teil — an der meine Lebensgefährtin, selbst zur ausübenden, talentvollen Malerin geworden, lebendigsten Anteil nahm — wie nichtig wurden da all die kritischen Angriffe, denen ich auch hier ausgesetzt war, was hatten diese Oberflächenbemerkungen für Bedeutung, wie wenig kümmerten mich auch die Refüsierungen, denen meine Bilder von den deutschen Kunstgenossenschaftsausstellungen in Berlin und Düsseldorf ausgesetzt waren — ich schickte einfach nichts mehr hin — nur in München war ich einer freundlichen Aufnahme sicher und schickte immer Bilder auf dortige Ausstellungen. In Frankfurt war die Zeit des Kampfes, der Sturm und Drang, in dem ich die Jahre her, von denen ich bisher erzählt habe, lebte, abgeschlossen, es war Friede, Friede in mir, Friede

um mich — fünfundzwanzig glückliche Jahre, bis der Schnitter Tod mir die Lebensgefährtin grausam entriß.

Doch mein Erzählen ist schon weit über München hinausgelangt und es tauchen die Frankfurter Gestalten auf, auch davon sind schon viele heimgegangen, unter ihnen auch mein treuer, tapferer Freund Otto Eiser.

Zum Schluß bemerke ich, daß von Kampf und Krieg, von Sturm und Drang und bewegten Ereignissen ziemlich leicht zu erzählen ist, dazu braucht man kein geschulter Schriftsteller zu sein, die Sache macht sich fast von selbst, die Sache diktiert direkt in die Feder und der Leser liest es auch gerne. Wenn ich in den vier Artikeln, in denen ich erzählt habe, geduldige Zuhörer gehabt habe, so liegt dies am Stoff — wenn es auch kein Krieg war — eine Art von Kampf ist jede Entwicklung. Ruhige Zustände beharrlichen Friedens zu schildern, das ist etwas recht schweres — hier müßte der Erzähler schon Dichter sein, wenn seine Zuhörer nicht müde werden sollen — sonst langweilt es sie, wenn ein Erzähler meines Schlages ihnen nichts weiter sagen kann, als ungefähr so: Vorgestern war's schön, gestern auch, heute noch, morgen wird's wieder so sein und auch übermorgen; oder: ich habe gemalt, ich male und ich werde malen.

Aus solchem „Nichts" etwas machen, da fängt erst der echte Schriftsteller an. Darum kann ich es nicht wagen, ein weiteres Kapitel „Frankfurt" meinen Erzählungen beizufügen.

Spinoza.

Von Fritz Mauthner in Grunewald bei Berlin.

Seit Lessing ist das Ansehen Spinozas im Wachsen begriffen. Vorher redete man von ihm „wie von einem toten Hunde“. Hundert Jahre lang wagte fast niemand den Namen Spinoza anders als unter Verwünschungen zu nennen. Und dabei waren seine Bücher so gut wie verschollen. Es war schwer, auch nur ein Exemplar der Ethik des Maledictus Spinoza aufzutreiben. Nach Lessing haben Herder und Goethe in Spinoza ihren geistigen Erlöser gesehen, und man kann wohl sagen, dass unsere deutsche Weltanschauung, wie sie sich seitdem auch noch durch Schelling, Hegel und Schopenhauer entwickelt hat, teils spinozistisch sein will, teils spinozistisch ist. Darin aber übertrifft Spinoza alle Denker vor ihm und nach ihm, dass er wie keiner vor oder nach ihm die Notwendigkeit, die lachende Notwendigkeit alles und jeden Geschehens immer und ohne Ausnahme empfunden und ausgesprochen hat, und dass ihn dieser Hohn des Weltlaufs, diese objektive Heiterkeit der Weltgesetze nicht erschreckt, sondern zur Förderung einer unzerstörbaren subjektiven Heiterkeit des Denkens geführt hat. Spinoza hatte wohl unter allen Menschen, die je ihr Denken auf die Nachwelt gebracht haben, zugleich die tiefste und die hellste Weltkenntnis, aber er besass eine schlechte, ja recht eigentlich eine verkehrte Erkenntnistheorie.

Ich möchte empfehlen, einmal einen ganz neuen Auszug von Spinoza zu veranstalten. Man lasse doch sämtliche Beweise einfach weg, dazu alle die Lehrsätze, die nur die Lücken des Systems auszufüllen bestimmt sind. Man ordne dafür die Zusätze und Erläuterungen, die Vorreden und Anhänge hübsch zusammen, man füge aus seinem grossen Traktate und aus seinen herrlichen Briefen das Nötige hinzu, und die Welt wird den unvergleichlichen Philosophen endlich lesen können. Denn so liegt die Sache bei Spinoza: wo er sich gehen lässt, steht ihm die eindringlichste Sprache zur Verfügung; wo er unter der Laune seiner eigenen Erkenntnistheorie steht, wo er also durch Begriffe und Logik Erkenntnis schaffen will, da sinkt er eigentlich noch unter die Scholastiker hinab. Diese hatten wenigstens ihre konventionelle Sprache gemeinsam und konnten einander verstehen — was man so sagt. Spinoza schlägt seine gewaltige und persönliche Weltanschauung an das Kreuz einer persönlichen und dennoch konventionellen Sprache und wird immer da dem neueren Sprachgeiste unverständlich, wo er klar zu sein glaubt wie ein Mathematiker.

Er hat die Scholastik darin überwunden, dass er wirklich keine Autoritäten kennt. Er zuerst kritisiert die Bibel, er zuerst weist auf vergleichende Religionsgeschichte und schon auf Indien hin, er zuerst wirft sowohl den Platon als den Aristoteles ab. Aber leider kennt er auch

nicht den Zweifel Descartes. Wäre Spinoza ein Skeptiker gewesen, wie ja doch die Juden geborene Skeptiker sein sollen, seine Bücher wären der Schlussstein menschlichen Denkens. Auch er aber unterlag dem Fluche des Menschengeistes, auch er glaubte an eine Erkenntnis durch Begriffe. Seine Bücher sind dogmatisch geworden, weil er an die Erkenntnis glaubte, weil er die Erkenntnis nicht nach ihrer Herkunft fragte. Für Spinoza gehört die Möglichkeit der Erkenntnis von Ewigkeit mit zur ewigen Natur. Seine Weltanschauung ist der höchste und freiste Naturalismus und steht hoch über dem beschränkten Materialismus, der auf ihn folgt. Der Materialismus vermag das Denken nicht zu erklären; Spinoza versucht es gar nicht. Der Materialismus aber ahnt seine eigene Beschränktheit wenigstens; Spinoza steht ahnungslos vor den Widersprüchen seiner Erkenntnistheorie.

Wer ist denn sein erkennendes Wesen? Er setzt Gott und die Natur einander gleich und sieht im einzelnen Menschen nur eine flüchtige Erscheinung Gottes oder der Natur. Sein Gott hat kein Gehirn, keine Sprache, sein Gott hat keinen Verstand; und sein Mensch ist eine Erscheinung Gottes oder der Natur. Wer kann also etwas erkennen?

Und was soll da erkannt werden? Gott oder die Natur ist unendlich und ewig und unerkennbar, und ausser Gott oder der Natur gibt es nichts Erkennbares.

Hat also Spinoza mit seiner Erkenntnistheorie recht, so besitzt der Mensch, so besitzt auch Spinoza kein Denkorgan, diese richtige Weltanschauung zu begreifen und zu beweisen; hat aber Spinoza oder irgend ein Mensch Erkenntnismöglichkeit, so muss die Theorie Spinozas falsch sein. Dieses traurige Dilemma scheint mir unwiderleglich.

Wie zum Trotz will aber Spinoza seine Lehre nicht nur in Begriffen mitteilen, sondern sie geradezu nach der Methode der Geometrie beweisen.

* * *

Hier nun kommt es mir darauf an, Spinozas Zeugnis für meine Anschauung durch seine Bedeutung und seinen Charakter nach seinem Werte zu bestimmen, sodann Spinozas Sprachauffassung in Theorie und Praxis klarzulegen. Weil aber die grosse Schwäche von Spinozas Hauptwerk gerade in dieser ganz unmöglichen geometrischen Methode liegt, also in der Darstellung oder der Sprache, darum scheint es mir nötig, vorher zu sagen, was diesen ausserordentlichen Mann zu einem so verhängnisvollen Fehler verführte. Es waren zwei Irrtümer, die aber eigentlich ein einziger Irrtum sind: er überschätzte den Wert der mathematischen Methode und den Wert der Logik. Da und dort besteht der Fehler darin, dass er glaubte — wie übigens alle Welt glaubt — das Denken durch Erinnerungszeichen führe über die unmittelbare Anschauung hinaus. Er war in diesem Glauben nur konsequenter als alle Welt.

Die Überschätzung der geometrischen Methode war zu Spinozas Zeit ganz natürlich. Wird doch die alte Euklidische Geometrie heute noch fast unverändert auf allen Schulen gelehrt und als das Muster von sichern und eleganten Beweisen, von einem zuverlässigen, fortschreitenden Denken gehalten. Schopenhauers Darlegung, dass diese Art von Geometrie unser Wissen nicht bereichere, ist so gut wie vergessen. Oder sie wird, wie jüngst geistreich von A. Pringsheim, in ihrer antimathematischen Tendenz bekämpft. Schopenhauer ging freilich von den Subtilitäten aus, mit denen Kant alle Raumbegriffe der Wirklichkeitswelt absprach und für Formen der reinen Vernunft erklärte; aber Kant beiseite hatte Schopenhauer auch Recht. Die vielbewunderte Methode des Euklides und seiner tausend Nachahmer, nämlich von einigen einfachen Sätzen auszugehen und aus ihnen die verwickelteren zu beweisen, diese Methode ist recht schön für Lehrer und Schüler; Wissenschaft ist sie nicht. Gerade die einfachsten Axiome brauchen zu ihrem Begreifen die schwierigsten Begriffe und werden darum neuerdings auch bestritten, sind also keine Axiome mehr. In den Beziehungen der Raumgrössen gibt es kein Nacheinander. Jeder Satz lässt sich insofern umkehren, als in diesen Beziehungen Ursache und Folge immer wechselseitig vertauscht werden können. Setzt man im Dreieck die Gleichheit der Winkel, so folgt die Gleichheit der Seiten; aber ebenso wird die Gleichheit der Winkel zur Folge, wenn man die Seiten gleichgesetzt hat. So ist das Lehrgebäude der Geometrie durchaus nicht das Muster fortschreitenden Denkens. Euklides musste allerdings mit irgendeiner Anschauung beginnen; er hätte aber ebensogut oder vielleicht besser, mit der Anschauung vom Würfel oder von der Kreisfläche beginnen und seine ganze Geometrie von da aus erschliessen können. Ebenso hätte Spinoza mit seinen gewaltigen Anschauungen von der notwendigen Verkettung alles Geschehens anheben müssen, anstatt mit den weitesten, leersten und umstrittensten Axiomen von der Substanz, der Ursache, dem Sein und dergleichen, wenn er nicht die Euklidische Geometrie irrtümlich für das Muster eines wissenschaftlichen Gebäudes gehalten hätte. Sein zweiter Irrtum bestand darin, dass er, wie die Methode der Geometrie, die Logik überhaupt überschätzte, d. h. das Denken oder die Sprache. Es folgt nämlich ganz anschaulich aus dem sprachkritischen Gedanken, dass die geometrische Methode — so mannigfaltig und schülermässig sie auch ist — doch auch nicht entfernt von andern Wissenschaften erreicht werden kann, die als Werkzeug der Mitteilung die Sprache allein besitzen. Wohl sind die Beweise des Euklides wieder nur Mausefallenbeweise, bei denen der Lehrer am Ende die Maus hervorzieht, die er vorher hineingetan hat. Sie bereichern das lebendige Wissen nicht, aber sie haben doch Beweiskraft von Fall zu Fall. Diese Beweiskraft der Geometrie nun rührt immer eigentlich von der beigegebenen Zeichnung her, die sich zu ihrer mathematischen Erklärung jedesmal verhält wie die Wirklichkeitswelt zu ihrer unmittelbaren Anschauung. Da ist Irrtum ausgeschlossen. Ein Philosoph also, der ohne Überschätzung der Worte die geometrische Methode nach-

ahmen wollte, dürfte sich gerade niemals von der Wirklichkeitswelt entfernen und müsste bei naturwissenschaftlichen Erscheinungen stehenbleiben. Und hätte Spinoza sogar anstatt des Euklides und seiner Geometrie sich die höhere Analyse zum Muster nehmen können, die gerade damals ohne Wirklichkeitswelt und ohne Zeichnung zu rechnen anfing, so hätte er doch selbst diese abstraktere Sprache der Mathematik mit der allgemeinen Sprache niemals erreichen können, weil die mathematischen Zeichen eben das besitzen, was menschlichen Worten immer fehlt —: die vorherige Verabredung, die strenge Geltung für jeden einzelnen Fall und die Messbarkeit ihrer Verhältnisse. Und auch die Analyse hätte überdies zur Erklärung der Wirklichkeitswelt eine schlechte Methode gewiesen. „Aus rein Analytischem kann nur wieder Analytisches, es darf daraus nichts spezifisch Geometrisches gefolgert werden." (Alois Riehl: H. v. Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant.)

Ich glaube also bisher gezeigt zu haben, dass dieser in seiner Weltanschauung freiste aller Denker in seiner Darstellungsform gebundener als die andern war. Wieder aber wäre es gefehlt, ihn um dieser Unfreiheit willen tadeln zu wollen. Es gehört untilgbar mit zu dem Charakterbilde dieses einzigen Mannes, dass er bis ans Ende ging, wo er irrte, wie er bis ans Ende ging, wo er die Wahrheit sah. Alle Denker vor und nach ihm haben das Denken oder die Sprache überschätzt; alle hätten gleich ihm dieses Werkzeug nun im Sinne der Überschätzung mathematisch gebrauchen müssen, wenn sie konsequent gewesen wären wie Spinoza, wenn sie ehrlich wie er unerschütterlich an ihren Glauben geglaubt hätten, wenn sie nicht heimlich ein schlechtes Gewissen gehabt hätten beim Gebrauch ihrer Sprache. Spinoza allein hatte kein schlechtes Gewissen; er war so gross, dass er gewissenlos sein durfte, d. h. unbeirrt von Vorurteilen. So wurde der ärgste Ketzer unbeirrt zum Dogmatiker. Nicht einmal der Umstand beirrte ihn, dass er selbst, und lange vor der Abfassung seiner Ethik, die geometrische Methode angewandt hatte auf seine Darstellung der Lehren des Descartes, der doch damals von ihm innerlich schon überwunden war. Man muss fragen, und man hat gefragt, wie ein solcher Mann Sätze, die ihm überwunden schienen, mit dieser untrüglichen Methode habe beweisen können? Man hat sogar gesagt, es liege darin eine Art Humbug. Man hat dabei vergessen, dass Spinoza den Zweifel des Descartes eben nicht kannte oder vielmehr sehr fein von dem grundsätzlichen Zweifel des Skeptikers unterschied. Man hat aber vielleicht noch eine Kleinigkeit übersehen, auf die ich aufmerksam machen möchte. Seine Ethik will Spinoza, wie das Titelblatt verspricht, nach geometrischer Methode (ordine geometrico) beweisen; auf dem Titelblatt der Grundsätze kartesianischer Philosophie verspricht er nur, sie auf geometrische Art und Weise (more geometrico) zu beweisen. Der Unterschied ist unabsichtlich, aber er ist der von Ernst und Spiel; an der Wahrheit der Ausgangssätze des Descartes, dieser kartesianischen Teufelchen, konnte Spinoza zweifeln, an der mathematischen Kraft des sprachlichen Denkens zweifelte er nicht.

Und vielleicht lässt sich der Tiefsinn Spinozas dadurch retten, auch

in seinem schweren Irrtum, dass man diesem übermenschlichen Denker einen fast übermenschlichen Gedanken zutraut, wie denn bewusste Bescheidenheit lehrt, alles für des Lehrers Gedanken zu halten, was im Schüler durch des Lehrers Worte angeregt worden ist.

Spinoza hat zu dem ersten Teil seiner Ethik, zu der Lehre von Gott, einen Anhang geschrieben, eine Erklärung, die ebenso bewunderungswürdig ist, wie der Text selbst verschult und angreifbar. In dieser überzeugenden Anmerkung will er wie immer die um Menschenschicksal unbekümmerte eiserne Kette der Notwendigkeit darstellen und den Glauben an Zweckursachen und damit jede Form theologischen, ethischen, ja selbst ästhetischen Aberglaubens mit der Wurzel ausreissen. Niemand ist bis zu dieser Stunde über den Geist dieser Anmerkung hinausgelangt. Die Revolution aller Wissenschaften im 19. Jahrhundert liesse sich herleiten von diesen Sätzen: „Nachdem die Menschen sich eingeredet hatten, die Welt und der Welt Lauf sei ihretwegen da, mussten sie an jedem Dinge dasjenige für das Wichtigste und Wertvollste halten, was ihnen am nützlichsten oder angenehmsten war. Daher mussten sie sich diejenigen Begriffe bilden, mit deren Hilfe die Welt zu erklären wäre, die Begriffe: das Gute, das Schlechte, die Ordnung, die Unordnung, das Warme, das Kalte, die Schönheit, die Hässlichkeit. Und weil sie sich für frei hielten, entstanden die Begriffe: Lob und Tadel, Sünde und Verdienst.“ Man horche wohl darauf, wie Spinoza hier mit einem grossen Atemzuge nicht nur die Grundlage der Kirche, die Lehre von der Zurechnung, umbläst, sondern zugleich die Ausgangsbegriffe der Ethik, der Empfindungslehre, insbesondere der Ästhetik, wobei es noch gar nicht ausgemacht ist, was alles noch mehr durch Abstreifen der Begriffe „Ordnung und Unordnung“ in seinen Grundlagen erschüttert sein mag. In diesem selben Zusammenhang hat Spinoza das stolze, in seiner Ruhe alles niederbeugende Wort gesprochen: „Das Fragen nach Absichten in der Natur, d. h. nach Zweckursachen und den Ursachen der Ursachen, müsse schliesslich immer zurückflüchten zu einem Willen Gottes, diesem Asyl der Unwissenheit (ad ignorantiae asylum),“ wobei zu beachten ist, dass Spinoza hier unter Ignoranz fast ohne Bosheit die Tatsache des Nichtwissens versteht.

In diesem selben Zusammenhange klagt nun Spinoza, der Glaube an Zweckursachen (und an das, was drum und dran hängt) hätte für sich allein hingereicht, der Menschheit die wahre Einsicht für immer zu verschliessen; da habe glücklicherweise die Mathematik, welche sich nicht um Zweckursachen, sondern um das Wesen und die Eigenschaften der Raumgestalten kümmert, den Menschen eine andere Norm der Wahrheit gezeigt.

Hier nun scheint mir die fast übermenschliche Anschauung für einen Augenblick entschleiert zu werden, die den Spinoza unbewusst zu seinem mathematischen Denken führte. Tief im menschlichen Wesen begründet, in dem Schein seiner Willensfreiheit nämlich, ist seine Sehnsucht nach einer Absicht in der Natur, nach einem Gott. So grausam, ein solcher Moloch ist diese Täuschung in uns, dass — wie ich zeige — auch der

Darwinismus sie nicht überwunden hat. Ja, ich scheue mich nicht, es auszusprechen: Dieser Glaube, diese Sehnsucht an eine Absicht in der Natur ist in uns unzerstörbar, die Absicht in der Natur ist in den Menschen eine angeborene Idee, was ich deshalb ruhig sagen kann, weil ich dazu behaupte, dass Ideen oder Begriffe darum nicht wahr sein müssen, weil sie angeboren sind. Angeborene Ideen sind falsch, wie jemand eine Truhe mit falschem Gelde erben kann, oder einst vollwertiges Geld erben, das inzwischen entwertet worden ist.

Niemand hat wie Spinoza diese angeborne Idee bekämpft, und wenn er in diesem Kampfe nach der mathematischen Methode griff, so hatte er dabei vielleicht den folgenden Gedankengang: In der Mathematik gibt es sicherlich keine Zweckursache. Die Gleichheit der Seiten folgt zwar z. B. aus der Gleichheit der Winkel; ebenso folgt die Gleichheit der Winkel aus der Gleichheit der Seiten. Hätte Spinoza seinen Scharfsinn an die Erkenntnistheorie gewandt, er hätte aus der Umkehrbarkeit aller solcher mathematischen Sätze die Ahnung schöpfen müssen, dass auch der Begriff Ursache, logische Ursache, für solche Wechselbeziehungen ein sinnleeres Wort sei. Ihm aber war es in genialer Einseitigkeit bloss um die Vernichtung der Zweckursachen zu tun. Da konnte er den Gedanken fassen, dass Zweckursachen — wenn sie schon in umkehrbaren mathematischen Sätzen ausgeschlossen sind — noch sinnloser sein müssen in der Ursächlichkeit des Wirklichen, weil diese Ursächlichkeit sich in der Zeit vollzieht und sich daher nicht umkehren lässt. Auch wo wir die Zeitfolge nicht wahrnehmen, in der Wirklichkeitswelt nehmen wir sie unbedingt an. Wenn wir den Hahn am Gewehr berühren und im selben Augenblick der Schuss kracht, so „wissen" wir dennoch, dass nacheinander, in der Zeitfolge also, die schnappende Eisenspitze das Zündhütchen getroffen, der Funke das Pulver entflammt und das Pulvergas die Kugel herausgetrieben hat. Ist nun in der umkehrbaren Beziehungsfolge der Raumverhältnisse schon der Zweckbegriff nicht unterzubringen, um wieviel weniger in der Zeitfolge der Wirklichkeitswelt, wo doch unentwurzelbar die Ursache der Vergangenheit angehört, der Zweck aber etwas Zukünftiges sein müsste. Dieses konnte nach Spinoza die mathematische Methode lehren. Aber vielleicht noch mehr.

Die mathematischen Gesetze sind ewige Gesetze, weil sie zeitlos sind. Spinoza liebt den Gedanken, dass auch die Gesetze der Wirklichkeitswelt ewig seien, dass man jede Einzelerscheinung unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit betrachten müsse. Wie nun, wenn auch die Wirklichkeitswelt, das Wirken aller Körper aufeinander in tiefstem Grunde zeitlos wäre? Umkehrbar wie die Mathematik und darum zeitlos? Wie wenn die Mathematik durch diesen Gedanken die arme Menschheit von dem Wahnsinn der Zweckursachen befreien könnte?

So mag Spinoza Unsagbares geahnt haben. Aber er vergass dabei — wie ich es eben vergessen musste — dass die Worte der menschlichen Sprache Zeitloses nicht ausdrücken können, dass unsere Worte Zeichen sind, Erinnerungszeichen unserer Empfindungen, immer nur Erinnerungszeichen für das, was uns erscheint, dass also keine

menschliche Sprache sich losreissen kann von dem Widerhaken der Zeitfolgè und der Ursache, mit dem die Wirklichkeitswelt unser Gehirn hinter sich herreisst. Und der Begriff der Ursache ist zuletzt nicht wirklicher als der Begriff der Zweckursache; nur dass wir es nicht sagen können, weil wir die Umkehrbarkeit der sogenannten Zeitfolge nicht fassen können.

Kaum die dunkle Ahnung kann ich hinzufügen, dass die Absichten in unserm sogenannten Selbstbewusstsein — die wir so gern auf die Natur übertragen, und die in uns den Schein der Willensfreiheit erzeugen — sich vielleicht doch so als zeitlos erkennen lassen, dass wir sie als gedachte Zwecke erkennen, also als dasselbe, was auch die andern Vorstellungen sind. Wenn wir begreifen, dass der Ablauf unseres ganzen Lebens nur ein Auf und Ab auf den ausgefahrenen Gleisen unserer Nerven ist, dass unsere Vorstellungen wie unsere Willensbewegungen nur einander aufhebende Nervenzuckungen in umgekehrter und vielleicht umkehrbarer Richtung sind, dass — wie schon Spinoza gelehrt hat — Wille und Vorstellung eins ist, dann werden wir wohl den Gedanken mit lächelnder Trauer umarmend festhalten können: Wie unsere eigenen Absichten doch nur Erinnerungen sind, unsere künftigen Zwecke also etwas Vergangenes, so ist unser Leben zeitlos, zeitlos die Wirklichkeitswelt.

Und so steht hinter dem grossen Irrtum Spinozas, seine Sprache einer mathematischen Anwendung fähig zu halten, eine noch grössere Ahnung dessen, was wir in unserer bettlerfrechen Sprache Wahrheit nennen.

* * *

Es fällt schwer, bei einer so übermächtigen Erscheinung erst noch nach der Glaubwürdigkeit zu fragen, bevor man ihr Zeugnis anruft. Es ist als ob der Leiter einer Gerichtsverhandlung seinen Vater oder seine Mutter nach dem Namen fragen wollte. Und es fällt schwer, Spinoza gegenüber die Eigenschaft zu benennen, die für seine Glaubwürdigkeit bürgen könnte. Unbestechlichkeit, Ehrlichkeit, Tapferkeit, Wahrheitsliebe, alle diese schönen Worte und Namen von Tugenden zerplatzen wie Seifenblasen, wenn man an ihnen Spinoza zu Ende denkt, der (im 36. Briefe) einen Muttermord, wie ihn Nero beging, kaltblütig und mit Verwerfung des Begriffs „Böse“ unter die Naturereignisse rechnet, wie man auch wohl ein einzelnes unregelmässig geformtes Blatt nicht ethisch verurteilt. Es heisst darum nicht zu weit ausholen, wenn wir es so ausdrücken, dass Spinozas Einsicht niemals nachweisbar von den dreierlei Absichten der gemeinen Menschheit getrübt war, nicht von Liebesgier, nicht von Hunger und nicht von Eitelkeit. Nur wie der Schatten einer Legende zieht eine Neigung für jene Clara Maria über sein Leben hin. Bedürfnislos wie ein echter Orientale verdient er sich seinen Bissen Brot mit einer Handarbeit,

die ihm doch zugleich wissenschaftliche Übung war. Und seine Eitelkeit ist so gering, dass er es mit Verachtung trägt, verachtet zu werden, und man von ihm wohl mit grösserem Recht als von seinem jüngern Zeitgenossen Malebranche sagen könnte, er habe die Wahrheit gesucht durch jeden Verruf hindurch und jeden guten Ruf (per infamiam et bonam famam). Zum Erweise seiner Absichtslosigkeit, seiner sittlichen Hoheit, dürfte man von jedem andern als von Spinoza sagen, braucht man nur daran zu mahnen, dass und wie es Spinoza ablehnte, als Professor an einer deutschen Universität mitten unter Verfolgungen ein äusseres Lebensziel und Sicherheit vor Not zu finden. Der Kurfürst von der Pfalz, der Bruder von Descartes' Prinzess Elisabeth, wollte ihn zum ordentlichen Professor der Philosophie an seiner Universität Heidelberg machen. Spinoza sollte, wie das in der Welt ja zuweilen vorkommt, der Vorgänger seines Nachlesers Kuno Fischer werden. Man versprach Spinoza Lehrfreiheit in vollstem Umfang und deutete nur bescheiden die Erwartung an, „er werde sie nach dem Vertrauen des Fürsten nicht zur Störung der öffentlichen Religionseinrichtung missbrauchen (qua te ad publice stabilitam Religionem conturbandam non abusurum credit)“.

Spinozas Antwort ist einfach. Er lehnt ab, zunächst, weil er nicht weiter denken zu können meint, wenn er junge Burschen unterrichten müsse. Dann aber auch, weil ihm kein Kurfürst die Gewissheit geben könne, er werde nie den Schein der Religionsstörung auf sich laden. Der Religionsstreit entspringe ja nicht aus regem Religionseifer, sondern aus allerlei gemeinen Leidenschaften.

Diese heiligende Absichtslosigkeit durchzieht überall Spinozas Leben. Ähnlich wie Lessing verdirbt es Spinoza regelmässig mit beiden Parteien, zwischen denen er wählen müsste; nur dass Lessing die Grösse seines Charakters mit Bitterkeit bezahlt, Spinoza sie durch Heiterkeit krönt. Man könnte sagen, Spinoza sei als Jude in der glücklichen Lage gewesen, sich um christliche Pfaffen und um ihre Scheiterhaufen nicht bekümmern zu müssen. Im Jahre 1663, da Spinoza sein erstes Buch herausgab, das Buch über Descartes — wurde Descartes selbst auf den päpstlichen Index verbotener Bücher gesetzt. Man könnte sagen: Was ging das den Juden Spinoza an? Für die Kirche war die Lehre Descartes wahrscheinlich darum nicht annehmbar, weil der Begriff der Einheit aller Substanz der Mythologie von der Transsubstantiation (beim Messopfer) widersprach. Die Götter waren eifersüchtig aufeinander; dem konfessionslosen Juden konnte das gleichgültig sein.

Gewiss war es günstig für Spinoza, dass er aus dem machtlosen Judentum austrat, und nicht aus dem mit Brandfackeln bewaffneten Christentum, als er eben die Kirche verliess. Es machte ihn auch wohl innerlich freier, dass er in reiferen Jahren gewisse Legenden (von einer unsterblichen Seele und von überirdischen Engeln Gottes) nicht erst langsam abzustreifen brauchte; der zum Rabbiner ausgebildete Jüngling hatte im Alten Testament keine eigentlichen Dogmen

darüber gefunden und hatte die Vorstellungen der christlichen Scholastik darüber nicht früh genug kennen gelernt, um für Lebenszeit transzendent zu sein. Eine ganze Anzahl mittelalterlicher Wortfetische konnten ihm den Verstand nicht verrenken wie einem Descartes noch. Gewiss war es gut für ihn, dass seine nächsten Feinde nicht Dominikaner mit ihren Scheiterhaufen waren, sondern nur armselige Rabbiner, die ihn anspien. Der ganze Abstand zwischen christlicher und jüdischer Glaubenstollwut liegt darin, dass die erste verbrennen durfte, die zweite aber nur anspeien. Gewiss hätte man einen christlichen Spinoza in Stücke gerissen, wenn er christlichen Glaubensrichtern mit sokratischer Ironie geantwortet hätte, wie Spinoza — man erzählt es — dem Rabbiner Morteira: „Spinoza habe bei ihm Hebräisch gelernt, so möge denn der Rabbi jetzt an ihm excommunizieren lernen.“ Gewiss ist es ein Beweis der Ohnmacht seiner Gegner, dass die Juden einen Spinoza, auf den sie jetzt gern stolz sein möchten, durch die schmutzigste Bestechung, durch das Anerbieten eines Jahrgehalts von tausend Gulden zum Schweigen zu bringen suchten.

Aber am 27. Juli des Jahres 1656 wurde doch in der Synagoge von Amsterdam der grosse Bann über Spinoza ausgesprochen, wohl gemerkt, nachdem zuerst das Attentat auf seine Seele durch die Bestechung und wohl auch ein Attentat auf sein Leben vorausgegangen war. Wir kennen durch Gutzkows Theaterstück den Eindruck eines solchen ohnmächtig-blutdürstigen jüdischen Bannfluchs. Wir kennen jetzt auch den Wortlaut dieses Cherem, wo es nicht ohne eine gewisse Poesie der Bestialität unter anderm heisst:

„Nach dem Urteile der Engel und dem Beschlusse der Heiligen bannen, verstossen, verwünschen und verfluchen wir den Baruch de Espinosa mit der Zustimmung Gottes und dieser heiligen Gemeinde im Angesichte der heiligen Bücher der Thora und der sechshundertdreizehn Vorschriften, die darin geschrieben sind; mit dem Banne, womit Josua Jericho gebannt, mit dem Fluche, womit Elisa die Knaben verflucht hat, mit allen Verwünschungen, die im Gesetz geschrieben stehen. Er sei verflucht bei Tag und sei verflucht bei Nacht! Er sei verflucht, wenn er schläft, und sei verflucht, wenn er aufsteht! Er sei verflucht bei seinem Ausgang und sei verflucht bei seinem Eingang! Der Herr wolle ihm nie verzeihen.“

Die Worte dieses symbolischen Anspeiens konnte Spinoza, so empfinden wir heute, ruhig verachten. Aber es blieb nicht bei Worten allein. Der „Cherem“ schloss mit einer vollständigen Verfemung des Opfers. Die Lebensmöglichkeit soll ihm genommen werden. Niemand soll „vier Ellen weit“ von ihm verweilen. Auch seine Schriften werden verboten und die Rabbiner schämen sich nicht, als ob sie Dominikaner wären, auch den weltlichen Arm gegen Spinoza zu lenken. Spinoza war damals erst 24 Jahre alt. Nicht lange vorher, als der achtjährige Knabe in der Rabbinerschule die Bewunderung seiner Lehrer erregte, hatte ein ähnlicher Cherem den feurigen und begabten Uriel da Costa dazu getrieben, seinem durch Rabbinergeifer beschmutzten Leben mit einem Pistolenschuss ein Ende zu machen.

Das war es, was Spinoza seinem Judentum äusserlich verdankte. Ihm freilich vermochte jüdischer Pfaffenmund nichts anzuhaben, ob der Mund Worte sprach oder schäumte. Wir müssen ihn uns vorstellen, wie er mit der Weltverachtung eines Heiligen durchs Leben ging. Noch im Tode mag er diesen Ausdruck festgehalten haben, was dann einem immerhin anständigen Gegner Anlass gab, unter das Titelbild einer Lebensbeschreibung Spinozas zu setzen: Der Meister des ersten Lehrgebäudes unter den feineren Atheisten, der Fürst der zeitgenössischen Atheisten habe sein unseliges Leben geschlossen mit dem Ausdruck der Verdammnis im Gesicht (characterem reprobationis in vultu gerens).

Schon Hegel hat auf den Doppelsinn des Wortes hingewiesen, wie denn réprobation im Französischen heute noch sowohl die passive Verworfenheit als die aktive Missbilligung bedeuten kann. Für Verworfenheit, für Verdammnis mussten Pfaffen den tiefen Zug von Verwerfung oder Verdammung halten, mit dem Spinoza in die Einsamkeit ging, um — nicht für die Juden — für den weltlichen Arm eine Verteidigungsschrift zu schreiben, aus der dann der grosse theologisch-politische Traktat geworden ist.

Dieses Buch geht uns hier nur so weit an, als es das stille Heldentum, die heitere Todbereitschaft Spinozas, deutlich beweist. Nur Lessing wieder hat 100 Jahre später, wo freilich nicht mehr so leicht verbrannt und ermordet wurde, in ebenso freier Weise zugleich gegen die Orthodoxie und gegen die „Halben" gekämpft. Der Gegensatz zwischen den Orthodoxen und Rationalisten hier und der ernsthaften Bibelkritik dort liegt offenbar darin, dass die ersten beiden Parteien — so sehr sie einander hassen — von demselben Grundsatz ausgehen: es könne in der Bibel nichts Falsches stehen. Dass die „Ganzen" daraus den Schluss ziehen, es müsse also jedes Bibelwort wörtliche Wahrheit enthalten, dass die halben Pfaffen nur folgern, es müsse jedes unhaltbare Bibelwort darum bildlich oder sonstwie anders gedeutet werden, — das ist gleichgültig; ernsthafte Bibelkritik war erst möglich, wenn man die Möglichkeit zugab, die Bibel könne Falsches, könne Unsinn enthalten, wie jedes andere Menschenwort. Dies hat Spinoza ausgesprochen; ohne ihn sind Voltaire, Lessing und Strauss nicht zu denken.

Wieder 100 Jahre nach Lessing hat diesen klaren Satz Anzengruber am einfachsten und lustigsten wiederholt („Der G'wissenswurm", I, 8). Der Bauerntartüffe beruft sich auf ein Bibelwort. „Wird doch kein Unsinn g'schrieb'n stehn?!" fragt der geplagte Grillhofer. „Und warum net?" ist Dusterers Gegenfrage, in der der ganze theologisch-politische Traktat zusammengezogen scheint. Dass es der fromme Bauer ist, der diese vernichtende Frage stellt, ist ein recht Lessingscher, genialer Zug. Und ich kann aus eigenem Wissen bemerken, dass Anzengruber den theologisch-politischen Traktat auf einer Sommerreise in der wohlfeilen Übersetzung gekauft und einen übermächtigen Eindruck erhalten hatte.

Diese drei Namen können zugleich als Beispiel dienen, wie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein mit Beifall aufgenommener

Schlager sein konnte, was hundert Jahre vorher selbst einem Lessing von seinem Fürsten das Verbot theologischer Schriftstellerei eintrug, was zweihundert Jahre vorher den Verfasser des theologisch-politischen Traktats in Lebensgefahr brachte. Die Aufregung gegen ihn war so gross, dass er sein Hauptwerk bei seinen Lebzeiten nicht drucken lassen konnte. Der ganze Sturm galt ja nur dem Traktat. Und eben in dem Jahre 1675, als Spinoza in dem freien Amsterdam vergebens einen Verleger für seine „Ethik" gesucht hatte, lag alles so ungünstig, dass selbst seine Bewunderer ihn zu einer Art Widerruf bewegen wollten. Es war einer, den Spinoza seinen Freund nannte, Oldenburg, der ihm schrieb, „man" nehme besonders Anstoss an Spinozas Gleichstellung von Gott und Natur, an seiner Verachtung der Wunder und an seinem unklaren Standpunkt zu dem Gottmenschen Jesus Christus. Und noch schöner als der Traktat, der vom Buchhandel als Schmuggelware behandelt wurde, zeigt den ruhigen Mut Spinozas die Antwort, die er nicht viel mehr als ein Jahr vor seinem Tode, ein schwindsüchtiger Mann, an den zudringlichen, ängstlichen Oldenburg nach London richtete. Was den ersten Punkt anbelangt, so bekennt er sich offen zu seinem Pantheismus; wer aber glaube, Spinoza verstehe unter Natur eine tote Masse (massam quandam sive materiem corpoream), wer ihn also (nach unserm Sprachgebrauch) für einen Materialisten halte, der verstehe ihn nicht. Was die Wunder anbelangt, so dürfe sich der Glaube nur auf die Weisheit der Offenbarungen stützen, nicht auf ihre Wunder, d. h. auf Ignoranz. Darum unterscheiden auch die Christen von andern Religionen (es ist mir, als ob das Original von Lessings Nathan nicht der subalterne Mendelssohn, sondern der Spinoza dieses Briefes wäre) nicht die Treue, die Liebe und andere Früchte des h. Geistes, sondern allein eben die Meinung (opinio), weil auch die Christen ihre Religion auf Wunder allein gründen wollen, also auf Unwissenheit, die die Quelle aller Bosheit sei. Was endlich die Menschwerdung Christi anbelangt, so erklärt der Jude Spinoza ganz ausdrücklich, er könne den Sinn der Worte nicht verstehen; er bekenne offen, dass ihm solches Reden nicht weniger absurd vorkomme als ein Geschwätz von der Quadratur des Zirkels.

So verdirbt es Spinoza mit allen Parteien. Was heute alltäglich ist, war damals eine seltene Tat. Er verlässt das Judentum und schliesst sich den Christen nicht an. Er verlacht den Rationalismus in der Theologie und ist in der Philosophie so sehr Rationalist, glaubt so fest an den Wert der Vernunft, dass er den herrschenden Dualismus überwindet und damit die eigentlichen Cartesianer, die er dumm nennt, aufs äusserste reizt. Er wirft das Gebäude aller Frommen um, und bannt doch für alle Folgezeit die beschränkten Materialisten — vier Ellen weit — von sich fort. Dass er dabei im Traktat dem Alten Testament feindlicher scheint, als dem Neuen, ist wohl aus seiner gründlicheren Kenntnis desselben zu erklären. Nirgends ist die Einsicht von irgendeiner Absicht getrübt. Nicht im Leben, nicht im Denken, nicht in der Philosophie, nicht in der Politik. Denn auch als Politiker ist Spinoza ein reiner Charakter. Da die Oranier in den Niederlanden fast könig-

liche Macht gewinnen, da sie ihre Gegner, einen Oldenbarneveld und die de Witt bald gesetzlich, bald ungesetzlich ermorden lassen, schreibt der gebannte Jude Spinoza zugunsten dieser aristokratisch-republikanischen Partei, und verficht doch wieder (mit Hobbes) die Staatsallmacht über der Kirche. Und diesem allmächtigen Staate endlich spricht er das Recht ab, die Denkfreiheit zu beschränken.

So ist er ein Denker ohne Furcht und Tadel, mir ein klassischer Zeuge.

* * *

Nur ein dunkler Punkt ist vorhanden: Spinozas Gottesbegriff.

Wie wir wünschen, Spinoza hätte uns seine Weltanschauung ohne seine Beweise gegeben, d. h. seine Gedanken ohne seine Sprache, so wünschen wir auch, er hätte das Doppelspiel, das Gott der Natur gleichsetzt (Deus sive natura) und willkürlich bald „Gott" und bald „Natur" sagt, aufgegeben und das Wort „Deus" mit allen schwerfälligen und sophistischen Definitionen und Folgerungen dieses Wortes uns erlassen. Wir haben den Eindruck, Spinoza habe da nur vorsichtig gehandelt und sich selbst ein Hintertürchen offen gelassen, durch welches er die Schüler aus seinem Hause, der Natur, zu „Gott" hinauswerfen konnte; während doch sogar Kant weniger stolz war und das Hintertürchen der Moral öffnete, um Gott dadurch wieder als Herrn einzuführen und ihn sein System umwerfen zu lassen.

Es wäre aber unhistorisch, Spinoza unsere Denkgewohnheiten unterzuschieben. Wir sind jetzt gewöhnlich in den Jahren, wo man im Glauben konfirmiert zu werden pflegt, mit den Begriffen: Gott, Engel u. dgl. schon fertig. Wir brauchen nachher das Wort „Gott" nicht mehr, wie wir nachher nicht mehr vom Storch sprechen. Man bedenke doch, dass wir darin wieder um ein Wort ärmer oder um eine Freiheit reicher geworden sind als z. B. Lessing und Voltaire, die das Wort noch emsig hin und her wendeten, um seinen Inhalt zu finden. Es wird bald die Zeit kommen, wo die völlige Hohlheit des Begriffs Substanz oder Materie erkannt sein wird. Für Spinoza war Substanz (übrigens identisch mit Gott) noch der höchste Begriff, und wir nehmen ihm diese Scholastik nicht übel. Warum wollen wir ihm den Gottesbegriff schlimmer deuten?

Wir sind diesem Begriff gegenüber zu nervös. Die Geschichte des christlichen Gottesbegriffs erzählt eine solche Fülle von Dummheit und Trug, von Gewalttat und Feigheit, dass wir uns über jeden freien Kopf ärgern, der diesem Begriff auch nur die geringsten Zugeständnisse macht. Und bei Spinoza werden wir — aber nur, weil Spinoza uns gelebt hat — die Empfindung nicht los, ihm sei, wie einst dem Epikuros die Götter nur die Lückenbüsser der Kenntnis waren, sein Gott bestenfalls nur ein altes Wort für das neugefundene x, für die Unbekannte, die natura naturans (die wirkende Natur), auf welche die natura naturata (die Wirklichkeitswelt) als letzte Ursache hinzuweisen schien.

In jüngeren Jahren war ich geneigt, Spinoza einer Feigheit zu zeihen. Schopenhauer hatte mich irregeführt, der (Par. u. Paral. I, 77) dem Juden Spinoza, gegen den er bei aller Bewunderung das Wort vom foetor judaïcus gebraucht, geradezu Unaufrichtigkeit vorwirft. „Eine Schwierigkeit besonderer Art hat Spinoza sich dadurch aufgebürdet, dass er seine alleinige Substanz Deus nannte; . . . er tat es, damit seine Lehre weniger Anstoss finde."

Das ist unhistorisch geurteilt, wie gesagt. Das Wort Deus war für Spinoza noch ein Begriff aus der Welt des Denkens; es konnte ihm noch nicht einfallen, das Wort zu veräussern oder es wegzuwerfen wie einen alten Kaftan. Er hielt es für seine Pflicht, den Begriff zu verinnerlichen, ihn von abergläubischen Zutaten zu befreien, den Kaftan zu reinigen. Und wahrhaftig, seine Definition des Gottesbegriffs war nicht vorsichtig. Uns ist sie störend, weil wir des Wortes nicht bedürfen, weil es sich als ein störendes Synonym zwischen uns und Spinozas Natur schiebt; wir wissen, dass unser Denken über die natura naturata hinaus nicht bis zur natura naturans gelangen kann. Aber geheuchelt hat Spinoza darum nicht. Sein Deus hat nicht gehindert, dass er bei Lebzeiten und noch im Grabe der Fürst der Atheisten genannt worden ist, dass man bis auf Lessing — wie gesagt — von ihm redete, „wie von einem toten Hunde".

Der Gott Spinozas hat nichts mit irgendeiner religiösen Anschauung zu tun; sein Gott ist ein irreligiöser Begriff. Spinoza sagt einmal tief und gross: Gott zuzumuten, dass er das Gute allein schaffen (also nach guten Zwecken allein handeln) könne, nicht auch das sogenannte Böse, heisse ihn von etwas Fremdem, von der menschlichen Idee des Guten abhängig machen; es sei für Gott weniger schlimm, ihm Willkür zuzutrauen, was Spinoza doch wieder für töricht erklärt.

Dieses Leugnen aller Zweckursachen, aller Absichten (bei Gott oder der Natur), dieses Betonen der ausnahmslosen Notwendigkeit der Welt, das wie Beethovens Siegessymphonie vernichtend zugleich und jubelnd über uns hereinrauscht, dieser Grundgedanke Spinozas, den er auch seinem Gott nicht erlässt, scheidet seine Lehre wie von allen Denkern vor und nach ihm, so auch von aller Religion. Darum besteht ja die Religion nicht vor der interesselosen Einsicht, weil sie immer Interesse ist. Auch der Judengott hatte bei seiner Weltschöpfung einen Zweck; er schuf die Welt für den Menschen. Natürlich! hatte doch der Mensch sich ihn zu diesem Zweck erdacht. Einerlei, ob hier oder drüben: immer verspricht Religion etwas, sie will also immer etwas Künftiges, einen Zweck. Immer nennt sie einen wollenden Gott, dem sie den sollenden Menschen gegenüberstellt. Gott will, dass ich solle. Ich soll, damit Gott wolle, mir wohl wolle.

Weniger gemein lehren die Philosophen dasselbe. Immer ist ihnen der Mensch das Mass der Dinge, ohne dass sie es immer wissen oder sagen. Weil der lebende Mensch Erinnerung oder Sprache besitzt, weil er mit ihrer Hilfe die ewige Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft auseinanderhalten kann, darum verlegen sie die Zukunft auch in die Wirklichkeits-

welt und lassen sie durch Zwecke oder Absichten auf die Gegenwart wirken. Alle sind sie teleologisch, alle bis auf den einen Spinoza. Alle, wenn man von den grossen Skeptikern absieht, den wahren Alleszermalmern. Platon und Aristoteles sehen in der Natur Zwecke verwirklicht und auch alle Neuen kehren zu den Absichten des alten Judengottes zurück. Kant selbst stellt, nachdem er gross die Unerkennbarkeit der innern Weltordnung dargetan hat, doch wieder eine erkennbare, höhere Weltordnung, die moralische auf, ein kategorisches Soll neben den Willen des moralisch erschlossenen Gottes. Ja sogar die gottlose und gottesmörderische Welt Schopenhauers soll noch etwas, wenn auch nur die Weltflucht. Einzig und allein der Deus Spinozas will nichts, er hat gar keinen Zweck, weshalb der Mensch auch nichts soll. Der Mensch hört auf, das Mass der Dinge zu sein. Weder dürfe man etwas gut nennen, weil Deus es angeblich gewollt habe; noch dürfe man glauben, Deus habe das und das gewollt, weil es gut sei. Die Aufhebung des persönlichen Gottes ist im Deus Spinozas fast noch besser erreicht, als im „Stoff“ der Materialisten, der sich „aufwärts“ entwickelt, also zweckvoll, besser als im „Willen“ des Atheisten Schopenhauers, der schon nach seinem Namen einen Zweck „wollen“ muss.

Ganz scholastisch freilich kommt Spinoza dazu, seinem Deus die Erkennbarkeit abzusprechen. Jede Bestimmung sei eine Verneinung; denn jede Bestimmung einer Definition gehöre nicht zum Wesen der Sache, sondern sei im Gegenteil ihr Nichtsein. (Omnis determinatio est negatio; determinatio ad rem juxta suum esse non pertinet, sed e contra est ejus non esse.) Es ist also jede Definition, ich würde sagen: jede Erkenntnis, nur eine Umgehung der Wirklichkeit. Darum kann auch das höchste Sein, auch Deus nicht erkannt werden, darum können wir uns von seiner Persönlichkeit, von seinem Wollen oder seinem Verstande keinen Begriff machen. Spinoza kennt wohl das Wort „Persönlichkeit“ (vocabulum personalitatis, Cog. met. II. 8) aber er kann sich durchaus nichts dabei denken. Was seine Persönlichkeit sei, werde Deus wohl erst am jüngsten Tage seinen Gläubigen enthüllen, fügt Spinoza hinzu, und mag bei diesen Worten wohl besonders scharf den charakter reprobationis im lächelnden Gesicht getragen haben.

Der unendliche, undefinierbare, unpersönliche Deus hat also gar keine Individualität; und so gehört zu seiner Natur auch kein Verstand und kein Wille, wobei Spinoza die tiefe Einsicht besass, dass der Wille nichts dem Verstande Entgegengesetztes, sondern gleich ihm Vorstellung sei. Spräche man dem Deus Verstand und Wille zu, so käme das auf eine willkürliche Benennung hinaus, da des Deus Verstand und Wille von unsern gleichbenannten Seelenkräften himmelweit verschieden sein müssten, himmelweit, wie etwa das Sternbild des Hundes am Himmel und der Hund, der unter meinem Fenster bellt. Nur die Worte seien gleich. (Ethik I, Lehrsatz 17, Erklärung.)

Es tut nichts, dass Spinoza auf scholastischem Wege zu seiner einheitlich grossen Weltanschauung kommt. Auch Jesus kam auf einem Esel; und Spinozas Weltanschauung war in ihm, bevor er sie sich be-

wiesen hatte, wie wir ja wissen, dass der Satz früher ist als das Wort, der Schluss früher als die Prämissen. So ist es auch gleichgültig, dass Spinoza sich und die geometrische Methode quält, um in seinem Deus die gewaltige Vorstellung von der Weltkette der durchgängigen Notwendigkeit und das Menschenwort Freiheit zu vereinigen. Ausser dem Deus gebe es nichts, es sei also nichts vorhanden, von dem er bestimmt werden könne, also sei Deus frei; und da doch Notwendigkeit zu seinem Wesen gehöre, so sei es eine freie Notwendigkeit. So sinnlos konnte selbst Spinoza Worte aneinanderreihen. Es fiel ihm noch nicht ein, eben aus solchen Gründen Gott zu leugnen, weil nämlich Freiheit zu seinem Begriff gehören müsste, wenn er existierte, und weil es doch auf dem Weltenrund nichts gäbe als die eherne Notwendigkeit. Einerlei. Wie die mathematische Methode die bis zum Extrem getriebene Verirrung Spinozas ist, der ärgste Missbrauch des Worts, so ist das Mathematische seiner innern Weltanschauung bewunderungswürdig. Sub specie aeternitatis, zeitlos also, geht die Welt aus Deus hervor, nicht als Schöpfung, nicht als Folge, vielmehr — so möchte ich sagen — als Eigenschaft, wie die Gleichheit der Radien aus dem Kreisbegriff, wie die 2 R gleiche Grösse der Winkel aus dem Dreieckbegriff. So kann Spinoza (im 60. Briefe) schreiben — hart an der Wahrheit vorbei, aber gewiss ganz aufrichtig: „Auf die Frage, ob ich von Deus eine so klare Idee habe wie von einem Dreieck, antworte ich mit ja. Fragst du aber, ob ich von Deus ein so klares Bild habe, wie von einem Dreieck, so sage ich nein." Nur dass „Idee" nicht mehr sei als „Wort", wusste Spinoza nicht. Er war Platons Ideenlehre gegenüber nicht Nominalist genug.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass in dieser Überschätzung der Ideen zugleich Spinozas Darstellungsmängel und seine Abhängigkeit von der höchsten Idee beruht, von seiner höchsten Idee, von seinem Deus. Und immer wieder muss es beklagt werden, dass die stolze Gewissheit von seiner Weltanschauung ihn an ihrer sprachlichen Form nicht zweifeln liess. „Wer eine wahre Idee hat, der weiss auch, dass er eine wahre Idee habe und kann an der Wahrheit der Sache nicht zweifeln." Nach Spinoza offenbart das Licht sich selbst und die Finsternis, und die Wahrheit prüft sich selbst und das Falsche. Wahre Vorstellungen sind ihm über jeden Zweifel erhaben, denn sie seien nicht stumme Gemälde, sondern das Denken selbst. In diesem Vertrauen auf Ideen oder Worte ist also Spinoza ganz aufrichtig, wenn ihm der Begriff seines Deus ein Herzensbedürfnis ist, wenn ihm von da aus alles überaus klar zu werden scheint, wenn ihm auf der Stufenreihe der menschlichen Erkenntnis sein Deus als das Höchste und beste Wissen, als die intuitive Erkenntnis erscheint. Er hat vergessen, dass diese eine unmittelbare anschauliche Erkenntnis sein muss und dass er von Gott wohl einen so klaren Begriff hat wie von einem Dreieck, nicht aber eine solche Anschauung (imago).

In der von ihm gelehrten Stufenfolge der menschlichen Erkenntnis, die ihn zum Deus führt, sehen wir Spinoza gewaltig um die Wahrheit ringen. Er zwingt sie nur nicht, weil seine Waffen Worte sind, die

Wahrheit aber ungreifbar, weil wortlos. Es ist der Kampf des Menschen mit der Wahrheit ein Kampf des Bären mit dem Adler; das plumpe Tier kann die Erde nicht verlassen, das Wort.

Ich glaube aber nicht, dass ich Spinozas Vorstellungen entstelle, wenn ich seine Stufenfolge der Erkenntnis mit Worten meiner Sprache auszudrücken suche; Spinoza wäre tot, dürfte man ihn nicht übersetzen.

Die erste Stufe ist die Erkenntnis durch Worte. Diese führt notwendig zum Irrtum. Spinoza muss dabei geahnt haben, dass diese Abstraktionen, die er darum verworren nennt, immer nur tastend und versuchend um die Wirklichkeitswelt herumjagen, nie aber in sie selbst eindringen. Wir könnten die Begriffe oder Worte mit den deutschen Ulanen vergleichen, die im Aufklärungsdienst eine ungefähre Vorstellung vom Gegner heimbringen, aber niemals stark genug sind, sich auf ein ernsthaftes Gefecht einzulassen.

Man hat diese erste Stufe der Erkenntnis ganz richtig dem Standpunkte des naiven Realismus gleich gestellt, der all das und nur das für wahr hält, was seine Sinne ihm von der Welt erzählen. Nur kann ja der naive Realismus noch nicht wissen: dass diese Angaben der Zufallssinne wie die gesamte äussere Welt so auch das gesamte innere Denken allein ermöglichen, dass dieses naive Weltbild sich auch in dem Wortvorrat und in den Formen der Umgangssprache ausprägt. Die erste Stufe der Erkenntnis ist die der menschlichen Gemeinsprachen. Erst durch Bildung einer wissenschaftlichen Sprache (man sagt gewöhnlich: durch das Entstehen von Wissenschaften) wird die nächsthöhere Stufe erreicht.

Die zweite Stufe der Erkenntnis ist die der wahren Vernunft, welche die Dinge wesentlich unter einem gewissen Gesichtspunkt der Zeitlosigkeit betrachtet. So möchte ich den berühmten Satz von der Spezies der Ewigkeit wiedergeben. (De natura Rationis est, res sub quadam aeternitatis specie percipere. Eth. II. 44.) Denn die Welt begreifen, heisst das eherne Band ihrer Notwendigkeit begreifen. Lückenlos ist diese ewige Kette der Notwendigkeit. Eins folgt aus dem andern, aber nicht logisch, auch nicht in der Zeit. Zeitlos wie die mathematischen Gesetze, zeitlos wie die Gleichheit der Radien aus dem Kreisbegriff, so zeitlos und darum ewig folgt das eherne Band der Welt aus dem Substanzbegriff des Deus. Und so scheint mir erklärt, was Spinoza unter dem Gemeinsamen verstanden habe, unter dem, was auf der zweiten Stufe der Erkenntnis den Dingen der Welt gemeinschaftlich, was darum ewig ist (illa quae omnibus communia, vergleiche Eth. II. 38—40). Kirchmann und andere haben unter den Communia wieder nur Begriffe verstanden, Kuno Fischer (I, 2, S. 479) hat gar keine Erklärung versucht. Spinoza aber gibt (Eth. II. 40, Anm.) deutlich zu verstehen, dass er unter den Begriffen oder Universalien der ersten Erkenntnisstufe diejenigen Abstraktionen sich denke, die blossen Bilder, die sich der einzelne Mensch je nach seinem Verhältnis zu den Gegenständen, nach seinem Interesse, nach zufälligen Eindrücken mache. Der eine denke sich unter „Mensch“ das Geschöpf mit dem aufrechten Gang, der andere das

Tier, das lachen kann, oder das zweibeinige Tier ohne Federn, oder das vernünftige Tier. Ebenso gehe es mit den Begriffen oder Universalien „Hund“ oder „Pferd“. Darum führt ja eben die erste Stufe mit ihren Begriffen zum Irrtum; darum können die Communia der zweiten Stufe, darum kann das Gemeinsame in den Dingen, das zur Wahrheit führt, nicht in Begriffen bestehen oder in Worten. Und wenn ich communia mit „Gesetze“ wiedergebe, wenn ich mir Spinoza so erkläre, dass die Einzeldinge und die von ihnen abgeleiteten Begriffe an der Zeit kleben und darum vom Irrtum nicht loskommen, dass allein in den zeitlosen, mathematischen Beziehungen der Dinge, also in ihren ewigen Gesetzen, die Wahrheit stecke, so glaube ich einen Augenblick über Spinoza, indem ich ihn richtig verstehe, hinausgekommen zu sein. Doch nur einen Augenblick. Das Wort „Gesetze“ ist uns nur vertrauter, weil es ein mythologischer Begriff neuerer Prägung ist; Spinoza war weiser, da er nichts weiter behauptete als „etwas, was den Dingen gemeinsam“ sei.

Der Inbegriff dessen, was auf dieser zweiten Stufe erkannt wird als das Wesentliche, Zeitlose, Gemeinsame der Welt, ist für Spinoza das Wirkliche, die wirkliche Natur, die natura naturata; darüber hinaus erkennt er auf der dritten und höchsten Stufe intuitiv im Deus die Einheit aller Gesetze, das Bewirkende, die wirkende Natur, die natura naturans. Ich glaube bestimmt, dass Lessings Maler (Emilia Galotti I, 4) diesen pantheistischen Gottesbegriff übersetzen will, wenn er von der „plastischen Natur“ spricht und — ganz Lessing — zweifelnd hinzufügt: „Wenn es eine gibt.“

Die dritte Stufe der Erkenntnis möchte ich freilich am liebsten noch freier so übersetzen, dass sie den Trug der Wissenschaften, den Trug der vermeintlich erkannten Gesetzmässigkeit in der natura naturata durchschaue. So gefasst wäre Spinozas „Intuition“ der Zweifel an dem Werte der wissenschaftlichen Sprache, der Weg zur resignierten Skepsis. Das hiesse aber, über Spinozas heitere Weltanschauung einen dunklen Schleier werfen, seinen frohen Glauben in einen Unglauben, seine Sehnsucht in eine Negation umwandeln. Spinoza, der Fürst des Atheismus, der Verfasser des liber pestilentissimus, ist in seinem Empfinden kein Skeptiker.

Spinoza zweifelt nicht an der Erkennbarkeit der natura naturans, des Wirksamen, das freilich auch für uns nicht weniger begreiflich ist, als die natura naturata, als das Wirkliche. Ihm ist die Welt ein Buch. Auf der ersten Stufe buchstabiert das Kind gedankenlos; auf der zweiten Stufe fasst es die einzelnen Sätze, auf der dritten Stufe versteht es den Sinn des Ganzen. Wir aber wissen, das wir niemals über das Buchstabieren hinauskommen.

So glaubt Spinoza ganz ehrlich und aufrichtig seinen Deus zu verstehn. Und weil es ein pantheistischer Deus ist, weil er nichts anderes ist, als die Welt selbst, und weil Spinoza Freude hat an der ehernen Weltkette, darum liebt er seinen Deus. Denn Spinoza hat die Liebe scheinbar so nüchtern und doch so tief erklärt als: Fröhlichkeit, verbunden mit der Vorstellung ihrer äussern Ursache. (Amor est Lætitia concomi-

tante idea causæ externæ; Titillatio igitur concomitante idea causæ externæ Amor est. Eth. IV, 44 Anm.) Er fühlt den Deus in der ganzen Welt, auch in sich selbst, als Ursache der Welt, als Ursache seiner selbst (nämlich Gottes sowohl als Spinozas), und so liebt er ihn, seine mystische Weltseele, er liebt ihn mit übermenschlicher Liebe, mit lächelnder Resignation, ohne Hoffnung auf Gegenliebe, ohne Eifersucht, er liebt ihn, wie man die einzig Geliebte lieben würde, wenn sie zeitlos und körperlos wäre, ein Gedankenbild. Spinoza wäre nicht, der er war, der grösste und heiterste Denker, wenn er nicht bei allem Scharfsinn doch die blaue Blume gepflegt hätte, die letzte Zuflucht des gequälten Denkens, die Mystik.

Diese Heiterkeit verliert, wer nicht in den mystischen Abgrund springt, wer jede Mystik für das Asyl der Verzweiflung hält und die Verzweiflung nicht fürchtet, wenn der heilige Zweifel zu ihr führt.

Noch einmal also: Spinoza hat in gutem Glauben an den Wert der menschlichen Sprache den Begriff „Gott“ so ruhig untersucht, wie den Begriff „Substanz“; er hat in beiden etwas Wirkliches erblickt, und sogar in beiden ein und dasselbe: das Wirksame. So ist sein Deus kein Grund, auf seine Aufrichtigkeit einen Verdacht zu werfen; wohl aber ist sein Deus das erste und stärkste Beispiel dafür, wie sich Spinoza wohl in seiner Weltanschauung über alle Zeiten erheben konnte, in seinem Sprachgebrauch aber niemals sicher war, zurückzusinken in die Scholastik.

* * *

Spinoza wurde so durch seine Theorie der Erkenntnis, weil ihm der Zweifel fehlte, weil er die mathematischen Wahrheiten (wie ja auch noch Kant) für belehrende, systematisch belehrende Kenntnisse nahm und weil er an der Existenz der höchsten Essentien oder Begriffshülsen festhielt, — Spinoza wurde so zu der unfruchtbaren Darstellung seiner Lehre verlockt. Aber den unerhört tiefen Blick in das eiserne Räderwerk der Natur zu tun, hinderte ihn keine Theorie; und in den genialsten Aperçus hat er der Folgezeit den Weg gewiesen. Sogar über seinen unerkennbaren Gott sagt er einmal (und verrät damit ahnungsvoll eine köstliche Verachtung der Sprache): es wundre ihn nicht, dass man dem Deus gern menschliche Eigenschaften andichte; „denn ich glaube, dass ein Dreieck, wenn es sprechen könnte, ebenso sagen würde, Gott sei hervorragend dreieckig, dass ein Kreis sagen würde, Gott sei hervorragend rund“ (60. Brief).

Dieser Ausspruch mit seinem übermütigen „hervorragend dreieckig“ (Deum eminenter triangularem esse) ist weder von Kant noch auch von Feuerbach überboten worden; er ist nur zu begreifen, wenn wir annehmen, Spinoza habe den unscheinbaren Zwischensatz „wenn das Dreieck sprechen könnte“ in seiner ganzen Ironie gefasst. Wir Menschen sind Dreiecke, die sprechen können; Naturwesen, die so wenig imstande sind, ihre Notwendigkeit anders als durch Worte zu begreifen, dass wir

dieser Notwendigkeit selbst menschensprachliche, also menschliche Eigenschaften andichten.

Zur klaren Schärfe ist Spinoza in der Frage der Sprache leider nicht gelangt. Es ist schon gesagt worden, dass er drei Stufen der Erkenntnis unterschied, dass nach ihm die erste Stufe, die der Begriffe oder Universalien, zum Irrtum führe, die zweite aber erst zu einer Wahrheit; ich habe das „Gemeinsame" dieser zweiten Stufe in den Gesetzen der Natur zu finden geglaubt, aber Spinoza — der unter den Rabbinern ebenso eifrig Naturwissenschaften betrieb, wie Descartes unter den Jesuiten — vermeidet das Wort, und lässt die Möglichkeit offen, auch bei der zweiten Stufe an Begriffe, an seine unerklärten adäquaten Begriffe zu denken. Mir aber scheint es gewiss, dass seine ganze Darstellung (Eth. II pr. 40 sch. 1, 2 und pr. 41) zu dem Schlusse führen muss und auch ihn führen musste: die von der Wirklichkeitswelt abstrahierten Begriffe sind es, unser Denken also ist es, was uns verwirrt, was uns irreführt, was unsere Vorstellungen fälscht. Unsere Irrtümer kommen von den Worten oder von der Sprache her.

Für diese Ahnung Spinozas und dafür, dass ich mich auf ihn als einen Eideshelfer berufen kann, finde ich einen Beweis in der Art, wie er zuverlässig den Sprachgebrauch der Scholastiker verlässt oder gar verächtlich fortschiebt, wo seine Weltanschauung klar und fest ist. Wofür das grösste Beispiel seine Leugnung der Willensfreiheit ist, eben sein sieghafter Gedanke von der Lückenlosigkeit der Kausalität, ich möchte fast sagen, von der Undurchdringlichkeit der notwendigen Kette der Natur. Schopenhauer hat 200 Jahre später ein geistreicheres Buch über die Unfreiheit des Willens geschrieben; der Beweis ist bei Schopenhauer ebenso scholastisch, weil von der Apriorität des Kausalitätsbegriffs ausgegangen, also eigentlich gar nichts bewiesen wird; und in der Kritik des Willenbegriffs selbst, also des Wortes „Wille", bleibt Spinoza unerreicht.

Ihm ist es gewiss, dass unsere Begriffe nur verworrene Bilder der Wirklichkeitswelt sind; die verworrensten sind natürlich die allgemeinsten, abstraktesten Begriffe, und wenn er also die berühmten Universalien (Begriffe) schon als für die Erkenntnis unbrauchbar denunziert, so kann er mit den transzendentalen Kunstausdrücken (termini transcendentales dicti) noch weniger anfangen. Als Beispiele solcher transzendentaler Kunstausdrücke, d. h. solcher Worte, welche über die Erfahrung hinausgehen oder vielmehr den Zusammenhang mit der Anschauung verloren haben, als Beispiele nennt er zunächst nur drei: Wesen, Ding, Etwas (Ens, res, aliquid). Aber er lässt (Eth. II. 48. Anm.) keinen Zweifel darüber, dass ihm auch andere höchst abstrakte Worte zu der Gattung solcher unnützer Lufterschütterungen gehören. „In der Seele gibt es keinen unabhängigen oder freien Willen," sagt er an der Spitze des Paragraphen; er beweist es logisch, also schlecht; dann aber fügt er hinzu, ebenso könne man beweisen (ebenso behauptete er also), dass es in der Seele keine unabhängige Fähigkeit des Denkens, des Begehrens, des Liebens usw. gebe. Also seien alle diese Begriffe Einbildungen oder blosse Worte, so sehr, dass ein „Verstand" oder ein

„Wille“ sich zu unsern wirklichen einzelnen Vorstellungen oder einzelnen Willensakten verhalten, wie der Begriff der „Steinität“ (Lapideitas) zu einzelnen Steinen, der Begriff „Mensch“ zu Peter und Paul.

Die Bedeutsamkeit dieser Stelle leuchtet ein. Spinoza erhob sich da über seine eigene Sprache und vermochte so, indem er überhaupt die Existenz eines „Willens“ beiseite schob, die Unfreiheit der menschlichen Willensakte fester anzuschauen, als 200 Jahre später sein Kritiker Schopenhauer — wie Spinoza auch durch die Auflösung des Begriffs der Vollkommenheit, also durch Streichung dieses Wortes (Ethik IV, Einleitung) Kants spätere Kritik der Beweise für das Dasein Gottes überflüssig machte, wie er von Rechts wegen auch der Existenz der 2000 Jahre alten „Ideen“ Platons für jeden Philosophen hätte ein Ende gemacht haben müssen. Er war der einzige Denker, der Ernst machte mit dem Begriff der Notwendigkeit; und wenn es bei den Alten eine Unklarheit war, dass sie ihre Götter unter eine über ihnen stehende *ἀναγκη*, unter das Fatum beugten, wenn es bei Schiller und seinen Mitstrebenden ein Spiel des Geistes war, sobald sie von einem allherrschenden Schicksal (über Göttern und Menschen) sprachen, so war Spinozas Deus wirklich unfrei, wie er verstandlos war, weil dieser Deus oder Natura ernsthaft und wirklich ohne Zwecke gedacht wurde. Der Begriff des Zweckes widerspricht schnurstracks dem ernst genommenen Begriff der Notwendigkeit oder Kausalität. So gehört bei Spinoza der „Zweck“, der „Wille“, der „Verstand“ so gut wie „Wesen“, „Ding“ zu den „Transzendentalen,“ zu den leeren Hülsen ohne Inhalt, zu den blossen Worten, die unfruchtbar sind für die menschliche Erkenntnis.

Spinoza war in diesen Einsichten nicht konsequent. Er konnte seinem System zuliebe ganz zuversichtlich von denselben transzendentalen Worten darauf losschwatzen, konnte von den Attributen seines Deus erzählen, als ob er mit ihm und ihnen einen Scheffel Salz gegessen hätte, dann aber konnte er wieder zu verstehen geben (Eth. I, 4, Def.) dass die Attribute der obersten Substanz doch nur in unsrem Denken (d. h. für uns in der Sprache) zu finden seien und in dem (27.) Briefe an einen strebsamen, treuen, jungen Verehrer konnte er gar lachend (es ist gewiss etwas Scherz mit dabei) die Erklärung beifügen: man könnte sich ganz gut eine Substanz unter zwei Bezeichnungen oder Namen (d. h. Worten) denken, wie ja auch der dritte Patriarch sowohl Jakob als Israel geheissen habe. Worte, Worte, Worte sind ihm die verehrungswürdigsten Begriffe und Eth. II, 48 u. 49 erkennt er sogar Verstand und Wille für zwei Worte, die nur ein und dasselbe besagen; Verstand und Wille sind Jakob und Israel. Insbesondere der Wille (voluntas) ist nichts und nicht mehr als die einzelnen Willensakte (volitiones).

So löst Spinoza allein die Frage nach der Willensfreiheit, indem er die Worte ihres Sinnes entkleidet. Wie das Dreieck, wenn es sprechen könnte, sich seinen Gott hervorragend dreieckig, höchst dreieckig denken müsste, so würde der geworfene Stein, wenn er denken könnte, von seinem Entschlusse, seiner Freiheit, durch die Luft zu fliegen, sprechen. (62. Brief. Nach der Ausgabe von Gfroerer.)

Überall da, wo sein System ihn nicht scholastisch machte, verzichtete Spinoza auf den Gebrauch von transzendentalen Begriffen. Ihm waren die handelnden Menschen dem Schein der Freiheit unterworfen, wie der geworfene Stein; und wie dem Schein der Willensfreiheit, so dem Schein aller andern Ideen oder Ideale. Denn das darf nicht verschwiegen werden, dass der Selbstdenker Spinoza die Platonischen Ideen, die unser Ideal geworden sind — wie wir schon bei den Begriffen gut und schön gesehen haben — nicht anerkannte.

Denn hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt — das Ideal. Er hat sein Hauptwerk nach dem Beispiel seines Vorgängers Geulinx (nachträglich) Ethik genannt, canis a non canendo. In seiner undurchbrechlichen Kette der Notwendigkeit hat das „Sollen“ so wenig Platz wie das „Wollen“. Er stellt keine Ideale auf, ganz anders als bei Hegel ist alles vollkommen, was ist; es ist vollkommen, weil es nicht anders sein kann, als es ist. So kennt Spinoza auch in seiner Staatslehre keine knechtenden Worte; er glaubt nicht an einen Idealstaat (wie vor ihm Hobbes), nicht an einen Idealmenschen (wie nach ihm Rousseau); und die Utopisten der Gegenwart, die Sozialisten, können sich darum nicht auf Spinoza berufen.

Seine Ethik predigt keine Moral. Ausser sich findet der Mensch dieselbe Notwendigkeit wie in seinem Innern. Nur Freudigkeit erzeugt die Erkenntnis von Deus oder der Natur, nicht das Bewusstsein eines äusseren Gebots. Und in sich selbst findet Spinoza nicht, was man ein Gewissen genannt hat; er kennt es nicht. Mit einer Überlegenheit, für deren volles Verständnis wir vielleicht heute noch nicht ganz reif sind, geht er in dem ruhigen Abschnitt „von den Leidenschaften“ über das Gewissen hinweg. Alles führt er auf Schmerz und Freude, also auf unsere Natur zurück. Gegenwart und Zukunft werden eins vor seinem Blick. Freudiges erwarten heisst hoffen, Trauriges erwarten heisst fürchten. Ein Gaudium ist es, wenn das erwartete Traurige nicht eingetroffen ist, wenn die Furcht unbegründet war; wenn aber die Hoffnung unbegründet war, „wenn wir uns blamiert haben“, so empfinden wir — Gewissensbisse. (Conscientiæ denique morsus est tristitia, opposita gaudio — gaudium est laetitia, orta ex imagine rei praeteritæ, de cuius eventu dubitavimus.)

Wer über diese Worte erschrickt, wer es nicht für möglich hält, dass Spinoza wirklich diesen Ärger als Gewissensbiss aufgefasst haben soll, der ist wohl nicht reif für Spinoza oder für die Lehre von dem Unwert der Worte.

* * *

Die posthume Geschichte des Spinozismus, die Geschichte also seiner Wirkung auf das Geistesleben Europas, ist ein neuer Beleg dafür, dass bei Spinoza ganz besonders zwischen der genialen, intuitiven, bildlich wahren Weltanschauung, dem gewaltigen Aperçu, und dann der schwer-

fälligen, diskursiven, unverdaulichen Form, dem hilflosen Wort zu unterscheiden sei.

Dass man nämlich noch vor etwas mehr als 100 Jahren von Spinoza allgemein verächtlich geredet hat, ist wohl gewiss zurückzuführen auf den Einfluss des grossen Dictionnaire historique et critique von Pierre Bayle. Dieser bedeutende Mann war bei aller historischen Gelehrsamkeit und aller skeptischen Kritik, bei allem Geist und allem Freimut doch dadurch eine mittelalterliche, eine unmoderne Gestalt, dass er für die neuen Lebenskeime kein Verständnis besass, so tapfer er auch Sterbenden den Gnadenstoss gab. Zieht man von Lessing ab, was in ihm dichterisch und ahnungsvoll zu Goethe führt, und zieht man weiter manches ab, was uns teuer ist, so bleibt etwas wie Pierre Bayle noch übrig.

Trotzdem ist der Hass Bayles gegen seinen grossen Zeitgenossen (4 Jahre nur nach Spinozas frühem Tode und dem Erscheinen der Ethik wurde Bayle Professor in Rotterdam) nur schwer verständlich. Ein Hass liegt vor. Der mächtige Skeptiker, dem sonst so gern die leichte Ironie zur Verfügung steht, gebraucht gegen den atheistischen Juden die stärksten Ausdrücke. Er nennt sogar den theologisch-politischen Traktat, den man doch die Bibel von Bayles Lebenskampf um die Denkfreiheit nennen könnte, ein livre pernicieux et détestable; er wirft in seiner geistreich-spielenden Weise Spinoza wirklich zu den Toten und sagt: Il n'est pas vrai que ses Sectateurs (seine Schüler) soient en grand nombre. Très peu de personnes sont soupçonnés d'adhérer à sa doctrine; et parmi ceux que l'on en soupçonne, il y en a peu qui l'aient étudiée; et entre ceux-ci il y en a peu qui l'aient comprise et qui n'aient été rebutés des embarras et des abstractions impénétrables, qui s'y rencontrent.

Dieser Hass ist nicht mit dem gewöhnlichen Widerwillen der Halben gegen die Ganzen zu erklären; denn Bayle war in seiner Art kein Halber und er ahnte vor allem nicht in Spinoza den Ganzen. Darin aber, dass er das nicht ahnte, dass er den Spinoza nicht verstand, liegt die Erklärung. Er hielt sich an die Worte des Philosophen und verstand die neuen Fragen des Mannes nicht. Als ob er nur die schwächsten Sätze des Spinoza gelesen, als ob er sich nur um den schrecklichen methodischen Aufbau und die Beweise gekümmert hätte, nennt er das „System" la plus monstrueuse Hypothèse qui se puisse imaginer, la plus absurde et la plus diamétralement opposée aux notions les plus évidentes de notre esprit. Und er verteidigt sogar den Deus gegen Spinoza. Was die heidnischen Dichter Infames gesungen hätten gegen Jupiter und Venus, reiche noch nicht heran an die furchtbare Vorstellung, die Spinoza uns von Gott gebe; denn im Altertum habe man den Göttern doch nicht alle Verbrechen und Schwächen zugeschrieben (doch), nach Spinoza sei nichts auf der Welt handelnd oder leidend als der Deus, auf ihn beziehe sich aller Schmerz und alle Schuld, alles physische und moralische Übel. Wenn Gott und die Welt nur eines sei, alles in Gott, dann sei es ein falscher Satz, wenn man sagt: „Die Deutschen haben 10 000 Türken erschlagen" — ausser man verstehe darunter den Sinn: „Gott in Gestalt von Deutschen habe Gott in Gestalt von 10 000 Türken erschlagen."

Bayle kann so wenig von der Vorstellung eines persönlichen Gottes loskommen, dass er eben gar nicht merkt, wie gut er durch die beabsichtigte Parodie gerade den Gedanken Spinozas trifft. Alle spöttisch gemeinten Beispiele Bayles treffen zu. Jawohl, so hat es Spinoza verstanden. Gott betet zu sich selbst, Gott verweigert sich die Bitte, er verfolgt sich, er isst sich, er schickt sich aufs Schafott. Und die Beispiele sind um so besser, als sie deutlich zeigen, wie Spinozas Deus an der Sprache scheitern musste, die ihn individuell, also mit Willen und Verstand begabt zu denken nicht umhin konnte.

Es ist dem Pierre Bayle sofort gesagt worden, das er Spinoza nicht verstanden habe, und seine Antwort darauf klammert sich erst recht an Worte; und wie da seine Kritik im einzelnen gewiss recht behalten wird, so ist sie im grossen unzulänglich, rückständig. Es läuft darauf hinaus, dass Bayle sich unter den Spinozistischen Begriffen „Substanz" und „Modus" nichts Deutliches hat denken können, womit er wohl leider recht hat, wobei er aber übersieht, dass man Spinozas heitern Einblick und Eintritt in die lachende Notwendigkeit der Welt verstehen kann, ohne sich um die Definitionen von Substanz und Modus zu bekümmern. Und so endet Bayles Klage und Anklage mit den tragikomischen Worten: Si l'on n'entend pas ce qu'il veut dire par là (dass Gott nämlich die einzige Substanz und alle andern Wesen seine Modifikationen seien) c'est sans doute parcequ'il a joint aux mots une signification toute nouvelle sans en avertir ses lecteurs. Wie alle Entdecker neuer Ideen tun und tun müssen, füge ich hinzu.

Diese Stellung Bayles zu Spinoza und den ungeheuren Einfluss Bayles auf ein ganzes Jahrhundert muss man vor Augen haben, um zu verstehen, wie Spinoza in Deutschland wieder auferstand, wie die drei wahren Führer des neuen deutschen Geistes, wie Lessing, Herder und Goethe sich zu Spinoza bekannten, wie Moses Mendelssohn — damit auch hier die Tragikomödie nicht fehle — nach der Legende vor Schrecken darüber starb und wie von Deutschland aus Spinoza auch Frankreich gewann, um endlich von Schelling und Hegel in seinen Fehlern übertroffen, in seiner Hoheit parodiert zu werden.

Ich setze als bekannt voraus, dass Fritz Jacobi, Goethes Freund, nach dem Tode Lessings zuerst einen kleinen Kreis, dann ganz Deutschland mit der Mitteilung überraschte, Lessing sei Spinozist gewesen, dass jenes Gespräch (zwischen Jacobi und Lessing) zu köstlich Lessingsch ist, um nicht Silbe für Silbe echt zu sein, dass Moses Mendelssohn der schon als Jude auf diese Entdeckung hätte stolz sein müssen, in seiner Erklärung „An die Freunde Lessings" (1786, nach Mendelssohns Tode erschienen, im Jahr von Goethes italienischer Reise) zunächst seine Unkenntnis Spinozas, sodann seinen durchaus subalternen Sinn und endlich seine vollständige Albernheit bewies, ich setze ferner als bekannt voraus, dass Goethe durch alle diese Vorgänge sofort und später zu reichen Mitteilungen über sein Verhältnis zu Spinoza veranlasst wurde.

Ein Gedicht Goethes, „Prometheus", hatte die Lessingschen Äusserungen und so den ganzen Aufruhr veranlasst; Mendelssohn hatte

auch nicht verfehlt, das Gedicht, da er den Verfasser nicht kannte, für eine Armseligkeit zu erklären, das Lessing wohl unmöglich gelobt haben könnte. Aber nicht dieses Gedicht allein war spinozistisch, Goethe war es durch und durch. Als junger Mann war er wohl durch Bayle auf Spinoza aufmerksam gemacht worden, sofort hatte ihn die Einheit von Gott und Natur tief ergriffen und vielleicht hatte es ihm eine der gelehrten Notizen angetan, in der von dem Epikuräer Alexander erzählt wird, er habe die Dinge der Welt, die Formen, die Erscheinungen mit dem Peplon, mit dem Kleide der Gottheit verglichen.[1]) Durch Jacobi, dann durch Herder und endlich durch die geliebte Frau von Stein liess er sich zu einem tiefern Eindringen in Spinoza verlocken und von da ab bleibt Spinoza sein Leitstern. In welchen Fragen? Als alter Herr hat Goethe einmal an Zelter geschrieben, die Männer, die den stärksten Einfluss auf ihn genommen hätten, seien: Shakespeare, Spinoza und Linné gewesen. Es ist klar, dass der Dichter sich Shakespeare, der Naturforscher Linné verpflichtet fühlte. Worin war er ein Schüler Spinozas? Ein Philosoph wollte er niemals sein und die Form der „Ethik" musste ihm widerstreben, wie er das Werk denn auch niemals im Zusammenhang „studiert" hat. Auch seine Religion, im Sinne eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses, suchte Goethe nicht bei Spinoza. Im Rausche der Neuentdeckung konnte Dalberg an Herder schreiben: „Spinoza und Christus, nur in diesen beiden liegt reine Gotteserkenntnis," konnte Lichtenberg sagen: „Wenn die Welt noch eine unzählbare Zahl von Jahren steht, so wird die Universalreligion geläuterter Spinozismus sein." So unfreier Enthusiasmus (bei Lichtenberg sehr merkwürdig) war Goethes Sache nicht. Worin war er ein Schüler Spinozas?

Der Einfluss Spinozas auf ihn ist ungeheuer; es wäre eine Seminararbeit ersten Ranges, diesen Einfluss einmal im einzelnen nachzuweisen, im Faust, in der Lebensbeschreibung und vor allem in der Lebenshaltung. Auch an Huldigungen für Spinoza fehlt es nicht. Im dritten und vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" ist und bleibt Spinoza der Heilige, zu dem Goethe aufblickt. Goethe selbst hält den ethischen Einfluss Spinozas für überwältigend, die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchte. „Wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wiederliebe," dieser Ausspruch mit seinem Ideenkreis erfüllt sein ganzes Nachdenken. Wie schon im Bayle die Beschimpfung des Denkers neben der Anerkennung des „Partikuliers" Spinoza sein Misstrauen erweckt hat, so geht ihm jetzt die Lehre des Amsterdamer Juden zunächst durch seinen Charakter auf. In dem schönen Eingang des vierten Buches von „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe am klarsten ausgesprochen, wie er sich durch Spinoza habe in allem Handeln bestimmen lassen. Jeder kluge Mensch habe noch zuletzt ausgerufen, dass alles eitel sei. „Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im ganzen

[1]) Für Goethe-Philologen: „. . . wirke der Gottheit lebendiges Kleid".

resignieren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für Gott- und Weltlose, ja, man weiss nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll ... Denke man aber nicht, dass ich seine (Spinozas) Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn dass niemand den andern versteht, dass keiner bei denselben Worten dasselbe was der andre versteht, dass keiner bei denselben Worten dasselbe was der andre denkt, dass ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von ‚Werther‘ und ‚Faust‘ wohl zutrauen, dass er, von solchen Missverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehn, der als Schüler von Descartes durch mathemathische und rabbinische Kultur sich zu dem Gipfel des Denkens emporgehoben, der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller spekulativen Bemühungen zu sein scheint."

Da haben wir den Gegensatz zwischen Bayle und Goethe. Bayle macht dem Denker dessen Umwertung alter Begriffe zum bittern Vorwurf und versteht ihn nicht, weil er sich trotzdem an den Buchstaben hält; Goethe durchschaut die Wertlosigkeit überhaupt der Sprache und versteht Spinoza eben darum, weil er sich nicht an den Wortlaut hält. Er ist ein Spinozist, aber nicht als sein Schüler, sondern als ein Verwandter. (E. Caro, „La philosophie de Goethe“: Il est de sa famille bien plus que de son école.)

Wenn es aber die Ethik Spinozas allein gewesen wäre, was Goethe fürs Leben fesselte, warum brachte er den philosophischen Juden (in seinem Ahasver-Plan) in direkten Gegensatz zu Jesus Christus? Warum wurde Goethe damals ein dezidierter Nichtchrist? War „grenzenlose Uneigennützigkeit“ nicht auch die Ethik Jesu Christi? Wollte Goethe sich nur von der Kirche befreien, warum dann sein Hass gegen das Kreuz selbst?

Weil Goethe eben nicht die Ethik Spinozas allein bewunderte, sondern in ihr weit mehr, als er sich logisch klar zu machen gewohnt war, eine Welterklärung fand. Spekulative Bemühungen waren nicht Goethes Sache; er verhielt sich ablehnend gegen Kant, so oft auch Schiller die Kategorien der reinen Vernunft anzupreisen suchte, er schob Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ stillschweigend beiseite, trotzdem ihm der Verfasser nahestand. Er hatte sich bei der Weltanschauung Spinozas beruhigt, er war bei ihr „stille“ geworden, wie „Gott oder die Natur“. „Sie ist weise und still.“

Für die Behauptung, dass Goethe im Spinozismus das Aperçu seiner Weltanschauung gefunden hatte, dass er der Wiedererwecker

Spinozas werden konnte, weil ihn das Wort nicht kümmerte, dass er aber im Spinozismus dennoch für Dichtung und Naturbetrachtung das ewige Licht sah, dafür hat er selbst kaum irgendwo einen stolzern, überlegenern und köstlichern Ausdruck gefunden, als in seinem Brief an Herder, aus Rom, vom 23. Oktober 1787 (Ital. Reise). „Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein. Mir konnte vielmehr daran gelegen sein, dass das Prinzipium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite." Aber auch sein Prinzipium freilich ist ihm, wie jedes Prinzip, eine Hypothese.

Und noch ein Beleg ist jüngst veröffentlicht worden. Die wenigen Blätter, in denen Goethe sich — nachdem er an „guten Abenden" die Dinge mit Herders und der geliebten Frau durchgesprochen hat — doch mit Spinoza metaphysisch auseinander zu setzen sucht.

Sie sind von Suphan (im 12. Bande des Goethe-Jahrbuchs) veröffentlicht und können uns lehren, wie hoch die führenden Geister jener Zeit über dem Literaturgebrodel unserer Tage standen. Mit Ehrfurcht und Sehnsucht muss man jener Tage gedenken. Nicht müde wird Goethe, Spinoza wieder und wieder zu lesen, sich alles klar zumachen, nur um es der geliebten Frau einfach wie eine Blume vorzulegen, und nicht müde wird Charlotte, von dem geliebten Lehrer zu lernen. Man war besonders fleissig im Dezember 1784. Aber Goethe hat kein eigenes Exemplar des Spinoza; Herder schenkt ihm das seine und sendet es am Christfest, am 25. Dezember, dem Geburtstage auch der Frau von Stein.[1]) Und der Generalsuperintendent und Prediger Herder begleitet das Buch mit folgender Widmung:

> Deinem und unserm Freund sollt heut den heiligen Spinoza
> als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
> Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen?
> welche vertrauliche Hand knüpfte die beiden in eins?
> Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes
> Dein geweihter Tag knüpfet am besten das Band.
> Reich ihm seinen Weisen, den du gefällig ihm machtest,
> und Spinoza sei euch immer der heilige Christ.

---

[1]) Darauf natürlich geht der anmutige Scherz, der sie eine Schwester des heiligen Christes nennt; es ist hässlich von Suphan, dass er es auf ihre Frömmigkeit bezieht.

Schulfragen.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die Geister von Osnabrück und Münster sind wieder da, füllen die Luft und verwirren die Seelen. Überall streitet man um die Konfession. Kommt her, ihr Kinder, ihr sollt Konfession haben! Jedes Kind soll eine Konfession haben! Sobald es 6 Jahr alt ist, soll es entweder lutherisch sein oder katholisch.

Mein Kind, was ist deine Konfession?

Ich bin ein Kind.

Das ist jetzt gleichgültig, du sollst deine Konfession sagen!

Ich habe keine Konfession; ich bin ein Kind.

Auch Kinder müssen Bekenntnisse haben, gerade die Kinder!

Aber ich habe noch keines.

Dann werden wir dir ein Bekenntnis besorgen.

Ja, bitte, ich möchte auch ein Bekenntnis haben, wenn alle Kinder ein Bekenntnis haben müssen, ein schönes Bekenntnis.

Du bekommst ein schönes Bekenntnis. Wir schreiben ins Buch, dass du lutherisch bist.

Warum gerade das?

Weil dein Vater lutherisch ist.

Mein Vater sagt, das alles sei Wassersuppe.

Hat er das öfter gesagt?

Ja sehr oft, fast alle Tage.

Dein Vater ist aber trotzdem lutherisch; irgend etwas muss doch jeder Mensch sein.

Mein Vater sagt, dass ihm gar nichts an allen Pfaffen gelegen ist.

Das ist sehr traurig aber lutherisch seid ihr doch!

* * *

Der Vater geht nach einiger Zeit zum Pastor und sagt:

Herr Pastor, ich will austreten.

Aus der lutherischen Kirche?

Ja, Herr Pastor.

Wollen Sie katholisch werden?

Nicht im geringsten, ich will aus aller Religion austreten.

Aber, Mensch, Sie können doch nicht ohne Gott leben wollen?

Will ich vielleicht auch gar nicht, ich will nur den Religionsunterricht los sein für mein Kind.

Aber den werden Sie ja gar nicht los, auch wenn Sie austreten.

Was, den werde ich nicht los?

Nein, denn auch Dissidentenkinder müssen den Religionsunterricht besuchen.

Und, was geschieht, wenn sie ihn nicht besuchen?

Polizeistrafe, gerade wie beim Impfzwang. Der Staat zwingt zum Religionsunterricht.

Also der Austritt hilft gar nichts?

Bei uns nicht; in Württemberg würde er jetzt etwas helfen.

Nun, dann bleibe ich also in der Kirche.

Und Ihr Kind bleibt im Religionsunterricht.

Und ich werde ihm zuhause auch Religionsstunde halten. Verstehen Sie, Herr Pastor, ... Religionsstunde!

* * *

Nicht lange nach diesem Vater kommt ein anderer Vater zu demselben Pastor und spricht über den Religionsunterricht seiner Kinder:

Ich möchte sie am liebsten herausnehmen.

Warum aber eigentlich?

Weil ich die kalte schulmässige Behandlung der Religion nicht mag. Bei mir ist alles warm und innig, so soll es auch bei meinen Kindern sein.

Ja, aber die Lehrer sind doch nicht schlecht, ich kenne sie ja alle, es ist keiner darunter, der nicht tüchtig wäre.

Mag sein, lieber Herr Pastor, aber meine Frau ist auch ganz unglücklich über die Lehrbücher.

Was hat sie denn gegen die Lehrbücher.

Sie sagt, es ist keine Andacht drin; sie ist eben halt eine Frau.

Und Sie selber? Was sagen Sie?

Ich wollt' meine Kinder aus allem Religionsunterricht herausnehmen. Was geht die öffentliche Schule der Religionsunterricht an? Nichts geht er sie an! Die Schule ist weltlich. Herr Pastor, ich nehme sie heraus!

Das können Sie ja gar nicht. Sie sind gezwungen, Ihre Kinder in Religion unterrichten zu lassen, so wie der Staat es will.

* * *

Und der Pastor machte einen weiten Spaziergang durch den Wald. Er ging unten durch die Eichenbüsche, bis er an die Stelle kam, wo die durchstochenen Erdwälle liegen. Diese Wälle waren in früheren Zeiten durch Fronarbeit aufgeworfen worden, um mitten im Walde fürstliche Karpfenteiche zu machen, als aber 1848 die Revolution kam, hatten die Bauern die Deiche zerstochen. Jetzt also ging der Pastor auf dem weichen Gras der zerstochenen Wälle: wie doch alles anders wird auf Erden! Man sticht an allen Deichen herum, von rechts und von links. Das gehört zum Schicksal. Ist doch nichts, das lang bestehet, alles Menschenwerk vergehet und fährt wie ein Strom dahin. Es gibt keinen einheitlichen Glauben mehr, nicht einmal in einer und derselben Konfession. Jeder Kopf glaubt etwas anderes. Ich will nicht sagen, dass heute weniger geglaubt wird, als früher, aber es wird unregelmässiger geglaubt. Die Glaubensbegriffe decken sich nicht mehr. Das macht es so schwer, den Glauben in den Schulen zu unterrichten.

Wo alte einförmige Bevölkerung ist, mag es noch gehen, wo aber Mischung ist, allerlei Volk, da gibt es nichts mehr, was alle gemeinsam glauben. Daran können auch wir Pastoren nichts mehr ändern, wollen es vielleicht gar nicht einmal. Der vielfältige Glaube ist unbequem zu verwalten, aber er ist wahrhaftiger als die Einförmigkeit. Das Peinliche ist nur, dass man den vielfältigen Glauben nicht klassenweise unterrichten kann. Was machen wir mit der Schule?

* * *

Es ist gut, dass Sie kommen, Herr Lehrer! Ich habe mich den ganzen Tag mit Ihnen beschäftigt.

Was habe ich denn nun wieder getan?

Nur gutes, nur gutes! Was mich beschäftigt hat, ist der Wunsch einiger Eltern, ihre Kinder aus dem Religionsunterricht zu nehmen.

Es werden nicht viele Eltern sein.

Nein, nicht viele. Aber mir will scheinen, dass sie nicht ganz unrecht haben.

Wird vielleicht von mir und meinen Kollegen der Religionsunterricht nicht richtig gegeben?

Im Gegenteil, verehrtester Freund, ich bin überzeugt, dass er von Ihnen und überhaupt bei uns sehr gut gegeben wird.

Was also haben dann die Eltern auszusetzen? Wir tun unsere Pflicht, und ich darf versichern, dass wir sie gern tun. Das ist keine blosse Redensart. Ich gebe keine Stunde so gern wie den Religionsunterricht.

Es ist ähnlich wie mit der Predigt. Wir predigen von Herzen, aber es passt doch nicht für alle.

O, Herr Pastor, etliches passt doch für alle! Das grosse Gebot der Liebe passt für alle. Das Gottvertrauen in allen Lebenslagen, die Dankbarkeit, die Ehrlichkeit . . .

Ja, aber die Wunder, die Gottessohnschaft Christi, die Rechtfertigung ...

Ich meine, ein paar Wunder kann jedes mit in Kauf nehmen. Ich unterrichte die Wundergeschichten nicht besonders gern, aber sie gehören einmal zum Ganzen. Machen Sie es anders, Herr Pastor?

Nicht sehr viel anders, aber ich bin dabei unruhig, denn Wunder sollen entweder mit Inbrunst oder gar nicht vorgetragen werden. Kalt gewordene Wundergeschichten sind etwas Hartes für die Seelen.

Ja, wieviel kaltgewordene Wundergeschichten werden in allen Schulen vorgetragen!

Auf Staatsbefehl! Die Kinder werden bestraft, wenn sie dabei fehlen.

Nein, die Eltern werden bestraft, wenn sie die Kinder fehlen lassen.

* * *

Verehrter Herr Schulrat!

Gestatten Sie, dass ich mich heute in einem nicht amtlichen Briefe an Sie wende! Ich weiss, dass Sie eine amtliche Anfrage nur im Sinne der auch mir bekannten Regierungsverordnungen würden beantworten

können, die den Schulzwang mit Strafandrohung auf den Religionsunterricht ausdehnen. Diese Verordnungen sind die notwendige Konsequenz der älteren Auffassung, die in der Konfession nur eine Ausdrucksform der Untertänigkeit sah, so dass man es nur korrekt fand, dass bei Konfessionswechsel des Fürsten die Untertanen auch wechseln mussten. Bei solcher Auffassung war die freie Verfügung der Eltern über die religiöse Erziehung der Kinder von vornherein ausgeschlossen. Der Fürst machte den Glauben. Da nun aber diese ältere Auffassung im allgemeinen aufgegeben erscheint, da der Grundsatz, dass der Staat konfessionlos sei, sich immer mehr Zustimmung erobert hat, so darf wohl mit Recht gefragt werden, ob es zeitgemäss und sittlich richtig ist, auf dem Gebiete der Schule Bestimmungen festzuhalten, deren Voraussetzungen heute nicht mehr zutreffen. Ich frage auf Grund bestimmter Vorkommnisse in unserer Gemeinde: glauben Sie, dass man genötigt ist, die bestehenden Vorschriften über die Ausdehnung des Schulzwanges auf den Religionsunterricht unter allen Umständen aufrecht zu erhalten? Würden Sie mir raten, als evangelischer Geistlicher, meinen Einfluss in dieser Richtung geltend zu machen oder kann ich, wozu ich aus religiösen Gründen mehr neige, unter der Hand ein Verteidiger der individuellen Freiheit in Religionssachen sein? In alter und stets neuer Verehrung Ihr

. . ., Pastor.

* * *

Verehrter Herr Pastor!

Es gibt Dinge, die man nicht anrühren darf, wenn man ein gutes Gewissen behalten will. Dazu rechne ich leider den Religionsunterricht innerhalb der Sphäre des staatlichen Schulzwanges. Wie Sie sich denken können, bot mir meine seitherige Tätigkeit schon viel, ja allzuviel Gelegenheiten, Entscheidungen zu treffen, die ihrer Natur nach etwas Unvollkommenes in sich tragen mussten. Meist musste natürlich das formelle Recht über religiöse Bedenklichkeiten siegen. Ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, dass Religion eigentlich nicht als Lehrfach wie Schreiben und Rechnen behandelt werden sollte. Die einzelnen Eltern, die sich aus Unglauben oder besonders vertieftem Glauben gegen den normalen Durchschnittsbetrieb des Religionsunterrichtes wehren, haben nach meiner rein persönlichen Empfindung durchaus recht. Es liegt eine unnötige Härte darin, dass der Staat, der schon soviele andere Dinge schematisiert hat, auch die religiöse Erziehung der schulpflichtigen Kinder unter sein Schema bringt. Als Einzelmensch würde ich dagegen protestiert haben, wenn meine Kinder, als sie noch jung waren, in einen Religionsunterricht hineingepresst worden wären, der mir und meiner Frau nicht gepasst hätte, ja ich bin jetzt fast noch in Versuchung, als Grossvater für meine kleinen Enkelchen zu protestieren, die ganz reizende Kinderchen sind, goldige Würmer. Aber was hilft das alles? Wenn ich auf meine Schreibstube gehe, habe ich den Staat zu vertreten, der da ist, und dieser, dieser Staat ist trotz allem Gerede noch heute der Konfessions-

staat. Er kennt keine Elternrechte auf Privatreligion. So gut mein Sohn zum Militär muss, so gut muss er vorher in seine Religionsstunde. Das ist eigentlich ganz gottlos, denn Gott will sicher keinen Religionszwang mit Strafgeld und eventueller Strafhaft, aber Professor Sohm hat ganz recht: der Staat ist ein Heide! Ein Heide ist er! Als Heide zwingt er die Kinder in den konfessionellen Unterricht. Das klingt sehr merkwürdig, aber, ich kann mir nicht helfen, christlich kann ich gerade diesen Zwang nicht nennen, obwohl es meine Pflicht ist, ihn durchzuführen. Und da es meine Pflicht ist, kann ich auch ausseramtlich Ihnen nichts anderes mitteilen, als dass ich jeden Fall von Umgehung des Gesetzes verfolgen lassen muss, der mir zur Kenntnis kommt. Man ändert solche Dinge nicht, indem man sich ihnen im Einzelfalle zu entziehen sucht, sondern indem man hilft, die geltenden Anschauungen vom Staat in seinem Verhalten zur Konfessionalität umzugestalten. Das ist es, was ich Ihnen in alter Freundschaft bestens empfehle, wobei ich bleibe

Ihr treu ergebener

....., Schulrat.

* * *

Guten Morgen, Herr Pastor! Ich muss dringend mit Ihnen sprechen.

Was gibt's, Herr Lehrer?

Denken Sie, ich habe den O. auf drei Wochen vom Religionsunterricht der Oberklasse ausschliessen müssen! Der Bengel verdirbt mir die ganze Klasse. Er sagt, dass er nichts glaubt! Das aber geht nicht, das ruiniert die ganze Disziplin. Jetzt mag er sehen, wie er ohne Religionsunterricht fortkommt!

Wie alt ist der O.?

Er wird Ostern 14 Jahre, ein tüchtiger Bursche. Ich mag ihn sonst ganz gern, aber er wird von seinen älteren Brüdern geradezu toll gemacht. Die lassen ihn das verrückteste Zeug lesen. Ich kann es ihm doch nicht verbieten!

Haben Sie schon einen ähnlichen Fall gehabt?

Nein, niemals. Es ist der erste derartige Fall. Was soll ich tun?

Berichten Sie an den Herrn Schulrat.

Und was wird der Schulrat antworten?

Er wird sagen, dass es unstatthaft ist, den O. vom Religionsunterricht zu dispensieren, da dieser Unterricht ein Zwangsunterricht für alle ist.

Ja, es muss aber doch Ausnahmen geben.

Passen Sie auf, es gibt keine!

Rundschau.

*

Die Erweiterung der Wohnungsfrage.

Ein Epilog zum Frankfurter Wohnungskongreß.

Den Frankfurter Wohnungskongreß haben die Tageszeitungen so ausführlich besprochen, daß hier ein eingehendes Referat über die Verhandlungen nicht gegeben zu werden braucht. Der ehrenvollen Aufforderung, an dieser Stelle über ihn zu berichten, will ich also einfach dadurch nachkommen, daß ich einige Bemerkungen mache über den Punkt, an dem der Kongreß die sog. Wohnungsfrage gefunden hat; — und an dem er sie, wie ich sofort hinzufüge, auch gelassen hat. Seine Verhandlungen haben klargestellt, wie weit wir z. Z. im Wohnungswesen sind. Sie konnten naturgemäß nicht klarstellen, wohin wir gehen sollen, oder wie weit wir z. Z. noch vom Ziel sind.

Es war eine imposante Versammlung; imposant durch die Zahl ihrer Teilnehmer und durch ihre Zusammensetzung: Über 900 Leute aus allen Berufen: Beamte, Gelehrte, Abgeordnete, Vorstände gemeinnütziger Vereine und Gesellschaften; aus allen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken; Männer und Frauen; alle einig in der Überzeugung, daß ein guter Teil der Wohlfahrt unseres Vaterlandes davon abhänge, daß die Mißstände im Wohnungswesen gebessert würden, uneinig freilich in der Frage, wo die Schuld an diesen Mißständen liege und in welcher Weise ihnen abzuhelfen sei.

Daß eine solche Versammlung keine Resolution fassen konnte, liegt klar zutage. Eine Resolution spricht aus, worin diejenigen, die sie fassen, einig sind; was von ihnen gemeinsam erstrebt wird. Die auf dem Wohnungskongreß Versammelten waren aber einig nur in dem Wunsche nach einer Besserung der gegenwärtigen Wohnungsverhältnisse, die ja in manchen Punkten — z. B. bezüglich der fehlenden Wohnungsrevision — sogar dem Haus- und Grundbesitzer-Verein, und dessen Wortführer, Herrn Hartwig, reformbedürftig erschienen.

Aber Menschen, die sich zur gemeinschaftlichen Abreise aus einem bestimmten Ort treffen, können deshalb nicht zu einer gemeinschaftlichen Feststellung des Ziels oder Endpunkts der Reise vereinigt werden. Was für die einen das Ziel ist, ist für die anderen ein unwillkommener, wenn auch unvermeidlicher Umweg. Bedeutungsvoll für die, die es angeht ist nur, daß keiner von allen an dem Punkt bleiben will, wo er jetzt ist!

Mit anderen Worten und ohne Bild: Der Kongreß hat gezeigt, daß die öffentliche Meinung heute die Notwendigkeit der Reformen im Wohnungswesen begriffen und ergriffen hat.

Das ist seine wichtigste Nutzwirkung, die in anderer Weise und durch noch so oft wiederholte Wohnungsdebatten in Partei-Versammlungen, Vereinen, Verbänden usw., und durch noch so häufige Leitartikel oder Broschüren nicht hätte erreicht werden können. Daneben hat er aber auch Anregung gegeben nach allen Seiten. Es gibt kaum eine der vielen Wohnungsfragen, die nicht diskutiert worden wäre. Die Wohnungsstatistik, die Bauordnungen, der Städtebau, die Bodenreform, die Wohnungsfrage der Dienstboten, die Fragen des Baukredits und der Beschaffung der Baukapitalien, die Wohnungsnot der vielköpfigen Familien, die Aufgaben der Invalidenversicherungen und der Baugenossenschaften, die Bedeutung des Erbbaurechts usw. usw., kurz, alle Wohnungsfragen kamen zur Diskussion, freilich, wie mir scheint mit Ausnahme einer einzigen, allerdings derjenigen, die fast als die wichtigste, wenn nicht als die einzige, als die Wohnungsfrage aufgefaßt werden kann. Und von dieser Wohnungsfrage soll nun hier kurz gesprochen werden, von der Frage, die sich sofort aufdrängt, sowie man einmal daran denkt: Was es denn für Wohnungen sind, die heute gebaut werden? — die von der Statistik gezählt werden, zu deren richtiger Gruppierung die viel erörterte Lex

Adickes und die Baupläne und Straßen-Alignements usw. dienen sollen; zu deren billiger Herstellung die Hilfe der Versicherungsanstalten, der so vielfach geforderten städtischen Hypothekenbanken usw. in Anspruch genommen wird. Was sind es für Wohnungen, die der Unbemittelte benutzt? Die Antwort lautet, da selbstverständlich eine Schilderung einzelner besonders schlechter Wohnungen hier nicht gegeben werden soll: es sind diejenigen Wohnungen, die er bezahlen kann. Man bezahlt mit dem Arbeitslohn; ausnahmsweise mit dem ganzen (Offiziere, Beamte, Richter usw., die reiche Frauen haben); in der Regel, — nämlich alle, die zum Lebensunterhalt auf den eigenen Erwerb angewiesen sind — mit einem Teil des Arbeitslohns. Für sie, also für die ungeheure Mehrheit unseres Volkes ist die Wohnfrage Lohnfrage, wie ich dies bereits 1886 in meinem dem Verein für Sozialpolitik erstatteten Gutachten über die Frankfurter Wohnungsverhältnisse ausgesprochen habe. Jede Wohnung, mag sie baulich beschaffen sein, wie sie will, wird schlecht, wenn die Miete einen zu großen Teil des Arbeitslohns des Mieters verzehrt. Es handelt sich also nur darum, zu wissen, wieviel die Mieter, d. h. in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die vermögenslosen, auf den bloßen Tagelohn angewiesenen Arbeiter bezahlen können. Oder, um die Frage noch positiver zu stellen, da wir wissen, daß der Arbeiter in den deutschen Großstädten einen Lohn von kaum 3 Mk. bis höchstens 4 Mk. täglich, von 16 bis allenfalls 24 Mk. wöchentlich hat, und da wir weiter annehmen, daß er von diesem Lohn doch nicht mehr als etwa den 5. oder 4. Teil für Miete verausgaben sollte: Welche Wohnungen kann man für 3,50 bis 6 Mk. wöchentlich, für 14 bis 24 Mk. monatlich bauen?!

Man wende nicht ein, daß die Frage zu allgemein gestellt sei; daß sie nur für einen bestimmten Ort, unter Berücksichtigung der Bodenpreise, der Baulasten, der Preise der Baumaterialien usw. beantwortet werden könne. Wenn es möglich ist, die „Wohnungen" ohne Berücksichtigung aller lokalen Verhältnisse zu zählen, nach bestimmten, ziffermäßigen Merkmalen (Zimmerzahl, Stockwerkszahl usw.) zu gruppieren und hieraus Schlüsse zu ziehen, so ist es auch möglich, unsere Frage zu stellen. Nur daß man zu ihrer Beantwortung sich darüber klar sein muß, wie zur „Wohnung" noch ganz andere Dinge gehören, als diejenigen, die statistisch erfaßt werden können: die Mitbewohnerschaft im Hause, der bauliche und sonstige Zustand des Grundstücks, das persönliche Verhältnis zwischen Mietern und Hausherrn, das räumliche Verhältnis zwischen Wohnung und Arbeitsstätte usw.; und vor allem die Geeignetheit der gemieteten Räume selbst zur Erfüllung ihres Zweckes als „Wohnung", d. h. als räumliche Grundlage des Familienlebens und der Kindererziehung, als die Stelle, an der der Familienvater nach der Arbeit Ruhe und nach dem Berufe die Möglichkeit zur Erfüllung seiner Pflichten gegen den Staat und gegen sich selbst findet. Und gerade in dieser Hinsicht hat der Kongreß, wie ich glaube, zwar wenig theoretische Erörterungen, aber wichtige Anschauungen gegeben. Die Wohnungsbesichtigungen, die am dritten Tage stattfanden, zeigten gewissermaßen empirisch, was zurzeit im Wohnungswesen, speziell bezüglich der arbeitenden Klassen, geleistet wird. Frankfurt ist die Stadt, die gerade in diesen Dingen hinter keiner andern Stadt Deutschlands zurücksteht. Wir haben mit einem gewissen nicht ganz unberechtigten Stolze den Fremden gezeigt, wie die Wohnungsfürsorge in Frankfurt nicht nur dem zufälligen Belieben der Privatbauunternehmer überlassen ist, sondern wie — außer den beiden größten Arbeitgebern, dem Eisenbahnfiskus und der Stadt, die für ihre Arbeiter Wohnungen bauen — auch Genossenschaften, gemeinnützige Gesellschaften und große, mit Hilfe der Stadt ins Leben gerufene Erwerbsgesellschaften sich an der Wohnungsfürsorge beteiligen.

Und wie wäre die Antwort ausgefallen, wenn gefragt worden wäre, was auf diese Art in Frankfurt geleistet wird?[1]) Der Verfasser dieses Aufsatzes, der selbst an der Verwaltung der größten gemeinnützigen Baugesellschaft Frankfurts, der Aktien-Baugesell-

[1]) Was? Nicht: wieviel? Der Umfang des direkt oder indirekt öffentlichen Wohnungsbaus in Frankfurt ist natürlich genau bekannt; für unsere Erörterung kommt es aber auf die Beschaffenheit, nicht auf die Zahl der so erstellten Wohnungen an.

schaft für kleine Wohnungen [1]), beteiligt ist, wird kaum in Verdacht kommen, das Geleistete gering zu schätzen. Ich habe, als ich den im Westend der Stadt gelegenen, von der erwähnten Gesellschaft erbauten sog. Erbbaublock am dritten Kongreßtag den Kongreßbesuchern vorzeigte, mit Genugtuung gehört und nicht abgelehnt, wenn mir gesagt wurde, daß dieses Bauwesen mit seinen, in 73 Häusern verteilten 263 Arbeiterwohnungen, mit dem „Vereinshaus", den Gärten, Spielplätzen, Bleichplätzen usw. als eine Musteranlage zu betrachten sei, die dem Besten gleichstehe, was bisher auf dem Gebiete der Arbeiter-Wohnungsfürsorge geleistet wurde. Aber gerade, weil ich den Wert des Geleisteten nicht verkenne, halte ich es für um so notwendiger, nicht nur zu fragen, ob das von dieser oder anderen Gesellschaften Geleistete besser sei, als was den Arbeitern sonst geboten werde? sondern ob es dem genügt, was heute bereits auf dem Gebiet der Arbeiter-Wohnungsfürsorge gefordert werden muß, und erreichbar sein sollte? Als nebensächlich betrachte ich hierbei, daß gar manche der vorgezeigten Wohnungen, insbesondere auch manche in dem erwähnten Baublock als überfüllt betrachtet werden könnte, wenn man die Zahl der Familienglieder mit der Zahl der Quadratmeter oder Kubikmeter ins Verhältnis setzt. Die Überfüllung der einen Wohnung wird ja möglicherweise ausgeglichen durch die geringe Kinderzahl auf dem Flur der Nachbarwohnung oder in den andern Stockwerken; und jedenfalls ist eine „überfüllte" Wohnung in einem gut verwalteten Hause, wenn der Mietpreis noch genug vom Arbeitslohn zum Ankauf von Nahrungsmitteln zurückläßt, besser, als eine keinenfalls viel größere Wohnung zu höherem Preis und in einem überfüllten verwahrlosten Gebäude. Eine andere Wahl haben ja gerade die kinderreichen Familien nicht!

Aber alles was in Frankfurt gezeigt ward, sowohl in den sechs Baublöcken der Aktien-Baugesellschaft, als in denen der beiden neuen Erwerbsgesellschaften, Franken-Allee und Hellerhof, bei denen die Stadt gegen gewisse Gegenleistungen die Garantie der gesamten Obligationenschuld übernommen hat, oder in der vor fünfzig Jahren von Varrentrapp gegründeten gemeinnützigen Baugesellschaft, waren der Hauptsache nach nichts als Zweizimmerwohnungen; Wohnungen von zwei Zimmern mit Küche und ohne Küche, Wohnungen von drei Räumen ohne Küche. Nun finden sich zweifellos alle diese Wohnungen in baulich gut ausgestatteten Häusern, jede hat ihren besonderen Abort, Bodenkammer, Keller, viele sind mit Badeeinrichtung, die den Mietern abwechselnd zur Verfügung steht, alle entweder mit großen Höfen versehen oder an breiten Promenadenstraßen gelegen, so daß es den Kindern an Tummelplatz nicht mangelte, die meisten auch dem Preis nach für Arbeiter erreichbar.

Wer aber meinen sollte, daß hiernach ja alles Notwendige geleistet worden sei, daß es sich einfach darum handle, in allen deutschen Großstädten die Zahl solcher Wohnungen fortwährend zu vermehren, wozu man ja nach den von Pohle am Anfang des Kongresses vorgetragenen, viel angegriffenen, aber nicht sachlich widerlegten Berechnungen, auf dem Wege zu sein scheint, der möge sich nur klar machen, zunächst, daß z. B. dem Arbeiter, der an die Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen, — die hier als typisches Beispiel für die Leistungen des modernen gemeinnützigen Wohnungsbaus genannt wird — für 2 Zimmer mit Zubehör aber ohne Küche die für Frankfurt außergewöhnlich billige Miete von 14—17 Mk. monatlich zahlen muß, für sich und seine Familie, also für zwei bis sechs, sieben und mehr Personen, eben doch nur etwa der gleiche Betrag wöchentlich, also nicht viel über 2 Mk. täglich verbleibt, und sodann, daß er schließlich für die Miete von 14—17 Mk. nichts weiter hat, als eben zwei Zimmer! Wie wird es, wenn die Frau oder ein Kind das Bett hüten sollen? Wo findet er oder seine Frau, wenn sie einmal müde oder ärgerlich sind, Ruhe und Behagen? — denn das dürftige, häßliche, häufig ganz ungenügende Mobiliar hilft nicht besonders viel, um die Wohnung „wohnlich" zu machen. [2])

[1]) Vorsitzender des Aufsichtsrats dieser Gesellschaft war früher der Finanzminister Dr. Miquel, und ist jetzt der Vorsitzende des Vereins Reichswohnungsgesetz, Herr Ch. Hallgarten. Die Gesellschaft hat bis jetzt rund 1000 Wohnungen erbaut, die in sechs Baublocks verteilt sind.

[2]) Der baulich noch so gut beschaffene Raum wird zur „Wohnung" erst durch das Mobiliar, den Hausrat. Gesetzliche Wohnungsfürsorge ohne gesetzlichen Hausratsschutz ist undenkbar. Der

Wie soll er es anfangen, um in dem engen Raum und in dem engen Hause auch nur einmal in Ruhe ein Buch zu lesen? Und was tut er, da die Wohnungen sämtlich weit von dem Zentrum der Stadt mit deren Bildungsanstalten, wie auch von den Versammlungssälen, Geschäftshäusern usw. entfernt sind, um den Anteil an den kulturellen Gütern und an den öffentlichen Dingen zu erlangen, auf den er ein Recht hat? Die Wohnungsfürsorge, wie sie gewöhnlich geleistet wird, kümmert sich um alle diese Dinge nicht. Sie liefert zwei Schlafzimmer, den Abtritt, einige Nebengelasse und überläßt es dem Arbeiter, in diesen zwei Zimmern zu „wohnen“. Der lange Arbeitstag sorgt ja freundlicherweise dafür, daß nicht viel in der „Wohnung“ „gewohnt“, d. h. gelebt werden kann; und zum Schlafen reicht der Platz wohl aus!

Gerade in dieser Beziehung muß und wird sich hoffentlich eine Wandlung vollziehen. Die Eigenart der „Aktien-Baugesellschaft für kleine Wohnungen“ und die besondere Aufmerksamkeit, die sie deshalb während des Kongresses vor den anderen architektonisch, baulich usw. mindestens gleichstehenden Wohnungsgruppen erregten, beruht gerade darauf, daß sie sich der Notwendigkeit dieser Erweiterung der Wohnungsfürsorge bewußt ist. Sie schafft Beziehungen zwischen sich selbst und ihren Mietern, die durch die für jedes Haus gewählten Obmänner, und durch die aus diesen Obmännern in jedem Block gebildeten Mieterausschüsse an der Verwaltung teilnehmen, nachbarliche Streitigkeiten selbständig entscheiden, Anträge bezüglich der Verwaltung an die Gesellschaft richten können usw. Sie schafft ferner Beziehungen unter den Mietern selbst. Diese sind vereinigt zum gemeinschaftlichen Ankauf von Kohlen und Kartoffeln, wobei die Gesellschaft den größeren Teil des Kaufpreises zinslos vorschießt, um den Mietern den gemeinschaftlichen Bezug im großen zu ermöglichen. Ferner ist für die Mieter durch ein Übereinkommen der Gesellschaft mit dem Hauspflegeverein die Hauspflegekasse gegründet, an deren Verwaltung die Mieter teilnehmen, und die ihren Mitgliedern unsere Frankfurter Erfindung, die Hauspflege, d. h. die Fürsorge für Ordnung und Reinlichkeit im Haushalt in Fällen von Krankheit der Hausfrau, leistet. Es werden die Mieter zu einer Art Wettkampf vereinigt durch die von der Gesellschaft eingerichteten Preisverteilungen für die beste Pflege der Gartenbeete, die zu den Wohnungen gehören usw. Endlich aber hat die Gesellschaft eine Reihe Einrichtungen getroffen, die alle Wohnungen gewissermaßen ergänzen und allen Mietern gleichmäßig zur Verfügung stehen.[1]) In jedem Baublock sind kleine Bibliotheken vorhanden, aus denen Bücher entliehen werden können. In einzelnen befinden sich vollständige, gut ausgestattete Lesezimmer. In mehreren Baublöcken, besonders in den exzentrisch an der östlich und westlich an der Peripherie der Stadt gelegenen, sind in besonderen, mitten im Block von der Gesellschaft errichteten sog. „Vereinshäusern“, Krippen, Kinderhorte, Knaben- und Mädchenhorte eingerichtet und befinden sich Vortragssäle, in denen von Zeit zu Zeit unentgeltlich zugängliche Vorträge (Volksvorlesungen) abgehalten werden. Einzelne dieser Säle sind neuerdings zu einer Art von Museen eingerichtet worden, wo gute, ihrem Gegenstand nach interessante Bilder (Kupferstiche, Holzschnitte, Radierungen usw.) und außerdem die neuerdings so vielfach erschienenen, den Unbemittelten noch fast gänzlich unbekannten Reproduktionen klassischer und moderner Werke ausgehängt sind. Gerade dieses Volksmuseum, für das die Anregung in dem nachahmenswerten, hauptsächlich durch T. C. Horsfall[2])

Zusammenhang der Wohnungsfrage mit der Mobiliarfrage ist vom deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit auf Grund meines Referats über die Wohnungsfrage vom Standpunkt der Armenpflege bereits 1888 anerkannt worden. (Schriften des Vereins, Heft 2 S. 62, Leipzig. Duncker und Humblot.)

[1]) Ähnliches, vielleicht in der einen oder anderen Beziehung Vollkommneres, wird geleistet z. B. in Stuttgart vom Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen; in Wien von der Kaiser-Franz-Joseph-Jubiläums-Stiftung; in Leipzig vom Verein Ostheim; ferner von der gemeinnützigen Baugenossenschaft in Posen, dem Berliner Spar- und Bau-Verein usw.

[2]) Es geziemt sich, den Namen dieses Mannes zu nennen, schon um deswillen, weil er in

mitten in dem schlimmsten Gewirr von Arbeiterwohnungen zu Manchester errichteten Ancoats Art Museum gegeben ward, fand bei der Besichtigung nach dem Kongreß den ungeteiltesten Beifall und die einmütige Zustimmung. Im Erbbaublock, der etwa eine halbe Stunde westlich der Stadtperipherie und vollständig isoliert liegt, soll der so ausgestattete Vortragssaal und der anstoßende Lesesaal den Mietern regelmäßig zu bestimmten Stunden unentgeltlich als Klublokal zur Verfügung gestellt werden. Das alles zusammen ist gewiß nicht wenig. Eine Familie, die bei der Aktienbaugesellschaft, und insbesondere im Erbbaublock wohnt, ist einer Reihe von Sorgen ledig, welche die Unbemittelten sonst drücken. Billige Miete, volle Selbständigkeit dem Vermieter gegenüber, der ja nicht, wie in den berühmten Kruppschen Wohnungen, zugleich Arbeitgeber ist; und dazu Anteil an der Verwaltung und deshalb Sicherheit vor willkürlicher Kündigung; ferner Hilfe bei den Stockungen im Haushalt, wie sie sonst durch jede Krankheit der Hausfrau hervorgerufen werden; die Möglichkeit, kulturelle Anregungen in und unmittelbar bei der Wohnung zu finden, das alles sind Dinge, die den Mietern in Privathäusern nicht, und auch in gemeinnützigen Gesellschaften, Baugenossenschaften usw. fast nie geboten werden. Scheinbar besteht also hier eine Ausnahme von der Regel, die wir oben aufstellten, daß nämlich die Miete für eine ausreichende Wohnung, die vom Arbeitslohn bezahlt werden müßte, vom Arbeitslohn nicht bezahlt werden kann. Aber die Ausnahme ist eben nur eine scheinbare.

Die Aktienbaugesellschaft nimmt alle, in Preußen freilich nicht sehr belangreichen Privilegien der gemeinnützigen Baugesellschaften in Anspruch; sie hat es verstanden, sich billigen Grundbesitz zu verschaffen — teils durch billigen Ankauf, teils durch günstige Erbbauverträge; sie genießt billigen Kredit für ihre Hypothekenschuld; sie zahlt ihren Aktionären höchstens $3^1/_2\,^0/_0$ Dividende; sie nimmt unentgeltliche Arbeit in reichstem Maße in Anspruch — es wird ihr z. B. die ganze Bauleitung und kaufmännische Direktion unentgeltlich gewährt, — und trotzdem reichen die Mieten, die sie fordert — 14—17 Mk. für zwei Zimmer, 18—26 Mk. für zwei Zimmer und Küche oder drei Zimmer ohne Küche — eben nur hin zur Zahlung der „Wohnungen", d. h. der Zimmer selbst. Sollten alle jene anderen Einrichtungen von den Mietern bestritten werden, so müßte die Miete wesentlich erhöht werden. Die Wohnungen würden den Vorzug des billigen Preises verlieren, sie würden für die Taglöhner und ungelernten Arbeiter, die jetzt die Mehrzahl der Bewohner bilden, unerschwinglich. Und umgekehrt, wollte die Gesellschaft die billigen Mietpreise aufrechterhalten, so konnte sie die Kosten aller jener „Wohnungs-Ergänzungen" nicht den Mietern auflegen, sondern mußte sich die Mittel in anderer Weise verschaffen. Dies ist ihr erfreulicherweise auch gelungen, teils durch großartige Geschenke, die ihr zum Bau der Vereinshäuser gemacht wurden, teils durch zufällige Gewinne beim Verkauf von Grundeigentum, teils und vor allem durch das freundliche Entgegenkommen der Frankfurter gemeinnützigen Vereine: des Krippenvereins, des Vereins für Volkskindergärten, des Vereins für Kinderhorte, des Vereins „Jugendfürsorge", der in einigen der Baublocks besondere Aufenthaltssäle für die schulentlassenen jungen Leute eingerichtet hat, der Vereine für Volksbibliotheken, des Vereins Kleingartenbau, des Hauspflegevereins usw., — welche Vereine wieder gar nicht in der Lage gewesen wären, ihre Tätigkeit so auszudehnen, wenn sie nicht von der Stadt zu dem Ende namhafte Subventionen empfingen. Was geleistet wurde, ist gewiß kein Luxus und sollte allen Unbemittelten zur Verfügung stehen; und doch konnte, was geleistet wurde — und hiermit kehren wir zum Ausgangspunkt zurück —, nicht geleistet werden mit den 3.50 Mk. bis 5 oder 6 Mk., welche Lohnarbeiter von ihrem Wochenverdienst im besten Falle für die Miete abgeben können. Selbst wenn also die Frankfurter Klein-Wohnungen, die wir hier als Beispiel herausgegriffen

vielen Schriften, insbes. in seinem neuesten Buch: the improvement of the dwellings and surroundings of the people; The example of Germany (Manchester 1904) in so sachkundiger Weise seinen Landsleuten die Punkte schildert, in denen unsere Kommunalverwaltung der englischen vorzuziehen ist.

haben, wirklich allen Anforderungen entsprächen — tatsächlich sind einige überfüllt, und andere haben andere Fehler, die der Architekt mit vollem Bewußtsein begangen hat, um billig zu bauen —, so wären sie nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

So lange es aber nicht gelungen ist, in anderen, auf rein wirtschaftlicher Basis beruhenden Wohnungsunternehmungen jene Leistungen zu erreichen oder zu übertreffen, so lange bleibt als Antwort auf die zu Anfang dieses Aufsatzes gestellte Frage: Welche Wohnungen kann man den Lohnarbeitern bauen? nur der Satz bestehen, daß es, falls billiger Grund und Boden und billiges Kapital zur Verfügung steht, durchaus möglich ist, zwei Zimmer, vielleicht auch zwei Zimmer und Küche mit Zubehör herzustellen. „Wohnungsergänzungen", um diesen Ausdruck zu gebrauchen, können von den Arbeitern nicht bezahlt werden, und was von Arbeiterwohnungen in großen Städten ohne solche Ergänzungen geboten wird, kann eben nur dann als gut oder genügend bezeichnet werden, wenn man für den Arbeiter und seine Familie zwei Zimmer oder zwei Zimmer und Küche für gut genug hält.

Was folgt aus dem allen? Zunächst nur, daß die Wohnungsfrage nicht gelöst ist, auch wenn wirklich das Erbauen von Wohnhäusern Fortschritte gemacht hat, wie sich dies aus den Pohleschen Zahlenreihen zu ergeben scheint. Zum „Wohnungs"bau gehört mehr, als das Bauen von Häusern; der Arbeiter soll nicht „hausen", sondern „wohnen"; und der Häuserbau ist nur ein Anfang und kein Ende für das, was auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge zu tun ist. Und gerade deshalb war auch der Wohnungskongreß weder unnötig noch ein Mißerfolg. Die Unzufriedenheit, die vielfach zum Ausdruck kam, sowohl während des Kongresses als nach demselben, hatte ja ihre Ursache einfach darin, daß man vom Vorhandensein einer wirklichen Wohnungsnot heutzutage, in weit höherem Maße als früher, allgemein überzeugt ist. Über den Umfang dieser Not wollte man sich nicht durch statistische Tabellen wegtäuschen lassen, die nur über die Zahl der sog. Wohnungen, aber nicht über deren Zustand Auskunft geben; und die Heilung dieser Not erhofft man nicht länger von all den Mitteln und Mittelchen, technischer, hygienischer, polizeilicher, juristischer und finanzieller Natur, die insbesondere am zweiten und dritten Tag des Kongresses bei den Debatten über den preußischen Wohnungsgesetzentwurf oder über die Kapitalbeschaffung erörtert wurden. Derartige Detailfragen mag man künftig Fachkongressen der Architekten, Kommunalbeamten, Bankverständigen usw. oder allenfalls den Sektionssitzungen überlassen. Die Plenarsitzungen des künftigen zweiten Wohnungskongresses aber werden in erster Linie der erweiterten Wohnungsfrage gelten müssen, die nicht mehr lautet, wie man den Hausbau verbilligt, sondern: Wie man „Wohnungen" schafft, die den Anforderungen genügen, die ein Kulturvolk bezüglich der Stätten erheben muß, an denen die Urzelle unseres sozialen Lebens, die Familie, sich entwickeln soll, und aus denen das künftige, in der Arbeit tüchtige, jeder geistigen Anregung offene, freie Geschlecht hervorgehen soll! Allerdings konnte diese erweiterte Wohnungsfrage erst gestellt werden, nachdem der erste Wohnungskongreß bewiesen hat, wie allgemein der Wunsch nach der gründlichen Heilung des Wohnungselends der Unbemittelten geworden ist; und wie man heutzutage doch die Versuche immer mehr ablehnt, die sich bemühen, das große Wohnungsproblem aus seinem Zusammenhang mit den sozialen Grundfragen loszureißen, um es in einen Haufen politisch neutraler und sozial unbedenklicher Einzelfragen zu verwandeln: „die Wohnungsfrage ist Baufrage, Bodenfrage, Kreditfrage, Frage des Städtebaus usw. — kurz: alles, nur nicht eben Wohnungsfrage!"

Wem diese Fragen bisher als die „Wohnungsfrage" erschienen, der denke daran, wie oft sich uns beim Wandern zeigt, daß das, was wir von der Ferne für das Gebirge selbst hielten, in der Wirklichkeit nur ein Höhenzug war, der erstiegen werden mußte, damit der Blick über das zu erklimmende Gebirge frei werde.

Nun kann allerdings noch eingewandt werden, daß die Lösung dessen, was hier als erweiterte Wohnungsfrage bezeichnet wird, in sich unmöglich sei. Wenn der Arbeits-

lohn dem Arbeiter nicht gestattet, den Betrag auszugeben, der notwendig ist, damit seiner Familie eine wirkliche Heimstätte, eine Wohnung im eigentlichen Sinn geschaffen wird, so würden doch die Lohnerhöhungen, die dem Arbeiter größere Mittel zur Verfügung stellen, vor allem, wie auch auf dem Wohnungskongreß mehrfach hervorgehoben wurde, wieder zur Verteuerung der Herstellung der Wohnungen, also zu erneuten Mietsteigerungen führen. Es ist vielleicht gestattet, auf diesen Einwand noch mit einigen Worten einzugehen, schon um deswillen, weil gerade er zeigt, wie sehr die Wohnfrage Lohnfrage ist, wie eng das Wohnungsproblem mit dem Grundproblem unserer gesamten Volkswirtschaft, mit der Frage vom Arbeitslohn im Zusammenhang steht.[1]) Sollen dem Arbeiter Wohnungen zur Verfügung gestellt werden, die mehr bieten, als die üblichen zwei Zimmer mit oder ohne Küche, so müssen die Kosten, die er nicht aufbringen kann, und die von der Gemeinnützigkeit, Privatwohltätigkeit usw. nur ganz ausnahmsweise zu beschaffen sind, von der Öffentlichkeit aufgebracht werden, sei es, daß zu der Kostendeckung die Gesamtheit der Steuerzahler herangezogen werden, sei es, daß die Kosten engeren Interessentenkreisen, z. B. den Arbeitgebern, der Gemeinde, der Provinz usw. aufgelegt werden. Das könnte z. B. geschehen durch Vorschriften des Inhalts, daß zwar der Bauunternehmer beim Wohnungsbau gewisse Gesundheits- oder Sicherheits-, oder baupolizeiliche oder straßenstatutarische Vorschriften zu erfüllen hätte, daß aber außerdem der Arbeitgeber, dessen Unternehmen die Errichtung von Arbeiterwohnungen notwendig macht, oder die Gemeinde, innerhalb deren die Arbeiter wohnen, für die Wohnungsergänzungen (Krippen, Kinderhorte, Arbeiterkasinos, Spiel- und Turnplätze, Lesezimmer) zu sorgen hätte. Dies wäre prinzipiell nicht einmal etwas Neues, sondern nur die Verallgemeinerung einer Verpflichtung, deren sich die großen Arbeitgeber und die Gemeinden schon jetzt nicht gänzlich entziehen können; und es bedeutete vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus nichts anderes, als daß aus öffentlichen Mitteln Leistungen beschafft würden, die nicht allen Staatsbürgern gleichmäßig, sondern einer Kategorie, den Familienvätern, in erster Linie zugut kommen. Der Arbeitslohn ist gleich hoch für den Ledigen und für den Familienvater. Der Ledige schlägt sogar im Wettbewerb um die Arbeit den Familienvater aus dem Felde, weil er billiger arbeiten kann. Die Erklärung: „Ich kann nicht mehr Lohn geben und mußte deshalb den X., der davon mit seiner Familie nicht leben kann, entlassen", wird sehr oft gegeben, und ohne daß sich diejenigen, die sie abgeben, der in ihr liegenden Grausamkeit bewußt werden. Der Satz: „Gleiche Arbeit, gleicher Lohn", der privatrechtlich unanfechtbar ist, stellt eben volkswirtschaftlich den wundesten Punkt unseres ganzen sozialen Systems dar: der Familienvater soll für Wohnung und Erziehung seiner Kinder, d. h. der künftigen Staatsbürger Vorsorge treffen, und man gibt ihm hierfür lediglich dasselbe Arbeitseinkommen, das auch der Alleinstehende bezieht! Man hat in den letzten Jahrzehnten in allen Kulturstaaten dem abzuhelfen gesucht. Man hat speziell dem Verheirateten die Schullasten erleichtert durch Unentgeltlichkeit des Schulgelds, in der Schweiz auch durch Unentgeltlichkeit der Lehrmittel. Man unterstützt ihn, wenn er als Reservist eingezogen wird. Die deutschen Versicherungsgesetze gewähren nicht etwa unterschiedslos an Ledige und Verheiratete dieselben Leistungen, sondern sie sehen wenigstens in gewissen Fällen besondere Leistungen zugunsten der Angehörigen des Versicherten vor. In vielen Kantonen der Schweiz wird durch die Einrichtung der unentgeltlichen Beerdigung den Familienvätern eine Last abgenommen, die in Deutschland beim Tod von Kindern oder anderen arbeitsunfähigen Angehörigen schwer empfunden wird. Es handelt sich nur

[1]) Auf dem Kongreß fand Frau Lily Braun anfänglich starken Widerspruch und später lebhaften Beifall, als sie die Frage aufwarf, wie sich denn heute das „Wohnen" der Dienstboten tatsächlich gestalte. Ganz ähnlich ging es mir, als ich 1890 auf der Versammlung des Vereins für Armenpflege zu Frankfurt die Mobiliarfrage mit der Wohnungsfrage in Zusammenhang brachte (vgl. Heft 13 der Verhandlungen, S. 66—139). Über die Frage vom Arbeitslohn vgl. meine Schrift „Zur Kritik des Arbeitsvertrags".

darum, das, was auf dem Gebiet des Schulwesens und des Gesundheitswesens geschehen ist, auch für das Wohnungswesen geltend zu machen; öffentliche Einrichtungen zu treffen, die es den Familienvätern gestatten, trotz ihres, das des Ledigen nicht übersteigenden Einkommens, doch den Ihren die Wohnungsfürsorge zu leisten, die der heranwachsenden Generation im öffentlichen Interesse zugewendet werden muß. Die Forderungen also, die bezüglich des Wohnungswesens schon vom rein humanitären Standpunkt gestellt werden müssen, die aber zurzeit von den Privatbauunternehmern nicht erfüllt werden können, denen höchstens einzelne, zufällig im Besitz besonderer Mittel befindliche, gemeinnützige Gesellschaften und einzelne besonders kapitalkräftige Arbeitgeber — diese freilich vielfach nur auf Kosten der Selbständigkeit ihrer Arbeiter — zu erfüllen vermögen, — diese Forderungen der erweiterten Wohnungsfürsorge bewegen sich durchweg auf Bahnen, die unsere Volkswirtschaft bereits jetzt beschritten hat und auf denen sie der Natur der Sache nach stets weiter wird fortschreiten müssen.

Der künftige Wohnungskongreß wird leichteres Spiel haben als der erste, wenn er neben dem Studium der Einzelfragen, die der Hauptsache nach die Erleichterung des Bauens betreffen, auch dieser Hauptfrage den gebührenden Raum läßt.

Der Arbeitslohn der Ledigen und der Familienväter ist der gleiche. Was hat zu geschehen, um dem Familienvater trotz dieser Gleichheit des Einkommens doch die Art der Wohnungsfürsorge zu ermöglichen, die im öffentlichen Interesse gefordert werden muß? In diesem Sinne ist die Wohnfrage Lohnfrage, und diese Frage muß auf dem zweiten Wohnungskongreß nicht gelöst, aber erörtert werden!

Frankfurt a. M. Stadtrat Dr. Flesch.

*

Port Arthur und der Festungskrieg.

Wenn auch Port Arthur, dessen naher Fall schon lange und wiederholt prophezeit worden ist, beim Erscheinen dieser Zeilen nun endlich nach monatelanger Bestürmung erobert worden sein sollte, so erregt dieser zähe Kampf um die Festung doch noch nachhaltige Beachtung. Denn es ergeben sich aus ihm vor allem zwei Lehren, deren Berechtigung in neuerer Zeit nicht mehr allgemein anerkannt worden waren: einmal, daß sturmfreie und energisch verteidigte Befestigungen selbst unter rücksichtslosester Aufopferung zahlloser Menschenleben nicht ohne weiteres gestürmt werden können; sodann daß die Widerstandskraft einer modernen Festung selbst den heutigen gewaltigen Artilleriewirkungen gegenüber eine so hohe ist, daß sie auch durch die intensivste Beschießung allein nicht gebrochen werden kann, daß sie vielmehr auch heute noch den Belagerer zur Anwendung des förmlichen Angriffs zwingt, d. h. zum Herankommen mittels Laufgräben bis zur Sturmentfernung und zum Sturm aus dieser letzten Stellung erst, wenn die Sturmfreiheit beseitigt und Bresche geschossen ist. — Zum Verständnis eines solchen Festungskrieges, wie er sich um Port Arthur abspielt, muß mit einigen Worten auf das Wesen der modernen Gürtelfestung eingegangen werden. Der Platz, der gehalten werden soll, wird von einem Gürtel von sturmfreien, im Frieden völlig ausgebauten („permanenten") Werken — Forts — in einer Entfernung von ca. 10 km umgeben, so daß der Platz selbst möglichst vor einer gleichzeitigen Beschießung mit den Forts geschützt ist, jedoch wird die Geländegestaltung für ihre Anlage oft wesentliche Abweichungen bedingen. Diese Forts, bestehend aus sturmfreiem Wall, Graben mit vorliegendem Glacis und mittels Beton und Panzer bombensicheren Unterkunftsräumen und Magazinen, bilden das Gerippe der Hauptkampfstellung der Festung; diese teilweise im Frieden vorbereitet, aber erst bei Eintritt der Armierung völlig ausgebaut, wird dadurch vervollständigt, daß die Zwischenräume der Forts durch Infanterie- (Schützengräben oder kleinere Werke mit bombensicheren Untertreträumen) und hinter diesen durch die Hauptartilleriestellungen („Zwischenbatterien" in offenen Deckungen oder unter Panzerschutz)

geschlossen werden. — Die Sturmfreiheit der Werke wird durch den ca. 6 m tiefen, 10 m breiten, durch Maschinengewehre, Revolverkanonen usw. bestrichenen Graben erreicht, und durch Anlage von Drahtnetzen, Verpfählungen, Gruben, Minen verstärkt. — Die Hauptfestungsgeschütze sind: lange 15 cm Kanonen als Flachbahngeschütze gegen die ersten Anmarschlinien des Belagerers, nur 2—4 in den Forts, da diese ein leichter zu fassendes Ziel bieten; 15—21 cm Haubitzen und Mörser in den Zwischenbatterien als Steilfeuergeschütze zum Hauptkampf gegen die Belagerungsartillerie. Ein tätiger Verteidiger unter energischer Führung wird nun aber nicht warten, bis sich der Kampf um die Gürtelwerke entspinnt, sondern er wird mit allen verfügbaren Truppen dem Feinde entgegengehen und ihm das Vorgelände, soweit seine Beschaffenheit es zuläßt, in günstigen Vorpositionen so lange wie möglich streitig machen; ebenso wird er nach erfolgter Einnahme von Forts oder Durchbruch durch die Zwischenstellung sich wenn möglich in neugeschaffenen Stellungen dahinter, und falls noch eine Kernumwallung vorhanden sein sollte, in dieser zu halten versuchen. Dieser kurzen Skizzierung einer Gürtelfestungsverteidigung entsprechend entstanden die erbitterten Kämpfe auf der Landenge bei Kintschau (40 bis 50 km von der Festung entfernt) am 26. Mai, sowie in der Folgezeit um die vielfachen Vorpositionen (u. a. am Lungwangho und auf dem Jupilatsu am Wolfshügel bis zur Luisabucht, bei Takuschan und Palitschwang), bis die Belagerungsartillerie endlich eine gesicherte und wirkungsvolle Aufstellung fand und der langsam fortschreitende Angriff mittels Laufgräben, Minen und Beschießung gegen die eigentliche Hauptkampfstellung der Festung, also gegen ihre Forts-Gürtellinie beginnen konnte, etwa von Ende August ab. Diese Stellung erstreckt sich auf felsigen, 2—300 m hohen Bergzügen vom Goldenen Hügel an der Ostküste über die Drachenberge im Nordosten und die Antsen- oder Tafelberge im Nordwesten bis zum Anschlusse an die Tiger-Insel im Süden; da ihre Entfernung im Norden und Nordwesten zum Teil nur 3—6 km von Stadt und Hafen beträgt, so sind letztere der Beschießung ausgesetzt. Der Hauptangriff scheint sich zurzeit gegen die Nordostfront zu richten — wann die dortigen Forts (Erlung, Kikuan) sturmreif sein werden und ob nach ihrer Erstürmung noch weitere Stellungen von dem tapferen Kommandanten gehalten werden können, hängt hauptsächlich von der noch vorhandenen physischen und psychischen Widerstandskraft der durch Krankheiten, Gefechtsverluste und furchtbare Anstrengungen sicherlich stark zusammengeschmolzenen und erschöpften heldenmütigen Besatzung ab.

Frankfurt a. M. im November. Major Faller.

*

Berliner Theater.

Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor" im „Neuen Theater."

Zum bewußten Genuß der Natur gehört die größte Reife; ebenso zum Genuß Shakespeares. Kinder und Wilde mögen einen Ziergarten oder die Regelmäßigkeit einer Buchsbaumallee für höher erachten als den Wald und die Heide; worüber derjenige nur lächeln kann, dem die Natur etwas sagt; dieser wird auch der Natur keine Vorschriften machen wollen und sie tadeln, daß sie nicht lauter Niagarafälle und Chimborassos, sondern auch Disteln, Spatzen und Wiesen hervorgebracht hat. Das Entzücken an der Natur besteht darin, daß man eben die Natur fühlt, sich ihres Waltens, des Geheimnisvollen, welches hinter ihren Hervorbringungen steht, bewußt wird, nicht in dem Grad ihrer Leistungen, dessen Wertschätzung dem persönlichen Geschmack und Bedürfnis unterworfen ist, ähnlich, wie sich vollkommene Kunst gefallen lassen muß, nach allen möglichen in ihr enthaltenen Momenten beurteilt zu werden, die mit Kunstgenuß nichts zu schaffen haben; die Grenze des Naturgenusses ist nicht zwischen einer imposanten und einer einfachen Landschaft, sondern zwischen einer Naturlandschaft und einer Pappdeckellandschaft.

Shakespeare, der unerhörteste aller Wortdramatiker, der immer lebendiger wird, dessen Werke man heute noch, trotz 300 Jahren ohne das Medium des Kunstverstandes

genießen kann, — was man von keiner Erscheinung jener Zeit sagen kann — er, bei dem man sich immer informieren möchte, wie die Menschen eigentlich sind, wenn einen die Beobachtungen des Lebens über den menschlichen Charakter im Stiche lassen, — Shakespeare, von dem Schopenhauer sagt: „man kann sagen, der ganze Shakespeare ist weiter nichts, als ein Mensch, der sogar wachend tun kann, was wir alle träumend können: Menschen nach ihrem Charakter reden lassen“ — dieser Shakespeare hat bei der Berliner literarischen Kritik nicht viel Glück. Mußte sich der Hamletdichter anläßlich einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ sagen lassen, — und zwar von einer der angesehensten und klügsten Federn Berlins — daß die Tragik des Liebespaares in „Romeo und Julia“ nicht glaubwürdig sei, sondern man das Gefühl des Zufalls habe, namentlich verglichen mit der wirklichen Tragik von Luise und Ferdinand, so sehnte sich neuerdings, bei einer Aufführung der „lustigen Weiber“ ein sehr kühn dreinschlagender und gelesener Kunstrichter nach der Musik Nicolais und Verdis. Diesen öffentlichen Urteilen von „berufener“ Seite reiht sich in meiner Erinnerung zwanglos ein drittes von unberufener Seite an. Es war vor einigen Jahren bei Kroll; gegeben wurde der „Sommernachtstraum“. Nach Schluß sagte am Ausgang ein Berliner Herr, indem er sich die Galoschen anzog, mit lauter Stimme zu einem Bekannten wörtlich: „Das Stück ist von beneidenswerter Dummheit, aber ausgezeichnet geschrieben.“

Der Wertunterschied zwischen den Trauerspielen und den Lustspielen Shakespeares, zwischen „Richard III.“ und den „lustigen Weibern“ ist einleuchtend für Dumme wie für Wissende, freilich jedem auf andere Art. Schwerer scheint es schon mit der Erkenntnis der Ähnlichkeit zu stehen: daß nämlich beides Shakespearesche Kunst ist, und daß als solche „Die lustigen Weiber“ ebensowenig bekrittelt werden darf, wie eine weniger schöne Gegend in der Natur.

Ich habe mich während dieser ausgezeichneten Aufführung der „lustigen Weiber“ nicht nach Nicolai und Verdi, sondern nach einem neuen Polizeiverbot gesehnt: nämlich dem, daß Werke, die als dramatische zur Welt gekommen sind, gar solche, die von Meistern unserer Literatur abstammen, nicht zu Operntexten „verwendet“ werden dürfen. Man kann aus dem Schwein keine Wurst machen, ehe man es geschlachtet hat, und man kann kein Drama von Kunstwert in eine Oper verwandeln, ohne sein Leben zu zerstören.

Derartigen Manipulationen liegt objektiv in bezug auf das Werk die Nichterkenntnis der schwerstwiegenden Tatsache zugrunde, daß man ein Kunstwerk nicht in Form und Inhalt zerlegen kann, diese von jenem nicht trennen; sie beide existieren eigentlich gar nicht separiert, sondern bedingen sich gegenseitig, bilden zusammen einen lebendigen Leib. Eine elende Auffassung, daß man die „Handlung“ oder die „Figuren“ hinübernehmen könne in ein anderes Werk, und dann zu glauben, diese seien noch dieselben. In Wirklichkeit sind nur die Namen dieselben, und die äußerlichen Vorgänge, die als „Handlung“ Geltung auf Ähnlichkeit oder Gleichheit haben sollen, sind leere Hülsen, weil sie nicht aus den Charakteren, wie sie im Originalstück gezeichnet sind, hervorgehen. Zu dieser Zeichnung aber gehört eben jedes Wort, jeder Zusammenhang, jeder Vorgang, alles, alles in der Dichtung. Was Shakespeare darstellt, ist nicht ein dicker Ritter, der in schmutzige Wäsche verpackt wird, und ein paar sehr übermütige und doch tugendliche Frauen, sondern . . . ja eben das, was sein Werk uns sagt und zeigt, nichts anderes, und hört genau da auf Shakespeare zu sein und Kunst zu sein, wo man es erzählen, beschreiben, übertragen, komponieren usw. kann. Wer dies nicht einsieht, der gehe allerdings lieber in die Oper „Die lustigen Weiber“ von Nicolai, oder in die Oper „Falstaff“ von Verdi; da hat er mehr, nämlich noch Musik.

Subjektive aber, in bezug auf den „Umarbeiter“ resp. den Komponisten, der den Anstoß zur Umarbeitung gibt, gesprochen, zeugt die in Rede stehende Unsitte von dem Schlimmsten, was es im Kunstproduzieren gibt, nämlich von Unnotwendigkeit, also eigentlich Impotenz. „Ich *suche* mir einen Opernstoff“, „Ich will wieder was Neues *arbeiten*“, diese und ähnliche Gedanken liegen der Wahl eines in irgendeiner Form schon vorliegenden Stückes zum Zweck der Opernfabrikation zugrunde. Dabei ist das

höchste und beste und berühmteste der Literatur dem literarisch-musikalischen Flickschneider gerade gut genug, denn es leitet ihn die Erwägung: „hat der ‚Stoff‘ in dieser ‚Form‘ dauernden Erfolg, so wird er es auch (womöglich erst recht) haben, wenn Musik dabei ist, die an sich gefällt“; so müssen Shakespeare, Goethe eben herhalten. Welche Galerie von Zerrbildern unserer Dichter-Meisterwerke weist nicht unsre Opernbühne auf! Daß manchen Komponisten dieser Erzeugnisse talentvolle und an sich lebensfähige Musik dazu eingefallen ist, macht den Schmerz für Einsichtige nicht geringer. Wenn Humor nicht eine so hohe, und daher seltene Eigenschaft wäre, so könnte man den Ambroise Thomasschen „Hamlet“, wie er da ist, als ideale Hamlet-Parodie aufführen. Aber leider würden alle in Deutschland aufzutreibenden Leute, die für diese Komik Verständnis hätten, kein Opernhaus füllen können.

Aber dieses Thema ist so reichhaltig, so aktuell, daß, um sich darüber nur einigermaßen vollständig zu äußern, man ein kleines Bändchen allein füllen könnte. Hier soll ja eigentlich über die Berliner Aufführung der „lustigen Weiber“ gesprochen werden.

Um diese hat sich hauptsächlich, und zwar in doppelter Eigenschaft als Bearbeiter und Regisseur Herr Richard Vallentin verdient gemacht. Der Bearbeiter, der mit dem Ernst und Fleiß des Philologen beide englische Originale untereinander und mit den zugänglichen deutschen Übersetzungen verglichen und teilweise neu übersetzt hat, hatte an dem bühnenkundigen Regisseur einen verständnisvollen Bundesgenossen, der alle die köstlichen Derbheiten, die so sehr zu dem Stil und der Stimmung dieser Dichtung gehören, auch wirklich sprechen, und die philisterhafte Grundfärbung nicht im Buch stecken ließ. Einen besonders erfreulichen Beweis hierfür gab die Schlußszene im Windsorpark; sie erinnerte einen Gott sei Dank von der Oper weg, die an dieser Stelle die willkommene Gelegenheit zu Märchenprachtentfaltung und dem unvermeidlichen Ballett sah. Hier aber sah man, wie es sich gehört, die Windsorer Spießbürger in grotesk alberner Maskerade sich erlustigen.

Allerdings — eine Bearbeitung ist immer nur eine Bearbeitung, und die Lektüre einer noch so bühnenunmöglichen, aber vollständigen, auf kein Wort verzichtenden Übersetzung sagt doch noch gar vieles, was sonst verloren geht. Einverstanden aber mit dem Standpunkt, unser Lustspiel von der Bühne aus zu genießen, kann man die Vallentinsche Fassung nur freudig begrüßen.

Wer genießen wollte, konnte es bei dieser Aufführung; den wird es auch weiter nicht gestört haben, daß z. B. die beiden Titelrollen zu jung ausgefallen waren, und dem sonst ungemein komischen und liebenswürdigen Falstaff (Engels) manche animalischen Eigenschaften fehlten, die wir uns zu dieser Figur denken. Glänzend besetzt waren fast alle kleineren Rollen, so daß man keine besonders hervorheben möchte, die Dekorationen entzückend echt, und es ging von der ganzen Vorstellung etwas wie Zeit- und Lokalstimmung aus.

Wer genießen wollte, konnte! Wer aber Nicolai will, kommt jetzt auf seine Rechnung: In der Hofoper wird jetzt die komisch-phantastische Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor“ von Otto Nicolai neu einstudiert.

Berlin. Hans Pfitzner.

*

Aus dem Lager des musikalischen Fortschritts.

Felix Mottl in München: vom Prinzregenten-Theater und den dort zu lösenden Aufgaben.

Schwerwiegende Verdienste hat sich Ernst von Possart um das seiner Fürsorge anvertraute Institut erworben. Anerkennung ist ihm in reichem Maße geworden; am höchsten aber wird man es ihm einmal danken, daß er die Berufung Felix Mottls nach München durchsetzte. Mottls Amtsantritt bedeutet, daß einer, dem die rechte Einsicht, der rechte Ernst und die rechte Kraft zu eigen sind, in planvoller Arbeit auf dem weiterbaut, was Richard Wagner und Hans von Bülow an der Isar geschaffen

haben, und daß die Münchner Hofoper jetzt wiederum die Führung der deutschen Schwesterinstitute übernimmt. Etwas vom Mottlschen Geiste lebte schon in den erfolggekrönten Festaufführungen Mozartscher und Wagnerscher Werke vom Sommer 1904, an deren Vorbereitung der geniale Dirigent nur erst einen sehr begrenzten Anteil nehmen gekonnt hatte. Mit elementarer Wucht schlug der nach dem bedeutsamen Vorbilde Bayreuths ohne Unterbrechung dargestellte „Fliegende Holländer" ein. Auch die Wiedergabe des „Ringes" gedieh, bei klassisch klarer, stets die große Linie wahrender Gliederung des rhythmischen Gesamtgefüges, was die Orchesterleistung betraf, zu herrlicher Vollendung. Gleichwertiges werden im nächsten Jahre die Sänger auf der Szene des Prinzregenten-Theaters bieten, sofern — worauf man mit Bestimmtheit rechnen darf — durch erforderliche Neuengagements, Ausscheidung nicht mehr genügend leistungsfähiger Künstler und unausgesetzte systematische Pflege eines ebenso gesanglich schönen und ausgeschliffenen wie dramatisch eindrucksvollen Vortrages das Personal inzwischen eine gründliche Reorganisation erfährt. Wie von der Kritik allseitig mit Recht betont wurde, wären in der Folge Gäste zu diesen Festaufführungen allein in dem Falle heranzuziehen, daß sie an den Vorbereitungen in deren vollem Umfange teilnähmen und sich den Gesetzen der künstlerischen Hausdisziplin unbedingt fügen zu wollen erklärten. Insgleichen einigten sich alle sachverständigen Beurteiler auf die Vorschläge, im nächsten Sommer die Anzahl der Aufführungen etwas herabzumindern, neben dem „Ring" womöglich nur zwei andere Wagnerische Werke zu bringen, mit den auf fünf Wochen auszudehnenden Theaterferien schon gegen Mitte Juni zu beginnen, und schließlich die zyklische Vorführung der Opern Mozarts auf eine andere, gleichfalls durch starken Fremdenbesuch begünstigte Zeit des Spieljahres, etwa die letzten Karnevalswochen, zu verlegen: all das im Interesse des lediglich durch die gediegendste Vorbereitung aufrechtzuerhaltenden Rufes der Vorstellungen. Rücksichtlich des genialen musikalischen Oberleiters sei noch dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß er, eben weil er der Mann danach ist, die weitgehendsten Hoffnungen zu verwirklichen, sich auch für die Periode der Festaufführungen nicht allzuviel aufbürden möge. Heuer waren Felix Weingartner und Arthur Nikisch als Gastdirigenten eingeladen worden. Weingartners Leitung des „Tristan" weckte auch bei denen, die seiner Auffassung der Partitur nur bedingt beipflichteten, das lebhafte Bedauern darüber, daß diese geborene, höchst impulsive Theaternatur seit geraumer Zeit nur mehr von Konzertsaalabonnenten gefeiert wird. Täuschen nicht alle Vorzeichen, so wird sich Weingartner in absehbarer Zeit wieder ein Wirkungskreis eröffnen, auf den ihn die vorzüglichsten Eigenschaften seiner reichen Begabung hinweisen. Nikisch hebt insbesondere alles Lyrische in den „Meistersingern" mit seiner anmutvollen, halb wienerischen, halb slawischen Grazie und seiner delikat schmiegsamen Orchestertechnik zur Freude empfindungsvoller Hörer zart und feinsinnig heraus. Die Regie — Oberleitung: Ernst von Possart, bevollmächtigte Minister: Anton Fuchs und Willy Wirk — ließ einen sehr begrüßenswerten Zug zur Verinnerlichung augenfällig hervortreten. Die starke Einschränkung der höchst unkünstlerischen Rampenbeleuchtung verdient alles Lob! Im Maschinenwesen zeigt sich der neue Direktor Klein schon jetzt erfindungsreicher als sein Vorgänger, der durch gehäufte, des öfteren unangebrachte Komplimente verwöhnte und schließlich in der Routine stecken gebliebene Lautenschläger. Nur vor dem „Zuviel" möge sich der sehr begabte Herr Klein hüten; beim „Feuerzauber", beim Brande Walhalls und beim Drachenkampf will Wagner die sinnvolle Andeutung, nicht das verblüffende szenische Schaustück. Nicht der Buchstabe der Anordnungen des Meisters, sondern der Geist seines Dramas und seiner Musik sind hier maßgebend. In den Verwandlungen des „Rheingold" wären die zischenden, die Orchesterwirkungen unter allen Umständen beeinträchtigenden Dämpfe füglich durch gut bemalte, geräuschlos zu handhabende Nebelschleier von verschiedener Dichtigkeit zu ersetzen. — Die Akustik des Hauses ist jetzt recht gut; Mottl hat in der Aufstellung der Instrumentalgruppen Verschiedenes aufs zweckmäßigste verändert. Die

von mir bereits im Jahre 1888 nach der ersten Baireuther Aufführung der „Meistersinger" aufgestellte Forderung, den unteren der beiden das Orchester überwölbenden Schalldeckel beweglich zu machen, ist nunmehr im Prinzregententheater auf Anordnung Possarts durch Prof. Littmann mit bestem Gelingen verwirklicht worden. Bei Tonsätzen und Einzelstellen, die einen größeren Glanz und eine hellere, intensivere Leuchtkraft des Orchesters, insonderheit der Blechbläser, erfordern, schiebt sich jener durch eine musikalische Hilfskraft bediente Deckel unter das Bühnenpodium. Einige Beispiele: Vorspiel zu den „Meistersingern", Gewitterzauber im „Rheingold", „Ritt der Walküren". Mit dem Beginn des Bühnendialoges wird der Deckel natürlich wieder vorgezogen. Da er bei leichter Beweglichkeit auch zur Hälfte oder viertelsweise, kurz beliebig weit eingestellt werden kann, ist die Einrichtung, gewissermaßen als großes Orchester-Fortepedal, in Zukunft noch der mannigfachsten Ausbildung fähig.

Die in allem und jedem stilgerechte Vorführung der Wagnerischen Dramen ist die eine der beiden bedeutenden Zeitaufgaben, die Mottl in diesem Hause lösen wird. Auch die zweite wird er mit der ihm eigenen Energie und Freudigkeit des Schaffens in Angriff nehmen: die naturnotwendige Einbürgerung der Werke eines Schillings, Pfitzner und Richard Strauß in die Sphäre des Amphitheaters und des verdeckten Orchesters. Darüber ist des weiteren auch an dieser Stelle noch eingehend zu sprechen. Ebenso über die Reformen, die Mottl im Bereich des Münchner Konzertlebens anbahnt.

Rom. Paul Marsop.

*

A. Karrillon, Michael Hely (Berlin, G. Grote).

Michael Hely ist ein armer Schlucker, Sohn eines Sargschreiners und einer Landstreicherin, geboren in einem kleinen Nest im Odenwalde. Dort, und zwischenein eine Weile am badischen Oberrhein, spielt seine einfache Geschichte. Er wird wie sein Vater Schreiner, aber nicht ein Lump und Säufer wie dieser, sondern ein rechter Kerl, fleißig und genügsam, und es sieht aus, als wolle es ihm gelingen und gut gehen. Aber Bauernstolz und Bauerntrotz ist stärker und läßt den Eindringling nicht auffkommen, sein Kampf dagegen — zugleich eine Liebestragödie — endet mit einer völligen Niederlage. Doch findet er nach stürmischen und elenden Jahren den herben Trost des Entsagens und Nichtmehrwünschens, und in ärmlichen Verhältnissen blüht ihm auf seine alten Tage noch ein bescheidenes, ruhiges Greisenglück.

Das ist das einfache Gerippe der Geschichte. Aber Karrillon hat die geduldige und fröhliche Art des rechten Erzählers, er stürmt nicht einem Ziele zu, sondern wandert behaglich eine schöne Straße ohne Eile entlang, bleibt bei lieben Kleinigkeiten stehen, läßt sich da einen Witz und dort eine Familiengeschichte erzählen, und alles trägt er mit derselben epischen Heiterkeit und Ruhe vor. So wurde aus der Erzählung ungewollt ein prächtiges Stück Volksgeschichte, in allen Fasern echt und lebend. Diese Art von Büchern ist rar und wenn eins von dieser Sorte kommt, muß man dankbar sein und es im Einzelnen nicht mit der Goldwage prüfen wie ein Artistenstückchen. Nach streng literarischen Regeln ist das Buch freilich nicht gemacht, aber es ist erlebt und natürlich gewachsen, so darf es wohl auch ein paar Knollen haben.

Gaienhofen am Bodensee. Hermann Hesse.

*

Finanzrundschau.

Tausend Fäden führen von den äußeren Ereignissen in Handel, Industrie und Finanz zu den modernen Forderungen des sozialen Fühlens, das sich ja immer mehr zur — Pflicht zu verdichten beginnt. In diesem Sinne vergehen kaum einige Tage, ohne daß

sich uns aus Nachrichten von den verschiedensten Gebieten Erwägungen aufdrängen, die den kleinen Mann und nicht mehr den großen betreffen.

So deuten die Offiziösen bei den Schilderungen der Reservisten-Unruhen in Rußland immer nur die Kriegsangst jener Unglücklichen an, während es sich dabei in erster Linie um das Brotloswerden dann der zurückgelassenen Familien handelt. Staatliche Fonds, um den letzteren auch nur einigermaßen beizuspringen, gibt es dort nicht. Die fremden Zeichner auf die russische Anleihe, welche ja bald kommen muß, haben also nicht einmal die Genugtuung, mit ihrem Gelde irgend etwas Gutes zu stiften. Denn 5½—6 Proz. einmal wieder mit seinem Gelde zu machen und zu wissen, daß diese Hunderte von neuen Millionen, teils in Diebeshände wandern, teils zur Vermehrung von Massenmorden in der Mandschurei dienen sollen — Gedanken dieser Art würden zu einem Widerstreit im Innern der Kapitalisten führen. Kapitalisten aber, so lange man sie nicht zu hochpolitischen Standpunkten geradezu zwingt, überschlagen nur die Sicherheit und die Rentabilität ihrer Anlage. Ihnen hieraus einen Vorwurf machen zu wollen, wäre erst dann gerecht, sobald Geschäft und Sympathie zusammenfallen könnte. So ideal und im geschäftlichen Sinne: gewagt handeln aber unsere Gesellschaftsgruppen noch nicht, und wann werden sie überhaupt so handeln?

* * *

Das Stillegen von Ruhrzechen scheint seinen weiteren Verlauf leider ziemlich kampflos zu nehmen. Natürlich wäre es einigermaßen zu rechtfertigen, falls bei nahender Erschöpfung einzelner Gruben, deren Schließung etwas vorzeitig stattfände. Allein in manchen Fällen ist da doch das Spiel gar zu durchsichtig! Man bezahlt nämlich Zechen mit willigen oder interessierten Vorständen recht hoch, um sie zu schließen und ihre Beteiligung dann vom Syndikate zu erhalten. Entweder also hatte eine derartige Zeche im Verhältnis zu ihrer Förderungsfähigkeit eine zu große Beteiligung vom Syndikat erhalten und es müßte dies untersucht und korrigiert werden, oder sie ist so viel wert, als der neue Käufer wirklich zahlt, und dann müßte unser größter Verkaufsverein Anstandsgefühl genug haben, sich nicht bei derartigen Verschiebungen als quantité négliable behandeln zu lassen. Die preußische Regierung verleiht schon seit Jahren keine Konzessionen mehr an Vermittler, sondern nur an wirkliche Unternehmer; und sie hat damit einer gefährlichen Zwischentätigkeit ein Ende gemacht. Ebenso sollte unser sonst in vielen Dingen gut geführtes Kohlensyndikat die Beteiligungen an der Gesamtproduktion nach der Leistungsfähigkeit der Gruben und den bei ihr — beschäftigten Händen, wenigstens so oft es geht, repartieren. Ist es doch zum Staunen, wenn einzelne Aktiengesellschaften ihre Zechen jetzt für 170 Proz. ausbieten, wo die Leistung einen solchen Preis nimmer rechtfertigt. Es wird demnach nur die Beteiligung zu verkaufen gesucht und man hat noch nicht gehört, daß so eingeheimste Summen neben den Aktionären, auch den vielleicht dann brotlos gemachten Arbeitern zugute kommen. Auf dem Wiener Kongreß verteilte und verschenkte man die Länder nach Seelen, es scheint, daß man heute, 90 Jahre später, in Rheinland-Westfalen ebenso rücksichtslos über Arbeiter verfügt, — über ihre Entlassung oder ihre Verschiebung. Bisher hat unsere Regierung hierzu nicht recht Stellung nehmen wollen.

* * *

Die großen Interessengemeinschaften der fünf wichtigsten chemischen Fabriken — in Höchst, Frankfurt, Ludwigshafen, Elberfeld und Treptow — haben bei den wissenschaftlichen Chemikern der betreffenden Laboratorien nicht unzutreffende Besorgnisse hervorgerufen. Denn ein Austausch der Patente dürfte bei dem naturgemäßen Fortschreiten jener alliierten Gesellschaften selbst da zunehmen, wo dies von vorneherein gar noch nicht vorgesehen worden ist. Damit dürften selbstverständlich nicht allein viele Angestellte überflüssig werden, sondern von den regelmäßigen Gehältern hinweg, würden sich auch

viele Chancen auf neue und möglicher Weise gewinnbringende Erfindungen vermindern. Natürlich hätten solche Herren die neuen Vereinigungen wohl ganz gut gefunden, wenn nur die Arbeiter und nicht die Beamten dabei zu kurz kämen, aber weshalb könnte man von Deutschen eine Solidarität verlangen, die auch bei den Engländern, Amerikanern und Franzosen bisher nicht zu finden ist. Leider werden auch die Arbeiter keinen Nutzen von jenen Interessengemeinschaften haben, denn sobald wie hier die Konkurrenz eingeschränkt wird, braucht sich auch die Fabrikation nicht mehr den Luxus einer andern als ziemlich genau vereinbarten Tätigkeit zu erlauben. Noch schärfer gestalten sich diese Bedenken da, wo die kontrahierenden Gesellschaften Ergänzungen in sich darstellen. Wie es denn z. B. unwahrscheinlich wird, daß die Höchster Farbwerke ihre Herstellung von Teerfarben und deren Vertrieb fortsetzen, nachdem Cassella von ihnen die Säuren im kolossalen Maßstabe bezieht; — eben wegen der von ihm fabrizierten Anilinfarben. Und dennoch sind diese Zusammenschlüsse in einer unserer glänzendsten Industrien rationell, so daß es sentimental klänge, dem etwaige sozialpolitische Folgen als gleichwertige Faktoren gegenüberzustellen. Die Vereinfachung der Betriebe ist eben nirgends aufzuhalten, und die Leidtragenden müssen sich vernünftigerweise rechtzeitig nach einer Ausfüllung der Lücke umsehen, ohne rein wirtschaftliche Neuerungen als persönliche Härten aufzufassen; notabene solange solche nicht ganz unnötigerweise mit im Spiele sind.

* * *

Der Wahlsieg Roosevelts stellt eine so überwältigende Mehrheit dar, daß man an dem Willen der amerikanischen Nation nicht zweifeln darf, sowohl die imperialistische Politik fortsetzen zu lassen, als auch im Inlande selbst die Trusts aufrechtzuerhalten. Indem seit längerem drüben fast alle Geschäfte wieder recht gut gehen, war vor allem der Arbeiter nicht in der Lage, neuen Experimenten — gegen die Trusts, wie sie Herr Parker in Aussicht stellte, gleichgültig oder gar freudig entgegenzusehen. Damit sind aber die vielfachen Gewalttätigkeiten dieser Vereinigungen nicht gerechtfertigt, vor derem getreuen Abbild wir hoffentlich behütet werden bleiben, falls unsere Großbanken nicht noch kapitalsmächtiger, also auch kapitalsübermütiger werden, als sie dies heute bedauerlicherweise bereits sind. Indessen noch wichtiger ist die merkwürdige Erscheinung, daß die mittleren und kleinen Klassen wenigstens in den amerikanischen Städten auch nichts gegen jenen extremen Schutzzoll einzuwenden haben, der sie nun schon seit Jahren daran verhindert, viele Waren aus der Fremde billiger zu beziehen. Denn Trusts und auch nur einigermaßen freie Einfuhr schließen sich stillschweigend aus. Immerhin ist es nicht ganz sicher, daß nach dieser Richtung hin die Verbraucher in der Union ihre bisherige Unentwegtheit beibehalten werden. Es käme da auf eine Agitation an, die bisher eben noch drüben gefehlt hat.

Frankfurt a. M. E. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Hans Heinzlin.

Erzählung von Wilhelm Fischer in Graz.

4.

Lentfried führte seinen Schützling den Hügel hinan, wo das alte Burggemäuer lag, auf einem Wege, der vom Strome her der nächste, aber gewiß nicht der beste war. Heinzlin stöhnte und ging schwer, so daß ihn jener kräftig unter den Arm greifen mußte, um ihn zu stützen. Endlich kamen sie oben an. Von der äußern Torwölbung waren nur zwei steinerne Pfeiler zu beiden Seiten geblieben. Durch diese konnten sie frei gehen und auch durch einen mit Gras bewachsenen Hof. Den Eingang zum Gemäuer der innern Burg verschloß eine hölzerne Tür; die war zugleich die Pforte zu Heinzlins Behausung.

„Hört's, Lentfried," sagte er; „die Tür sitzt nicht auf; sie hat eine Lucken. Der Schwellstein ist fast abgeschliffen von den Füßen derer, die da ein- und ausgegangen sind und dafür jetzt ausruhen im tiefen Schlaf. Bückt Euch, da liegt der Schlüssel in der Ecke unter der Tür, und sperrt auf, damit wir in meine Kemenate kommen."

Der andere tat wie ihm geheißen wurde, und schloß die Tür auf. Er mußte sich noch durch einen finstern Gang mit dem Schützling hintappen, bis dieser „Halt!" rief. „Da wohnt der jetzige Burgherr, Hans Heinzlin. Edel wär' er schon genug; aber wenn er nur immer den rechten Verstand hätt'! Da fehlt's. Vielleicht hat's unser Herrgott so wollen, weil ja kein Sperling vom Dache fällt ohne seinen Willen. Aber auf den Kopf gefallen bin ich doch nicht, sondern wie's mir schon schlecht gegangen ist immer wieder auf die Füß'. Nur heut mit der Mur, da hat's mich gehabt. Müßt nichts davon weiter sagen im Dorf drunten und auswärts, Lentfried."

„Nein, ich nicht," versprach dieser.

Inzwischen hatte Heinzlin die Tür aufgeklinkt, und sie traten leise auf den Zehen ein, weil er es so gebot, um sein junges Mutterl, wie er sagte, nicht zu wecken, das in der anstoßenden Kammer schlief.

„Die Mauern sind eh dick genug, daß sie nichts hört, und sie hat einen gesunden Schlaf. Und wir tun jetzt nur so wispern, hört's, Lentfried! Und

Licht machen sollen wir auch. Da steht die Kerze in der Ecke. Nur stad! — Au weh! Mir ist kalt."

Lentfried machte Licht und sah, daß er sich in einem breiten Raum befand, dessen Gewölbe durch einem Mittelpfeiler getragen wurde, und in welchem sich das Wohngeräte genug spärlich den Blicken darbot. Allerlei Handwerkszeug lag umher, und Holzgestalten tauchten aus dem Dämmer auf, als hätten sie Leben und wollten ihren Meister bewillkommen. Der war aber schwach und stöhnte: „Daß ich mich legen könnt'!"

In einer tiefen Ecke des Raumes war ein Vorhang gespannt und dahinter war Heinzlins Liegerstatt. Lentfried half ihm, sich zu entkleiden. Doch kaum lag er unter der Decke, als ihn der Frost schüttelte, dem sich schwerer Atem zugesellte, und die ganze Antwort, die Lentfried jetzt bekam, war ein Stöhnen. Heinzlin lag mit geschlossenen Augen da.

Nun schien die Sache dem jungen Manne doch nicht geheuer. Er kam sich recht unbehilflich vor und dachte, da muß Rat geschaffen werden. So nahm er den Leuchter mit der Kerze, sah sich um und entdeckte eine schwere eichene Tür, die über und über mit breitköpfigen Nägeln beschlagen war, ging darauf zu und klopfte leise an. Als sich aber nach einer Weile Wartens nichts regte, drückte er entschlossen auf die Klinke und trat mit dem Licht in der Hand in den anstoßenden Raum.

Es war eine gewölbte Kammer, nicht zu groß. Dämmernde Helle fiel durch ein breites reichlich vergittertes Fenster ein, denn draußen glänzte der Mond am Nachthimmel. Das Wohngeräte verschwand in der Dunkelheit, so daß Lentfried davon gar nichts sah. Aber er sah gegenüber an der Wand ein Lager und ein Mädchen, das sich, von dem Kerzenscheine geweckt, aufrichtete. Das Hemd war ihr von der Schulter zurückgeglitten, der weiße Hals erschimmerte und unter ihm breitete sich die, wie aus Marmor geschnittene feine und volle Brust, die noch eine Welle dunklen Haares von dem Köpfchen empfing. In ihrem Antlitz sah er vorerst nichts mehr als die großgeöffneten Augen. Aus diesen blitzte ihm aber bald ein Zornfeuer entgegen, das in der Dämmerung des Gemaches wie fahles Sternlicht erglänzte, als das Mädchen sich der Anwesenheit des fremden Mannes bewußt ward.

„Steh auf," sagte er, „der Vater ist krank."

Sie hüllte sich, wie sie aufgerichtet im Bett saß, mit der Decke bis zum Halse und rief gebieterisch wie eine Fürstin: „Geht hinaus! Ich komm' gleich."

Lentfried trat verwirrt in die äußere Stube zurück, sprach aber noch mit gedämpfter Stimme durch die Türspalte: „Dem Vater ist was geschehen. Ich hab' ihn gefunden und heim gebracht. Es geht ihm nicht ganz gut. Er braucht einen Beistand."

Und er schloß die Tür gänzlich.

Es dauerte nicht lange, und sie kam angekleidet herein und ging, ohne den Anwesenden zu beachten, zum Lager des Vaters, der im Fieber schwer atmete.

Lentfried hub wieder an: „Ja, daß ich's sag. Dein Alter ist ins Wasser gefallen. Zu was muß denn die Mur so nahebei fließen! Aber sie

hat anderswo eben keinen Platz als gerade da zu Tal zu gehen. Ob's deinem Alten schaden wird, weiß ich nicht. Es ist ihm gach die Kält' gekommen und die Hitz'. Wird ein kleines Fieberl sein. Ich hab' ihn aufs Trockene befördert; das ist meine ganze Sünd'. Dann hat er schier nicht mögen allein gehn, so hab' ich ihn herauf geführt. Ist das nicht recht getan, so muß mir's halt unser Herrgott verzeihen. Ansonsten müßt' ich mich auf eine Straf' vom Himmel gefaßt machen."

Das Mädchen beugte sich über den Vater, legte die Hand auf dessen Stirn, um seinen Zustand zu prüfen und sprach, ohne sich nach Lentfried hinzuwenden: „Ich dank' Euch für die Müh'."

Und dann setzte sie in gebietendem Tone hinzu: „Und jetzt laßt uns allein. Ich werd' schon alles besorgen und ihm mit Pflege beistehn, bis es licht wird. Gute Nacht!"

„Meinetwegen," erwiderte er. „Wenn Ihr alles selbst richten könnt, soll's mir recht sein. Gute Nacht!"

Und doch blieb sein Fuß wie im Boden festgewurzelt, und sein Blick haftete an dem schlanken Leib des Mädchens und an ihrem Antlitze, das ihm halb zugewendet war und in seinem Umrisse lieblich schien wie nichts, was er zuvor gesehen hatte. Eine Sehnsucht überkam ihn, noch zu bleiben, mit ihr zu reden und gemeinsam sich über das Lager des Kranken zu beugen. Aber sie sagte noch einmal entschieden: „Ich bitt' Euch! — Gute Nacht."

Dann erst nahm er seinen Janker, mit dem er Heinzlin umhüllt hatte, von der Stuhllehne, wo er jetzt hing, warf ihn über die Schulter, sagte sanft: „Behüt' Gott!" und entfernte sich.

„Sakra, sakra!" dachte er sich, als er draußen in der Mondnacht ging; „hat dieser Heinzlin ein sauberes Töchterlein! Und herrisch tun kann sie wie eine gebietende Frau. Das süße Gesicht mit den stolzen Augen! Sie muß ja noch jung sein wie ein Rosenknösperl und gibt sich doch wie eine völlig Erwachsene mit ihrem: so muß sein und nicht anders, als wie ich's gebiet'. Wie alt mag's denn schon sein? Etwa so um siebzehn herum, schätz' ich. Herrgott! die hat mir's so gach angetan! Ich nehm's mit; freilich nur ihren Schatten. Aber der folgt mir überall hin, wo ich geh', das weiß ich. Und der Schatten ist ein Bild, ein schönes Frauenbild. Hast dich so lang erwehrt, Bub, und jetzt hat's dich."

So schritt er dahin, und sein Sinnen war erfüllt von dem Bild des Mädchens.

5.

Sie saß am Lager des Vaters und prüfte dessen Atemzüge sorglich. Er schien nun zu schlummern. Sie stand auf und fachte im Küchenraum Feuer an, bereitete einen Trank aus heilsamen Kräutern, die zum häuslichen Gebrauche im Wandschranke lagen, und brachte die dampfende Schale an das Lager des Kranken. Sie wartete noch eine Zeitlang, dann rief sie leise: „Vater!" und er schlug die Augen auf. Verwundert blickte er auf sie und erkannte sie alsbald. Ein Lächeln erhellte sein ganzes Antlitz und bannte allen Gram daraus. Er schien nicht mehr krank zu sein als er glücklich:

„Trautel!“ flüsterte, und nahm gerne das heilsame Gebräu, das sie ihm einflößte.

„Es ist guter Tee,“ ermunterte sie ihn.

„Freilich, wie sollt’ er nicht gut sein, wenn er von dir kommt,“ flüsterte er.

Als er ausgetrunken hatte, stellte sie die Schale auf den Tisch, saß bei ihm nieder und befühlte ihm die Stirn, die Fieberhitze kündete, und sprach: „Lieg’ nur ruhig, Vater, und schlaf’, bis die Sonne scheint.“

Er ächzte: „Bis die Sonne scheint, freilich! Mir ist sie alleweil lieber als der Mond. Der ist bös, hat mich ins Wasser verführt. Das darf niemand wissen ... meine Trautel schon gar nicht. Wie hätt’ ich mein Herzblattel können allein in der Welt zurücklassen! Guter Gott, verzeih mir alles, was ich gegen deinen Rat hab’ begehen wollen! Ich hab’ den Fürwitz nicht lassen können. Wer’s hört, wird meiner spotten, wie die Murweibel; die hör’ ich wieder von weitem herauf singen: Heinzlin ist ein Narr! Und der Mond lacht sich voll darüber, daß ich noch ein Narr bin, und hätt’ doch genug lang Zeit gehabt, zu Vernunft zu kommen. Und da hat mich der Lentfried herausgezogen.“

„Lentfried“ — murmelte sie.

Er sprach weiter in kläglich wimmerndem Tone: „Wenn ich sag’: Erde, tue dich auf, so geschieht’s gewiß nicht, außer wenn ich sterb’. — Aber das Wasser tut sich immer auf, wenn ich hinein spring’. Und wie ich drin gesessen bin, da haben die Felberbäume sich den Buckel voll gelacht. Nur daß nicht zum Tanzen angefangen haben vor lauter Freud’. Freilich, so ein Baum wurzelt fest; kann nur mit dem Kopf wackeln, wenn der Wind weht, als wenn’s ihm nicht recht wär’, daß er ihm um die Ohren blasen tut. Aber ein Mensch, der als ein Schwacher denkt, wird leicht entwurzelt — und ist Mensch gewesen. — Der gescheite Mensch, ja, der bin ich nicht. Der Wein im Kopf war der Wegweiser zum Wasser. — Ich bin im Wirtshaus gesessen, aber lustig bin ich nie gewesen. Der Wein hat nur das Türl aufgemacht und mir das Bild meines inneren Menschen gezeigt: es war ein trübseliger. — Andere haben ihn nicht gesehen, aber ich. Und dann hat was in mir gesungen, etwas, was hätt’ sein können und ist nicht geworden. Der Mensch, der ich nicht geworden bin, der hat in mir gesungen ... Ruhe sanft! Ja, jetzt singen die Murweibel wieder ... Wie wohlig wirst du ruhn! ... Ja ... ja ... wohlig.“

Er schlummerte ein.

Die Tochter lauschte seinen Atemzügen, und sie waren leichter und regelmäßiger als vorher. So saß sie beruhigt bei ihm. Von der Kerze, die auf dem Tische brannte, fiel ein schwacher rötlicher Strahl auf Heinzlins mageres Antlitz, der zugleich das lichtbraune Haar des Mädchens vergoldete und die jungfräuliche Stirn erschimmern ließ, während die Wange im Schatten blieb. So saß sie sinnend und bewachte den Schlummer des Vaters, wie eine gute Gestalt, die dem gewöhnlichen Menschen unsichtbar bleibt; und in ihrer jungen Seele rang die Kraft mit der Trauer und gewann den Sieg.

Er lag einige Tage zu Bette, schwach genug, um sich nicht erheben zu

können. Bald sprach er mit seiner Tochter hellsinnig, bald gab er sich trüben Anschauungen hin, die in ihm aufstiegen und ihn wie Wolken umwoben, die dem tiefen Luftkreise der Vergangenheit enttauchten. Er ging auf alten Lebensstraßen einher, auf denen schon längst Gras gewachsen war, und hörte alte Stimmen, die den Frühling seines Lebens durchtönt hatten und jetzt schon lange im Winde erstorben waren, der über die Erde als Geist der Vergänglichkeit weht. Seine Kindheit stieg vor ihm auf wie ein grünes Eiland, voll Blütenbäume, die aus der Ferne winkten; und er sah einen Knaben unter ihnen wandeln, der mißmutig zu ihnen aufblickte, weil er sich dachte: nichts mehr als das, blühende Bäume?

Und der Knabe war unzufrieden wie der spätere Mann, und beiden galt nichts, was sie besaßen. Beide sahen nicht auf die Hand der freundlichen Gegenwart, die etwas brachte, sondern auf die geschlossene der Zukunft. Und als diese Zukunft an dem Manne vorüberschritt, war die Hand geöffnet, aber leer. — Immer flog der Wunsch über das Ziel hinaus und fand sich jenseits in der Leere, von wo kein Wiederkommen war und er ersterben mußte. Auch das wirkliche Gut, das ihm beschieden war, sein Weib, hatte er nicht so geschätzt zurzeit, da er sie als sein Eigentum umschließen konnte, wie damals, da er sie als schier unerreichbares Ziel seiner Sehnsucht erblickte.

Die Sünde der Unzufriedenheit fand er in seinem Innern wie einen Feind, der ihn knechtete und blendete, so daß er die heilige Frische der Gegenwart nicht zu sehen bekam. Das unmittelbare Hervorsprießen aus dem dunklen Erdengrund in die helle Zeit, wie es nur der Gegenwart eigen ist, blühte an seinen getrübten Augen vorbei, um zu welken und in das Grab zu sinken. Und dabei hatte er diese verwegene Anschauung der eigenen Wichtigkeit im Verhältnis zu den andern, als hätte ihm ein boshafter Dämon einen unsichtbaren Fußschemel gezimmert, auf dem er sich über die andern erhaben dünkte, der aber nur ihn täuschte und keinen sonst.

Wie oft hatte er vermeint, daß das Leben ihn nur deshalb wund geschlagen habe, weil er mit dem Kopfe an die Decke gestoßen sei, unter der die übrigen gewöhnlichen Menschen ohne Schaden einherwandeln. Das Ungewöhnliche, das er sich zumaß, hatte ihn aber nie zu einem festen Besitze kommen lassen, auf dem er mit Weib und Kind fußen konnte; es war eine Absonderlichkeit seines Denkens und nicht eine alles überwältigende Besonderheit seines Könnens.

Schon als kleiner Knabe meinte er mehr als die andern zu vermögen und konnte auch von der derbsten Handgreiflichkeit, wie sie stärkere Fäuste bieten, nicht überzeugt werden, daß er jemandem an Leibeskraft nachstehe. Unter seinen Brüdern war er der Kleinste an Wuchse und der Ungebärdigste. Sein Vater übte im Ennstale das Gewerbe eines Maurerpoliers aus und baute Bauern und Kleinbürgern ihre bescheidenen Wohnstätten. Er kam dabei zu keinem großen Besitzstande und konnte seine Kinder nur mit schmalen Mitteln auf die eigenen Füße stellen. Und dieser Kleinste, der zwar aufgeweckten Geistes, aber auch der unhandsamste unter den Söhnen war, der wollte Bildschnitzer werden. Er war der Liebling seiner Mutter, und sie brachte es dahin, daß er nach Bruck zu einem Meister in die Lehre kam,

der als namhaft galt und die Kirchen in den Tälern mit tüchtigen Werken versorgt hatte.

Bei ihm hielt es aber Hans Heinzlin nicht allzulange aus, da er als ein von Gott zur Freiheit bestimmter Mann auch nicht in der Knechtschaft eines Lehrlings über die Maßen ausdauern konnte. Und das Maß dessen, was ihm zuträglich schien, war bald voll.

So kehrte er schon nach Jahresfrist heim als einer, der viel gelernt hatte und vor allem dies: die Schule für ein armes Gehäuse zu halten, das Schnecken beherbergen könne, aber keine Adler. Als junger Adler flog er jedoch auch nicht weit, sondern gefiel sich im Vaterhause wieder als Nesthocker. Er arbeitete in eigener Meinung fleißig an seinen Kunstwerken. Dies ging, so lange die Mutter lebte.

Es kam aber die Zeit, daß auch sie Abschied nehmen mußte von dieser Erdentrift, und früher als man vermutete. Denn sie war noch nicht von der Last der Jahre beschwert, sondern hatte über ihrem Hauswesen rüstig gestanden bis kurz vor der Zeit, wo sie sich legen mußte. Es kam unversehens über sie; und da sie immer mehr für die Ihrigen sorgte, als auf sich dachte, so hielt sie sich so lange nicht krank, bis der Arzt das Gegenteil sagte, und die Füße, die sie nicht mehr tragen wollten, ihm recht gaben.

Ob sie wohl wußte, daß es nun ernstlich zu scheiden galt von allem, was sie liebte? und auch von ihrem Hans, der vor dem Lager der Mutter mit Besorgnis stand, aber noch weit entfernt war von der Furcht, sie zu verlieren. Sie blickte ihn stumm an, denn das Sprechen fiel ihr schon schwer. Konnte er lesen, was in diesem Mutterblick geschrieben stand? — Wie wird es dir im Leben ohne mich ergehen? Das war die stumme Frage der Sterbenden.

Es erging ihm auch zuvörderst nicht sonderlich. Denn der Vater, der noch ein Mann in vollreifen Jahren war, nahm sich nach dem Tode der ersten Frau eine zweite, und Hans bekam eine Stiefmutter. Mit der konnte er sich gerade so gut vertragen wie ein geborener Prinz mit einer Kuhmagd, die ihn meistern will. Er überließ ihr das Gefilde, schüttelte den Staub des Vaterhauses von den Füßen und ging in die Welt, sein Glück zu suchen. Das war schon lange her. Jetzt hauste er unter alten Steinen als freier Burgherr, lag aber gerade etwas unpaß zu Bette.

6.

Er erhob sich zwar wieder nach einigen Tagen und gedachte zu arbeiten; allein das Werk wollte ihm nicht von statten gehn. Er saß lange Stunden mißmutig und trübsinnig, ohne sich zu regen. Nahrung, die ihm die Tochter bereitet hatte, nahm er vorerst gar nicht und dann nur auf ihre liebreiche Zurede; gefiel sich aber bald wieder in seiner Versunkenheit, so daß sie ernstlich begann besorgt zu werden ob seines dumpfen Zustandes. Die Mittel zur Lebensführung, die stets knapp bemessen waren, gingen rasch auf die Neige, und die kleinen Schnitzarbeiten, mit deren Erlöse der genügsame Haushalt bestritten wurde, schienen ihm so fremd geworden zu sein, wie die Kieselsteine einem Goldarbeiter. Endlich ließ er sich auf wiederholte Bitte der Tochter wieder herbei, etwas zu reden.

„Ja, Trautel," sagte er, „es freut mich halt nichts mehr."

„Aber schau nur, Vater, durchs Fenster, wie der Sommer draußen grünt und blüht wie in einem Garten Gottes, und du sitzst da als ein Trübseliger, dem ein Unrecht geschehen ist. Aber die Gesundheit ist ja auch wieder gekommen. Was ist dir denn geschehen?"

„Nichts, nichts. Mußt nicht davon reden, Trautel. Ja, wenn die Erde ein Garten Gottes wär', so müßt ja meine Freud' auch darin blühen, wenn auch nur als ein kleinwinziges Blümerl, und ich müßt' sie finden. Aber es ist nicht so, und ich bin ein armer Mann, der nichts findet. Ja, was soll mich freuen? Ich mag schon durchs Fenster schauen, wie's draußen grünt und blüht. Aber ich! Wie ein Gras, das am Morgen grün war und zu Abend verdorrt ist, so bin ich. Was ist mein? Meine Gedanken; und die gehen immer in einem Wirbel herum in eine Tiefe — in das Allertiefste, was der Mensch denken kann: in das Grab."

„Aber, Vater, besser ist's doch zu arbeiten, als so traumverloren zu sitzen. Während der Arbeit kann eins auch denken, aber freilich nicht so Trauriges, wie du geredet hast. Das paßt uns beiden nicht. Wir sind arm; aber so lang wir von andern Leuten nichts brauchen, sind wir reich genug. Wenn du arbeiten tätst, Vater! Das möcht' dich gleich freuen und wie ein Balsam auf eine Wunde so auf dein trübes Gemüt wirken. Und nicht nur die kleinen Sachen allein! Schau, der heilige Barthel, den du der Dorfgemeinde für die Bergkapelle versprochen hast, der steht noch immer dort in der Ecke als ein Halber und wartet, daß du ihm zu einem ganzen Leben verhilfst. Und damit haben wir nicht nur unsern Zins für die Wohnung redlich bezahlt, sondern sie geben uns noch etwas drauf, haben sie gesagt. Und das kommt unserm Haushalt zugut. Soll's etwa nicht sein?"

„Aber gewiß! Auweh, was hab' ich früher gejammert, daß meine Freud' auch nicht als ein kleines Blümerl auf dieser Erden blühen tät! Du bist ja meine Freud', Trautel, mein einziges Kind. Und du blühst ja wie ein Röserl bis zum Himmel auf, daß die Engel selber schmunzeln, wenn sie dich anschauen; denn sie mögen gern ein gutes Menschenkind sehen, eins mit so einem treuen Herzen, wie du zu deinem Vater hast."

„Und dasselbige treue Herz tät' die schöne Bitt' vorbringen: Vater, geh an die Arbeit!"

„Aber freilich, Trautel. An die Arbeit! Es gibt nichts schöneres. Da liegt mein ganzes Leben darin. Ich werd's euch schon zeigen, ihr Bauernklachel! — An die Arbeit! Wie hab' ich nicht gleich daran gedacht! Das gibt die Gesundheit und vertreibt die schwarzen Mucken, die mir sonst im Kopf summen. Hast recht, Trautel. Der heilige Barthel soll leben, und mein Töchterl daneben — Juchhe! An die Arbeit!"

Und er sprang auf, stampfte auf die Diele mit einigen kecken Tanzschritten, schnalzte mit den Fingern dazu, und näherte sich der unfertigen Holzfigur, um am Werke weiter zu schaffen.

Doch plötzlich hielt er inne, griff sich nach der Brust, als hätte er einen jähen Stich empfangen, ließ den Kopf sinken und klagte: „Es geht einmal nicht. Mußt mich nicht drängen, Trautel. Ich bin ein armer kranker

Mann; nicht auswendig, aber inwendig. Was ich denk', ist nicht gesund, weil ich an mich selbst denken muß. Mein Leben! Ja. Soll mir's einer klar legen, zu was das ganze Umeinanderrennen nutz ist. Es ist in mir ein groß Geheimnis verborgen; aber es sagt mir nichts, so lang ich leb'. Es muß ein andrer kommen, der's heraushebt aus mir: der Tod."

Und er ließ sich auf einen Sessel in der Nähe des Fensters nieder und blieb hilflos sitzen. Mit dem mageren Antlitze und dem grau angelaufenen Spitzbarte saß er nun in der Helligkeit und war wie eingehüllt in den Schatten, den er aus seinem Innern heraufbeschworen hatte.

Vergebens hub die Tochter wieder an, ihn mit guten und tröstlichen Worten aufzurichten; es verfing nichts bei ihm. Er schüttelte nur den Kopf.

„Ich bin kindisch, Trautel, ich weiß es. Es ist wohl hold, ein Kind zu sein, aber kindisch, ein Alter — wie närrisch! Ja, ich hab' einen Geschmack in mir, der ist bitter, wie die Wahrheit — daß ich geboren bin."

Und er blickte versunken vor sich ins Leere.

Die Tochter kam sich selber hilflos vor, da sie mit aller Zurede nicht vermochte, ihn aufzurichten. Draußen zogen am heißen Sommertage Wolken auf, der Donner rollte, Blitze zuckten und Heinzlin saß immer unbeweglich. Erst als der Regen herabrauschte und die kühle Luft hereinstrich, stand er auf und stellte sich an das offene Fenster.

Sie meinte nun, daß es ihm schaden werde, als einer, der kürzlich noch krank gelegen war, sich der kalten Luft auszusetzen. Er solle jetzt mit seiner Gesundheit klug verfahren und nichts davon aufs Spiel setzen.

„Macht nichts, Trautel," erwiderte er. „Ich schau hinaus, wie die Wolken über die Berge ziehen und die Sonn' sich müht hervorzubrechen. Ich seh' sie noch nicht, aber weit drunten funkelt die Mur schon. Das Wasser hat das Licht schon erschaut, was mir fehlt. Mir ist es eben kein Freund, mir gibt es nichts — das Licht. Und der Zinken drüben hat auch den Wettermantel abgelegt und den Kopf frei gekriegt. Der ist mit Goldschein bestreut, als wenn er ein Jüngerer wär' und nicht noch weit älter, als wie ich."

Heinzlin lachte; dann fuhr er gesprächig fort:

„Und hinten wird's immer lichter. Ein blauer Rücken nach dem andern streckt sich und dehnt sich, als wenn die Herren Berg' während des Wetters geschlafen hätten, und sich erst vom Sonnenschein wecken ließen. Und jetzt schauen sie wieder neugierig in die Welt und in den Himmel. Ja, ich möcht' schon auch in den Himmel als ein lebendiger Geist, der den toten Leib abgelegt hat, wie der Zinken den Wettermantel. Aber ich müßt' vorerst erlöst werden aus allem Trübsal. Und das erlösende Wort müßt' mir noch einer zuflüstern, daweil ich im Leben bin."

Er sann eine Weile nach und sagte traurig: „Aber wer? Und wenn er's tät, einer, der in mir ist und der zu mir spräch' im Traum oder im Wachen, so ist's zu fein für mich, und mein Ohr zu grob dazu — ich könnt' es nicht hören. Und der Zinken ist ja auch weit vom Himmel weg, und ich, der ich ganz klein bin, noch weiter. Und der Himmel selbst ist Luft, nichts als Luft; und wenn ich zu Gericht säß' über einen, der Hans Heinzlin

heißt und fragte ihn: Was bist du? ich verwettet' meinen Kopf darauf, er möcht sagen: Luft."

„Und wenn ich, Vater, zum Zeugen angerufen würd' in der selbigen Sach', so möcht ich frei aussagen: der mit dem genannten Namen hat die Wahrheit nicht gesprochen."

„Geh, Trautel, mußt es nicht so streng nehmen. Nur ein einziger hat die Wahrheit kundgetan, das ist unser Herr Christus, und dem ist sie nicht geglaubt worden vom Pilatus. — Ja, die Wahrheit ist wie ein unterirdischer Strom im Karst; man hört sein Rauschen, aber man sieht ihn nicht. Er wird erst sichtbar, wenn er in das Meer einfließt. So wird die Wahrheit erst sichtbar, wenn sie in die Ewigkeit einfließt, aus der sie gekommen ist. Und so können wir Menschenkinder erst im Augenblick des Todes die Wahrheit sehen, nicht eher. Ja, Trautel, so ist's mit deinem armen Vater. Mußt nicht gleich herb sein. — Und schau hinaus, wie's jetzt schön geworden ist."

Sie lächelte: „Ich auf den Vater herb sein? Da müßt' schon eine andere an meiner Statt hier stehn, um das fertig zu bringen."

Und sie trat ans Fenster und blickte hinaus. Es war ein freundliches Bild, was sich ihren Augen darbot. Aus dem Nebel tauchten die blauen Bergrücken, als hätten sie die weißen Laken von sich geworfen, deren Zipfel noch zu ihren Füßen die Almen und Hochtriften bedeckten; doch so, daß das Grüne um so heller zwischen ihnen hervor schimmerte und sich von der dunkleren Färbung der Waldberge abhob. In das noch dichte schwarze Gewölke, das von dannen zog, streute die Sonne reichlich ihre Goldfarben, die am Rande rötlich verblaßten; und ein fernes Berghaupt, über das das Gewölke hinwegzog, ward von violettem Schimmer umhaucht. Unten das Tal, übersät mit weißen Häusern und Gehöften und von der strömenden Mur durchglänzt, lachte frisch und duftig herauf zu dem alten Burggemäuer, durch dessen Fenster zwei arme Menschen in Gottes Welt blickten: Vater und Tochter.

„Das ist auch Wahrheit, was da draußen liegt," sagte die Tochter, „und schön ist. Und mir wird's leichter ums Herz, wenn ich sie seh'."

„Recht hast, Trautel. Wenn's nur im Brustkammerl drin, wo die lebendige Uhr Ticktack macht, immer so lichte Wahrheit gäb', dann könnt's draußen freilich schön sein. Aber wie, wenn's drinnen finster ist und nicht ein Lichtel brennt? Da kann auch das Aug' nicht hell schauen, weil's mit der Dunkelheit von innen verhängt ist, die aus dem Stübel kommt. Als wie ich! — Der Weg, den ich nicht gegangen bin, liegt auch in Finsternis; sonst wär' er taghell. Was hätt' ich werden können! Ein Stern hat die drei Weisen aus dem Morgenland zu ihrem Heiland gewiesen; aber wer hat mich gewiesen zum Brunnen, daraus ich meinen Trunk lebendigen Wassers hätt' schöpfen können? Ja, weil ich ein Unweiser bin, hat mich etwas zu einem andern Wasser geführt. Damals. Das Etwas ist mein Ungeschick. Das ist mein Stern."

Und er ließ sich wieder auf den Sessel fallen und verhüllte sein Antlitz mit den Händen.

Die Tochter ging leise aus dem Gemache.

Als er aufblickte, sah er sie nicht mehr und rief: „Trautel, bist nimmer da? — Recht ist mir geschehen. Wenn ich zahn' und grein', als wär' ich ein Bettler, und hab' doch mein Kind, meinen Reichtum. Und ihre Mutter war auch gut zu mir, mein liebes Weib, aber sie ist halt gestorben. Ja, ja —"

7.

Heinzlin konnte sich noch immer nicht zur Arbeit aufraffen. Der Krämer im Dorfe, der ihm die kleinen Schnitzsachen abnahm, mahnte auch schon; aber noch mehr ermahnte die Not, die in der Burg eingekehrt war. Die Tochter behalf sich so gut sie konnte, setzte zum Essen vor, was sie aus dem Zwingergärtlein, das sie angelegt hatte, an Kohl und anderem Gemüse gewann. An Brot fehlte es nicht, und der steinerne Ziehbrunnen, den noch ein schönes Gitter zierte, gab den kühlsten Trunk herauf, den sich ein Dürstender wünschen mochte. Mit kleinen weiblichen Näharbeiten, die sie den wohlhabenden Bäuerinnen leistete, die aber nur sehr spärliches Erträgnis brachten, leitete sie auch einen dünnen Faden Wassers auf das Triebwerk der Wirtschaft, um es im Gang zu erhalten.

Heinzlin war aber ein Mensch, von dem Gott sein Antlitz abgekehrt hatte; und da war es auf dem Wege finster geworden, so daß er die Lust zur Arbeit nicht finden konnte, und wenn er sich auch ein Lichtlein zur Hilfe angesteckt hätte. Doch eines half. Er hatte gar so schwere Sorgen, die ihm den Kopf füllten, und es fehlte der Sorgenbrecher: der Wein, der sie fortschwemmte, so daß Heinzlin wieder zu erträglichen Gedanken gelangen konnte. Diese Erwägung, die nur seinem besseren Menschen zu paß kommen sollte, schuf es, daß er mit Seufzen seine kleinen Schnitzarbeiten wieder begann und damit Geld in die Burg brachte, um aus der Burg wieder in die Niederung der andern hinabsteigen zu können: ins Wirtshaus. Aber die Wirtsstube, wo man ihn so schnöde verkannt hatte, mied er; sie zu betreten, verbot ihm sein eingeborener Adel. Er suchte die nächste Ortschaft auf, die eine Stunde abwärts im Tale lag und beehrte dort die Gaststube mit seiner Anwesenheit. Er war auch vorsichtiger geworden und befliß sich einer kühlen Zurückhaltung, indem er den Abstand zwischen sich und den Bauerngästen durch keine vertrauliche Ansprache verschwinden ließ und mit der Antwort auch noch eine Hecke zwischen sich und dem Frager wachsen ließ.

Solche Zurückhaltung mußte aber dem feinen Geiste doch wie eine Fessel dünken; und da war Lentfried ein begrüßter Geselle, wenn er sich bei ihm am Wirtstische einfand, wie er es zu tun pflegte, als er einmal die Gelegenheit wahrgenommen hatte. Das war doch ein Mann aus gutem Hause, der die Schule besucht, Prüfungen im Forstwesen abgelegt hatte, und mit dem es sich unbeschadet der eigenen Würde reden ließ. Lentfried ging mit ihm auch am späten Abend heimwärts; und obgleich Heinzlin sich vor nichts in der Welt fürchtete, ausgenommen vor der eigenen Unzufriedenheit, so war es ihm doch genehm, diesen festen Begleiter durch die einsame Muraue an seiner Seite zu haben.

Auch konnte er sich ihm mitteilen, und der Weg erschien halbmal so kurz unter der Einwirkung eines guten Zwiegesprächs, das allerdings sich

nicht auf zweie gleichmäßig verteilte; denn Heinzlin sprach als der Ältere für sich und den Gefährten. Er schöpfte dabei die Gedanken aus seinem düstern Herzen, wie aus einem tiefen Ziehbrunnen, in das Lichtreich seines Kopfes herauf; wo sie dann sich freilich zuweilen fremd gehabten, wie Geschöpfe in einem ihnen nicht zusagenden Elemente.

So sagte er, als sie im Abenddämmer heimwärts gingen:

„Seht, Lentfried! Dort hüpft ein graues Weib durch die Au'. Wißt Ihr, wer's ist? Das ist die Not. Freilich, wer jung ist, wie Ihr, der sieht sie nicht. Vor dem verdeckt sie sich noch mit ihrem Nebelrock. Und dann habt Ihr Grund und Boden als Vatererbe. Aber ich sehe das graue Weib scharf wie mit Luchsaugen, und sie winkt mir mit der Hand und ruft: Heinzlin komm! — Ich will ihr aber nicht folgen. Denn, hört's, Lentfried, weswegen? Ist etwa die Not meine Mutter? Freilich, etwas muß sein. Es ist nicht recht geheuer. Verwichene Nacht hat mir geträumt, und was? Ich seh' ein riesiges Weib auf dem Untheamstein sitzen, hat eine große Kugel im Schoß, die streichelt sie als wie ein Zarterl und lacht und sagt: das ist die Erde. Und wer war's? Die Frau Not, die uralte Riesin. Jetzt schau! liegt die ganze Erd' im Schoß des Riesenweibs, warum sollt' ich nicht ihr Sohn sein? Ist da was dagegen einzuwenden? Ich mein' nicht."

Der junge Mann hörte ihm geduldig zu und dachte dabei an etwas lieblicheres als an ein graues Weib. Er suchte auch jetzt Heinzlin zuweilen in der Burg heim, da er mit ihm eine Art Freundschaft geschlossen hatte, um es sich gestatten zu können. Aber die Tochter erwiderte seinen Gruß nur gemessen und fand bald Gelegenheit, sich aus der Stube zu entfernen, um nach der Wirtschaft zu sehen. Dann tröstete er sich damit, daß sie ihn noch zu wenig kenne, um viel auf ihn zu geben, und hoffte, daß er mit der Zeit mehr bei ihr gelten werde. Und ihm war's, als hätte er sein Leben lang keine andere von der Weiberart gesehen als diese da, die, so schlank sie war und wenig Raum mit ihren kleinen Füßen einnahm, doch seine ganze Welt ausfüllte.

Und er dachte, daß sie ihm einmal gut werden müsse, sonst sei es gefehlt. Er wollte ihr nur einmal in die braunen Augen schauen und ihrer Stimme lauschen, wie sie zu ihm sprechen könnte; mehr nicht; aber das erreichte er nicht. Es schien, als wenn sie ihm abgeneigt wäre, und da tröstete er sich wieder, daß ihr jugendliches Wesen noch jeder Einwirkung verschlossen wäre, die vom Manne auf das Weib ausgehe. Denn Lentfried konnte sich mit Fug für einen halten, auf den schon viele hübsche Mädchen erwartungsvoll geblickt hatten. Freilich war keine darunter wie die da im alten Burggemäuer mit ihrer lenzhaften Weiblichkeit und mit dem Stolze eines vornehmen Fräuleins. Er fühlte sich beinahe schüchtern, wenn sie in der Stube weilte. Seine ganze ungebrochene Kraft, die ihm sonst bei Zorn und Freude zu den Augen herauslohte, ward bei ihrem Anblick von der Besorgnis im Zaume gehalten, ihr zu mißfallen. Und er hielt sie mit keinem Worte zurück, wenn sie sich entfernte. Zuweilen sah er sie durch das offene Fenster draußen im Hofe schreiten. Da erschien ihm das öde mit Gras bewachsene Gelände wie ein Paradiesgärtlein, und er dachte, er müße sein Leben verlieren, wenn er nicht zu ihr in den Garten gelangen könnte.

8.

Vorerst kam er jedoch nur bis zum alten Ziehbrunnen, an dessen Gitter aus Eisenlaub blühendes Gesträuche emporwuchs. Turm und Palas, die ihn einst umschlossen, waren zerfallen und bildeten ein kahles und blindes Mauerwerk, das vor hohem Alter gänzlich abgestorben schien. Zu diesem Hofe, der nach der Seite des Abhangs offen lag, führte ein Steig herauf, der selten begangen wurde, da er ziemlich steil war. Lentfried kam aber früh morgens des Weges herauf und sah die Tochter, wie sie den Eimer an der Kette emporwand, um aus dem tiefen Wasser des Brunnens zu schöpfen. Die weißen nur wenig gebräunten Arme leuchteten in der Luft, und der Leib des jungen Mädchens hob sich schlank und kräftig von dem blühenden Gesträuche ab, als sie am Brunnen ihr Tagewerk begann.

Lentfried grüßte sie und erbot sich, ihr zu helfen. Sie ließ es schweigend geschehen, daß er nach der Kette griff und in raschem Zuge den Eimer herauffförderte, den er auf den steinernen Rand des Brunnens stellte. Als Lohn der Arbeit bat er um einen Trunk des guten Wassers, da sich ihm die sommerliche Hitze schon am frühen Tage beim Aufstieg fühlbar gemacht und er Durst bekommen habe. Es befand sich in einer Nische der Brunneneinfassung ein kleiner irdener Becher, und sie schöpfte damit aus dem kühlen Wasser des Eimers und reichte ihm zu trinken. Er trank freudig; es war ein Labetrunk, der ihn erfrischte und doch wieder erwärmte. Es war wie edler Wein, was er schlürfte, weil sie es ihm reichte.

Nun gab er ihr den Becher zurück und sprach: „Das hat mir wohlgetan wie eine rechte Gottesgabe. Und Ihr teilt solche Gnade aus, Trautel. Da könnt Ihr freilich stolz sein, und unsereins wieder bescheiden. Vergelt's Gott immerhin!"

Es war ein Strahlen in seinen hellen Augen, als er dies sagte.

Die großen braunen Sterne unter der weißen Mädchenstirn blickten ihn jedoch kalt und ruhig an.

„Es ist gerne geschehen," antwortete sie.

„Ja, wenn's nur so wär': gern! Das ist ein Wörtel, kann so tief wie der Brunnen da sein und einen mit lebendigem Wasser erquicken, und wieder oft ist es nichts als ein Wort: es kommt vom Leben, gibt aber kein Leben."

„Wenn Ihr ein jedes Wort gleich umkehren müßt, um zu sehen, was herausfällt, dann ist's besser, gar nicht zu reden."

„Aber, Trautel, ich tu's ja nicht. Ich denk' mir halt so: Wer gute Worte hat und gibt sie, der gibt damit auch Sonnenschein. Das ist freilich etwas gar Kostbares: das beste selbst, was unser Herrgott zu geben hat. Aber freilich, da hinunter in den Brunnen dringt kein Sonnenschein."

„Weil der Brunnen zu tief ist, und deshalb ist er auch so kühl," erwiderte sie.

„Kühl und tief wie dein Herz, Trautel", sagte er leise.

Sie tauchte den Krug, der zur Seite stand, in den Eimer, füllte ihn und sprach:

„Die Welt ist weit und hell genug. Dort soll eins Sonnenschein suchen und nicht im Bruunen, und auch nicht anderswo, wo eins unbekannt ist."

„Wo du stehst, Trautel, ist die Welt hell, sonst nirgends.“

Sie trat einen Schritt zurück.

„Ich bin bisher am Brunnen immer allein gestanden. Es wird sich auch künftig so schicken.“

„Mißgönnst du mir die Red'? Ich möcht' dir ja in allem zu willen sein und dir dienen wie einer Heiligen, und du bist herb auf mich.“

„Um herb auf Euch zu sein, müßt' ich Euch früher gut gewesen sein. Das war nicht; weder eins noch das andere,“ antwortete sie und reckte sich in ihrer ganzen Größe empor.

Er fühlte es dumpf in seinem Innern gewittern; doch bezwang er sich und sprach sanft:

„Du schaust den Tag aus guten Augen an, warum nicht auch mich?“

Er trat näher und stand wieder vor ihr mit sehnsüchtig leuchtenden Augen.

Sie wich zur Seite.

„Jetzt schau' ich auf einen, der mir den Weg verstellen will,“ sagte sie.

„Ja, kann's denn für uns nicht einen gemeinschaftlichen Weg geben, wo wir zu zweien in Frieden neben einander gehn könnten? Mir wär' das ein Glück, ein so übergewaltiges, daß ich dir auch davon abgeben müßt' und du müßtest es nehmen, ob du willst oder nicht, und mit mir glücklich sein.“

Sie machte mit der linken Hand eine abweisende Gebärde.

„Wer geben will, wo man nichts braucht, und einer, der ungerufen kommt, die beiden können wieder gehn, woher sie gekommen sind. Das wird dann schier etwas wie ein Glück sein.“

„Kannst du zu einem Menschen, der dich lieb hat, wie sein Seelenheil, so hart reden?“

Sie faßte den Henkel des vollen Wasserkruges mit der Rechten, und wendete sich von ihm ab.

„Der Weg gehört mir, den ich geh', und keinem andern. Ist Euch das hart, so kann ich nichts dawider tun.“

Er hielt sie zurück, indem er ihren Arm berührte:

„Hör' mich an, Trautel! Was ich dir sag', das muß ich sagen. Ich kann nicht anders. Hast was gegen mich, so ist meine Lieb' stärker als deine Abgunst; und die kann bei dir nicht andauern, sobald du mich besser kennen wirst. Ich bin immer ein freudiger Mann gewesen, und du willst mich jetzt zu einem machen, der mit unserm Herrgott greint und mit der Welt in Unfrieden lebt. Du bist die beste für mich, die ich finden kann; so kann ich nicht der Schlechteste für dich sein. Schau, Trautel! wenn's in einer Kirchen zu läuten anhebt, so gibt gleich die Glocke in der andern Antwort. Und wenn ich an dich denk', ist mein Herz wie eine Kirche — so gib mir auch die Antwort: ein gutes Wort, das wie ein heiliges Glockengeläut klingt. Willst?“

Sie bewegte das Haupt verneinend.

„Schau, ich bin dir freilich noch fremd; aber Treue und Redlichkeit werden einem bald vertraut, und die hab' ich zu dir: Wie sollt' ich dir dann noch fremd sein? Kennen wirst mich freilich erst recht, wenn du mein liebes Weib sein wirst — schüttelst das finstere Köpfel? Wenn ich aber will?“ —

Dann sprach er wieder sanft:

„Meine Gutheit muß die deine werden, und dann bist auch gut zu mir, gelt, Trautel? Ja, sag' ja!"

Seine blauen Augen leuchteten mit starker Liebe auf sie nieder, die die Wimpern gesenkt hielt; aber sie fühlte den verzehrenden Strahl durch ihre Lider brennen, so daß davon eine Schwüle in ihre junge Brust einzog, vor der sie wie vor etwas Fremdem in ihrem innersten Wesen erzitterte. Sie erhob rasch das Haupt und sagte mit fester Stimme: „Nein."

Und sie entfernte sich mit dem vollen Wasserkruge und schritt leicht und stolz aufgerichtet dahin.

Sie liebte ihn nicht; sie wußte auch nicht, was Liebe war. Ihr lenzhaftes Herz war zu ernst im Leben geworden, um sich, fern jeder linden Luft, dem blühenden Weibesglücke: der Liebe zu erschließen. Auch zürnte sie Lentfried, weil er sie damals in der Nacht überrascht und ihr gleichsam den Hauch ihres jungfräulichen Leibes mit den Blicken geraubt hatte. Sie schien sich in ihrem innern Wesen gerecht zu sein und nicht gegen einen andern hart, der ihr fremd war. Sie konnte es wohl wissen, daß Lentfried unter Männern als kräftig schöne Gestalt hervorragte; aber die Sehnsucht nach ihm regte sich auch nicht traumhaft in ihrer jungen Brust, die zumeist von stiller Trauer und Sorge um den Vater erfüllt war. Lentfried sollte sich lieber um andere freudigere Mädchen bewerben, als sie es war; sie gönnte es ihm und jeder anderen. Aber ihr Herz schwieg auf die werbende Rede, und die Wärme, die daraus auf sie einströmte, konnte gleichsam ihre Haut versengen, aber nicht durchdringen. Sie war für ihren Vater da und für sonst niemand auf der Welt.

9.

Dieser, der Vater, hatte sich noch immer nicht zu voller Tätigkeit aufraffen können, obgleich er einsah, daß seine Trägheit ein Dorn war, der ihn selber stach. Es schien ihm, als wäre etwas an seiner Spannkraft gebrochen und daß es dafür keinen Arzt gäbe, um es wieder einzurichten, als den Tod. Inzwischen lebte er jedoch; und die kleinen Schnitzwerke trugen gerade genug ein, um das Wirtschaftsschifflein über Wasser zu halten und dem Steuermann zu einem Glase klaren Weines zu verhelfen, das sich ohne Wunder vervielfältigen konnte. Diese Wohlfahrt nahm aber ein unvermutetes Ende.

Der Krämer im Dorfe kaufte die kleinen Schnitzereien gern, weil sie von seinen Kunden um ein bescheidenes Stück Geldes begehrt wurden; und er beschickte auch Märkte damit, wo sie als Erzeugnisse einer heimischen Kunst noch mehr in Ansehen standen.

„Das Handwerk wollen wir ihm legen," dachte jedoch der Häuptling des Dorfes, der den Titel eines Gemeindevorstehers führte, und die Gedanken so lange in seinem Kopfe zu wälzen pflegte, bis sie in die rechte Lage kamen. „Auf die Weise bringt der Heinzlin nie zuwegen, was er uns treulich zugesagt hat und wofür er ohne Zins in der Burg sitzt: nämlich uns in die Kapelle am Pürn den Heiligen mit seiner Kunst zu stellen. Aber es muß ihm das Hintertürl beim Krämer gesperrt werden, daß er die Not sieht, die

schon lang bei der vorderen Tür steht, und daß er ernstlich anhebt zu arbeiten, um sie zu verjagen. Dann geht sie gleich, wenn sie ernste Arbeit sieht; das kann sie nicht ausstehn."

Alles dies wurde dem Krämer mitgeteilt, der unter den Erlesenen im Rate der Dorfgemeinde saß: nämlich, daß er dem Heinzlin seine kleinen Schnitzsachen nicht mehr abnehmen dürfe; und er konnte nichts Triftiges dawider vorbringen als den eigenen Schaden, der aber diesmal dem Gemeinwohle zuliebe nur mit halbem Blicke solle betrachtet werden. So wurde dem Heinzlin, der vom feindlichen Schicksal hart belagert wurde, das Schlupfpförtlein von außen verrammelt, und er mußte in seiner Burg gefangen sitzen.

Es fehlten wieder die Mittel zur notwendigen Lebensführung und auch zu hochgemuten Betrachtungen, denen er sich gerne hinter einem Glase Weines hingab und inmitten derer er als ein starker Mann auf das kleinliche Getriebe der Welt herabzusehen pflegte.

Der Krämer hatte es ihm in guter Art beigebracht, daß er ihm seine Sachen nicht eher abnehmen dürfe, bis Heinzlin nicht seiner Verpflichtung gegen die Dorfgemeinde nachgekommen sei. Und er ermahnte ihn, je eher je besser mit dem Werke zu Rand zu kommen, weil dann nicht nur die Kundschaft zwischen ihnen beiden hergestellt sein werde, sondern Heinzlin auch eine klingende Ehrengabe als Zuschuß von der Gemeinde zu erwarten habe.

Aber dem Meister Hans furchte sich tief die Stirne bei dieser wohlgemeinten Mitteilung; seine Augen sprühten das Feuer des beleidigten Ehrgefühls, und sein Mund floß über in strömender Rede ob des Hochmutes der Dorfleute, die sich vermaßen ihm vorzuschreiben, was er tun und lassen solle. Er wandte dem Krämer stolz den Rücken, entfernte sich und stieg seinen Burghügel hinan mit dem zornigen Gedanken, jetzt erst recht nicht am Werke zu schaffen; sondern es lieber darauf ankommen zu lassen, daß sie ihm die Wohnung aufsagten, und sich einen andern Sitz zu erwählen.

Aber dieser im heißen Zorne ausgekochte Gedanke erwies sich als wenig nahrhaft, als er vom schärferen Luftzug der Überlegung getroffen wurde. Wo war dieser andere Hochsitz zu finden? Die Landkarte bezeichnete ihn nicht. So kam er zu dem Entschlusse, der an der Sachlage wenig änderte: nämlich trotzig zu bleiben, wo er war, und nichts zu arbeiten.

Zunächst mußte es die Tochter wieder hören, wie unangemessen das Verhältnis ihres Vaters zu den Dörflern sei, die sich nichts angelegener sein ließen, als ihn, den hochgemuten Mann, zu quälen. So hatten sie auch die Bosheit wider ihn ersonnen, den einzigen Gescheiten im Dorfe, der Heinzlins Bedeutung erkannte: den Krämer aufzuwiegeln und ihm abspenstig zu machen. Sie gedachten damit einen Mann wie ihn, bis zur Niedrigkeit ihres Gebotes zu beugen, und ihm ihren Willen aufzudrücken, als wäre er Wachs für das schale Dorfsiegel. Weil ihrer viele im Rate säßen, glaubten sie mit ihrem zusammengeschlossenen und vereinigten Verstande ihm beizukommen, der nur ein einzelner sei. Aber wenn hundert Kreuzer einen Gulden ausmachen, so geben hundert Kreuzerköpfe, wie die, noch immer keinen Kopf von Edelmetall. Er wolle sich ebensogut vor ihren Pflug spannen lassen wie ein Zugtier, als ihnen nachzugeben. Sie sollen einen Mann seinesgleichen noch kennen lernen, den die ungerechte Welt plagen, aber nicht erniedrigen könne.

Dabei schritt er heftig im gewölbten Gemache hin und her, und stampfte zuweilen mit dem Fuße auf, als wollte er etwas Widriges unter sich zertreten.

Die Tochter hielt es in ihrem Sinne durchaus mit dem Dorfbürgermeister, der Heinzlin an seine Verpflichtung mahnen, und selbst, mit den ihm billig scheinenden Mitteln, nötigen wollte, sie zu erfüllen. Allein sie durfte dies nicht frei verlautbaren, um den Vater nicht zu kränken. Das größte Herzeleid hätte sie ihm angetan, wenn sie denen recht gegeben hätte, die er für seine Gegner hielt, und nicht ihm. So mußte sie geduldig seine in stolzem Leide vorgebrachten Klagen anhören, die sich wieder wie ein dunkler Vorhang vor die Zukunft legten und ihr den tröstlichen Ausblick benahmen.

Sie wagte nur die sanfte Bemerkung seiner stürmischen Rede entgegen zu setzen: „Aber, Vater, Arbeit, die eins kann und die einen deshalb freut, wie die deinige, die ist ja immer gut, von wem sie auch geheißen wird. Du bist alleweil in deinem Eigen, wenn du solche Arbeit anhebst. Und ein Fremder, der dich zu deinem Eigentum schickt, meint's vielleicht doch nicht so schlimm mit dir, als es beim ersten Blick scheinen könnt'."

Da war aber schon Feuer im Dach.

„O du mein Gott, Trautel, wo hast deine Augen?" rief er. „Wie willst es denn anders sehen, als wie's ist? eine Bosheit gegen deinen Vater. Ihm das Leben noch leidiger zu machen als es schon ist. Mein einziger Trost war immer, daß du es fühlen kannst wie mir zumut ist, nicht wissen. Das sag' ich nicht, aber fühlen. Wissen kann's nur einer, nach dessen Ratschluß ein jedes Menschenleben unter dieser Sonne dem Grabe zugeht; ja, nachdem es das Fieber durchgemacht hat, das mit dem ersten Atemzug anhebt, der ein Hunger nach Luft ist; dann ein Hunger nach Nahrung; dann später nach etwas anderm, feinerem; aber immer ein Hunger nach etwas, der nie gestillt wird, bis er nicht zuletzt vom Tod ersättigt wird und aufhört zu sein. Wissen kann's nur Gott, was in mir ist. Warum bin ich so, wie ich bin? Hätt' ich nicht anders sein können? Die Sonne geht zu Morgen auf und zu Abend nieder; aber das Tor ist zugemacht worden, wo meine Sonn' aufgegangen wär'. Ich hab' sie nicht gesehen. Warum? Die Frag' ist tiefer als alle Wasser, die in der Erden sind und ans Tageslicht kommen, um als Quellen zu Tal zu rinnen. Denn die Antwort auf die Frag' wird nie als Quell ans Tageslicht kommen, sondern immer in der Tiefen verborgen bleiben."

Er seufzte schwer und fuhr dann fort:

„Ja, warum ist es mir immer so ergangen? Ich hab' ja auch was Rechtes wollen. Und hab' den rechten Weg nicht gefunden. Mir hat der Wegweiser gefehlt. Die rechte Stimme war gewiß da; aber ich war nicht wach. Ich hab' geschlafen. Mein Leben war ein schwerer Schlaf. Und die Stimm' hab' ich nicht verstanden. Und doch muß ich sie verstehen; denn sie ist ja mir gegeben worden und keinem andern. Es ist meine Stimme. Eija, ich muß sie verstehn, wenn nicht jetzt, so später. Wenn der kommt, der jeden Hunger stillt, und das Lebensfieber aufhört und wir wieder gesund werden: wenn der Tod kommt, dann werd' ich die Stimm' verstehen, aber nicht eher. Ja, ja, so ist's, Trautel, mit deinem armen Vater."

Nun kamen ihr die Tränen in die Augen, als sie ihn weinen sah. Und sie tröstete ihn, wie sie nur konnte, beteuerte ihm herzlich, daß jeder sein Beschluß von ihr geachtet werde, und daß sie beide ja nicht anders könnten, als es mit einander gut zu meinen. So habe sie es auch mit dem Ansinnen gut gemeint, daß er das ihm gebotene Werk zu Ende führen sollte. Wenn es ihm aber nicht in den Willen eingehe, so werde sie ihre Meinung auch nicht gegen die seine setzen.

„Ja, ja, du bist mein liebes Töchterl," sagte er und trocknete sich mit dem Taschentuche die Augen; „und jetzt kann ich wieder lachen, denn dein Gesichtel ist ein sonniger Bronnen, wo die Schatten bald darüber hinweg gleiten, und es glänzt wieder aus deinen Augen die lichte Gutheit zu deinem Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Adam starb.

Skizze von A. Supper in Calw.

Ich war dabei als der Adam starb.

Zwei Tage vorher hatte man mich zu dem Bauern gerufen. Ich spannte meinen Schimmel ein, fuhr hinauf auf die rauhe Höhe, auf der des Adams Hof zwischen den schlechten Föhrenbeständen liegt, sah mir den Mann an und wußte, was es geschlagen hatte.

Am andern Tag fand ich den Kranken besser. Er hatte soeben vom Bett aus für zweitausend Mark Papierholz aus seinen Wäldern verkauft, das wirkt auf einen Bauern von Adams Sorte stimulierend.

Am dritten Tag kam ich just zum Sterben.

Still und verlassen lag das Haus, nur das jüngste der Adamskinder, das auch wieder ein Adam war, umtanzte in der Stube des Vaters Bett und merkte nicht, daß ein anderer Tänzer mit Hippe und Stundenglas im Begriff war, anzutreten.

„Guck' Vatter, guck'!" jubelte der flachsköpfige Bub und zeigte dem Mann eine selbstgefertigte Peitsche. Aber der andere, der Unsichtbare, schien dem Bauern auch etwas zu zeigen.

Was es war, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß der Mann auf der Bettstatt, in der er die langen Beine nicht vollständig ausstrecken konnte, an die niedrige, getünchte Decke starrte mit ganz großen, glasigen Augen und für seines Jüngsten Peitsche keinen Blick übrig hatte.

Da hieß ich den Buben hinausgehen. Aber er reckte nur die rote

Zunge heraus und ging nicht. Neben dem weißgestrichenen Schränkchen in der hintersten Stubenecke kauerte er sich auf den Boden, holte aus den Schrankfächern Würfelbecher und ein schmieriges Kartenspiel, schlug mit der kleinen Faust auf die Diele und schrie, sein helles Kinderstimmchen zu seltsam heiserem Ton zwingend: „Trumpf raus!"

Der Mann auf dem Bett grinste. Ein volles Lachen kam nicht mehr heraus.

Es ist auch keine Sache zum Lachen, mit 46 Jahren davon zu müssen und acht mutterlose, noch nicht versorgte Kinder dahinten zu lassen. Besonders, wenn man wie der Adam ein Mann war, groß, stark und gerade wie ein Wiesbaum, mit einer derben Lebenskraft und Lebensfreudigkeit und der brutalen Welt- und Daseinsliebe eines eisernen Bauernkörpers.

„Vor dem Adam so't sich Tod und Teufel fürchte," sagten die Dorfleute, als sie hörten, daß er auf dem letzten Lager liege. Aber diese beiden sind nicht furchtsam. Wenigstens der Tod nicht. Das kann ich bezeugen. Unerschrocken ging er dem Bauern zu Leib. Ich stand daneben, hatte meine paar Mixturen zur Hand und kam mir vor wie ein winziger Zwerg, der den heranschreitenden Riesen in die Stiefelschäfte zwickt, um ihn im Laufe aufzuhalten.

Wie es dann der Teufel mit der Nachlese gehalten hat, kann ich nicht sagen. Der Pfarrer, den ich sonst als einen Mann von Wort kenne, hat am Grab behauptet, des Toten Seele ruhe in Gottes Hand.

Aber so weit sind wir noch nicht.

Also der Adam lag und starrte an die Decke. Ich kramte am Tisch lautlos in dem armseligen Arsenal, das unsereinem zur Verfügung steht, wenn es gilt, den letzten Fußtritt, den letzten Hieb und Stoß des Gewaltigen vielleicht ein wenig abzuschwächen: ein bißchen Äther, und ein bißchen Kampfer und ein bisschen viel von dem Gefühl elendester Unzulänglichkeit, — wie das eben so ist, wenn ein Doktor soll leben helfen und nicht einmal weiß, wie man sterben hilft.

Da verlangte der Adam plötzlich nach dem Pfarrer.

Nichts lieber als das.

Ich sehe in den geistlichen Herren schon so wie so allezeit unsere natürlichen Angrenzer; aber an Sterbebetten lasse ich ihnen unbedingt den Vortritt. Besonders wenn einmal mit Kampfer und Äther usw. nichts mehr zu machen ist.

Ich sage also zu dem kleinen Adam in der Stubenecke, er soll schnell seine Geschwister und die Magd rufen.

Der blondköpfige Spieler wirft erst noch mal Pasch, dann schleudert er unwillig dem imaginären Spielkumpan den Becher hin, ruft: „Du kommst, Michel!" springt auf und streicht sich über die Lederhosen.

Patzig steckt er dann die Hände in die Taschen und erklärt: „D' Gret und 's Annemeile und d' Kätter send in de Krummbire, der Michel und der Frieder schneidet Haber, und der Hannes holt mit 'em Jakob Stange im hintere Wald!"

„Und die Magd?" frage ich dringlich.

„Die ischt vorig mit ihrem Schatz hinter der Dreschmaschin' g'stande."

Das ist alles ganz in der Ordnung so. Zum Kartoffelholen, zum Haberschneiden und Stangenführen gehören die rüstigen Kräfte der sieben Geschwister. Den todkranken Vater einige Nachmittagsstunden hindurch hüten, das kann der Adam mit der Magd, die so wie so nicht vom Hause weg darf, weil das Vieh im Stall auf die Stunde hin sein Futter braucht und gemolken sein will. Man wird doch in einem rechten Bauernhaus dem Vieh nichts abgehen lassen. Nicht einmal im „Heuet" oder in der Ernte; viel weniger, wenn nur der Bauer sterben will.

Ich ging ans Kammerfenster und rief der Magd. So tüchtig der kleine Adam schon im Karten- und Würfelspiel ist, so wenig bringt man ihn dazu, etwas zu tun, zu dem ihn der Geist nicht treibt.

„Bärbele," rief ich in den Hof hinunter, „hole schnell den Pfarrer, dein Vetter will sterben."

„Vetter" nennen die Dienstleute dort oben den Herrn des Hauses.

Unmutig sah das Bärbele auf. Wer wollte ihr den Zornesblick verargen. Nicht jeden Nachmittag konnte sie so ungestört bei ihrem Frieder stehen, und gerade heute mußte der Bauer nach dem Pfarrer verlangen!

Aber sie ging trotzdem. Das Bärbele ist noch lange keine von den Schlimmsten.

Langsam breiteten sich Abendschatten über die Höhe draußen. Von weit her, vom östlichen Horizont rückten sie herüber. Wie dunkle Nebel kamen sie angewallt, ungeheuer, unfaßbar mit leisem, schleichendem Katzentritt. Ich stand am Fenster und sah sie kommen. Hinter mir ächzte der Bauer, rollten die Würfel und tickte die alte Uhr.

Meinen dicken Schimmel, der über der Straße drüben in des Ochsenwirts schmutzigem Gaststall stand, hörte ich mit den Hufen scharren und schlagen, als wolle er zum Aufbruch mahnen. Aber ich redete mir ein, ich könne den Bauern, dessen sieben ältere Kinder so ordentlich bei der Arbeit waren, nicht allein lassen, um nun auch meinerseits meiner Arbeit weiter nachzugehen. Und überdies interessierte mich der Fall. Dieser Fall, in dem einer, der mit der letzten Faser, der letzten Wurzel seines ganzen Seins und Wesens am karten- und würfel-, wein- und weibdurchsetzten Leben hing, sich mit dem Tod und dem Pfarrer auseinandersetzte.

So blieb ich denn und sah die Abend- und die Todesschatten näherrücken.

Im Hof wurde es jetzt laut. Die Geschwister kamen heim vom Acker und Wald.

Ich sah und hörte, wie die Söhne die Ochsen ausschirrten und sorglich unter Dach brachten; aber ich hörte nicht, daß einer den kleinen Adam, der aus dem Kammerfenster blickte, nach dem Vater fragte.

„Der Doktor ist do", schrie der Bub, da murrte die Gret, indem sie sich die kotigen Schuhe mit dem Stallbesen säuberte: „Scho wieder!"

Sie hatte recht. Ich hätte können ruhig den Gang sparen; ihr Vater wäre auch ohne mich in der Nacht, die jetzt rasch heraufzog, gestorben.

Klarpernd, als hätten sie Holzschuhe an den müden Füßen, kamen jetzt die Geschwister nacheinander in die niedere Stube. Sie brachten Stalldüfte und den scharfen Geruch von frischer, feuchter Erde mit. Das ist kein guter Geruch für Sterbende. Die leise, ferne Ahnung ewig sich erneuernden Lebens,

die darin liegt, fassen sie nicht mehr; nur vom nahen Grab redet zu ihnen der Erdgeruch.

Unruhig drehte der Bauer auf seinem Lager den Kopf.

„So, send ihr do?" fragte er gleichgültig.

„'s Bärbele holt de Pfarrer," erzählte wichtig der Jüngste.

Da ging es durch die sieben andern wie ein wuchtiges, plumpes Erschrecken.

„Stoht's denn e so?" fragte auch der Frieder, der fast schon so lang war wie sein Vater und mit seinen zweiundzwanzig Jahren in kurzem der Hofbauer sein würde.

„Könnet Se ihm denn nix meh gea?" wandte sich das Annemeile an mich.

Ich sagte das alte Sprüchlein vom Tod, gegen den kein Kraut gewachsen ist; aber mir entging nicht, wie trotzdem die Augen der sieben einen Moment lang sich voll Geringschätzung auf mich richteten. Die Gret entzündete jetzt die Lampe über dem Tisch, nahm dem kleinen Adam Würfel und Karten aus den Händen und legte beides auf den hohen Bord über der Türe, wo die Töpfe mit saurer Milch standen. Ratlos, verlegen und verscheucht standen die Geschwister. Weit weg von dem schmalen Bett an der Wand hielten sie sich, als drohe von dort her Gefahr.

Durch die warme Nacht zog jetzt dünner, müder Glockenklang.

„D' Betglock' läutet," sagte das Annemeile.

„D' Betglock' läutet," wiederholte leise der Frieder.

Es war, als seien plötzlich alle dieser Ablenkung froh. Im Kreis umstanden sie den Tisch. Die schwieligen, jungen Hände schlangen sich ineinander, tief neigten sich die Köpfe.

„Adamle bet'!" sagte die Gret.

„Bet' du!" gab der Bub zurück.

Und die Gret betete: „Liebster Mensch, was mag bedeuten dieses späte Glockenläuten? Es bedeutet abermal deines Lebens Ziel und Zahl! Dieser Tag hat abgenommen, bald wird auch der Tod herkommen. Drum, o Mensch, so schicke dich, daß du sterbest seliglich."

„Amen," sagte ich. Es kam mir so in die Kehle in dieser Stunde. Sie sahen wieder alle zu mir her. Ich glaube, mein Amen hat sie aus der Andacht gebracht. Der Bauer liebt keine Improvisationen.

Jetzt klang des Pfarrherrn wuchtiger Schritt im Flur. Ich habe diesen Schritt in manchem Bauernhaus auf der Höhe gehört, und jedesmal hat er mir ein innerliches Lächeln abgenötigt. War es doch eigentlich nicht des Mannes Schritt, sondern nur der Schritt seiner breiten, plumpen, nägelbeschlagenen Bauernstiefel, die ein armes Schuhmacherlein der Gemeinde nach bestem Wissen und Können machen durfte, dem pfarrherrlichen Geldbeutel ebenso zulieb, wie dem alten Männlein, das wenig Arbeit fand in einer Gegend, wo die goldene Jugend fast das ganze Jahr hindurch barfuß lief.

Des Pfarrherrn eigentlicher Schritt hätte leicht, sicher, seelenruhig, schlicht sein müssen, ein Schritt, der nie strauchelt, nie eilt und nie in die Irre geht.

Der Pfarrer klopfte und trat ein. Er wartete kein Herein ab. Er wußte, daß man ihm das als eine ganz unnötige, ja ungeistliche Vornehmtuerei angerechnet hätte.

Er grüßte auch die Geschwister nur kurz, reichte mir nur flüchtig die Hand. Der Adam wollte sterben; — alles andere ging ihn nichts an.

Dieser Dorfpfarrer in den unmöglichen Stiefeln und dem vertragenen Anzug, dieser derbe, knochige Mann mit dem rötlichen Bocksbart, der aussieht, als werde er nur stehen gelassen, um das Rasieren zu vereinfachen, er ist einer von denen, die nie das Unnötige unter das Nötige mengen.

Er zog sich den Stuhl an des Kranken Bett, nahm die schwielige, schon erkaltende Bauernhand in seine zwei großen, lebenswarmen Hände und fragte: „Kennst mi no, Adam?“

Ich weiß, daß dieser sterbende Bauer in seinem derben Leben den Pfarrer nur dem Rock und dem Namen nach gekannt hat. Ich weiß, daß er ihm nur eine Art beiläufiger Achtung entgegenbrachte, dieweil der geistliche Herr nie durchs Dorf ging, ohne daß die langen Flügel seines Rockes aufgebauscht waren von allerlei guten Gaben, die Kranken und Armen bestimmt und zugedacht waren. Was ein Pfarrer, was insonderheit dieser Pfarrer sonst noch zu geben hat, das hatte den Adam nie viel gekümmert.

Aber jetzt sah ich am Blick der trüber werdenden Augen, daß der Bauer beim Pfarrer etwas suchte, das mit aufgebauschten Rocktaschen nichts zu tun hatte.

„O, Herr Pfarrer,“ sagte er leise und schwer, wie ein angstgequältes Kind „o Mutter“ sagt.

Da setzte sich der Rotbärtige zurecht. Mir sah es aus, als legte sich ein gutes Pferd ins Zeug, weil es den Berg ahnt, über den die schwere Fuhre gebracht sein will.

„Adam,“ sagte er, „jetzt heißt's durch e' dunkels Gäßle gehe! Aber no z'friede, Adam, 's geht älleweil der Heimat zu! Wisset Ihr no von der Kinderlehr' her, wie und wem wir Christemensche lebe und sterbe sollet?“ —

Der Bauer starrte mit seitwärts gewendetem Kopf am Pfarrer vorüber ins Lampenlicht.

Lautlos still war's in der dumpfen Stube.

Da klang es noch einmal eintönig von des Pfarrers Mund: „Wisset Ihr nemme von Eurer Kinderlehr' her, wie und wem wir Christemensche lebe und sterbe sollet?“ — — —

Warum soll ich's leugnen? — Mir lief ein leisrs, kaltes Grauen über den Rücken. Meine Mutter suchte ich hervor, die fromme, tote, alte, und meine eigene „Kinderlehre“, und ich besann mich, ich wühlte blitzschnell mein eigenes Innere auf, ob denn etwa ich an des erkaltenden Adams Stelle dort gewußt hätte, was dieser Bauernpfarrer so zäh erfragen wollte.

Meine Augen hingen an Adams Mund: mir war, als müsse der Antwort geben, auch für mich.

's ischt lang' her, Herr Pfarrer!“ klang es jetzt ganz müde.

„Lang' ist's her“ rief auch etwas in mir.

Der Pfarrer schüttelte unmerklich des Bauern Hand. Nicht wie ein

Vorwurf oder wie eine ärgerliche Erregung sah es aus, viel eher wie eine Ermutigung.

„'s ischt lang' her; aber's gilt immer no, wie's damals golte hot: Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich!"

Ganz schlicht sprach der Pfarrer, ohne jedes Pathos, wie man Wahrheiten spricht, nicht Worte.

Am Tisch drüben schluchzte auf einmal das Annemeile laut auf. Der kleine Adam fragte: „Annemeile, worum heulst?" Aber er bekam keine Antwort und machte sich näher her ans Fußende von seines Vaters Bett.

Der Kranke stützte plötzlich den Kopf auf den Ellbogen und blickte mit aufflackernder Kraft hell in des Pfarrers Gesicht.

„So soll's sei, Herr Pfarrer; wenn's aber äll meiner Lebtag bei mir net so g'wese ischt, wie soll's no im Sterbe werde?" — — —

Ich sah den Rotbärtigen an und war froh, nur der Doktor zu sein, von dem man über Kampfer und Äther hinaus nichts mehr verlangen kann.

Aber der Rotbärtige zuckte nicht. Seine Augen blickten klar wie zuvor hinter der Brille, und statt in Bausch und Bogen eine gute probate Verhaltungsmaßregel für solch ein Bauernsterben zu geben, sagte er ganz einfach: „Euch drückt ebbes, Adam. Ladet ab, Freund, ladet no ab. Wenn Ihr bei mir ablade wöllet, na sollet die Bube und Mädle aus der Stub' gehe; wenn Ihr aber beim liebe Herrgott direkt ablade wöllet, könnet Ihr's ganz in der Stille abmache, und i will halt mit Euch bete."

Um den, von schwarzen Bartstoppeln umgebenen Mund des Bauer, flog ein Zug von Stolz.

„Die Bube und Mädle und au der Doktor sollet no dobleibe! I han meiner Lebtag nix do, wo mer net wisse derf. No g'rad g'spielt han i hie und do, oder über de Durst trunke. En d'Kirch bin i au net oft gange. 's hot mi immer g'schläfert do drinne. No han i äls denkt: Adam, schlofe kannst daheim besser. Aber sonst han i nie nix a'g'stellt, was mer net wisse derf."

Der Pfarrer sah vor sich hin. Ich sah seine großen, weißen Finger unruhig sich bewegen, wie es bei Leuten zutrifft, deren Hirn rasch und intensiv arbeitet.

„So, so," sagte er, und er sprach plötzlich, und wie mir schien unbewußt, hochdeutsch: „Ihr habt also nichts besonderes abzuladen. Aber Adam, ich bitte Euch, besinnt Euch, habt Ihr nie lieblos gedacht, geredet und gehandelt? Denn Ihr müßt wissen: Die Sünden, die gegen die Liebe gehen, das sind zumeist die verborgensten und immer die schwersten in eines Menschen Leben. Das sind die Sünden, die nicht ruhig sterben lassen, denn ‚die Liebe ist die Größeste unter ihnen'; und wer dieser Größesten ins Gesicht schlägt, der kann nimmer zum Frieden kommen, nicht im Leben und nicht im Sterben."

Tief und voll klang des Pfarrers Stimme, wie Glockenton.

Die Gret, das robuste Wesen mit dem Stallduft in den Arbeitskleidern, schob sich an mir vorbei zum Sterbelager, nahm den Zipfel ihrer leinenen Schürze auf und trocknete dem Bauern, der immer noch auf den Pfarrer starrte, den Schweiß von der Stirn.

„Vatter," schluchzte das Annemeile, und die Buben standen mit seltsam hilflosen Gesichtern beisammen.

Nur den kleinen Adam sah ich auf einen Stuhl klettern und nach den weggelegten Würfeln fingern. Er kam offenbar am Totenbett des Vaters nicht auf seine Kosten. Der Bauer legte sich zurück und stöhnte auf.

„So, so," sagte er zweimal, „so, so!"

Dann, als sei ihm jetzt ein richtiger Gedanke gekommen, kehrte er sich wieder dem Pfarrer zu. Was in seinen weit offenen Augen geschrieben stand, schien mir eher eine Art naiver Neugierde zu sein, als brünstiges Heilsverlangen. „Mei Weib, d'Kätter, han i ällbott[1]) g'haue! Meinet Sie des, Herr Pfarrer?"

Der Rotbärtige nickte kaum merklich.

„I han se au immer hårt nag'lasse mit der Ärbet."

Wieder nickte der Pfarrer.

„Geld han i ihre au net viel gebe."

Der Pfarrer nickte.

„I hann se au nie mitg'nomme, wenn i z'Märkt oder sonst über Feld be."

Der Pfarrer nickte.

„I han ihre net oft a G'wand kauft."

Der Pfarrer nickte.

Des Bauern Stimme wurde mit einem Male ängstlicher und weinerlicher.

„I han ihre nie en Wei' ins Haus to und sie hot doch so viel Kinder hau müsse."

Ganz reglos saß der Pfarrer.

„In jedem Kindbett hot se müsse am dritte Tag wieder raus." — —

Der Pfarrer rührte sich nicht. Mir ballten sich die Fäuste. Ich kenne sie allzugut, diese Bauernregel mit allen ihren Folgen.

„Ihr waret ein Unmensch, Adam," sagte ich laut.

Sie sahen alle zu mir her, erstaunt über die weltliche Einmischung. Nur der Pfarrer blickte nicht auf. „Weiter," murmelte er.

Adam fuhr unruhig mit der Hand auf dem rotgestreiften Deckbett hin und her. Seine Stimme klang jetzt wie ein heiseres Schluchzen. „Wie der letzt' Bu komme ischt, mei Adamle, hot se am dritte Tag' net ufstehe wölla. No ischt mir der Zorn komme, ins Rößle bin i nunter, ins Unterdorf, und wie i dort sitz' und kartl', kommt d' Gret und sait: — — —"

„Michel, du Herrgottslump, du bist am Stich!" rief in diesem Augenblick der kleine Adam von der Ofenbank her, wo er vertieft in sein Spiel mit den wiederergatterten Karten stand.

Ich sah des Pfarrers Gesicht einen Augenblick lang verzerrt, wie wenn ein großer Schrecken oder ein jäher Schmerz darüber hingezuckt wäre. Der Bauer aber deckte die Hand über die Augen und stöhnte: „O Kätterle!" Eine Welt von Gewissensqual lag in dem Wort. Ich wandte mich um und sah in die Nacht hinaus, die in schwerer, schwarzer Wucht sich an die kleinen Scheiben herdrängte. Und in der Schwärze da draußen sah ich das Weiblein mit dem dünnen Haarzopf, dem Kropfansatz, dem faltigen, reizlosen

[1]) Dann und wann.

Gesicht. Ich sah sie stehen mit ihrem schmächtigen, zu Tod' geschundenen Leib, und ich sah sie auf einmal wachsen, wachsen, wachsen zu einer Riesin, die Unmenschliches durch ein Menschenleben schleppte.

Ich bin kein reicher Mann; aber ich hätte in jenem Augenblick hundert Mark gegeben, wenn ich des Adams Kätter, die ich bei meinen Fahrten über die Höhe so dutzendmal im Krautacker oder im Kornfeld hantieren sah, nur ein einziges Mal ein gutes, ein anerkennendes, ein bewunderndes Wort gesagt hätte. Aber das Weiblein hatte mich nur immer scheu gegrüßt, ich ihr nur gleichgültig gedankt. Scheußlich, dieses Gefühl, ein blöder Rohling gewesen zu sein, und nichts mehr gut machen zu können.

Der Pfarrer stand auf und fuhr sich durch die langen, vollen Haare, die in einem braunen Schopf über der breiten Stirne lagerten.

„Ich weiß," sagte er traurig, leise, „d' Kätter ist ganz allein gestorben."

Die Geschwister am Tisch und Gret neben ihrem Vater weinten mit einemmal laut auf. Als sei ihnen der halbvergessenen Mutter Tod plötzlich in ein ganz neues Licht gerückt, so gebärdeten sie sich. Dem Bauer auf jener Höhe gilt nur der laute Schmerz für echt.

Der Pfarrer winkte abweisend mit der Hand. Er beugte sich über den Sterbenden: „Saget Ihr immer noch: ‚i han doch nix do, was mer net wisse derf?‘ Wisset Ihr jetzt, was das heißt, gegen die Liebe sündigen? Adam, Adam, Ihr seid wohl ein belasteter Mann und tut gut, abzuladen vor Gottes Thron. Denn es ist wahrlich ein schmaler Durchlaß, durch den einer beim Tod hindurch muß, und wer solch ein Bündel von Lieblosigkeit Huckepack trägt, wie Ihr, der mag leicht stecken bleiben."

Der Bauer stierte vor sich hin. Ich glaubte bei dem schlechten Licht die beginnende Agonie zu erkennen. Nicht mehr die brennende Qual lag auf dem Gesicht. Mir schien fast, als rauschten die hochdeutschen Worte des Pfarrers dem Ohr des Kranken vorbei.

Auf einmal verzerrte sich der Stoppelmund, als wollte er lächeln. „Bündel trage, des ka' mei' Kätter, die nemmt en scho," sagte er ganz langsam, wie aus einem Traum heraus.

„Er stirbt," schrie die Gret plötzlich auf.

Der Bauer riß die Augen weit auf, als habe ihm dieser Ruf ein Traumbild verscheucht.

„O, Herr Pfarrer," seufzte er.

Der Rotbart fuhr in die hintere Rocktasche. Ich glaube, das war bei ihm ein ganz instinktiver Griff, wenn er jemand seufzen hörte. Ein Döschen Fleischertrakt brachte er hervor, steckte es wieder ein und kramte weiter. Endlich schien er das Rechte erwischt zu haben. Er hielt mir eine kleine Flasche hin mit tiefdunklem Wein.

„Ich darf doch? Es ist mein Sterbwein. Zehnjähriger Tokaier." Ich nickte. Wer wollte diesem armen Dorfpfarrer wehren, einen Wein zu verschenken, von dem die Flasche fünf österreichische Gulden oder noch mehr kostet. Als ‚Sterbwein‘ konnte er sicher nichts schaden, so wenig wie mein Kampfer nützen würde.

Der Pfarrer goß ein Taschenbecherchen voll und führte es dem Adam

an die Lippen, indem er ihm sorglich den müden Kopf hochhielt. Der Bauer schlürfte und schluckte.

„Ah!“ sagte er „ah,“ als wache noch einmal alles Lebensbehagen auf. Dann wischte er sich mit zitternder Hand die Lippen ab und meinte: „Des ischt mei Nachtmohl[1]) gwe'.“

Auf der Ofenbank klapperten die Würfel und rollten kollernd zur Erde. Die Gret nahm die Schürze vom Gesicht und rief: „Jakob, nemm doch dem Büeble die Würfel.“

Da stützte sich der Bauer noch einmal auf den Ellbogen. „Lasset doch mei' Büeble,“ murmelte er, „'s ischt scho so e g'scheit's Büeble! Adamle, komm' her, Adamle!“

Die Stimme des Mannes brach, seines jüngsten Kindes Name war der letzte Laut, der aus dem Stoppelmund kam.

Mit dem Rotbart schritt ich die steile, böse Treppe hinunter. Eine Stallaterne gab kümmerlichen Schein, und aus der Stube oben gellte das Weinen der Waisen hinter uns her.

Ich mußte wieder auf des Pfarrers genagelte Stiefel horchen, die so schwer und brutal auf dem Holz der Treppe knirschten.

Im Hof standen wir beide still, zögernd, verlegen fast, als wüßten wir nicht recht, wie man nach solchem Intermezzo auseinandergeht.

„Es muß auch solche Käuze geben!“ sagte ich, um nur etwas zu sagen.

Der Pfarrer nahm meine Hand, ganz hastig, ganz impulsiv, wie aus einer großen, inneren Bewegung heraus, die er nicht mehr zurückdrängen konnte. „Gott sei Dank,“ sagte er mit verhaltener Stimme, „Gott sei Dank, daß er das von seinem Adamle noch gesagt hat! Gute Nacht!“ Damit stapfte der Rotbart durchs Hoftor hinaus in die Nacht hinein. Die ganze lange Gasse hinunter hörte ich seinen plumpen Schritt, bis ihn die Dorfhunde überkläfften.

Mein Schimmel trottete seinen Weg durch die Finsternis. Ich glaube, ich ließ ihm ganz und gar die Zügel. Über meinen Angrenzer an Kranken- und Sterbebetten mußte ich nachdenken. Um Karten und Würfel regte der sich nicht auf; aber wenn er ein Körnchen Liebe, nur solch ein armseliges Körnchen halbtierischer Vaterliebe fand, dann zitterten ihm die Hände.

Es muß auch solche Käuze geben.

[1]) Das Abendmahl.

Erinnerungen an Karl von Pidoll.

Von Wilhelm Porte in Frankfurt am Main.

Es sind etwa zehn Jahre her, daß ich Pidoll in Frankfurt kennen lernte. Wenig Erlebnisse haften mit so unverminderter Frische in meiner Erinnerung wie der Augenblick, da sich auf mein Klopfen seine Ateliertür öffnete und er vor mir stand. Sogleich, noch eh er etwas gesprochen, durchdrang mich die Empfindung: diesem Manne nahzukommen, müßte Gewinn sein fürs ganze Leben. Nicht eigentlich schön, hatte seine Erscheinung etwas ungemein Anziehendes. Die hochaufgeschossene schmale Gestalt machte in ihrer vornehmen Geschmeidigkeit den Eindruck des Wohlproportionierten. Über der kräftig geschwungenen Nase standen die Augen eng bei einander; sie schauten energisch, wie als ob sie mit Zangen zugreifen könnten, dabei lebte doch im Blick so viel herzliche Freundlichkeit, so etwas fröhlich Schalkhaftes, daß das forschend Einbohrende jede Schärfe zu verlieren, ja vielmehr sich in etwas Einschmeichelndes zu verwandeln schien. Die bedeutende Bildung des Mundes wurde durch den ein bißchen besenhaft üppigen Schnurrbart nicht ganz zugedeckt.

Ich habe kaum jemand getroffen, den nicht gleich der erste Anblick ganz für Pidoll eingenommen hätte. Seine Art zu sprechen mußte diesen günstigen Eindruck nur verstärken. Man fühlte sofort, er war sich durchaus klar über alles was er sagte, es stand alles greifbar anschaulich vor seinem Denken, alles Phrasenhafte, alles leere Füllwerk fehlte seiner Rede, die stets nur einzig auf die Sache abzielte und jedes persönliche Zur-Schau-stellen vermied; dabei war sein Ausdruck höchst einfach, läßlich-bequem, und der sympathische Klang seiner Stimme bekam durch die wienerische Färbung der Aussprache noch einen neuen, bei uns hierzuland, wo der preußische Jargon sich täglich breiter macht, doppelt willkommenen Reiz. In seinem Wesen und Gehaben schien alles unmittelbare Natur, nie auch nur das leiseste Anklopfen von etwas Gemachtem, Gewolltem, irgendwie Beabsichtigtem. So wie er sich gab, schien er sich geben zu müssen, und jede andere Möglichkeit einfach ausgeschlossen.

Ich hatte ihm gegenüber kein ganz gutes Gewissen. Auf einen Aufsatz über Marées, bald nach dessen Tod in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, hatte er mir von Paris aus sein „Maréesbüchel"[1] nach Rom geschickt, das ich zwar mit dem größten Genuß gelesen, ihm dafür zu danken aber verbummelt hatte. Und jetzt kam ich auch nur zu ihm, um eine Anfrage unseres gemeinsamen Freundes Arthur Volkmann, der sich damals zuerst auch der Malerei zugewandt hatte, auszurichten. Aufs Liebenswürdigste half er mir über die kleine Verlegenheit weg, und bald waren wir im angenehmsten Schwätzen. Er war nicht nur ein vollendeter Plauderer, er be-

[1]) Aus der Werkstatt eines Künstlers. Erinnerungen an Hans von Marées. — Das Büchlein, nur als Manuskript für Freunde gedruckt, ist leider wenig bekannt geworden. Neudruck und Übergabe in den Buchhandel wäre sehr zu wünschen.

saß die gerade bei solchen sehr anzuerkennende Gabe, auch den Partner zu einem freien Von-der-Leber-wegreden zu bringen. Er legte damals die letzte Hand an das Bildnis des später durch einen Unfall so traurig ums Leben gekommenen Fräulein Cossmann, das nun seit einigen Jahren eine Zierde unserer Städelschen Galerie bildet.

Zunächst war es das Interesse an den Maréesschen Bestrebungen, was uns bald einander näher brachte. Wir machten allwöchentlich zusammen einen großen Spaziergang, und nachdem er von Sachsenhausen weg auf die Bockenheimer Chaussee gezogen war, verkehrte ich, wie auch meine Mutter, viel in seinem behaglich gastlichen Haus, dem die heranwachsenden sechs hübschen und klugen Kinder noch einen besonders anmutigen Schmuck verliehen.

Er war sehr mitteilsam, und so erfuhr ich mancherlei über sein früheres Leben.

In der Kindheit hatte er mit seinen Eltern — der Vater war höherer österreichischer Genieoffizier und starb als Feldmarschall — häufig den Aufenthaltsort gewechselt. Am längsten scheint er in Przmsl, dann in Rastatt geblieben zu sein. Die Erziehung war sehr streng. Er erzählte gern, wie ihm einmal ein Gemüs, das er nicht hatte essen wollen, zuerst am Abend, dann andern tags zum Frühstück, darauf beim Mittagessen immer wieder in neuer Aufwärmung als einziges Gericht sei vorgesetzt worden, bis er sich denn doch entschloß, es reinlich aufzuzehren. Seine Schulbildung empfing er auf dem Kadettenhaus in Wiener-Neustadt. Allzuviel hielt er nicht gerade von dem, was ihm dorten beigebracht worden. Dennoch bewahrte er der Anstalt eine gewisse Anhänglichkeit und begab sich noch von Frankfurt aus zu einem Jubiläum dorthin. Das Wiedersehen mit vielen Klassenkameraden, nach mehr als dreißig Jahren, tat ihm sehr wohl, und er erzählte mit einer Art schalkhaftem Stolz, daß er der Festmesse sogar bis zum Schlusse mit andächtiger Rührung beigewohnt. Sonst wollte er von Kirchlichem ganz und gar nichts wissen. Er bedauerte oft, daß ihm die klassische (d. h. die Gymnasial-) Bildung versagt geblieben. Doch kannte er die Hauptwerke der griechischen Literatur aus Übersetzungen, namentlich für Homer war er, als echter Maréesschüler, begeistert, auch Thucydides zog ihn lebhaft an (Herodot kannte er, soviel ich mich erinnere, nicht), und von einer Aufführung der Aristophanischen „Vögel", durch Marionetten in Paris [1]) sprach er als von einem der nachhaltigsten dramatischen Eindrücke, die er erlebt. Für die menschlich-freie Ausbildung seines Geistes meinte er am meisten dem Burgtheater verpflichtet zu sein, das er als Leutnant allabendlich besuchte. In späteren Jahren hatte er gleichfalls noch für ein gutes Schauspiel viel übrig. Unter den neueren Dramatikern schätzte er vor allen Shakespeare, Molière und Grillparzer. Gern und dankbar erinnerte er sich der Förderung, die er auf der Kriegsakademie durch die von Josef Weilen geleiteten Übungen im Deutsch-Schreiben und -Sprechen erfahren. Seine erste Garnison war Verona, bei Custozza hat er im Feuer gestanden. Mit vierundzwanzig Jahren war er Hauptmann im Großen

[1]) Einen Bericht darüber findet man in der Vie littéraire von Anatole France.

Generalstab. Zwei Jahr später, 1873, machte er, auf höheren Befehl, eine mehrmonatliche Informationsreise durch die Festungsbezirke im Elsaß, wobei er als Maler auftrat. Sei es nun, daß er sich in dieser Rolle so gut gefiel, oder in seinem wahren Auftrag so wenig: genug, er kam mit dem festen Entschluß nach Wien zurück, die militärische Laufbahn, auf welcher ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, rasches Vorankommen und schöner Erfolg sicher waren, gegen die künstlerische zu vertauschen, auf welcher dem fast mittellosen jungen Mann ohne allen Zweifel lange Jahre voll Entbehrung und Not ganz sicher bevorstanden. Dies mögen diejenigen bedenken, die später, als er in sehr guten Verhältnissen lebte, spöttisch meinten, wer so in der Wolle sitze, der könne sich den Luxus intransigenter Überzeugungen ohne Rücksicht auf Erwerb leichtlich gönnen. Er hat nicht nur, dem zulieb was er für seinen wahren Beruf hielt, eine glänzende Zukunft zur Seite geschoben, sondern jahrelang seiner künstlerischen Überzeugung zuliebe gedarbt, und wo es ihm nicht schwer gewesen wäre, nach der Mode verkäufliche Bilder zu malen, zog er, um seine Gesinnung rein zu erhalten, vor, sich mit Kopieren und Sprachunterricht sauer genug durchzuschlagen.

Er ging, nachdem er die Einwilligung seiner Eltern erlangt, nach München,[1]) wo er Böcklin seine Zeichnungen und Studien vorlegte. Der riet ihm, keine Akademie zu besuchen, vielmehr sogleich nach Italien zu gehen und vor allem kein Bier zu trinken, und nahm ihn dann in Florenz als Schüler an. Pidoll erinnerte sich stets mit Vergnügen und Dankbarkeit der im Böcklinschen Kreis verlebten Jahre, doch den Lehrer, der alles schien gewähren zu können, wonach der Jünger sich nur sehnen mag, den fand er erst in Hans von Marées. Wie er diesen verstand, wie er zu ihm stand, das hat er selbst in den bereits erwähnten „Erinnerungen" gar schön dargelegt. In Rom war er eine Zeitlang Sekretär des Maltheserordens; er gab diese einträgliche Stelle, die ihn doch nur mäßig in Anspruch nahm, unbedenklich wieder auf, als er erkannte, daß es sich schwer vereinigen lasse, zugleich ein gewissenhafter Beamter und ein gewissenhafter Künstler zu sein.

Bald nach seiner Verheiratung ging er nach Luxemburg, der Heimat seiner Frau, von da noch einmal für längere Zeit nach Rom, dann auf verschiedene Jahre nach Paris. Was ihn dazu bewogen, darüber hat er sich nie so recht deutlich ausgesprochen. Sicher ist, daß Marées seinen Weggang, in den ersten Zeiten wenigstens, als eine Art Fahnenflucht ansah. Und wohl nicht ganz mit Unrecht: das in Paris entstandene Familienbildnis und noch mehr eine Gruppe Luxemburger Offiziere (die Sommermonate verbrachte er damals meistens auf einer Villa bei Luxemburg) zeigen unverkennbar eine gewisse Abkehr von der strengen Maréesrichtung. Später, als er wieder ausschließlich zu dieser zurückgekehrt war, wollte er von den beiden Arbeiten nicht mehr viel wissen. In Paris, wo er einen schweren Influenzaanfall auszustehen hatte, von dem er sich nie wieder zu ganz ungetrübter Gesundheit erholte, scheint er den Umgang mit Kollegen im wesentlichen auf den trefflichen Auguste Boulard eingeschränkt zu haben, der ihre Freundschaft mit einem wundervollen Porträt Pidolls feierte.

[1]) Ein vorhergegangener Aufenthalt in Karlsruh ist ohne Belang für seine Entwicklung.

Als die Söhne ins Alter kamen, wo sie auf deutsche Schulen übergehen sollten, anfangs der neunziger Jahre, entschied er sich für Frankfurt, einmal weil es verhältnismäßig nah bei Luxemburg liegt, wo die Eltern der Frau noch lebten, und weil, nach dem Neubau des Städelschen Institutes, die Atelierfrage sehr günstig stand; dann weil er eine Abneigung gegen die großen deutschen Kunstzentren hatte, während ihm die durch die älteren Frankfurter Künstler, wie Burnitz, Scholderer, Peter Becker, Burger vertretenen selbständigen Richtungen viel sympathischer waren; von nicht geringem Einfluß auf die Wahl Frankfurts war endlich auch die Anwesenheit Hans Thomas daselbst.

Dies sind im großen die äußeren Daten seines Lebens.

Indem ich mich nun anschicke, einiges von seinem Wesen und seiner Art zu erzählen, will sich auch hier die alte Bemerkung aufdrängen, daß wir, so lange wir etwas noch besitzen und täglich uns daran erfreuen können, dessen Wert nie seiner ganzen Größe nach so recht inne werden. Erst der Verlust klärt uns darüber auf. Aber wenn wir dann unternehmen, die Bedeutung des unwiederbringlich Verschwundenen uns zu vergegenwärtigen und auszumessen, so kommen wir über Allgemeines kaum hinaus, denn fast alles bestimmt Besondere ist in dem ungleich aufnehmenden und launisch bewahrenden Gedächtnis verblaßt und ineinandergeflossen. Keiner, der je mit Pidoll einige Zeit verkehrte, wird in Abrede stellen, daß er durch ihn bedeutende Förderung erfahren; doch im einzelnen von Fall zu Fall nachzuweisen, wie und wann, wird kaum gelingen. Die Wirkung wird man gewahr, die Elemente aus denen sie nach und nach zustande gekommen, versagen sich der Einsicht. Und nun gar erst, wenn man zu anderen davon sprechen und ihnen durch mühsam matte Worte eine Vorstellung vermitteln soll von dem unmittelbaren Zauber einer geistreich-bedeutenden und im höchsten Sinne liebenswürdigen Persönlichkeit!

Eine Szene vor allem ist mir in der Erinnerung geblieben, die, wie mir scheinen will, den ganzen Pidoll zeigte. Bei einer Abendgesellschaft in befreundetem Hause hatte ihn eine Dame wegen seines eifrigen Nietzsche-Studiums aufgezogen und in kecker Laune gefragt, ob er denn all dessen Bücher, die er sich angeschafft, auch gelesen habe. Er ging heiter auf den Scherz ein, obwohl dergleichen wenig nach seinem Geschmacke war. Als die Dame aber von Nietzsche zu reden fortfuhr, wie jemand, der ganz entschieden gar nichts von ihm gelesen hatte, und sich auch noch andere Personen ins Gespräch mischten und dabei zeigten, daß sie ihre Kenntnis von der Sache wohl auch nur einigen Zeitungsartikeln und populären Vorträgen verdankten, da bemächtigte sich Pidolls eine wachsende Erregung. Leidenschaftlich, wie ich ihn sonst nie gesehen, blitzenden Auges entwickelte er die Lehre vom „Übermenschen“, von „Jenseits von Gut und Böse“, und schlug alle die zum Teil recht scharfsinnigen Einwürfe seiner dialektisch gar nicht ungewandten Gegner gewuchtig zu Boden, bis er zuletzt einstimmig als Sieger proklamiert wurde. Er zog sich bald zurück und hatte seinen Triumph mit mehrtägigem Krankenlager zu büßen. Die Zurückgebliebenen bewunderten insgesamt nicht nur seine ungeheure Sicherstelligkeit im ganzen Nietzsche, sondern fast noch mehr, daß er, unzart gereizt, im hitzigsten Kampf, mit vibrierender Stimme

und häufig am Körper zitternd, keinen Augenblick aufgehört hatte, vollendeter Kavalier zu bleiben.

Seine starke Erregung kam aber zum großen Teil daher, daß es ihm in der Seele zuwider war, bedeutende, hohe Fragen gleichsam zu Lückenbüßern für die gesellschaftlich-oberflächliche Konversation gemacht zu sehen. Obwohl er es gern mit Damen zu tun hatte, natürlich, da er überall sogleich sehr beliebt war, so meinte er doch, den Frauen mangle es an Sinn für ernste Sachlichkeit, und zog eigentlich Männergesellschaft vor, aber es sollten auch nur wenige sein und sorgfältig ausgelesen, damit man wirklich ein vernünftig Wort reden könne. Eine wahre Verachtung hatte er für alle die, die den Winter durch in jede Vorlesung laufen und außerdem Theater, Konzerte, Kunstsalons auch nur besuchen, um dann überall so ein bißchen mitschwätzen zu können. Nur das mit saurer Müh Erworbene hatte in seinen Augen Wert, und alles Lernen, das noch einen andern Zweck verfolgt als den, die eigne Persönlichkeit zu erweitern, galt ihm nichts.

Sein Drang, sich nach vielen Seiten hin zu ergehen, war so groß, wie seine Fähigkeit dazu. Er hatte nicht Klavier gelernt, ja kannte nicht einmal die Noten, dennoch mochte, was er gelegentlich nach dem Gehör oder phantasierend auf dem Flügel vortrug, auch verwöhnte Ansprüche befriedigen. Am Schachbrett war er ein gefürchteter Gegner, schwierige Aufgaben zu lösen oder Meisterspiele zu studieren sein großer Genuß. Mit dem Offiziersrock hatte er keineswegs auch das Interesse an ernsten militärischen Dingen abgelegt; er las gerne neuerschienene Abhandlungen zur Strategie und Taktik, und häufig auf Spaziergängen lud ihn eine besondere Terrainbeschaffenheit ein, einen strategisch-taktischen Exkurs zum besten zu geben, was jederzeit anregend und lehrreich war. In der Physik wußte er gründlich Bescheid, besonders auf dem Gebiete der Optik verfolgte er aufmerksam neue Publikationen; mit derselben Leichtigkeit hielt er aus dem Stegreif einen kleinen Vortrag über die Methoden, die Lichtgeschwindigkeit zu messen, wie er etwa die Grundzüge der Differentialrechnung entwickelte. Die neuere Geschichte war ihm mehr als nur in großen Zügen stets gegenwärtig, namentlich in allem, was den ersten Napoleon betraf, kannte er sich tüchtig aus. Seines Verhältnisses zur Literatur ist schon gedacht. Im Goethe war er viel bewanderter als der gebildete Deutsche durchschnittlich zu sein pflegt. Doch die Hauptbeschäftigung der Stunden, da er nicht vor der Staffelei stand, gehörte der Philosophie; und diese Stunden mehrten sich in den letzten Jahren leider durch häufiges Unwohlsein. Von Schopenhauer war er ausgegangen und hatte auch die Kritik der reinen Vernunft, wie der Urteilskraft andauernd studiert. Langes Geschichte des Materialismus hielt er sehr hoch. Doch ist es bezeichnend für seine ganze Art, die überall darauf hielt, selber zugesehen zu haben, daß er mehr enzyklopädische Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie eigentlich gar nicht besaß. Montaigne, den ich ihm sehr pries, konnte er keinen rechten Geschmack abgewinnen. Wie schon angedeutet, vertiefte er sich dann in Nietzsche. Nach diesem in Wundt. Später wandte er sich zu Avenarius und Mach.

Diese wechselnde philosophische Lektüre wirkte bei ihm jedoch anders als bei der Mehrzahl der philosophischen Leser, die sich, in reiferen Jahren

wenigstens, durch das neu Kennengelernte nicht mehr leicht in den einmal erworbenen Grundanschauungen beirren lassen. Er dagegen schwor jedesmal rückhaltlos zu den Fahnen des Führers, dem er sich gerade anvertraut hatte; er trieb eifrig Propaganda für das, was ihm jetzt das Richtige schien und verfocht es mit der ganzen Kraft und Gewandtheit seines Geistes. Er konnte dabei allerdings geltend machen, daß es auf dem Weg zur Erkenntnis kein Stillstehen gebe, daß jedes Fortschreiten das Verlassen des vorigen Standpunktes einschließe und daß die wahre Freiheit des Geistes eben seine leichte Beweglichkeit sei. Er hätte noch sagen können, daß bei der Unmöglichkeit wirklichen Erkennens alle unternommenen Versuche zuletzt gleichwertig sind, und jeder mit demselben Rechte beanspruchen kann, auf den Schild erhoben zu werden. Aber dazu war er im Grund seines Wesens viel zu dogmatisch. Er war eben in diesem Betrachte höchst bestimmbar und von den Umständen abhängig, und so zeigte er in einer mehr wissenschaftlichen Betätigung den echten, für wechselnde Eindrücke stets offenen, anschmiegsamen Künstlersinn, während ihm umgekehrt häufig vorgeworfen wurde, er verfahre in der Kunst, die ihm bekanntlich als die andere (synthetische) Seite des Erkenntnistriebes galt, allzu wissenschaftlich, allzu sehr als nüchtern rechnender Denker. Wie groß diese Bestimmbarkeit gelegentlich war, möge daraus erhellen, daß er einmal, Goethes Farbenlehre und zugleich die Newtons durchgehend, eigentlich immer dem zuletzt Gehörten Recht geben wollte und sich auch am Ende nicht entscheiden mochte, vielmehr meinte, es müsse doch ein Kompromiß herzustellen sein, indem beide Lehren unzweifelhaft sehr viel Richtiges enthielten.

Wenn man ihm nun so die eigentliche und höchste Selbständigkeit nicht zuerkennen konnte, so war es dagegen bewunderungswürdig, wie er sich in solche fremde Anschauungsweisen hineinfühlen, sie sich dergestalt zu eigen machen konnte, daß er sie mit wenigen einfachen Worten den andern leicht faßlich darzustellen vermochte, in einer Klarheit und Übersichtlichkeit, mit so verblüffend sicherer Fühlung für die Angelpunkte, daß seiner Darlegung völlig der Wert einer selbständigen Nachschöpfung zuzukommen schien. Wer ihn so über die kompliziertesten Dinge reden hörte, der mußte glauben, seinem eindringenden Geist löse sich auch das Verwickelste zu einfachen Linien auf und dies so einfach Angeschaute gehe ganz mühelos, gleichsam von selbst, in den einfachsten und darum bezeichnendsten Ausdruck ein.

Diese Gabe des eminent klaren Blickes und des eminent einfachen Ausdrucks war wohl das Eigentümlichste, Hervorstechendste an ihm, und so schien er recht eigentlich dazu bestimmt, zu lehren. Ich glaube, wenn ihm an irgend einer Kunstschule ein Lehrerposten wäre angetragen worden, so würde er sich, als in einer ihm durchaus gemäßen, willkommenen Wirksamkeit sehr glücklich gefühlt haben, und Schule wie Schüler wären auch nicht schlecht dabei gefahren.

In dieser Fähigkeit und in seinem Drange, sich lehrend mitzuteilen, zeigte Pidoll eine starke Verwandtschaft zu Marées. Und keineswegs nur hierin. Jede geistige Einwirkung setzt ja eine gewisse Geistesverwandschaft und Wesensähnlichkeit voraus, weil ein anderer doch nichts in uns erzeugen

und hervorrufen kann, als was, der Anlage nach, schon in uns steckt; freilich auch mag diese Anlage, wenn der richtige Erwecker ausbleibt, ewig weiter schlummern. Man darf demnach wohl schließen: je umfassender und eindringlicher die Einwirkung, desto größer die Verwandtschaft. Keiner von denen, auf die Marées Einfluß gewann, hat sich ihm so eng angeschlossen, so ganz hingegeben, wie Pidoll. Wieder fast bis zur völligen Aufgabe der Selbständigkeit: mehr denn einmal hat er geäußert, er betrachte seine Lebensaufgabe für vollständig erfüllt, wenn er, unter Verzicht eigenen Erfindens, nichts anderes tue, als Maréessche Entwürfe in dessen Geist auszuführen.

Hier ist nun zugleich die Stelle, wo beide weit, weit auseinandergehen. Marées' künstlerisches Leben hatte seinen eignen, ungeheuren Inhalt; sein Leben und Schaffen drehte sich um ein Problem, das in ihm selber entsprossen und groß geworden, ein Teil von ihm selbst, nach seiner Schätzung: der beste, wertvollste war: er rang nach einem überkühnen, aber selbst gewählten, von der innersten Notwendigkeit ihm aufgedrungenen Ziel. Pidolls künstlerisches Leben hatte einen von außen her erborgten Inhalt; das Ziel war ihm von einem andern gesteckt, es war zuletzt, wenn man will, ein zufälliges.

Ein wissenschaftliches Problem kann ohne Zweifel ganz im Sinn und Geiste dessen, der es aufgestellt hat, auch von einem andern gelöst werden. Ein künstlerisches schwerlich, denn hier ist die Persönlichkeit schließlich alles. Die übrigen von Marées Beeinflußten sind, bei allem tiefen Dank gegen den Meister, schließlich doch ihre eigenen Wege gegangen. Pidoll wollte immer wieder, Schritt für Schritt, in die Fußstapfen Marées treten. Als ich gegen ihn den Ausspruch **Hebbels** erwähnte, man könne ebensowenig da fortfahren zu dichten, wo ein anderer aufgehört habe, wie man da fortfahren könne zu lieben, wo ein anderer aufgehört habe, da lächelte er, aber sein Gesicht nahm einen fast traurigen Ausdruck an. Er hat zwar nie davon gesprochen; ich glaube doch, daß er dies Abhängigkeitsverhältnis zuweilen als schwere Bürde empfand; vielleicht als etwas zuletzt doch Unnatürliches. Ob nicht hier die Lösung der Frage zu suchen wäre, warum er mit keinem einzigen der streng in Maréesschem Geist gearbeiteten Bilder zum Abschluß kommen konnte? Sich hätte er vielleicht befriedigen können; den in ihm lebenden, treibenden Geist Marées nicht. Wir gingen einmal von Eppstein im Taunus nach Eppenhain hinauf. Unterwegs gesellte sich ein dritter Mann zu uns, wie sich aus dem Gespräche bald ergab, ein Zeichenlehrer, der in seinen Mußestunden auch malte; er sprach fröhlich von diesem seinem Thun und schien mit seinen Leistungen sehr zufrieden und glücklich. Pidoll ließ sich in ein technisches Gespräch mit ein, ohne sich über die daraufhin geäußerte Vermutung: er möge wohl auch Maler sein, zu erklären. Er sprach mit einer, allerdings von dem andern kaum bemerkten, überlegenen Ironie, wie ich sie nur dies einzige Mal an ihm beobachtet habe. Als wir wieder allein waren, sagte er: „Wie ist der Mann zu beneiden, der seine Beschränktheit nicht einmal ahnt und von keiner höheren künstlerischen Verpflichtung, von keinem zwingenden Problem geplagt wird.“ Ich begegne diesem Herrn noch jetzt häufig in der Promenade, er sieht noch viel zufriedener

aus als damals und wir grüßen uns jedesmal sehr freundlich. Pidoll ruht nun seit bald vier Jahren schon bei der Cestiuspyramide.

Sicher hatte er, von jener erwähnten Pariser Episode ganz abgesehen, öfters Anwandlungen, da er anders empfand und dachte, als mit der strengen Maréesrichtung vereinbar scheint. Er war dann sehr geneigt, dem Gegenstand als solchem (aber nur malerisch genommen, nicht etwa als „sujet“ oder poetisch-novellistischer Inhalt der Komposition[1]) höchste Bedeutung und Wert zuzuerkennen. Er sagte wohl auch: „Ach, so in der Welt herumzuziehen, und wo einem etwas gefällt, es tale quale herunterzumalen, das wäre doch auch etwas, des Lebens wert.“ In der Tat, die Bedeutendsten und in jedem Sinne Erfreulichsten seiner Arbeiten sind die, wo er sich von der Maréesschen Doktrin mehr oder weniger entfernt: die Bildnisse, vorab Fräulein Cossmann und seine Gattin; dann die reinen figurenlosen Landschaften, die italienischen und besonders die Gelnhäuser.

Aber dennoch kehrte er immer wieder zu dem zurück, was man die Erbschaft Marées nennen könnte. Ich weiß, man soll keine Vermutung wagen, der man nicht durch irgend etwas Tatsächliches wenigstens einen Schein von Begründung zu geben vermöchte. Und doch, wenn man sich Pidoll seinem ganzen Charakter nach vergegenwärtigt, seine Begeisterungsfähigkeit, seine Ritterlichkeit, sein Herzensbedürfnis, dem als richtig Erkannten zum Siege zu verhelfen, so könnte man wohl auf den Glauben kommen, er habe, von den Maréesschen Gedanken bezaubert und gefesselt, gleichsam wie ein Gelöbnis getan, das vom Meister unvollendet Hinterlassene mit allen Kräften weiterzuführen, und auch dann an dem Gelöbnis festgehalten, als er erkannte, die Last sei für seine Schultern zu schwer. Denn echte Mannestreue war ein Grundzug seines Wesens.

Er war sich des Wertes und der Bedeutung seines Strebens wohl bewußt, darum mußte es ihn kränken, so wenig Verständnis, geschweige Anerkennung zu finden. Immer wieder erwog er, ob er nicht zur Feder greifen und ausführlich darlegen solle, was er, in den Bahnen Marées', bezwecke, worauf es, mit Marées' Augen gesehen, in der Kunst ankomme. Vielleicht wäre es, angesichts des Mancherlei, was seitdem über diese Dinge geschrieben worden, recht gut gewesen, wenn er, der am besten Wissende, diesen Vorsatz ausgeführt hätte. Schließlich dann meinte er doch immer wieder, Kunst sei ja selber Sprache und müsse ganz allein für sich selber reden und zeugen.

In den letzten Jahren, da auch seine Gesundheit immer schwankender wurde, nistete sich mehr und mehr Verdüsterung in sein sonst so freies und frohes Gemüt. Es war so viel im modernen Leben, was ihn abstieß. Er träumte dann wohl gerne von einer kleinen einsamen Insel irgendwo in südlicheren Meeren wohin er sich mit einigen Gleichgesinnten zurückzöge, um in einem freien, natürlichen, arbeitsfroh der Schönheit gewidmeten Leben glücklich zu sein. So schrieb er mir einmal: „Dieses ewige Anstoßen muß unwirsch machen und in der Überzeugung bestärken, daß man seine bessere Erkenntnis in dieser gebenedeiten Zeit nur schwer oder gar nicht an den

[1]) Etwa das, was die Franzosen morceau peint nennen.

Mann bringt. Keine wahre Teilnahme, kein Mut der Überzeugung, alles auf Gnaden- und Protektionswegen, alles hinten herum nach persönlichem Vorteil und persönlicher Eitelkeit, mit der ekelhaften Maske der Heuchelei vorm Gesicht, als verträte man höhere Interessen. Dieses Volk wird jeden Funken reinen Menschentums auf dem Erdenrund ersticken. Ich wäre glücklich, wenn ich den hiesigen Boden niemals betreten hätte, und werde mich nächstens auf das bekannte Eiland flüchten."

Eine der letzten Äußerungen, deren ich mich von ihm erinnere, wenig über ein Jahr vor seinem Tod, war diese: „Wenn nun später einmal einer mein Werk betrachtet, lauter Ansätze, nichts vollendet, so mag er wohl denken: auch ein armer Kerl und ein verzetteltes Leben. Aber die überall auf meinen Bildern freudig hervorglühenden Orangen möchten wohl als Sinnbild gelten, daß auch in mir die Lebensfreudigkeit mächtig geglüht hat."

*

Nachwort der Redaktion.

Vor kurzem wurde den Kunstsammlungen des bayerischen Staates das Lebenswerk Karl von Pidolls einverleibt, indem fünfundzwanzig Bilder des Malers neben den Werken seines Lehrers und Freundes Marées in der Galerie zu Schleißheim bei München Aufstellung fanden. Der Verfasser der hier veröffentlichten Erinnerungen war einer der Männer, mit denen Pidoll während seiner Frankfurter Jahre am meisten verkehrt hat; er ist daher sicherlich wie wenige imstande, ein Bild des herrlichen Mannes aus eigener Anschauung zu zeichnen; es sei mir gestattet, einige Züge, gleichfalls aus eigner Anschauung, hinzuzufügen.

Pidolls philosophischer Entwicklungsgang von Schopenhauer zu Avenarius und Mach entsprach seiner Richtung aufs Anschaulich-Tatsächliche und war für ihn eine Befreiung von der Metaphysik. Es war eine wirkliche Entwicklung: d. h. eine immer reinere Ausgestaltung der in ihm liegenden Naturanlagen, nicht was man so gemeinhin Entwicklung nennt und was nichts ist als Veränderungen in der geistigen Toilette. Demgemäß glaube ich auch nicht, daß Pidoll bei längerer Lebensdauer den Standpunkt von Avenarius etwa verlassen haben würde und glaube ferner, daß er, auf diesem Standpunkt angelangt, selber produktiv war. Seine Aufzeichnungen mußten seiner Anordnung gemäß verbrannt werden; vermutlich hat er in ihnen den Kampf um Befreiung von der Metaphysik in selbständiger Weise fortgesetzt; nach einer gelegentlichen Äußerung vermute ich, daß dieser Kampf sich speziell gegen die in den Worten der Sprache liegende Metaphysik gerichtet hat; Worte und ihre Gruppierung zu dem, was man geistreich und witzig nennt, waren ihm wertlos; wertvoll nur „des Sehens selige Lust".

Das gleiche wie von Pidolls philosophischer Entwicklung scheint mir von seiner künstlerischen zu gelten. Nur daß man hier noch mehr geneigt sein wird, in dem Anschluß an einen Lehrer ein Zeichen von Unselbständigkeit zu erblicken. Aber dieser Lehrer war Marées; für Marées und für Pidoll war die Aufgabe der Malerei etwas Objektives, gegeben durch die Natur, das Auge und die Mittel der Malerei. Die Person des Malers war für sie nur ein Instrument, wie Pinsel und Palette, die man reinhalten muß, um gut malen zu können. So erklärt es sich, daß nach der Anschauungsweise dieser beiden der eine anfangen konnte zu malen, wo der andere aufgehört hatte. Eine Schule der Malerei, wie es in früheren Jahrhunderten welche gegeben hat, wäre nach Pidolls Auffassung auch heute möglich. „Es kommt nur darauf an, daß gute Bilder

gemalt werden, wer sie malt, ist gleichgültig" sagte er gelegentlich. Auch dem Standpunkte von Marées wäre er nach meiner Überzeugung stets treu geblieben. Wenn er im letzten Sommer seines Lebens im Genuß der erreichten technischen Stufe wieder eine Reihe von Bildern nach der Natur gemalt hat, so glaube ich, daß ihm dies doch immer Studium und Erholung blieb, aber nie Lebenszweck wurde: das war ihm die Ausführung von Kompositionen im Sinne von Marées. Seine Hingabe an diesen Lehrer hatte nichts Romantisches, beruhte auf klarer Einsicht, wie denn überhaupt Klarheit und Objektivität Grundzüge seines Wesens waren.

Um zu illustrieren, wie sehr Pidoll äußeren Einwirkungen zugänglich gewesen ist, teilte mir Dr. Porte vor kurzem noch folgendes kleine Erlebnis brieflich mit: „Pidoll war anfangs ein großer Gegner des Radfahrens, er mokierte sich bei jeder Gelegenheit darüber, fand es geschmacklos, unästhetisch und namentlich für Künstler ganz untunlich (Volkmann urteilt noch jetzt ebenso). Da besuchte ihn einmal Adolf Hildebrand und pries mit großer Wärme die Vorzüge dieses Sports. Als Pidoll mir das erzählte, fügte er hinzu: ‚wenn das einer wie Hildebrand tut, so dürfen's wir andere wohl auch', und fand alsbald so viel Geschmack daran, daß er auch mich dazu überredete." Vielleicht zeigt dieser kleine Zug in der Tat nicht nur, daß Pidoll sehr beeinflußbar gewesen ist, sondern auch, in welcher Art er es gewesen ist. Er hatte in sich eine uneinnehmbare Festung, und da er das wußte, gab er leichten Sinnes ein Außenwerk auf, wenn jemand es haben wollte. Die eben erzählte Anekdote zeigt, mit welcher Liebenswürdigkeit er es tat. Von diesem persönlichen Zauber geben die vorstehenden Erinnerungen ja einen Begriff; eine vollkommene Vorstellung von ihm — darin bin ich mit dem Verfasser einig — können Worte überhaupt nicht geben. Alle die Pidoll im Leben gekannt haben, verstehen die Empfindungen Chirons, als Faust ihn nach Herkules fragt . . .

Vergebens mühen sich die Lieder,
Vergebens quälen sie den Stein.

Briefe aus Neapel und Sizilien.

Von Friedrich Th. Vischer.

Mitgeteilt von Robert Vischer in Göttingen.

Wir haben Fr. Vischer im ersten Jahrgange aus der schwäbischen Heimat über Bozen, den Gardasee, Verona nach Venedig begleitet; von da durch die oberitalischen Städte nach Florenz und Rom. Nun werden wir ihm im zweiten Jahrgange nach Neapel und Sizilien und dann durch Griechenland zurück nach Triest folgen.

* * *

Neapel.

Meine lieben Freunde!

Ich habe jetzt das ernste Rom mit dem epikureischen Neapel vertauscht, und ihr sollt noch einmal von mir hören, da ich von nun an längere Zeit nicht schreiben kann.

Der Abschied von Rom ward mir so schwer, wie allen, welche in Rom einige Zeit verweilen. Als ich zum letztenmal von der Höhe des Kapitols auf das alte Forum, auf das Kolosseum, auf die Kampagna hinab und hinaus sah, als ich mir sagte: das alles siehst du nicht, gewiss nicht wieder, — es war ein Abend wie Rosen, die Sonne glühte im Untergehen wie Blut auf den Ruinen — es war mir, als müsste ich von einem Gliede meines Lebens, von einer Braut scheiden. Mit dem Gefühle, dass in dieser Stadt durch eine Fülle neuer Anschauungen mein inneres Leben sich neu geboren hat, wird ihr Bild, ihr ernstes altes Heldenantlitz unverwüstlich in mir leben. In den letzten Wochen hatte ich noch zwei Ausflüge gemacht. Der erste nach Frascati und Albano im Albaner Gebirge wurde durch Sturm und Regen vollständig verderbt, und mit missmutiger Laune stand ich an der Stelle des alten Tusculum, wo einst Cicero seine langweiligen Questionen geschrieben, des alten Alba Longa usw. Desto schöner war der zweite Ausflug nach Tivoli mit dem herrlichen Wasserfall des Anio, dem gratiösen Tempel der Vesta, jenen klassischen Stellen, die der alte Horaz so sehr liebte. Zwei Gedichte, die ich beilege, mögen ein kleines Bild von dem geben, was an diesen Stellen in mir vorging.[1] Lasst euch nicht irren, wenn sie etwas melancholisch und säuerlich klingen, sondern betrachtet es eben als ein Zeichen von Gesundheit, dass ich diese Dinge jetzt aussprech e, dass so mancher kranke Rest, den ich seit Jahren in mir trug, so mancher Knoten von nordischer Düsterheit und Unzufriedenheit mit dem Leben jetzt aus mir herausschwitzt. Du, l. Strauss, magst sie nach Gutdünken auf demselben Wege wie die anderen bekannt machen oder nicht, je nachdem Du sie wegen ihres vielleicht zu subjektiven Inhalts für geeignet

---

[1]) S. Fr. Vischer, Lyrische Gänge, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 3. Aufl., S. 70 ff.

hältst.[1]) Eigentlich sollten sie nur Teile einer grösseren Sendung sein, deren übriger Inhalt ganz heiterer Art ist, aber ich finde im Strudel Neapels nicht Zeit, das Entworfene auszuführen.

Noch eine Szene aus Rom. Eines Mittags kam die Strasse, in der ich wohnte, ein sehr schönes Mädchen herunter, todesbleich, stöhnend, wankend, die eine Hand in die Seite gedrückt; an der nächsten Kirche sank sie zusammen. Es war ein Mädchen, das den Malern Modell stand, das schönste unter allen Modellen. Ein eifersüchtiger früherer Liebhaber hatte ihr auf den Treppen im Hause eines Malers aufgelauert, als sie eben vom Modellstehen kam, und ihr 7 Stiche gegeben; die meisten hatte sie pariert, der letzte hatte sie in die Seite getroffen. Glücklicherweise ging er nicht tief und sie genas. Als ich mit meinem Hausherrn über die Geschichte sprach, fand er diese Justiz des Liebhabers vollkommen in der Ordnung. — Ein Russe wurde abends in der Stadt angefallen und schoss den Räuber sogleich über den Haufen.

Am 18. Februar reiste ich ab. In der Chaise sass auch einmal wieder ein Pfaffe, ein junger Mensch von 21 Jahren, doch schon geweiht, sonst niemand, hintenauf war eine Kiste mit der Garderobe eines neapolitanischen Pulcinell, daher man auf der Mauth zu Fondi nachher mich für den Pulcinell hielt. Das Wetter war schön, die Aussichten herrlich. Am 19. ging es durch die pontinischen Sümpfe, wo ich eigensinnig gegen die allgemeine Regel schlief, ohne die mindesten üblen Folgen. Mittags erreichten wir Terracina am Meere. Hier beginnt nun erst der rechte Süden; Orangen in grösserer Menge, in den Hecken an der Chaussee Kaktus, Alöen, zum Teil mit den hohen Blütenstengeln, Palmen. Die Schwalben schon da. In Terracina bestieg ich die Trümmer der alten Burg des Theodorich, und sah von der hohen Bergspitze auf das blaue Meer, auf die duftigen Inseln, zwischen Palmen hinunter. — Im Volke beginnt schon der neapolitanische Charakter, ungeheure Leidenschaftlichkeit, beständige Genusssucht in Lumpen. Wir übernachteten in Molo di Gaëta, schon bei den Alten durch seine Schönheit berühmt. Auf dem Wege dahin hatten wir noch einen wunderlichen Auftritt. Der Kutscher hatte sich verspätet und fuhr tief in die Nacht. Es fiel ein Pferd, er hielt lange an und hatte mit den Strängen zu tun. Ich war während des Stillstands ein bisschen eingeschlummert, als ich plötzlich über lautem Fluchen und Schimpfen aufwachte und dabei im Mondschein einen Gewehrkolben glänzen sah, den ein Reiter unserem Vetturin wütend in die Seite stiess. Ich riss wie der Satan meine scharfgeladenen Terzerolen heraus, die ich seit jenem Auftritt bei der Pinie in Rom mit mir zu führen für gut fand. Es war aber ein berittener Gensdarme, der zornig war, weil der Vetturin auf seinen Anruf Werda nicht geantwortet hatte. — Molo di Gaëta ist gar herrlich schön. Das Gasthaus liegt in der Villa eines Fürsten unmittelbar am Meere. Ich ging, während mein Pfäffchen längst schlief, in dem Garten im Mondlicht auf und ab.

[1]) Im Morgenblatt. S. VI. Heft des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift, S. 477, Anmerkung.

Die goldenen Orangen hingen duftend und so dicht in den Weg, dass ich ausbeugen musste, sie nicht abzustossen. Unten im Meer sang ein Fischer zur Arbeit. — Mein Frühstück in Neapel sind 6—8 Orangen, die freilich schon etwas teuer sind, da die Ernte vorbei ist, — sie fällt in den Januar, unmittelbar nach dieser kauft man 4—8 um $1^1/_2$ x., jetzt kostet eine $^1/_2$ x. Sie sind hier von einer Süssigkeit, wie nirgends in Ober-Italien, ihr blosser, edler Duft hat von jeher gewaltig auf meine Phantasie gewirkt u. mich nach Italien entrückt.

Nach vielen Plackereien mit 3 Doganen kam ich den 15. spät Abends in Neapel an und hatte sogleich die liebe Not mit einem Logis, indem ich in 5 Gasthäusern keine Zimmer fand, der Kutscher ungeduldig fluchte und die Facchine ein horrendes Trinkgeld für das Tragen meiner Effekten verlangten, aber um so weniger erhielten. Überhaupt schlägt mir mein alter Feind, der böse kleine Zufall, manches Schnippchen. In Rom fiel ich in den ersten Tagen so heftig aufs Knie, dass es aufschwoll und ich heftiges Fieber bekam. Ich ward bei meinen Freunden zum Sprichwort als ein Hans Unstern, dem böses Wetter, allerhand kleine Hindernisse immer auf der Ferse sind. Hier in Neapel warf am 3. Tage ein Einspänner mit mir um. Ich bin jetzt zum 6. Mal in meinem Leben umgeworfen worden, niemals gelinde, aber so heftig noch nie. Der Kerl war mit neapolitanischer Tollheit im Karriere gefahren und hatte einen Umrang zu kurz genommen. Ein Frankfurter, der mit mir fuhr, ein knochiger breiter Bursche fiel auf mich. Ich sass eine Viertelstunde recht miserabel ohne Atem in einem nahen Kaufladen, während mein Begleiter mich untersuchte, ob nichts gebrochen sei. Ich war gottlob ganz geblieben, spüre es aber noch in allen Rippen. Nehmen wir dies als ein gutes Omen, überhaupt soll mich mein Feind, der böse Puck, nicht unterkriegen.

Neapel ist ein Paradies; es verhält sich zu Rom wie Anmut zur Würde. Alles strotzt von Segen, Mandeln, Feigen, Wein, Zitronen, Orangen, Datteln, Johannisbrod (dieses gibt man Pferden zu fressen), selbst eine Menge exotischer Pflanzen gedeiht. Jetzt blühen Feigen, Mandeln und Pfirsiche. Das Meer in einem unendlichen Farbenreiz vom tiefsten Blau und Grün, Silber und Gold bis in tiefes Purpurrot spielend. In blauem Dufte die Inseln Capri usw. Und hoch der Vesuv; er fällt in der schönsten Linie, die irgend ein Berg in der Welt hat, von der einen Seite nach dem Meere hin, von der anderen nach der Campagna felice — den segensreichen Fluren des alten Campaniens. Wie sein Land, so ist auch der Neapolitaner grundverschieden vom Römer, genusslustig, stets ein leidenschaftlicher Mimiker, ein entsetzlicher Schreier, aber viel weniger gefährlicher, watschelt er durch seinen Toledo, lehnt er an den Strassenecken, schläft er auf dem Strassenpflaster und lässt Gott einen guten Mann sein. Geschrei und Gedräng' auf den Strassen ist wütend, die Verkäufer überschreien sich, dass ihnen die Stimme überschlägt. Leider viel wirkliches Elend u. äusserste Verdorbenheit. Fast ganz nackte Bettler wälzen sich am Boden und zeigen die ekelhaftesten Gebrechen heulend zur Schau; von den Kupplern

und Kupplerinnen, die sich abends auf der Strasse an einen hängen, musste ich mich schon mit reellen Stockschlägen befreien. Der Neapolitaner lässt sich Prügel gefallen, der Römer zieht das Messer bei der blossen Drohung. Wer das Taschentuch in der hinteren Rocktasche trägt, darf sicher sein, dass es gestohlen wird. Die schönen Trachten der Matrosen und des Volks überhaupt sind ganz im Verschwinden begriffen. Die Gegend von Neapel ist das uralte Vaterland der Pulcinelle, und man findet in dem kleinen Theater S. Carlino eine herrliche Nationalkomik. Hier bringe ich fast alle meine Abende zu. Neulich machte einer einen Stotterer, dass es zum Bersten war. Das Volk müsste köstlich sein, wenn die Menschen nur ein Tausendteil von dem für es täten, was die Natur für es getan hat. Italien fehlt vor allem die Schule, die Verpflichtung, die Kinder darein zu schicken und die rechte Belehrung derselben. Doch lassen wir dies Kapitel, ich würde gar nicht davon reden, wenn das Elend nicht so ganz gross wäre. — Durch das Getümmel schreiender Matrosen, durch das Geschrei und Gekreische der Verkäufer, das Gerassel der tausend Fiaker ging ich neulich die Strasse am Ufer hin und gelangte auf einen kleinen Platz. Hier steht eine Kirche, del Carmine. Da ist hinter dem Hochaltar, in einer unscheinbaren Ecke, ein Stein, dessen lateinische Inschrift dir sagt, dass an dieser Stelle Conradin von Hohenstaufen begraben liegt. Du gehst etwas weiter und gelangst auf einen grossen Platz, largo di Mercato. Hier steht eine Kapelle. Sie ist auf der Stelle gebaut, wo der unglückliche Jüngling hingerichtet wurde. Noch zeigt man eine Säule mit einem Kreuze, das seine Mutter errichten liess, die auf die Kunde von seiner Gefangennehmung mit reichem Lösegeld nach Neapel eilte, aber den Sohn schon tot fand. Daneben ist der Steinblock, auf den er das jugendliche Haupt unter das Henkerbeil legte. Es rieselte mir durch Mark und Bein, ich meinte, diese Stelle müsste ringsum auf jeden, der vorübergeht, Schauder des Todes aushauchen, aber unbekümmert braust und lärmt draussen die tobende Menge; der Vesuv, der dort drüben leichte Rauchwolken aussendet, sah damals ruhig, wie jetzt, auf das entsetzliche Schauspiel herunter, er gärte nicht in seinem Feuerbusen auf, die Rotte der entsetzlichen Würger mit seinen Flammenströmen zu vernichten, diese spart er, um den stillen Fleiss der Winzer und das Glück der Familien zu zerstören. Da gedachte ich des Schicksals, des Menschenloses. Doch eine Spur tiefen Mitgefühles hat sich im Volke erhalten. Es geht die Sage, dass der (beständig feuchte) Platz wegen der vielen hier vergossenen Tränen niemals trocknen könne.

Leider bin ich nicht zu günstiger Jahreszeit hierhergekommen. Gerade im Februar pflegt sich hier nachträglich der Winter einzufinden. Die Fruchtbäume sind, obwohl zum Teil blühend, und die immergrünen Oliven, Orangen, Zitronen usw. ausgenommen, noch nicht grün, und es fehlt daher der Landschaft ein wesentlicher Teil, anders als in Rom, wo die grossen Linien und die öde Fläche mit wenig Vegetation gerade wesentlich sind. Ich habe hier sogar das erstemal in ganz Italien Schneeflocken fallen sehen, freilich ohne dass sie liegen blieben. Der Vesuv

hat eine weisse Mütze auf. Es war in den ersten Tagen dumpfheiss, jetzt schneidend kalter Wind. Ich kann die vorgehabten Ausflüge nach Pompeji, Pästum, den Inseln noch nicht ausführen und verliere Zeit. Inzwischen studiere ich das Museum. Da sind nun die Ausgrabungen aus Pompeji und Herculanum besonders wichtig. Darunter führe ich euch zur Unterhaltung folgende Gegenstände aus dem häuslichen Leben an, alle an den genannten Orten zum Teil neuestens ausgegraben: 1. Küchen- u. Tischgeräte — von einer Tafel, die eben für 4 Personen gedeckt war, als der Lavaregen die Stadt überraschte: Herrlicher silberner Trinkbecher mit Weinlaub und Trauben in Relief. Silberne Mödel von Törtchen, wie unsere Biskuittörtchen. Äusserst feines silbernes Sieb oder Seiher. Grosse silberne Seviceplatte wie die unseren usw. Anderes: Die niedlichsten Gefässe, Wasser warm zu machen, eines eine Burg, eines einen Seehafen mit Turm vorstellend. Grosser Trichter. Schnellwagen, woran das Gewicht eine kleine Büste ist. Tortenmödel wie unsere Gugelhopfenformen. Höchst geschmackvolle Kohlengefässe. Eine Reihe feiner Instrumente, um Kuchen am Rande zu beschneiden, wie unsere Fastnachtküchlein. — Von Speisen wurde noch gefunden: Brotlaibe in einem Ofen, Backerei wie Hefenkränze, versteinertes Öl, versteinerter Wein in ihren Gefässen, Eier auf einem Kohlenbecken in der Asche, Obst, Getreide, alles noch ganz erkennbar. 2. Andere verschiedene Geräte: Tintenfässer, bronzene Schachtel eines Chirurgen mit allerhand Instrumenten, eine Menge Lampen und Kandelaber von den edelsten Formen, Spindeln, Wirtel, ganz wie die unseren, zierliche Massstäbe, Fischangeln, runde Laterne mit Gläsern (überhaupt die herrlichsten Glasgefässe). G l o c k e n, auch grosse, wo der Klöpfel an einem ehernen Ring anschlägt, sehr komplizierte Schlüssel mit den Schlössern, bronzene Stiefelabsätze, gläserne Trögchen von Vogelkäfigten. 3. Spiel, Toilette usw. Schöner goldener Damenschmuck worunter namentlich grosse Bracelets, in Form einer Schlange, Ringe, Balsambüchschen in zierliche goldene Formen gestellt usw. Eine Menge von Steinchen für Kinder zum „Auftätscherles“, sog. *astragali* (man kennt das Spiel aus alten Gemälden). Zierliche beinerne Theaterbillets und Kontremarken, diese in der Form von kleinen Entchen. Von silbernen Spiegeln eine Menge.

Fortsetzung d. 7. März.

Obige heitere Schilderung muss ich in ziemlich verdriesslicher Laune fortsetzen. Ich habe nämlich durch schlechtes Wetter 15 köstliche Tage rein verloren. Der Januar war in Neapel wie ein Sommermonat. Jetzt nach der Mitte des Februar fiel es dem Himmel ein, schlechtes Wetter zu machen — nicht gewöhnlich schlechtes, sondern recht eigentlich impertinent schlechtes, beständigen, ununterbrochenen, eisigen Sturmwind. Zu Hause mag man nicht sein, der Sturm dringt durch die schlecht verwahrten Fenster, Kamine gibt es in Neapel sehr wenige, auch mein Logis, mit herrlicher Aussicht auf den Golf, den Vesuv, die Insel Capri, hat keines, Kohlenfeuer reicht nicht aus, man hat steife Hände und kann nicht schreiben, auf dem steinernen Boden

beständig kalte Füsse. Und doch ist es draussen noch widerwärtiger. Der Lärm des Windes betäubt Sinne und Kopf, die Augen entzündet, die Ohren flammend, nun dazu das Gewühl der Strassen, dass man keine halbe Minute seinen Weg verfolgen kann, sondern ehe man sich versieht, von der einen Seite der Strasse auf die andere verschlagen ist, das tobende, rasselnde Gedränge der Chaisen, dass man jeden Augenblick einen Pferdekopf auf den Schultern hat, das wütende Geschrei dieser leidenschaftlichen südlichen Volksmenge — alles erträglich, ja unterhaltend, wenn man zugleich die dazu gehörigen Schönheiten des Südens geniesst, aber unerträglich ohne diese. Ich eile von Rom weg, weil ich pressiert bin durch meinen kurzen Urlaub, verlasse meine dortigen Freunde, die später auch hierher kommen, und mit denen ich die Ausflüge Neapels angenehmer und dreimal wohlfeiler gemacht hätte, lebe in dem teuren Neapel verstimmt, ohne Rat, wie ich nur den Tag totschlagen soll — versäume das Dampfschiff, das heute nach Palermo ging — weil ich nämlich Neapel doch unmöglich verlassen kann, ohne die klassischen Punkte seiner Umgegend gesehen zu haben, — u. muss nun vielleicht noch 4 Wochen warten, bis ein anderes geht. Ich habe nicht leicht unangenehmere Wochen verlebt. Ich werde aber diese verlorne Zeit bei meinem Urlaub natürlich aufrechnen und hoffe, das Ministerium wird ein Einsehen haben.

Zwei kleine Ausflüge habe ich diesem Wetter doch abgerungen, freilich so dürftig, dass ich den zweiten wiederholen muss. Der erste ging auf den Vesuv und nach Herculanum. Ich habe das Ersteigen nicht so schwierig gefunden, wie man es darzustellen pflegte, wir sind auf den Blaubeurer Felsen schwerer u. gefährlicher geklettert. Der Krater ist ganz anders, als ich mir ihn vorstellte; ich hatte gemeint — und ihr wohl auch —, man sehe, oben angelangt, in den schwarzen offenen Schlund. Aber der Krater ist, so lang kein Ausbruch stattfindet, geschlossen, nur durch Ritzen dringt an verschiedenen Punkten der schwefliche Rauch hervor. — Eigentlich ist es mir ein weit grösserer Genuss, an der herrlichen Linie, die der ganze Berg bildet, mein Auge zu weiden, als so die Nase auf seiner Spitze zu reiben. Ja ein grosser Ausbruch, das wäre freilich etwas. Herculanum liegt nah am Fusse des Bergs und wurde bekanntlich nicht wie Pompeji von einer Wolke Asche und kleiner Steine, sondern von der fliessenden, nachher fest versteinerten, Lava zugeschüttet u. ist ebendaher viel schwerer auszugraben; zudem steht das Städtchen Resina darüber, u. man muss das Fundament der Häuser schonen. Das Theater ist nicht, wie der andere bis jetzt offen gelegte kleine Teil der Stadt, ganz ans Licht gebracht, sondern wie ein Bergwerk unterirdisch zu sehen. Da steht man auf den alten Theatersitzen oder auf der Szene u. hört über sich die Wagen der lebendigen lichten Welt rollen. Ist das nicht seltsam? Mehr mündlich.

Dem Vesuv habe ich oben doch Unrecht getan, er ist Hauptursache der ungemeinen Fruchtbarkeit aller Umgebungen.

Dienstag den 3. März kam Scirocco, ich ergriff schnell den günstigen

Schein milderer Witterung, fuhr nach Castel-a-Mare und ritt von da zu Esel nach Sorrent, dem berühmten Paradies von Fruchtbarkeit. Aber mein Unstern wollte, dass der Scirocco wieder in scharfen Nordwind umschlug, und ich hatte keinen Genuss, als den Anblick der sturmbewegten Wellen, wie sie fürchterlich an den Klippen brandeten. Ich sah diesem Schauspiel stundenlang mit ein paar Schifferjungen in unmittelbarer Nähe zu. Mein Rückweg nach Castellamare war ein wahres Ringen mit dem Sturm, gegen den ich mich mit ganzer Gewalt anlehnen musste, um nicht gewaltsam zu Boden geschmettert zu werden, u. der mir beständig meinen Hut zu nehmen beabsichtigte, welchen doch ich bezahlt habe, nicht er. Dennoch sah ich am anderen Tage Pompeji, das mir am Wege lag, obwohl der Sturm fortwütete und mir Genuss und Stimmung verdarb. Freilich ist der Eindruck so mächtig, dass er sich dennoch gegen die Konfusion der betäubten Sinne behauptete. Kann es denn etwas Poetischeres geben, als durch die Strassen auf den Trottoirs einer vor 2000 Jahren verschütteten und wieder (zum vierten Teile) ans Tageslicht gebrachten Stadt zu wandern? Hier ist eine Weinschenke — man traf Töpfe und anderes Geräte noch am Platze, hier der Laden eines Ölkrämers — man fand noch die Kasse mit der Münze, die grossen Ölgefässe stehen noch frisch erhalten, hier die herrlichen Badeanstalten, dort die Tempel, das Forum, am Tore ein Schilderhaus, worin man Skelett und Waffen des wachstehenden Soldaten fand, im Pflaster der Stadt noch die alten Wagengeleise, und es warf mich plötzlich in volle Illusion, als ich um eine Ecke biegend, einen von Ochsen gezogenen Wagen begegnete, der Schutt fortführte, — dort siehst du ein Haus, von mutwilligen Knaben des alten Pompeji mit Fratzen und kindischen Inschriften besudelt. Durch was uns die Alten vollständig beschämen, ist ihr Farbensinn und ihr Geschmack in Gefässen. Jedes Haus, jede Wand in den gewähltesten Farben schimmernd, jedes Gefäss künstlerisch behandelt, um den Schein des gemeinen Bedürfnisses zu entfernen, ja mehr schön als bequem. Da sind die alten Brunnen, du siehst wie von gestern die Striemen, die die Kette in den Stein rieb, dort Kalk, eben angemacht zum bauen usw. Ich muss noch einmal nach Pompeji.

Ich verlebte darauf bei schlechtem Wetter wieder unerfreuliche Tage, bis es am 8. wieder klar wurde. Sogleich ab nach Cumä usw. mit 3 Begleitern, worunter Sick von Stuttgart, an den ich empfohlen bin und der die Dienstfertigkeit selbst ist. In dem alten Bajae, einst dem Sitz der höchsten Schwelgerei römischer Kaiser und Höflinge, wo Villa an Villa sich an den reizenden Golf drängte, jetzt wüste, von schlechter Luft verpestet, speisten wir treffliche Austern vom See Fusaro, wo die besten gedeihen, mit edlem Sizilianer Wein. Ich könnte, wenn ich Talente dazu hätte, mich hier leicht zu einem Feinschmecker erster Klasse ausbilden; aber meine plebejische Natur wird die feinste Pastete niemals einem Teller guten Sauerkrauts mit Schweinefleisch und Blutwurst vorziehen. — Ist die Schererei von Bettlern, von Kerlen, die sich als Ciceroni, oder mit Eseln, Pferden, Chaisen, Alter-

tümern anbieten und meist nur mit Prügeln abzuweisen sind, in Neapel und der Umgegend überhaupt unglaublich, so ist sie in Bajae am unglaublichsten. Wir haben uns durch ihre Reihen ordentlich durchgehauen. Du siehst dich kaum um, u. du hast 5 bis 6 Ciceroni hinter dir, die nicht gehen, bis du einhaust. Du kannst nicht hier stehen, etwas betrachten, dich auf einen Weg besinnen, sogleich schreit dir ein Kerl ins Ohr, ob du keinen Führer brauchst usw. Und doch ist das Volk an sich nicht so schlimm, nur durch Armut und durch die Fremden selbst verdorben.

Montag den 9. fuhr ich nach Salerno und da nahm ich den anderen Tag ein corricolŏ (zweirädriges Chaischen) nach Pästum, der Stadt der üppigen Sybariten, wo jetzt nur noch die Trümmer der Stadtmauern u. 3 höchst interessante griechische Tempel von der alten Pracht zeugen und ein fiebergelbes Volk auf verpestetem Boden in elenden Hütten haust. Im Heimweg beim Absteigen wollte mein Vetturin, ein widerlicher, roher Kerl, das Messer gegen mich ziehen. Ich hatte nämlich im Heimweg herausgebracht, dass der Barbar nach einem Weg von 6 Stunden und in einer Zeit von 4 Stunden Ruhe in Pästum die Pferde nicht hatte saufen lassen. Es war unterwegs nicht mehr möglich, da sie einmal im Schweisse waren. Ich machte ihm harte Vorwürfe, und um ihm ein besseres Beispiel zu geben, kaufte ich einem Jungen, der eine Art schöner Seevögel, die dort häufig sind, 3 gefangen mit zusammengeschnürten Füssen, die Köpfe herabhängend trug, diese ab und liess sie fliegen. Mein Kutscher lachte mich aus. Als ich ausstieg, verlangte er ein Trinkgeld. Ich sagte ihm, er brauche nicht zu trinken, er solle den Durst nur auch versuchen, da er die armen Pferde habe schmachten lassen. Er erwiderte in groben Ausdrücken, ich verstehe mich nicht auf Behandlung der Pferde, das Trinken wäre ihnen schädlich gewesen; ich hiess ihn eine Bestie, er warf mir höhnisch Weichherzigkeit vor, und ich, weder geneigt, mich mit ihm herumzuschimpfen, noch mir seine Insulten gefallen zu lassen, gab ihm einen Faustschlag aufs Maul. Er wurde still und bleich und griff in die Tasche an das Heft eines Messers, ich trat zwei Schritte zurück, griff auch in die Tasche und liess den Hahn einer Terzerole knacken, worauf er sich eines besseren besann, aufstieg und fortfuhr. Die Gefahr war aber nicht so gross, da die Neapolitaner nicht so zu fürchten sind wie die Römer. Auf dem Rückweg von Bajae hatte ich eine ernstlichere überstanden. Ein Pferd schlug über die Deichsel, wurde toll u. lief durch, schoss mit dem Wagen an die niedrige Mauer, die uns von dem, an zackigen Felsen aufrauschenden Meere trennte; Sick sprang heraus, ich bewog aber die anderen mit mir sitzen zu bleiben, da Herausspringen immer das Gefährlichste ist; wirklich hielten die Pferde bald und die Gefahr war vorüber.

Von Salerno ging ich den andern Tag zu Fuss nach Amalfi, dem durch seine Schönheit so berühmten Amalfi. Es war ein lauer Tag, der Weg schlängelt sich am schroffen wilden, aber doch höchst fruchtbaren Gebirge hin, links in der Tiefe immer das Meer, der schöne Golf

von Salerno, die fernen Ufer mit blauen Bergen, segelnde Schiffe. Es war so recht frühlingsmässig; die Buchfinken versuchten ihre lustigen Reiter-Reveille, konnten es aber noch nicht recht und blieben öfters stecken, der Zizigäg und anderes kleines Volk stammelte die ersten gebrochenen Laute — das war so heimatlich, so deutsch, dazu die Felsenformationen wie in Blaubeuren, in Salzburg, Tirol, mitunter spitzige Dächer in den Dörfern, die Begegnenden eine Seltenheit in Italien — grüssen. Einer sogar *servo umilissimo, Eccellenza,* in der Luft war jener feucht moosige Geruch des Gebirges, der mich ganz nach Tirol versetzte. Weiher kreisten in der Luft. Aber nun: Orangen und Limonen zugleich ihren Duft in die Lüfte giessend, Wälder von Oliven, an den Ufern fremdartige Türme, an deren felsigen Grund das Meer brandete, draussen weit die unendlichen Wasser, kurz Italien, seine Natur, sein phantastisches Mittelalter. Mir war seltsam, wunderbar zu Mut, ich ging im hellen Traum weiter. Von Amalfi will ich nichts sagen, als dass es an wilden, ungeheuren Felsen mit tiefen Grotten am Ufer hingebaut ist und doch alle Vegetation des Südens hat. Stellt's euch vor so gut ihr könnt, und lasst aus eurem Bilde die elenden Menschen weg, deren Hunderte, wie Bremsen über ein Pferd, bettelnd über dich herstürzen, Bettler fast nackt mit Beulen bedeckt, deren mancher vor Hunger u. Krankheit unbeachtet in einem Winkel hinstirbt. Einst eine grosse Stadt und Republik, reich, glänzend, mit Venedig wetteifernd. Hoch im Gebirge nicht weit entfernt lag eine zweite Stadt, Ravello, mit wundervoller Aussicht, jetzt verwüstet und zu einem elenden Nest herabgesunken. Ich sah mit Interesse die Überbleibsel byzantinischer Gebäude. Auf einem freien Platze sassen zwei modern, doch arm gekleidete Herren u. sonnten sich, — mein Führer sagte mir, dass dies die Trümmer des einst zahlreichen und sehr begüterten Adels der Stadt seien.

Von Amalfi über das hohe Gebirge einen schwierigen Weg auf spitzigem Steingerölle auf die andere Seite der grossen Landzunge nach Castellamare u. von da, denselben Tag noch, zum zweitenmal, nach Sorrent, im ganzen 11 Stunden mit einem Butterbrot u. 8 Orangen, aber höchst vergnügt, einmal wieder Fusstouren zu machen. Ein ordentlicher Junge trug mir den Mantel u. unterhielt mich durch naive Fragen. Von Castellamare nach Amalfi wählte ich der schönen Aussichten wegen den schwierigeren, einsamen Weg an der Höhe der Berge hin, denn nun hatte ich wieder den Vesuv u. den Golf von Neapel vor mir. Hier schloss sich ein alter Mann an mich an, der ein Stück Thunfisch, in Castellamare gekauft, an einem Baste trug, das ihm jeden Augenblick in den Kot fiel, worauf er es torkelnd, denn er war betrunken, wieder aufhob. Er wollte mir rückgängige Angst vor dem heute von mir zurückgelegten Wege machen u. sprach mit trockenem u. mühsamem Ausspucken immer von *latri* (Räubern); ich entdeckte aber, dass er eigentlich mich für einen hielt, denn als ich zufällig an einen Schirm schlug, dass er etwas rasselte, taumelte er an die Felsen und sah mich ganz gespässig an. Wir schieden aber in guter Freundschaft. — Nun sah

ich Sorrent im glühenden Abendlichte bei klarem warmem Himmel. Auf einer Ebene von nicht allzugrossem Umfang, deren Grund aus Lavafelsen in den schönsten Umrissen des Ufers ins Meer vorspringt, kocht hier die Sonne des Südens den strotzenden, öligen Segen aus, von hier aus wandern die meisten Orangen und Limonen nach Neapel u. ins Ausland, hier hängen einem die goldenen Früchte fast in den Mund. Die Abendsonne schien durch das dunkle in grünem Feuer glühende Laub auf die brennenden reichlichen Früchte. Es war mir nicht leicht sonst so ganz italienisch zumut. Den andern Tag nahm ich eine Barke nach der Insel Capri, mehr um sagen zu können, ich sei dort gewesen, als aus wirklicher Neigung, denn die berühmte blaue Grotte, ein wirklich hübsches Theaterstückchen der Natur, muss man doch wohl gesehen haben. Auf dieser Insel schwelgte Tiber, noch sind merkwürdige Trümmer seines Palastes zu sehen. Am meisten Reiz für mich hatte die Fahrt hin u. her, denn das Meer ging ziemlich hoch, das Schifflein schoss tief und dann hoch über den Wellen, von 4 Ruderern durch jede Drohung des ungestümen Elements kräftig hindurchgerissen. Anfangs hat man schon ein bisschen „Mohren“,[1] denn die Wellen, die von weitem klein scheinen, kommen bei nicht bedeutendem Winde doch mannshoch gegen dich, u. es dringt sich der Gedanke, dass das Meer keine Balken hat, lebhaft auf, aber bald begreift man, dass ein Schiff so leicht nicht umschlägt, u. erfreut sich dann eines sehr energischen Zustandes.

Nun alle meine Freunde, lebt wohl auf lange Zeit, denn ich komme so spät als möglich nach Haus, denkt an mich, behaltet mich lieb, ich bin viel bei euch, der Süden bietet vieles, aber keine Freundschaft.

Zum Schluss noch ein italienisches Charakterstückchen. In Bajae schmeichelte ich einem Hunde, sogleich kam ein Junge her u. schnurrte in einem Atem 5 bis 6 mal her: *questŏ canĕ a duĕ anni, date mi qualchĕ cosă.* (Der Hund ist 2 Jahre alt, geben Sie mir ein Trinkgeld.) In Sorrent wohnte ich in einem Wirtshause, wo ich mit der Familie des Wirts in sehr gemütlichem Verhältnis lebte, es schienen u. sind wohl auch herzgute Leute, dennoch logen sie mich an, die Barke nach Neapel koste viermal mehr, als sie wirklich kostet, nur um den Schiffern einen Gewinn zuzuschanzen. Es ist keine Treue in dem Volk, ja sie wissen kaum, dass es eine gibt.

Machen wir's besser. addio. Mit dem nächsten vapore nach Palermo.

Neapel, d. 18. März 1840.

P. S. Über die Brandung im Sturm zu Sorrent lege ich einen poetischen Versuch bei, in dessen Gesellschaft denn auch die beiden andern im Morg.-Bl. stehen mögen. Ein anderes kleines Ding mag dem subjektiven Tone der ersteren zu einigem Schutze dienen.[2]

---

[1] Furcht.

[2] S. ersten Jahrgang, VI. Heft, S. 477, Anmerkung, und Fr. Vischer, Lyrische Gänge, S. 82 und 72.

Meine Lieben!

Einen stürmischen, unangenehmen Tag in Syrakus will ich benützen, euch vor meiner Abfahrt nach Griechenland noch einmal Kunde von mir zu geben. Denn ich unterhalte mich gerne mit euch u. denke, so viel Grosses u. Schönes ich sehe, doch viel, ja immer an die Freunde, in deren Gesellschaft ich alles verdoppelt geniessen würde.

Ich habe seit meiner Abfahrt von Neapel ein merkwürdiges Stück Leben durchlebt. Das erste war ein nicht unbedeutender Sturm auf der Überfahrt nach Palermo. Es fing an mit einem Tone, den ich nicht anders beschreiben kann, als wie wenn Tausende u. Tausende von Trommlern Sturm trommelten, dazu ein feines scharfes Pfeifen der Taue. Die Wellen hoben sich furchtbar u. schlugen häufig auf das, obwohl hohe, Verdeck. Das Schiff schien jeden Augenblick umschlagen zu wollen, u. da es keinen Kiel u. eine schwache Maschine hatte, so fürchteten die meisten Passagiere für ihr Leben. Ich stand, dankbar meinem guten Sterne, dass es mir vergönnt sein sollte, dies majestätische Schauspiel zu erleben, auf dem Verdecke, mich an den Tauen haltend, bis es Nacht wurde. Nun liess ich mich in die Kajüte führen (denn das Gehen war ohne Hilfe bei dem starken Schwanken des Schiffes nicht möglich). Hier sah es schlimm aus; die meisten waren schon lange seekrank, u. zwischen das allgemeine Erbrechen hörte man Klagen, Ausrufe der Angst, ängstliches Fragen nach dem Wetter; dazwischen krachten und ächzten die Balken des Schiffs u. stampfte eintönig die müde Maschine. An meinem Bett, oder richtiger Hundsställchen, knieten 2 Kapuziner, bekreuzten sich, beteten, jammerten *o poveretti noi! Siamo perduti! Siamo perduti! O S. Maria, S. Antonio!* u. was weiss ich, welche Heiligen sie noch anriefen. Ich für meine Person befand mich körperlich vollkommen wohl, ass mit dem grössten Appetit u. trank herrlichen Syrakusaner, ohne mich von dem Schwanken des Schiffs, das Sessel, Gläser u. alles jeden Augenblick umwarf, noch von der schlimmen Tafelmusik des allgemeinen Erbrechens stören zu lassen; ja ich rauchte beständig, so gut war der Magen. Als ich in meinen Stall gekrochen war u. die Laterne der Kajüte immer mehr nach der Seite hing, lief mir der erste Schauder über den Rücken, denn es ist eine wirklich höchst unheimliche Vorstellung, zu den schleimigen Molusken, den hungrigen Haifischen, den Meerspinnen u. anderem Volk so hilflos hinabgeschleudert zu werden in die kalten Wellen; aber die Feigheit u. das elende Jammern der anderen brachte mich sogleich wieder auf die Beine u. ich hielt dem einen Kapuziner, dem ich erlaubt hatte, seinen Kopf auf mein Kissen zu legen, u. und der mich mit seiner spitzigen Kapuze öfters in der Nase kitzelte, eine wohlgesetzte Strafrede, dass er, ein Geistlicher, so ein schlechtes Beispiel von Mutlosigkeit gebe, während wir Weltlichen uns ruhig u. vernünftig zeigen. Nach dieser rhetorischen Leistung schlief ich fest ein, u. als ich den anderen Morgen erwachte, hatte der Sturm sich gelegt, wenigstens war die Gefahr vorüber. Ich war wieder der erste auf dem Verdeck, es war noch ein Lärm, ein Wüten, das Schiff schoss noch herauf und hinab, dass einer, der dies nicht mit dem viel

stärkeren Ungestüm des vorigen Abends vergleichen konnte, dies für völligen Sturm gehalten hätte. Ein Zug von Delphinen scherzte neben dem Schiff. Die Passagiere krochen allmählich, wie klebrige Fliegen, die von der ersten Wärme auftauen, mit grasgrünen, erdfahlen Gesichtern hervor, ein Offizier streckte den Kopf aus der Gardine seines Betts, stierte mich an u. sagte: Aber Sie hab' ich beneidet! Wir alle krank, u. Sie haben gegessen wie ein Wolf, geschlafen wie ein Sack u. dazu noch immer geraucht! Ich setzte mich auf dem Verdeck auf einen Sessel u. schlief ein bisschen ein, aber das Schiff schwankte noch so stark, dass ich plötzlich samt dem Sessel das Verdeck entlang rollte, zu allgemeiner Heiterkeit.

Endlich zeigte sich Palermo, das herrliche Palermo! Kennt ihr das eigentümliche Aroma, das Sizilien für die Phantasie hat? Da tauchen alte Phönizier vor dem Geiste auf, schöne Griechen folgen u. bewohnen in herrlichen Städten die reizenden Ufer, braune wilde Karthager fallen ein, es folgt der stolze harte Römer, nach Jahrhunderten stürzen sich Araber mit der Fahne des Propheten auf die Insel u. bauen seltsame Paläste, goldstrotzende Moscheen, kühle Gärten mit herrlichen Grotten, aber auch sie halten nicht aus, der kühne blonde Normanne unterwirft sich alles, u. endlich — kommen unsere schwäbischen Kaiser u. regieren lange Jahre friedlich das schöne Königreich. In der Kathedrale von Palermo liegen die Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. begraben, u. ein seltsames Gefühl verband mir den wohlbekannten Berg meines Vaterlandes mit diesem fernen Punkte Europas.

Aber was mussten wir erleben? Palermo, sage Palermo, in dieser Nähe von Afrika, Palermo, wo im Januar die Blüte beginnt, wo 6 Wochen früher die Gesellschaft O. Müllers von der Sonne dunkel gebräunt wurde — ringsum alle Höhen mit Schnee bedeckt! Es ist in Sizilien u. Italien dieselbe Klage wie in Deutschland, dass seit 5 Jahren statt des Frühlings ein zweiter, ohne Beispiel rauher Winter einzutreten pflegt. So sollte es mir denn nicht bestimmt sein, das schöne Palermo in dem seiner Landschaft angemessenen Charakter der Luft u. Beleuchtung zu sehen, ich verlor durch Warten wieder kostbare Tage, sah aber an Altertümern antiker Skulptur u. mittelalterlicher Architektur viel Bedeutendes u. Belehrendes. — Ich war einmal in Sizilien, ich konnte mich nicht entschliessen, es zu verlassen, ohne Segeste, Selinunt u. Girgenti gesehen zu haben, u. machte mich mit einem Russen, Hludoff aus Petersburg,[1] auf den Weg. Wir hatten 2 Maultiere u. 1 Pferd, der Maultiertreiber ritt 1 der Tiere, welches zugleich das Gepäck trug. Eine Reise von 12 Tagen auf völlig ungebahnten Strassen, durch tiefe Moräste, durch angeschwollene Bergströme, jetzt 3 Stunden in kaltem Platzregen, jetzt tagelang vom Sturme fast zerfetzt, jetzt von der Sonne Siziliens halb gebraten. Zweimal blieb mein Maultier mit mir im tiefen Moraste stecken u. fiel zusammen, einmal fiel das gepackte Maultier mit dem muletiere,[2] dieser unter das Tier, u. es ist ein Wunder vom Himmel,

[1]) Vgl. Fr. Vischer, Altes und Neues, Stuttgart, Bonz, III, 1882, S. 302.
[2]) Maultiertreiber.

dass er nichts gebrochen hat. Die Maultiere sind sehr widerwärtige Tiere, äusserst schwierig zu leiten, suchen immer den schlechtesten Weg aus, sind ungegrifft, rutschen und stolpern beständig. Da hiess es aufgepasst, wo oft ein Pfad von 1 Schuh breit, schlüpfrig vom Regen, an einem Abhang hinführte. Am schwierigsten war der letzte Fluss zu passieren, fiume delle Platane. Als wir an den Furt kamen, trafen wir wehklagendes Volk am Ufer. Es war soeben ein Maultier ertrunken u. der Reiter mit Mühe gerettet worden, die arme Familie, deren einzige Erwerbsquelle dieses Tier war, war ruiniert; der Mann hatte sich über das tote Tier geworfen und jammerte mit der Leidenschaftlichkeit dieser südlichen Naturen, jenseits am anderen Ufer Weib u. Kinder. Am Ufer war eine Anzahl von Männern um Kohlen gelagert, die zur Unterstützung u. Rettung aufgestellt waren. Diese wateten nackt neben uns durch den Strom, um im Moment, wo ein Tier strauchelte, es von der aus dem Gleichgewichte gekommenen Seite anzustemmen. So kamen wir glücklich hinüber. Am vorletzten Tag hatten wir glühenden Scirocco; mein Gesicht ist dunkelrot gebrannt, die Haut schält sich ab u. ist mit blutenden Schrunden bedeckt, eigentlich gebrägelt. Den Tag darauf eiskalter Wind, dann anhaltend u. gründlich eindringenden Regen. Endlich hier in Syrakus angekommen, mussten wir uns gestehen, dass wir alle Strapazen eines Feldzugs erfahren haben, u. dass uns nur noch eine Schlacht fehlt, um jeden Zustand gewaltsamer Beschwerde, der den Menschen treffen kann, zu kennen. Und doch sind wir zufrieden, denn wir haben Herrliches gesehen. Eine unglaubliche Vegetation; die Wolfsmilch z. B., bei uns ein kleines Stäudchen, wird hier ein kleiner Baum, unter der indischen Feige kann man wegreiten, eine Pracht von Blumen blüht wild. Oft ritten wir am Ufer des Meeres hin, mitten im Schaum der Wellen, desselben Meeres, wo einst Odysseus mit seinen hauptumlockten Achäern irrte, lagerten uns dann auf einem Hügel, speisten ein Kaninchen u. tranken den sizilianischen Feuerwein aus einem Topfe noch ganz von derselben Form, wie Geron, Dyonis, Agathokles es getan. Unter den historischen Punkten zeichnet sich besonders Girgenti aus, wo noch 2 Tempel der reinsten griechischen Form in ihren Hauptverhältnissen erhalten auf das Ufer des Meeres herabsehen, andere in Trümmern malerische Gruppen bilden. Von den Trümmern des Jupitertempels wisst ihr, dass eine einzige Kannele einer Säule bequem die Schultern eines Mannes in sich aufnimmt; wären die Säulen vollkommen, so brauchte es 20 Männer, eine Säule zu umfassen.

Einmal wurden wir durch Regen in ein von der — Chaussee! (hätte ich bald gesagt) — ganz entlegenes, von Fremden nie besuchtes Dorf verschlagen. Herr meines Lebens! welche Neugierde! wie Wilde! Wo wir uns sehen liessen, schleppten wir wenigstens 100 Menschen hinter uns. Wir flohen in die Kirche u. fielen hier einem neugierigen Pfaffen in die Hände, der uns sogleich nach der Konfession examinierte u. zu diesem Behuf uns an den Altar führte, dann uns vorschlug, mit ihm vor der Hostie niederzuknien, was er denn sogleich vormachte. Ich sagte ihm:

wir glauben an Christus, pflegen aber überhaupt nicht zu knien, u. ich hoffe, wir werden uns, wenn wir nur sonst keine Spitzbuben seien, einmal alle im Himmel wiederfinden, worauf wir uns empfahlen u. der Pfaffe von dem Volke ausgelacht wurde. Im Wirtshaus wurden ein Paar Winterschuhe aus Sellband als höchstes Kunstwerk menschlicher Industrie bewundert.

Nun Gott befohlen! Ich schäme mich fast, so oft von euch Abschied zu nehmen, ihr wisst, ich kann es sonst nicht leiden, aber es sei eine Art voraus geleistete Busse dafür, dass ich jetzt, ehe ich nach Triest komme, nicht wieder schreibe.

Ganz euer

Syrakus, d. 26. April 1840. Fr. Vischer.

Schön Helena.

Von Thaddäus Zielinski in St. Petersburg.

Als Faust sie in die Wirklichkeit zurückzaubern wollte, jene wunderbare Frauengestalt, an die sich als Liebeshuld der Jahrhunderte der Name der „Schönen“ geheftet hatte — da musste er den unheimlichen Gang unternehmen, der ihn zu den „Müttern“ führte. Es steht auch heute damit nicht anders; wer sie erringen will, muss ihm nach an jene Schauerstätte, die kein Wo und kein Wann erlaubt. Die Kunde aber, die ihm dort wird, lautet also:

Es war um den Beginn dessen, was nie begonnen hatte; der ewige Gott besann sich auf seinen Ursprung; da er es getan, graute ihm vor dem Ende dessen, was nie enden sollte. Um es fern zu halten, schuf er den Menschen — vielmehr den Übermenschen, den vom Weibe geborenen Helden aus göttlichem Samen. Ein geheimnisvolles Wort, dem Urquell alles Seins entstammend, hatte ihm offenbart, nur durch einen solchen, der, dem höchsten Gott entstammend, ihm nichts als seinen Ursprung verdanke, könne des Götterreiches Ende aufgehalten werden. So begann des Übermenschen Wallen auf Erden — ein Gegenstand steter Sorge für seinen Erzeuger, der ihm doch nirgends Hilfe leisten durfte ... Des erbarmte sich seine himmlische Tochter, die Göttin der ewigen Jugend und Schönheit; freiwillig entschlug sie sich ihrer Göttlichkeit, um dem Götterheiland in seinen Gefahren als treue Genossin und Beraterin helfen zu können. Lange

hatten sie Glück, der Held und die Jungfrau; da fügte es das Verhängnis, dass sie selbst in die Gewalt der finstern Mächte geriet, von denen dem Götterreiche der Untergang drohte. Die Jungfrau war bei den Riesen gefangen; der Gatte und der Held, beide von ihren Scharen begleitet, mussten alles dran setzen, sie zu befreien. Schon war die starke Burg der Riesen gebrochen — da geschah das Unerwartete. Sei es Tücke der bösen Feinde, sei es Verhängnis: der Held vergass seiner hohen Genossin und entbrannte in Liebe zu einer schönen Tochter des feindlichen Stammes. Nun wandelt sich die Liebe der himmlischen Jungfrau in tödlichen Zorn; durch ihren Rat fällt der Götterheiland, von der Waffe des Feindes getroffen; sie besteigt mit ihm den Scheiterhaufen, dessen Glut beider Seelen zur Hölle entführt, und „der ewigen Götter Ende dämmert ewig nun auf“.

Das ist die Ursage der europäischen Menschheit. Nach der Völkerspaltung wurde sie von vielen vergessen; aber die Hellenen bewahrten sie treu. Als auch diese sich in Stämme spalteten, wurde auch die Ursage verschieden gefasst und ausgestattet. Zeus als höchster Gott war allen gemeinsam; aber den einen hiess der Götterheiland Herakles, seine Beschützerin im Himmel Athena und auf Erden Deianira; bei andern lauten die drei Namen Jason, Hera und Medea; bei den dritten Meleager („der unglückliche Jäger“), Artemis und Atalante; bei den vierten endlich Achill, Aphrodite und Helena ... Das stimmt nicht ganz zu dem, was uns Homer von Achill und Helena erzählt — ja, die Mütter, Mütter! ’s klingt so wunderlich.

Was Homer erzählt, wissen wir alle. Helena ist die Tochter des Zeus; aber ihr Gatte heisst nicht Achill, sondern Menelaos. Dass sie geraubt ist von Paris und den Troern, wider ihren Willen geraubt, daran hält auch er fest in den ältesten Gesängen; später auch nicht mehr. Und Achill ist ausgezogen, sie zu befreien aus der Gewalt des Troer; warum er es getan hat, weiss er selbst nicht recht (I 152 f., Jordan):

> Nimmer bewogen ja **mich** die waffenkundigen Troer
> Herzukommen zum Kampf: mir taten sie nie was zuleide.

Und er ist es auch nicht, der sie befreit. Zwar die Ilias schliesst für uns mit der bedeutsamen Zusammenkunft des Helden und des Troerkönigs; erst aus späteren Quellen erfahren wir das weitere. Er kann die Geraubte nicht befreien: ihm hat es eine Tochter des Troerkönigs angetan, Polyxena, in deren durchsichtigen Namen wir die Todesgöttin erkennen. Diese Liebe wird für ihn verhängnisvoll. — Und wenn wir nicht ferner wüssten, dass die Spartaner Agamemnon als Zeus verehrten, und dass nach einer festen Sage Achill mit Helena vereint auf den Inseln der Seligen wohne — es würde uns schwer fallen, in der homerischen Fassung die Ursage zu erkennen.

Diese homerische Fassung wurde nun die verbreitetste in Hellas. Es kam dem Dichter nicht darauf an, durchaus die ursprünglichen Züge festzuhalten; seinen Fortsetzern noch weniger. Ich habe bereits erwähnt, dass nach der ursprünglichen Dichtung Helena als gewaltsam geraubt

erscheint; doch später erschien es weit dankbarer, den physischen Zwang durch einen psychologischen zu ersetzen. Helena hat sich rauben lassen: Aphrodite hat sie betört. Und so lebt sie in Troia, ihrem neuen Gatten untertan, scheel angesehen von dem ganzen königlichen Haus, dem sie den Krieg als Mitgift gebracht hat ... nur Priamos selber ist wie „ein Vater stets gütig“ gegen sie, und auch ihr heldenhafter Schwager Hektor steht zu gross da, um durch Scheltreden die Tiefgebeugte und Reuige vollends in den Staub zu treten. Helena, die reuige Sünderin — das ist das Bild, das wir aus den späteren Gesängen der Ilias gewinnen.

Als solche konnte sie in ganz Hellas auf Teilnahme und Interesse rechnen — nur in ihrer Heimat, nur in Sparta nicht. Sparta kannte die Zeustochter Helena als Göttin — im benachbarten Therapne stand ihr Heiligtum, und manches Wunder wurde auf ihr Eingreifen zurückgeführt. Nicht nur, dass ihre Flamme den Schiffern bei Gewittern als ein rettungverheissendes Zeichen auf der Mastspitze erschien — „Helenas Feuer“ lebt noch heute, christlich umbenannt, als „St. Elmsfeuer“ nach — auch persönlich erwies sie sich den Hilfesuchenden hold. Eine hübsche Geschichte von ihr erzählt Herodot. Einem vornehmen Spartaner war ein Töchterchen geboren worden, ein Kind von äusserster Hässlichkeit. Beide Eltern waren unglücklich darüber; die Wärterin, von stiller Hoffnung geleitet, trug es täglich ins Heiligtum der Helena nach Therapne und flehte die Göttin an, dem Kinde die Missgestalt zu nehmen. Eines Tages nun, wie sie gerade den Tempel verlassen hatte, trat eine hohe Frau auf sie zu. „Was trägst du auf dem Arm?“ — „Ein Kind.“ — „Zeig es mir.“ — „Nein, das darf ich nicht, die Eltern haben es verboten.“ — „Tu's dennoch.“ Das Wort muss wohl zu gebieterisch geklungen haben; die Wärterin wagte es, das Tuch zu lüften, das die Schande der Eltern vor der Welt verbarg. Die Fremde aber streichelte das Kind und sagte: „Das wird dereinst das schönste Mädchen in Sparta werden.“ — Und so wurde es auch.

Das war die Göttin Helena. Und die sollte einst als reuige Sünderin in Troia gesessen haben, angstvoll sich vor dem Zorne des Volkes bergend und mit noch grösserer Angst dem Tag der Entscheidung entgegensehend? Das wollte man nicht glauben. Aber wo war die Autorität, die den grossen Sänger der Vorzeit Lügen strafen konnte? Eine solche Autorität gab es: es war Delphi, die geistige Vormacht Griechenlands während der Jahrhunderte, die der Erhebung Athens vorausgingen. Delphi konnte Helena dichterisch retten, denn ein grosser Dichterkranz stand ihm zu Gebote — alle, welche die lyrische Poesie der Griechen ausbauten; und Delphi wollte es auch tun, denn es war Sparta hold. Wie es aber geschah, darüber wird uns folgendes erzählt:

Ein Dichter des griechischen fernen Westens, mit seinem Sängernamen Stesichoros genannt, hatte den Helenastoff nach homerischem Vorbild in Balladenform bearbeitet und die Heldin als Treulose, Männerumbuhlte hingestellt; bald darauf verlor er die Sehkraft. Da nahte ihm

ein wunderbarer Gast aus dem Eiland, auf dem Achill mit Helena ein seliges Leben führend gedacht wurden; die Blindheit, sagte er, wäre die göttliche Strafe für den Frevel, den der Dichter an Helena begangen hätte. Stesichoros ging in sich und dichtete seine berühmte „Palinodie" — die erste dieses Namens, einen echten „Widergesang". Auf die Ursage freilich, die ihm selber schwerlich bekannt war, konnte er nicht zurückgreifen; es galt dem homerischen Pfad möglichst treu zu bleiben und dabei doch die Ehre der Heldin fleckenlos zu erhalten. Dazu bot sich ein delphisches Hausmittelchen ungezwungen dar — das Motiv des Trugbilds. Helena ist nicht dem Paris nach Troia gefolgt — die Götter haben sie nach Ägypten entrückt und an ihre Stelle ein Trugbild geschaffen, das sich denn auch vom Entführer gehorsam rauben liess. Zehn Jahre lang wurde um des Trugbilds wegen Krieg geführt; auch Menelaos merkte den Irrtum nicht, als er nach Eroberung der Stadt die falsche Helena in die Arme schloss. Doch auf der Rückfahrt fügte es sich, dass sein Schiff von den Winden nach Ägypten verschlagen wurde; da trat ihm seine echte Gattin rein und treu entgegen, das Trugbild aber zerfloss in die Luft, aus der es geschaffen war.

Also die „Palinodie" des Stesichoros; ihre Nachklänge finden wir bei Herodot und Euripides, viel Einfluss hatte sie trotzdem nicht; als die Zeit der politischen Mythologie vorbei war — und das geschah um die Wende des vierten Jahrhunderts, als Griechenlands Freiheit verloren ging — da trat die reine Poesie wieder in ihre Rechte. Die reine Poesie, allerdings — rein nicht nur von politischer, sondern auch von ethischer Tendenz. Die ethische Dichtung des fünften Jahrhunderts hatte das frevelnde Paar Paris und Helena mit der Schmachkrone belohnt und dafür dem gekränkten Gatten ihre Teilnahme zugewandt in Worten, die ihresgleichen in der Literatur suchen. (Aesch. Ag. 391 ff., Droysen.)

> ... Doch er, beschimpft, sonder Zorn, sonder Vorwurf, schweigend,
> Süssträumend, die er verlor, zu schau'n, —
> Er wähnt voll Sehnsucht, der Meerflücht'gen Geist
> Walte noch, wie sonst, im Haus.
> Schöngemeisselter Bilder
> Anmut ist ihm zuwider;
> Seines Auges verlor'ne Lust
> Aller Liebe Verlust ihm!
> Und traumverwebt, trauerreich umschweben
> Gestalten ihn, seines Grams wunderholdes Trugspiel.
> So trughaft, wenn du Liebstes wähnst zu schau'n,
> So flüchtig deinen Händen entfloh'n,
> Verfliegt, verschwindet dir mit leisem Flügel
> Dein Traumgesicht weit in Schlafes Weiten.

Jetzt wurde es anders. Die romantische Poesie der Nachblüte wandte sich ab vom verlassenen König und sparte alle ihre Kränze für den kecken Jüngling, der um der Schönheit willen Macht und Weisheit dahingegeben hatte. Paris war der Held der alexandrinischen Poesie; an ihn schossen die gesprengten Elemente der Ursage an, so dass er

geradezu an die Stelle des ursprünglichen Achill trat. Und noch in anderer Hinsicht war die alexandrinische Romantik die Synthese der früheren Poesie; hatte die Zersplitterung des hellenischen Volkes zu einer Brechung der himmlischen Jungfrau und des Übermenschen geführt — wir haben das Paar als Herakles und Deianira, als Achill und Helena, als Jason und Medea, als Meleager und Atalante kennen gelernt — so sammelten sich nun die gebrochenen Strahlen zu einem, wenn auch nicht mythologisch so doch poetisch, einheitlichen Bilde. Das Bild aber sah also aus:

Als Paris zur Welt kommen sollte, träumte seiner Mutter, sie brächte einen Brandscheit zur Welt, der das ganze Haus in Flammen setzt ... ich unterbreche die Erzählang nicht gern mit gelehrten Notizen, muss aber doch betonen, dass der Brandscheit aus der Meleagersage stammt. — Infolgedessen lässt ihn sein Vater Priamos aussetzen; durch ein Wunder gerettet, wächst er in den Wäldern der Ida zum Jüngling heran. Dort, als junger Hirt die Herde seines unerkannten Vaters weidend, fesselt er durch seine Schönheit eine Nymphe des Ortes, Oenone ... Auch hierzu eine Notiz: Deianira, die Jungfrau der Heraklessage, wird uns Tochter des Oeneus genannt, und nichts anderes als „Oeneustochter“ will auch der Name Oenone besagen. Im übrigen ist sie zauberkundig wie Medea und eine Jägerin wie Atalante; sie pflegt liebevoll den jungen Königssohn, verrät ihm seinen hohen Ursprung und unterweist ihn in allem Wissen; als echter Waldknabe führt er mit ihr ein glückliches Leben in den Schluchten der Ida, bis die Stunde des Verhängnisses kommt. Er wird zum Richter auserwählt in dem Schönheitsstreit der drei Göttinnen; und seit er die göttlichen Gestalten gesehen, verblasst in seinen Augen die Anmut seiner Waldesbraut. Er sehnt sich nach der Verheissenen, die das irdische Abbild der Aphrodite ist; traurig gibt ihm Oenone das Geleit zu seiner Meerfahrt, deren unheilvollen Ausgang sie ahnt. Sie lässt ihn ziehn: „in höchster Not“, sagt sie ihm beim Abschied, „kehre zu mir zurück.“

Das war das Idyll; es folgt das Epos. Wir kennen es alle: Paris zieht nach Sparta, wird von Menelaos freundlich aufgenommen, lohnt ihm die Gastfreundschaft mit dem Raube seiner Gattin, bringt seinen Eltern Helena als unheilvolle Schwiegertochter ins Haus. Wie gründlich sind doch die Rollen vertauscht! Wie Paris an die Stelle des Helden der Ursage getreten ist, so hat Helena ihren Platz an Oenone abgetreten und ist zu jener Erdenbraut geworden, die den Helden zum Treubruch verleitet und die Ursache seines Untergangs wird. — Es entbrennt der troianische Krieg; zehn Jahre tobt er, hüben und drüben fallen die besten Helden, zuletzt ist Paris der einzige Hort der belagerten Stadt. Kein Lebender kann ihm widerstehen — ein Toter ist es, der ihm zum Verhängnis wird, Herakles, der schon einmal, zu seiner Ahnen Zeit, seine Heimat erobert hatte. Fern auf Lemnos weilt der Mann, der den sichertreffenden Bogen des Herakles spannen und seine giftgetränkten Pfeile versenden kann; er wird geholt, und die Stunde der Vergeltung ist da.

Das Epos ist zu Ende; das Drama beginnt. In blutiger Schlacht empfängt Paris die entscheidende Wunde vom Pfeile des Herakles. Er weiss, was das bedeuten will: in höchster Not gedenkt er der treuen Freundin seiner glücklichen Jugend. Wieder umfängt ihn der Waldesschatten der Ida; ein Waffengenosse eilt voraus in die kühle Grotte, in der Oenone ihre zehn Witwenjahre vertrauert hatte. Nun kann sie kommen; der Todespfeil hat ihr das Anrecht auf den Gatten wiedergegeben. Ob sie aber auch kommen will? Zu mächtig ist das Gefühl der Kränkung in der Verlassenen; mit bösem Wort entlässt sie den Boten, der dann dem Todeswunden die trostlose Nachricht bringt. Doch bald darauf hat sie die Reue übermannt ... sie verlässt ihre Behausung, eilt zur Stätte hin, wo sie den treulosen Freund wiedersieht. Es scheint zu spät: entseelt liegt er auf der harten Erde ... Nicht zu spät für Oenone und den Zauber, über den sie gebietet. Sie zwingt die kaum erst entflohene Seele in den starren Leib zurück, schon atmet die Brust, schon röten sich die Wangen, ein dankbares Lächeln umspielt den Mund, die Lippen regen sich, sie flüstern ein Wort — Oenone lauscht in qualvoller Spannung — es ist ein Name: der Name „Helena" ... Zornig springt die Retterin auf; Paris sinkt in die Arme des Todes zurück, aus denen ihn nunmehr niemand befreien kann.

Es ist Nacht; die wenigen Genossen, die der Spur des Helden gefolgt waren, die Hirten und Jäger des Ortes machen sich auf, ihm einen Holzstoss zu schichten. Es fallen die Tannen der Ida; der Holzstoss ragt, der letzte Hort Ilions hat seine Ruhestätte gefunden. Da, als die Flammen bereits seinen Leib umfangen hatten, tritt ein verschleiertes Frauenbild aus dem Walde hervor. Zum letzten Male nähert sich Oenone dem Geliebten; diesmal, um seinen Tod zu teilen.

Das war die letzte Ausgestaltung der Helenasage bei den Griechen; wer sie gegeben hatte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, vermutlich Kallimachos, das Haupt der romantischen Schule. Wir kennen sie nur aus abgeleiteten Quellen, unter denen ein Spätling, Quintus von Smyrna, an erster Stelle zu nennen ist.

Wir werden wohl nicht anstehen, dieser romantischen Helenasage das Attribut der „schönen" zu belassen; es wäre auch nicht wunderbar, wenn neben ihr die naive homerische Büsserin manchem blass und farblos erschiene. Und doch — sieht man genauer hin, so ist es das Trugbild der Helena, das die Götter den Dichtern und Künstlern ausgeliefert hatten; sie selbst hatten sie an den raumfernen Ort entrückt, bis „der ewigen Götter Ende ewig aufdämmern" würde ... Wohin, das wissen wir bereits: zu den Müttern.

Und sie kam allmählich heran, die Götterdämmerung; der längst besiegte Osten schickte seine Heerscharen, den siegreichen Göttern den Haft der Welt zu entreissen. Es ging dabei wundersam zu. Ein uralter Wettstreit im Jordanland zwischen Juda und Israel, Jerusalem und Samaria, Sion und Garizim — er erneuerte sich in grossem Massstabe auf der Weltbühne, deren Mittelpunkt Rom war. Simon der Samarite zog westwärts, ein neuer Paris, die Weisheit und Schönheit der hel-

lenischen Kultur zu gewinnen ... doch nein, wir drücken uns zu abstrakt aus: was er gewinnen wollte, war Helena. Er trat an die Stelle des Übermenschen, um mit Hilfe der himmlischen Jungfrau den Göttern ihre letzten Schlachten schlagen zu helfen. Simon und Helena — das ist das zauberkräftige Paar, das den Jüngern Christi kämpfend entgegentrat: „Helena selber will er von den obersten Himmeln der Welt zurückgegeben haben, die Herrin, die allwirkende Wesenheit und Weisheit, um derentwillen die Hellenen und die Barbaren einst gekämpft hatten ... um ein Trugbild der Wahrheit; denn die wahre war damals beim obersten Gotte." Die Worte, die ich soeben zitierte, stammen aus einem hochbedeutsamen Buche, dem ersten Romane der Christenheit, den die Tradition dem Schüler Petri beilegt, Clemens, dem zweiten Papste von Rom. Dieser war der Sohn eines vornehmen Römers, genannt Faustus; sein Bruder Faustin war, durch eine jüdische Proselytin Justa aufgezogen, zuerst dem jüdischen Glauben gewonnen worden, dann aber in die verderbliche Gesellschaft des Magiers Simon geraten, der ihn beinahe um sein Seelenheil gebracht hätte; zuletzt triumphiert doch Christus. Aber es kostet einen gewaltigen Kampf; Simon ist alles Zaubers kundig, „falsch Gebild und Wort" stehn ihm willig zu Gebot; um die Brüder empfindlich zu treffen, weiss er ihres Vaters Faustus Gestalt zu verwandeln, dass ihn alle, Söhne und Gattin eingeschlossen, für Simon ansehen ...

Das sind die „Homilien" des Clemens. Ihr künstlerischer Wert ist gering; wer aber die Idee von der Einkleidung loszulösen weiss, der wird den Seherblick bewundern, mit dem hier Helena als Symbol der griechischen Schönheit und Bildung auftritt in dem äussersten Kampf, der um die griechischen Götter gekämpft worden ist. Nun, es wurde bald still um sie; unter dem Banner des Kreuzes ging die Menschheit in die Werdezeit des Mittelalters ein; Helena kehrte auf lange zu den Müttern zurück.

Trotzdem blieben die Homilien des Clemens ein im Mittelalter vielgelesenes Buch; man erbaute sich am Geschicke des Gottsuchers Faustin, der im Judentum aufwächst, dann dem Magier und seiner Helena verfällt und zuletzt von Christo erlöst wird; aber es fand sich keiner, der diese mächtigen Wertstücke gestalten konnte; dazu war die Zeit noch nicht reif.

Sie wurde reif, als die alten Götter erwachten. Die Renaissance drang siegreich in Florenz ein an den glänzenden Hof der Medici; dort von Savonarola zu Grabe getragen, entfaltete sie in Rom ihre Herrlichkeit ... es schien eine Zeitlang, als habe Simon der Magier selber, der grosse Gestaltenwandler, den Stuhl des Petrus und Clemens bestiegen als Alexander VI. Borgia. Und nördlich der Alpen drang sie vor, überall die Freiheit der Persönlichkeit entfesselnd, überall dem Menschen das stolze Recht zusprechend, mit eigenen Kräften nach der Vollkommenheit zu streben, nach Wahrheit, Tugend und Schönheit. Das war der deutsche Humanismus. — Grollend trat ihm der altchristliche Geist entgegen: m i t e i g e n e n K r ä f t e n nach Wahrheit,

Tugend und Schönheit streben? Wo bleibt dann die Gnade, die Sündenvergebung? Es gab einen neuen, erbitterten Kampf: die Reformation schlug den Humanismus zu Boden. Nun wurde mit einem Male die alte Legende verständlich: Faustin der Gottsucher, Faustus der Verwandelte — das war der Held der neuen Zeit; dass sich zu dem alten Namen ein Träger fand in der Gestalt eines „schwäbischen Gauners“, mag die Erweckung der Sage beschleunigt haben, ist aber im übrigen ohne Belang. Also: Faustus heisst der Mann, der sündhaft nach der Vollkommenheit strebt; dadurch kommt er in die Gewalt des bösen Feindes, des Gestaltenwandlers, der ihm das Ziel seiner Wünsche in Helena vorgaukelt; Faust und Helena sind von nun ab ein unzertrennliches Paar. Und beide gehören der Hölle an: der Geist der Reformation ist ein strenger Geist, in ihrem Himmel ist für den Übermenschen kein Platz.

Soweit das Volksbuch von Dr. Faust. Es wurde von nun an nicht mehr vergessen; aber die Existenz, die es im reformierten Deutschland führte, war doch eine recht schemenhafte. Die alten Götter hatten keinen dauernden Sieg nördlich der Alpen errungen; von der Faustsage fanden nur die Zauberstücklein des Puppenspiels rechten Anklang im Volke. So ging das 17. Jahrhundert hin, so über die Hälfte des 18. Da wurde es anders.

Die Geister der Renaissance waren nicht tot: sie hatten nur geschlummert, des Tags gewärtig, da sie ins Leben treten sollten. Es ging wohl bunt her, als es geschehen sollte: die Schwarmgeister der Sturm- und Drangzeit lärmten um die Wiege der neuen Götter, wie dereinst, nach der kretischen Sage, die Kureten um die Wiege des Kindes Zeus. Allmählich aber rang sich die neue Idee zum Dasein durch — die Idee des neuen, des dritten Faust, der sich in ehrlicher, eigener Arbeit die Vollkommenheit gewinnen will. Und das war zugleich die letzte Erscheinung der Helena, die auch hier, ihrer alten Bestimmung treu, dem Übermenschen helfend und fördernd, zielsetzend und wegweisend zur Seite steht. Faust, der böse Feind, Helena — sie sind wieder beisammen, die Gestalten des Volksbuches; aber eins ist anders geworden. Es gilt nicht mehr als selbstverständlich, dass Faust der Hölle anheimfällt; aus dem Munde der Engel schallt ihm das Wort entgegen: wer ehrlich strebend sich bemüht, den können wir erlösen.

Das war die Erkenntnis Goethes. Ob sie lange die Erkenntnis des 20. Jahrhunderts bleiben wird, steht dahin; möglich, dass Sturmwolken sie wieder verhüllen. Das wird traurig sein für diejenigen, die diesen Sturm erleben und nicht überleben werden, aber die Menschheit als solche darf ihrer Zukunft sicher sein. Mag es noch so nahe scheinen, das Ende dessen, was nie enden soll — früher oder später wird sie doch, als der Vorbote einer neuen Sonne, Helenas Feuer leuchten sehen.

Kleinkaufmann und Warenhaus.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Noch in keiner Zeit hat sich die Bevölkerung so stark zum Beruf des Kaufmanns gedrängt, wie in den letzten Jahrzehnten. Die nächste Berufsstatistik wird uns ein ganz unverhältnismässiges Anschwellen der im Handelsgewerbe beschäftigten Personen zeigen. Da es aber noch mindestens 2 Jahre dauern wird, bis die neuen Ergebnisse hergestellt und verarbeitet sind, so bleibt uns heute in diesen wie in ähnlichen Fragen nichts anderes übrig, als auf die beiden früheren Zählungen von 1882 und 1895 zurückzugreifen. Dieselbe Tendenz, die jetzt nach allgemeiner Beobachtung vorherrscht, war schon damals stark bemerkbar. Wir geben die Zahlen aus den süddeutschen Staaten. Es waren im Handelsgewerbe tätig:

	1882	1895
Bayern	172000	249000
Württemberg	50000	70000
Baden	50000	75000
Hessen	31000	46000
Elsass-Lothringen	52000	63000
Sa.	355000	503000

Das heisst: während die Zahl aller Erwerbstätigen überhaupt in Süddeutschland von 4872000 auf 5476000 wuchs, also um etwas über 12%, stieg die Zahl der kaufmännisch Beschäftigten um fast 42%! Ein Viertel des ganzen Zuwachses an Erwerbstätigen wurde kaufmännisch. Und diese merkwürdige Erscheinung ist keineswegs auf Süddeutschland beschränkt. Es gibt norddeutsche Gebiete, in denen sich das fast gewaltsame Drängen zum Handelsstand noch sprunghafter zeigt als im Süden, ganz abgesehen von den Seehandelsplätzen, die ihre eigene Geschichte haben.

Was ist die Ursache dieser Erscheinung?

Die nächste Erklärung liegt darin, dass in der Tat das Bedürfnis nach Kaufleuten stärker wächst als die Bevölkerung, da die Quantität der zu verhandelnden Waren schneller anschwillt als die Zahl ihrer Hersteller. Auf den Kopf jedes einzelnen Kohlenarbeiters, Spinners oder Tucharbeiters kommen im Jahre 1895 mehr Meter und Zentner als 1882 und heute wieder mehr als damals. Alle Arbeit, auch die landwirtschaftliche wird intensiver. Und in demselben Masse wächst der Verbrauch. Es wird auf den Kopf mehr gegessen, getrunken, gekauft als früher. Wenn also im Handel keine Arbeitsersparnis eintritt, so braucht er mehr Menschen, um diese grösseren Mengen zu disponieren. Aber die Tatsache selber, dass der Handel die Steigerung zur grösseren Intensität nicht mitmacht, muss zu denken geben. Warum bleibt er im Tempo zurück? Ist gerade er, gerade der Handel am wenigsten anpassungs-

fähig, während man doch sonst sagt, er sei so biegsam, schmiegsam, gewandt und gelehrig?

Der Handel ist biegsam und gelehrig! Von welchem Handel gilt das? Von dem Handel, den der eigentliche Kaufmann treibt! Das aber, was die Statistik als Handelsgewerbe bietet, umfasst sehr verschiedene Arten von Handelstätigkeit. Es enthält die modernsten, besten Formen des Geschäftes, aber auch die ganze Menge hilfloser Krämerei, die heute noch wie eine böse Dornhecke zwischen Produzent und Konsument liegt. Diese ist es, deren Arbeit nicht intensiver wird. Gegenüber dieser Schicht ist Bauerntum und selbst Handwerk fortschrittlich. Das macht, weil jeder glaubt, Kaufmann sein zu können, der eben imstande ist, eine Ladenmiete zu zahlen oder ein Zimmer in einen kleinen Schauladen umzugestalten. Die niedere Kaufmannschaft ist heute das ungelernteste Gewerbe, das es gibt. Wer irgendwo verkracht ist, fängt einen Kram an. Die Handelsreisenden bauen ihm ihre letzten Waren auf seine geborgten Regale. Das ist es, worunter der bessere Kaufmann leidet. Er hat die minderwertigste Konkurrenz. Man denke doch, was sich alles Zigarrenhändler nennt, ohne eine Spur Warenkenntnis zu haben, wer alles den Vertrieb von Nahrungsmitteln in die Hand nimmt, ohne Kunde und ohne eigentliche Reellität! Die kleinen Geschäfte schiessen überall in die Höhe. Jeder städtische Neubau bringt neue Ladenräume und in jeden Laden zieht irgendein Mensch, der vom Verbrauch der übrigen leben will. Einer zerbricht da und verliert seine paar Groschen, aber ein anderer schiebt sich an seine Stelle, und die Preise aller Waren müssen für diese Kleinhändler beim Einkauf unverhältnismässig hoch sein, weil unverhältnismässig viel unsicherer Kredit das ganze Kleingeschäft durchzieht. Nicht jeder kleine Kaufmann gehört zu der jetzt beschriebenen Sorte, denn auch die Tüchtigsten fangen klein an, wenn sie wenig Geld haben, aber die Masse der kleinen Verkäufer sind volkswirtschaftlich eine Last für die Gesamtheit. In 70% aller Handelsbetriebe sind 5 Personen und weniger beschäftigt. Das muss nicht so sein, aber es ist so. Die Arbeit, die von einem Geschäft geleistet werden könnte, verteilt sich auf zwei oder drei. Hier werden volkswirtschaftliche Kräfte einfach vergeudet.

Wir sagten eben, dass 70% aller deutschen Handelsbetriebe Kleinbetriebe sind. In Süddeutschland sind es noch mehr; in Bayern 77%, in Württemberg 77%, in Baden 71%, in Hessen 73%, in Elsass-Lothringen 77%. Die höchste Höhe der Kleinkrämerei erreichen das Ländchen Hohenzollern und die Pfalz mit 87% und 84%. Es ist also die Frage des überflüssigen kleinen Handels in besonderem Sinn eine süddeutsche Frage. Soll man ihn schützen, pflegen, oder soll man ihn gehen lassen, wie es von selber gehen will, oder ihn absichtlich verkleinern, verderben?

Das ist die alte „Mittelstandsfrage“, aber sie taucht hier in ganz besonderer Weise auf, denn hier dreht es sich nicht um ein an sich zurückgehendes Gewerbe wie bei vielen alten Handwerken. Der Handel geht keineswegs zurück, ist nur mit allzuviel Menschen überladen.

Nicht die Maschine zerstört den kleinen Handel, nicht das Warenhaus an sich, nicht der Konsumverein für sich, so sehr man auch auf diese alle schelten mag, der kleine Handel zerstört sich am meisten selbst durch massloses Wachstum seiner Teilnehmer. Nur weil er durch diese Masslosigkeit des Menschenzustroms in sich selbst krank geworden ist, fällt er der Konkurrenz jeder gut organisierten Form grösseren Handels zum Opfer. Man denke sich, dass alle Wünsche der Mittelstandspolitiker erfüllt, dass die Warenhäuser zu Tode besteuert und die Konsumvereine zum Sterben kontrolliert seien, was würde dann das Bild sein? Alle die tausend und abertausend Kleinhändler würden sich noch immer gegenseitig das Brot wegnehmen und würden täglich an Zahl zunehmen. Und dann erst würde der Kleinhändler wissen, wer sein bösester Feind ist. Will also der Kleinhandel auf alter Zünftlergrundlage etwas für sich fordern, dann mag er sagen: wir wollen eine Begrenzung unserer Ziffer wie es in verschiedenen Landesteilen die Gastwirte haben oder fast überall die Apotheker! Das würde an sich kein schlechter Plan sein, wenn er im Zeitalter des Verkehrs möglich wäre. Allein schon die Tatsache, dass der Versendungshandel nicht verboten werden kann, lässt jeden derartigen Mittelstandstraum als vergeblich erscheinen. Aber die Frage bleibt: wohin soll es führen, wenn im Jahre 1882 auf 100 Einwohner ein Handelsbetrieb kam, im Jahre 1895 aber schon auf 82? Es müssen Ausschaltungen gemacht werden! Entweder die Polizei schaltet aus oder die Unbarmherzigkeit der freien Konkurrenz. Was ist das bessere? Beides ist im Laufe der Geschichte probiert worden und der zweite Weg hat sich für unsere Verhältnisse tatsächlich als der bessere erwiesen. Es liegt Gesundung im unbarmherzigen Spiel der Kräfte. Die tüchtigen Kleinkaufleute können selbst nichts anderes wünschen als eine bitterharte Durchschüttelung ihres Berufes, bis die faulen Äpfel vom Baume gefallen sind. Und diese Durchschüttelung besorgt das Warenhaus. Es tötet den mittleren und kleinen Handel nicht, aber erschwert dort, wo es besteht, denen das Geschäft, die ohne Warenkunde und kaufmännische Schulung handeln wollen. Gewiss, auch ein reeller, gelernter Mann im mittleren Geschäft geht einmal durch das Warenhaus zugrunde. Kein Gesetz wirtschaftlicher Auslese arbeitet ganz reinlich. Im ganzen aber kann man annehmen, dass die unsichersten Auchkaufleute ausgemustert werden. Deshalb gibt es auch vom Standpunkte vernünftiger Mittelstandspflege aus kein falscheres Beginnen als den Krämerstand absolut schützen zu wollen, ohne doch seine Zahl begrenzen zu können. Da man die Zahl nicht begrenzen kann, muss man die natürliche Verdrängung eines Teiles von ihr geradezu wünschen, damit der bessere Teil überhaupt leben kann. Ganz pünktlich arbeitet ja freilich auch in anderer Hinsicht diese Auslese darum nicht, weil sie die allerunterste und allergeringste Schicht zu wenig trifft. Das aber ist nicht zu ändern. Vom Verbrauch derer, die gar keinen regelmässigen Bedarf haben, kann ein geregelter Handel nicht bestehen.

So wunderlich mischen sich im Kampf ums Dasein die Verhältnisse,

dass unter Umständen die wirtschaftliche Härte das einzige Mittel zur Besserung ist. Alle Untugenden, von denen der mittelalterliche Handel voll war, und von denen noch heute der orientalische Handel überfliesst, haben sich in kleiner und ängstlicher Gestalt im ungelernten kleineren Handel erhalten. Hier gibt es unter Umständen noch falsches Gewicht, beabsichtigte Täuschung, unsichere Preise, um die erst noch gefeilscht werden muss, hier ist das Borgen zu Hause und oft die Unsauberkeit. Diese Untugenden hat der grössere Handel nicht, und zwar nicht deshalb, weil seine Inhaber moralischer sind, sondern weil einfach das grössere Geschäft alle diese kleinen Künste und Mängel auf die Dauer nicht verträgt. Das Warenhaus kann nur bei Barzahlung bestehen und ist schon darum bei seinem Eindringen in den Handel eine erziehende Macht. Es überlässt den andern Händlern die Wahl, ob sie sich als Spezialgeschäfte für schlechte Zahler auftun wollen oder dasselbe System wählen. In vielen Provinzialstädten beginnt erst von dem Tage an ein wirklich kaufmännischer Betrieb, an dem die neue Konkurrenz aufgetaucht ist. Man sieht es den Schaufenstern an, dass jetzt gearbeitet wird. Und von da an, wo der Kleinkaufmann selber schafft, rechnet, lernt, wo er intensiv wird, ist er keineswegs rettungslos der schwächere Teil gegenüber dem Warenhause. Gerade im Handel mit dem Publikum tut die Persönlichkeit eines tüchtigen Kaufmannes grosses. Das Warenhaus ist und bleibt unpersönlich, der richtige Platz für Massenartikel, keine eigentliche Heimat für Dinge, die mit Geschmack und Besonderheit ausgesucht werden. Mögen auch allererste Warenhäuser wie Wertheim bis zum feinsten Luxushandel vorschreiten, das Durchschnittswarenhaus bleibt bei aller Fülle von Dingen etwas unfein in seiner Leistung. Wie oft klagen Damen über die Gleichgültigkeit der Verkäuferinnen oder Verkäufer, denen das Eigeninteresse fehlt! Hier hat der kleine, tüchtige Kaufmann einzusetzen. Er wird mitten in der Neuzeit nicht versinken, was aber versinkt, ist das Geschäft, das in keiner Richtung mehr leistet, als das Warenhaus.

Was aber wird dann aus den Menschen, die sich jetzt ohne alle Kenntnisse und Fertigkeiten in den Handel drängen? Irgend etwas müssen sie doch tun. Und irgend etwas werden sie auch tun können, solange wir gute allgemeine Wirtschaftsverhältnisse haben. Wir haben in den letzten Jahrzenten einen solchen Bedarf an Menschen gehabt, dass wir nicht nur allen unsren Nachwuchs in Arbeit stellen konnten sondern auch Ausländer in grosser Zahl hereingezogen haben. Immer entsteht neuer Bedarf, aber freilich in abhängigen Stellungen. Das ist der schwierige Punkt. Viele Leute werden deshalb Händler, weil sie nicht abhängig werden wollen. Der alte ehrenwerte Selbständigkeitstrieb des früheren Wirtschaftswesens sträubt sich gegen den Unterordnungsgeist des heraufkommenden Zeitalters. Das ist einer der tiefsten Gründe des unnatürlichen Anwachsens selbständiger Kleinkaufleute. Man fürchtet, sich sozial zu degradieren, wenn man in bezahlte Stellung geht oder in ihr bleibt. Aber so menschlich ehrenvoll doch dieser Trieb ist, er stösst sich an der harten Wirklichkeit. Die

neue Zeit schafft Platz für abhängige Menschen. Das ist ihr unveränderlicher Charakter, den wir zunächst als Tatsache hinnehmen müssen. Wir haben gar keine Möglichkeit, den Prozentsatz freier Wirtschaftspersonen willkürlich zu vergrössern. Was wir können, ist nur, die Lage der Abhängigen zu bessern und mit Garantien persönlicher Freiheit zu umgeben. Das ist unsere sozialpolitische Aufgabe. Je mehr Fortschritte wir in dieser Hinsicht machen, desto eher werden sich die Personen, die heute einen verzweifelten Kampf um ihre wirtschaftliche Eigenexistenz führen, in das Gebiet der neuen Organisation hineinstellen können. So lange der abhängige Mensch ein sozial gedrückter Mensch ist, wird das Streben mit Hingabe des letzten Restes an Arbeit und Kraft etwas eigenes anzufangen, nicht aufhören.

Und hat nicht die Frage auch noch eine ganz andere Seite? Wir haben bisher von den Personen des Handelstandes gesprochen, aber noch nicht von den Käufern. Diese Käufer sind das ganze Volk, die Mehrzahl des Volkes aber lebt vom Lohn. Sie trägt ihr erarbeitetes Geld zum Kaufmann. Jede unnötige Verteuerung der Ware oder unnötige Verschlechterung der Qualität ist ein Abzug am Einkommen der von knappem Verdienst lebenden Menge. Ist es recht, dass der Kleinhandel so zunimmt, dass er als Druck auf den Beutel der Arbeiter empfunden wird? Der Arbeiter kann gar nicht anders als sich seinen eigenen Warenvertrieb in der Form von Konsumvereinen herstellen, wo nicht das Warenhaus die Steigerung kaufmännischer Intensität bereits herbeigeführt hat. Konsumverein und Warenhaus sind Parallelerscheinungen. Dort wo in einem Handelszweig das Warenhaus sitzt, wird sehr schwer der Konsumverein aufkommen und umgekehrt. Beide aber finden dort ihre Grenze, wo der sonstige Handel auf der Höhe und nicht von überzähligen Personen überbesetzt ist. Die Gefahr, dass aller Handel von den Grossbetriebsformen an sich gerissen wird, liegt in der Gegenwart nicht vor. Dafür ist der Zustand in England ein deutlicher Beweis. Dort, wo die Konsumvereine eine hohe Ausbildung und lange Geschichte haben, ist es ihnen doch nur gelungen ein knappes Siebentel der kaufenden Bevölkerung zu umfassen. $^6/_7$ der Käufer ist frei für den privaten Handel, ein genügend grosser Bestandteil, um nicht in helle Angst zu geraten. Der beste Schutz aber für diesen Handel ist, dass er sich selber reformiert und säubert und damit seiner volkswirtschaftlichen Aufgabe gerecht wird.

Rundschau.

*

Die Kunst zu schweigen.

Die Kunst des Schweigens, in der Diplomatie des Alltaglebens längst als ein ebenso feines als wirksames Mittel anerkannt und geschätzt, ist in unserer literarischen Kritik bis jetzt noch nicht durchgedrungen. Der Tagesschriftsteller, der Journalist im engeren Sinne betrachtet das Zurückhalten mit der eigenen Meinung als Zeichen von Schwäche oder Unwissenheit, und da er sich unter allen Umständen verpflichtet fühlt, zu den Starken und zu den Wissenden zu gehören, so redet er zehnmal eher über Dinge, von denen er nichts versteht, oder die der Rede gar nicht wert sind, als daß er sich einmal selbst zum Schweigen verurteilt. Das sind nun freilich gar bekannte Dinge, an denen sich schwerlich etwas ändern läßt, solange das liebe Publikum mit diesen Zuständen zufrieden ist. Leider nimmt auch die ästhetische Kritik bei ihren engen Beziehungen zur Tagespresse daran teil. Es kommt in unsrem Zeitalter nur noch sehr selten vor, daß wirklich bedeutende Erscheinungen totgeschwiegen werden: desto häufiger ereignet es sich, daß unbedeutende lebendiggeredet werden. Bei einzelnen Kritikern hat sich das Bedürfnis, neue Talente oder gar Genies zu entdecken, zu einem förmlichen Sport entwickelt. Das Heer der Gedankenlosen pflegt dann den Chorus zu bilden, und der äußere Erfolg eines Buches ist fertig: die Nation hat — zum mindesten auf einige Jahre — wieder einmal einen großen Dichter. Gegen diese Krankheit des Jahrhunderts ist die vernünftige Minderheit ebenso ohnmächtig wie gegen den Unfug literarischen Cliquenwesens und Freundschaftsdienstes. Aber die Opposition hat wenigstens eine Waffe in der Hand: die Kunst zu schweigen. Einem Buche nützt oft genug schon die bloße Tatsache, daß viel darüber geschrieben wird. Ganz folgerichtig wird die Neugier des Publikums mehr auf ein Werk gespannt, an das ganze Spalten des Tadels verschwendet werden, als auf ein solches, das mit wenigen Zeilen gedrängten Lobes abgetan wird. Heutzutage entscheidet ja vielfach in der Literatur nicht sowohl die Frage, ob gut oder schlecht, als das Maß des Sensationellen.

Ein klassisches Beispiel hierfür hat uns in jüngster Zeit der Fall „Götz Krafft“ geliefert. Ein Roman, der immerhin eher etwas über dem Durchschnitt als darunter steht, sich im ganzen aber auf der mittleren Linie hält, wird durch eine unerhörte buchhändlerische Reklame zum Werk eines Genies, zum Buch unsrer Zeit gestempelt. Eine Reihe unsrer ersten literarischen Namen leisten, wenn auch unbeabsichtigt, so doch nicht ganz ohne Schuld der Fahrlässigkeit, den Absichten des Verlegers Vorschub, ein großer Teil der Kritik geht mit, und so wird ein äußerer Bombenerfolg erzielt, zu dem der innere Wert des Buches in keinem Verhältnis steht. Eine Opposition erhebt sich dagegen: sie entfacht die Flamme nur noch stärker, zieht die allgemeine Aufmerksamkeit nur noch in erhöhtem Grade auf das Streitobjekt. Man mochte glauben, Widerspruch sei in diesem Falle geradezu eine sittliche Pflicht, Schweigen könne als Zustimmung aufgefaßt werden. Immerhin! Selbst auf diese Gefahr hin wäre es besser gewesen, Selbstüberwindung zu üben und zu schweigen. Difficile est satiram non scribere: aber das Schwere ist meist zugleich das Verdienstvolle.

Es gibt zweifelsohne Fälle, in denen die persönliche Ehre Erwiderungen unbedingt erheischt. Im übrigen ist die Antikritik vom Übel, weil allzu oft das Gegenteil des damit Bezweckten erreicht wird.

Aus diesen und ähnlichen Erwägungen verzichtet eine kleine Anzahl vornehmer Zeitschriften auf Buchkritik überhaupt oder läßt solche doch nur in ganz beschränktem Maße zu. Sie stellen sich damit in bewußten Gegensatz zur Tagespresse. Selbstverständlich muß und wird es Bücherbesprechungen geben, solange Bücher überhaupt hergestellt werden. Aber man sollte sie nicht auf die Masse völlig belangloser literarischen Erscheinungen ausdehnen. Jedenfalls geschieht einer Veröffentlichung, die ganz und gar nichts taugt, schon dadurch unverdiente Ehre, daß sie überhaupt angezeigt wird, mag die Rezension so ungünstig sein, als sie will.

Es hat freilich seine guten Gründe, warum sich die Journalistik auf die Kunst zu schweigen weder in Hinsicht auf Buchkritik noch im allgemeinen einlassen will. Die ganze Frage wird zuletzt zu einer volkswirtschaftlichen. Wenn künftig über alles, was heute überflüssigerweise des weiten und breiten besprochen wird, geschwiegen werden sollte, so müßten eine Anzahl Blätter ihr Erscheinen einstellen oder doch ihren Umfang auf die Hälfte reduzieren. Das wäre natürlich für die Menschheit und ihre Kultur kein Unglück. Aber als weitere unerläßliche Folge würden viele Menschen um ihren Verdienst gebracht werden. Das wäre schlimm zum mindesten für die Betroffenen. Die Kunst des Schweigens müßte sich ihnen schließlich in eine Kunst des Hungerns umwandeln. Und da niemand gerne hungert, so wird voraussichtlich die papierne Sintflut so bald nicht abschwellen, viel eher die Kunst zu schweigen in einem mehr und mehr anwachsenden Redeschwall untergehen, bis — nun bis er einmal kommt der große Kladderadatsch unsrer modernen Kultur.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

*

Neues von und über Goethe.

Wirklich Neues von Goethe? Das nun wohl nicht. Aber sein Briefwechsel mit Zelter, der mit den Jahren immer teurer und für minder bemittelte Bücherfreunde unerschwingbar geworden war (im letzten Kataloge des berühmten Antiquariats von Weigel ist er mit fünfzig Mark notiert), ist nun bei Reclam erschienen und um drei Mark zu haben. Ludwig Geiger hat die drei Bändchen herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen, Namen- und Sachregister versehen. Der alte wackere Zelter mag so durch die Reclamsche Bibliothek eine Wirkung tun, die der Originalausgabe nie beschieden war. Die Briefe Goethes an Zelter, vor allem aber auch die Zelters an Goethe, gehören zum Allerkostbarsten, was die Deutschen an Episteln ihr eigen nennen, und sie besitzen gewiß des Köstlichen nicht wenig. Als Beiträge zur Erkenntnis Goethes, als schönstes Denkmal des tüchtigen, braven und gescheiten Zelter, als Dokument zweiunddreißigjähriger Freundschaft eines ganz Großen mit einem zum mindesten nicht Kleinen, als Spiegelbild des damaligen Geisteslebens endlich, sind diese Briefe von einzigem Werte. — In gewissem Sinne ebenso neu ist das exquisite Bändchen, in dem W. v. Seidlitz Goethes Kleinere Aufsätze in Auswahl vereinigt hat. Unter den Rubriken Kulturgeschichte, Literatur, Kunst, Naturwissenschaft, Religion findet der Leser neben lieben alten Bekannten auch unerwartet Neues aus der großen Sophienausgabe. Der Bruckmannsche Verlag hat das Buch ebenso zierlich wie vornehm-schlicht ausgestattet. Man freut sich, so oft mans in die Hand nimmt und kann nicht drin lesen, ohne Seite für Seite angeregt zu werden. Aus allen Lebensaltern Goethes ist etwas aufgenommen: vom jungen Straßburger Feuergeist, der Erwin nnd Shakespeare in stürmischen Hymnen preist, vom gelassenen Manne, der noch den Kopf voll Italien und Antike hat, vom weisen alten Goethe. — Ein origineller Sammelband ist auch das schmächtige, in wunderschönes braunes Leder gebundene Büchlein, das in Brusttaschenformat die Leiden des jungen Werthers, die Briefe aus der Schweiz, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die guten Weiber, die Wahlverwandtschaften und die Novelle enthält: 614 Seiten zu-

sammen. Das ließ sich natürlich nur durch enorm feines Papier erreichen. Das verwendete belgische Papier ist etwas kräftiger und zäher, als das von den Engländern benützte India Paper. Der Druck ist klar und scharf und schlägt nicht durch. Daß man beim Umblättern acht geben muß, von den zarten Seiten nicht zwei und drei auf einmal zu wenden, ist ganz gut: der Leser wird so erinnert, daß Lesen eine subtile, langsame und nachdenkliche Kunst ist. Goethes Romane und Novellen, Band I in dieser Ausgabe bedeutet einen großen Fortschritt im deutschen Buchwesen. Wenn wir so unsere großen Schriftsteller in zierlichsten Taschenausgaben erhalten (die Gespräche mit Eckermann, der Grüne Heinrich, die Voßsche Homerübersetzung seien hiermit besonders vorgeschlagen), um wieviel bequemer wird es, auf Spaziergang und Reise, in Sommerfrischen und Bäder so ein federleichtes Ding mitzunehmen und geistige Nahrung und Erquickung überall bei sich zu haben. Der Inselverlag erwirbt sich durch diese „Großherzog Wilhelm Ernst Ausgabe“ ein Verdienst, das sicher durch die Teilnahme der Nation belohnt wird. Bis jetzt sind Goethes, Schillers und Schopenhauers Werke in Aussicht genommen. — Goethe ist das Bändchen betitelt, in dem Max Diez seine auf Veranlassung des Württembergischen Goethebunds gehaltenen Vorträge vereinigt hat: Vorträge eines gründlich belesenen und selbständigen Mannes, in denen wirkliches Eindringen in den Gegenstand mit der warmen, keck zugreifenden Art des mündlichen Vortrags zusammen ein erfreuliches Bild gibt. Kein ganz genaues Bild vielleicht: Werther kommt ein wenig zu schlecht weg, und in der berüchtigten „Wette“ Fausts setzt sich Dietz mehr mit Ansichten anderer über Goethe auseinander, als er Goethes Ansicht selbst auslegt. Man sollte, wenn man über einen Dichter schreibt, nichts gegen fremde Meinung, sondern nur die eigne aufs deutlichste sagen. Sehr wenig „Literatur“ benutzt auch Christoph Schrempf in seinem ersten Teil Der junge Goethe (Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Wie das Buch von Diez, in Stuttgart bei Frommann erschienen). Er kennt vor allem Goethe selbst; besonders gut hat er sich in den Briefen eingelesen, die er als Dokumente ausbreitet, wie ers gerade braucht. Er hat ganz seine eigene Art, sich den Dichter, sein Leben, seine Werke, seine Freundinnen und sein Publikum zurechtzudenken. Freimütig sagt er seine Meinung; selbst wo er rüffelt, ist nichts Pfäffisches im Tadel. Der Leipziger Goethe muß sich von Diez ein wenig, von Schrempf ganz gehörig rüffeln lassen. Vielleicht zu Unrecht. Pflanze und Tier machen in ihrer frühen Entwicklung eine mehr typische Zeit durch, bis das Einzigartige durchbricht: warum nicht der Mensch, der geniale Mensch auch? Nichts ist natürlicher, als daß auch Goethe so gut wie jeder die altkluge, täppische, ahnungsvolle, vorausnehmende Muluszeit durchlebte; daß seine Leipziger Jahre gegenüber denen des Frankfurter Knaben etwas Typisches, mehr Allgemeines, den Biographen sozusagen Enttäuschendes zeigen. Zum Verständnis Goethes tragen Diez und Schrempf bei, jeder in seiner Art: Diez mehr nach der ästhetischen, Schrempf nach der religiös-philosophischen Seite hin. Beide Bücher seien empfohlen.

München. J. Hofmiller.

*

Unseren Lesern bringt dieses Heft die im ersten angekündigte Fortsetzung der Briefe Friedrich Vischers. Der Zufall hat uns ein Buch auf den Tisch gelegt, das auch in die beiden Griechenländer führt, in die Graecia magna und die eigentliche Hellas: Ludwig Hevesis „Sonne Homers“. Ein amüsantes Skizzenbuch im Zeitungenstil, nach Wiener Art dem Wortwitz mehr huldigend als uns immer gut und geschmackvoll deucht. Aber dafür wieder frisch und unbekümmert, bunt, und nicht anstrengend zu lesen. Es plaudert von allem Möglichen und Unmöglichen; führt von Athen nach Eleusis, Mykenä, Tiryns und Olympia, sogar auf Ithaka; dann herüber nach Palermo, nach den Griechenstädten Segesta, Selinunt, Girgenti und Sirakus, bis es da endigt, wo Vischer zu neuer Fahrt auszog: in Neapel. Als modernste Ergänzung zu Vischers Briefen mag es manchem Leser einige recht vergnügliche Stunden bereiten. (Verlag von Adolf Bonz

in Stuttgart.) Am Ende merkt der Leser erst, wieviel geographisches und archäologisches Wissen dieser leichtsinnige Hevesi so nebenbei besitzt, und mit welch liebenswürdiger Art ers mitzuteilen weiß. J. H.

*

Walther Siegfrieds Neuestes.

Von unserem in Partenkirchen (Bayern) lebenden Landsmann, dem Dichter Walther Siegfried, der sich mit seinem Erstlingswerke, dem Künstlerroman „Tino Moralt" auf wahrhaft glänzende Weise in die deutsche Belletristik einführte und seither in nicht zu rascher Folge — denn er, wahrlich, ist kein Romanfabrikant! — andere schöne Bücher folgen ließ, unter denen seine gemütvolle Zofingererzählung „Gritli Brunnenmeister" wohl den ersten Platz einnimmt, von diesem reich begabten Manne ist uns wieder ein Werk beschert worden, das er, obschon es äußerlich den Umfang eines Romans hat, in richtiger Charakterisierung des Inhaltes und der Form „Novelle" genannt hat. Betitelt ist es „Die Fremde" und im Verlag S. Hirzel in Leipzig kürzlich erschienen.

Die neueste Dichtung stellt unseres Erachtens von allen seinen Schöpfungen die höchste Stufe erreichter dichterischer Reife und Vollendung vor. Ja, auch abgesehen von den eigenen bisherigen Leistungen des Verfassers, ist diese Novelle namentlich durch ihre harmonische Schönheit ein Meisterstück ersten Ranges und somit eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Novellistik unserer Tage.

Unsere Tage —? sie recht zu würdigen, muß man weiter zurückgehn. Wie wir bei Gottfried Kellers Roman „Der grüne Heinrich" unwillkürlich den Blick zum „Wilhelm Meister" zurücklenken, in dem Werke des großen Züricher Dichters die Familienähnlichkeit mit dem Goetheschen Roman erkennen, ohne das spätere Werk deshalb im schlimmen Sinne für epigonenhaft zu halten — vielmehr erscheint es als der starke Sohn des 19. Jahrhunderts mit den Zügen des großen Vaters aus dem 18. Jahrhundert —, so scheint mir Walther Siegfrieds Novelle „Die Fremde" durch geheime Bande dichterischen Blutes innig verbunden mit Goethes anderm Roman, den „Wahlverwandtschaften". Wohlgemerkt! kein stofflicher Zusammenhang ist da, wenigstens keiner im Hauptmotiv. Es handelt sich in der Novelle um kein Eheproblem, weder um Ehebruch noch um seltsame Neigungen, die sich kreuzen. Das Thema der Novelle Siegfrieds ist der tragische Untergang eines jungen Schweizers von edler kraftvoller Urwüchsigkeit durch den seiner sonst vortrefflichen Naturanlage verhängnisvoll beigemischten Dämon des Jähzorns. Und eine schöne Ausländerin — „die Fremde" ist also nicht im Gegensatz zu „Heimat" als Kollektivwort, sondern als persönliche Bezeichnung zu verstehen — bringt die Flamme des Jähzorns zum furchtbaren Ausbruch durch das Spiel, das sie mit dem von ihr mit neugieriger Begehrlichkeit angelockten und zuletzt verschmähten Jüngling einen Sommer lang treibt. Zur Seite aber steht dem Unglücklichen, bei dem man an den Tantaliden Orest denken möchte, ein treuer Pylades, ein sich ihm mit Selbstaufopferung hingebender Freund, der ihn warnt, da er jene einzige Schwäche des andern kennt, der ihn in sorgender Treue hütet, aber zuletzt das Schlimmste doch nicht verhüten kann.

Man sieht: mit den „Wahlverwandtschaften" ist da stofflich kein Zusammenhang. Aber was uns an jenem alten und in der Technik veralteten Werke Goethes immer noch entzückt: das einem feinen Quartett ähnliche Zusammenspiel weniger Personen, deren Individualitäten und Charaktere in ihrer vollen Menschlichkeit bis in alle Tiefen ausgeschöpft werden und als Gestalten eines intimen Dramas in wunderbarer Plastik vor uns stehen, dasselbe ist es, was mit der vollendeteren Technik der Neuzeit und mit nicht geringerer Anschaulichkeit, aber gemäß dem schöneren, reineren Thema Siegfrieds anmutender, wohltuender in der Novelle „Die Fremde" uns vor Augen tritt und den inneren Zusammenhang mit Goethes Roman vorstellt.

In den Nebenumständen tritt dann allerdings auch eine stoffliche Ähnlichkeit zutage.

Wie der Roman, so spielt auch die Novelle auf einem Herrensitz in ländlicher Umgebung. Und der für Goethe stets so bezeichnende Zusammenhang auch einer erfundenen Fabel mit den stark betonten realistischen Elementen, die sich aus solcher Umgebung, aus der Landschaft, aus den Beschäftigungen der Menschen, aus ihren kleinen Leiden und Freuden ergeben, ist in Walther Siegfrieds Novelle in womöglich noch stärkerem Maße vorhanden. Nur befinden wir uns im eigenen Land; das Herrschaftshaus liegt auf aussichtsreichem Hügel über einem Schweizersee, und zum Teil durch sein Hauptmotiv selbst ist der Dichter veranlaßt worden, im Gegensatz zu dem fremden Fräulein, das im Herzen des jungen Schweizers so großes Unheil anrichtet, schweizerisches Wesen in allen seinen Eigentümlichkeiten mit starkem Wirklichkeitssinne kräftig zur Darstellung zu bringen. Wer die Novelle liest, wird in manchen kleinen Zügen noch andere Beziehungen zur Goetheschen Dichtung erkennen; aber nicht diese kleinen Züge, die großen Linien stellen das moderne Werk in nahe Geistesverwandtschaft mit der genannten Schöpfung des großen Dichters und nicht nur mit dieser einen, — auch etwas an die klassische Reinheit und Ruhe der „Iphigenie" Gemahnendes ist in der ein Menschenschicksal schön und still zum tragischen Ausgang führenden Novelle Siegfrieds. Wir haben es mit modernen Charakteren zu tun und mit den Lebensverhältnissen unserer Tage; aber Tun und Lassen, Handeln und Leiden dieser Menschen ist mit antiker Einfachheit und Größe geschaut und dargestellt.

Neuere deutsche Dramatiker haben den Brauch eingeführt, das Personenverzeichnis ihrer Stücke nicht mit dem Worte „Personen" sondern „Menschen" zu überschreiben (Max Halbe zum Beispiel). Mit größtem Rechte dürfte dies Walther Siegfried tun, wäre seine Novelle ein Drama. Alle in ihr vorkommenden Personen sind wahr und lebensvoll geschaute Menschen. Das durch die geschäftliche Krisis hergenommene, etwas vergrämte Oberhaupt der Familie, die gute sorgenvolle, aber jedem Sonnenlächeln gern sich zuwendende Mutter, die alte in den Haussohn vernarrte Magd Marianne, vor allen auch das zehnjährige Schwesterchen Gottfrieds, dieses entzückend frische, warmherzige junge Geschöpf mit seiner Schulmädcheneifersucht auf die vornehme fremde Dame, die dem ahnungsvollen Kinde die Liebe des Bruders zu entziehen scheint — man ist bei allen diesen großen und kleinen Leuten alsobald so zu Hause, als ob man seit Jahren mit ihnen unter demselben Dache gewohnt hätte. Nicht erst zu reden von der psychologisch tiefen Erfassung der drei Hauptgestalten, des Fräuleins und der beiden Freunde! Und wie lebendig sind die Anlässe und Begebenheiten erfunden, die dazu dienen, alle diese Menschen in Handlung zu setzen und die Katastrophe Schritt vor Schritt vorzubereiten! Das fügt sich alles so natürlich und ist doch so kunstreich wohl bedacht, eine Entwicklung mit allmählichen Steigerungen, die kein Stagnieren der Handlung zuläßt und doch auch keine willkürlich gewaltsame Strömung bewirkt bis ganz zuletzt, wo dann allerdings und mit vollem Recht auf dem Höhepunkt der Leidenschaften der Fluß als Katarakt sich in die Tiefe stürzt.

Das einzige, was die Kritik an diesem Meisterwerke vielleicht in Frage stellen könnte, ist die Herbeiführung der schrecklichen Katastrophe durch zwei dem Zufall anheimgegebene Beobachtungen des erwähnten Schwesterchens Gottfrieds, die das Kind im Zorn ausplaudert. Doch ist gerade bei diesem Ausplaudern des entrüsteten Mädchens der Charakter eines sich natürlich gebenden Schulmädchens dieses Alters so wunderbar richtig beobachtet, daß man auf die mitspielende Zufälligkeit, die noch keineswegs eine außer dem Bereich des Möglichen liegende Unwahrscheinlichkeit heißen darf, kein großes Gewicht legen wird. Somit bleibt der Eindruck bestehen, daß wir es hier mit einer vollendet schönen novellistischen Dichtung von reinstem, edelstem Gehalt zu tun haben, die auch in sprachlicher Beziehung die höchsten Ansprüche an ein harmonisches Kunstwerk erfüllt und fortan den Meisterwerken der Literatur ihrer Gattung beizuzählen ist.

Bern. J. V. Widmann.

*

Aus dem Lager des musikalischen Fortschritts.

Von der psychologischen Kritik. — Unsere Bundesgenossen in Österreich. — Gegen die Meiningerei in der Buchausstattung.

Es gab eine Zeit — sie liegt noch nicht sehr weit zurück —, da man die Musikschriftsteller schlankweg in drei Gruppen einzuteilen hatte: in tüchtige Fachleute, denen es leider nicht gegeben war, sich in gemeinverständlichem Deutsch sachgemäß auszudrücken, in brauchbare Feuilletonisten, denen bedauerlicherweise die Tonkunst ein Buch mit sieben Siegeln blieb, und endlich in arme Schlucker, die weder für musikalisch gelten konnten noch zu schreiben verstanden. Letztere Klasse war die zahlreichste. Rasch ist es besser geworden. Mehr und mehr verschwinden die ehrenhaften, aber ungeschickten Pedanten wie die flachen Witzlinge aus den Reihen der Musikkritik, und an ihre Stelle treten frische, ehrgeizige, nicht selten sehr ehrgeizige junge Gelehrte, die mit dem „würdigen Pergamen", dazu mit kontrapunktischer Technik und Harmonielehre wohl vertraut sind, ferner eine ausgedehnte, meist akademische Bildung besitzen und eine recht geschmeidige Feder führen. Damit darfs jedoch noch nicht abgetan sein. Wir brauchen den Fortschrittskritiker. Unter diesem wäre durchaus nicht der Mann zu verstehen, für den die Weltgeschichte erst mit Berlioz beginnt, und der allem Gewagten, ohne Rücksicht auf seinen inhaltlichen Wert, schon darum allein Bahn zu schaffen sucht, weil es eben gewagt ist. Als gut moderne, als richtige Fortschrittskritiker würden vielmehr solche anzusehen sein, die deshalb der Zukunft eifrig entgegenstreben, *weil* sie in allen wichtigeren Kapiteln der Vergangenheit gut Bescheid wissen. Deren Darstellung man nicht anmerkt, wie viele Mühe sie die erforderlichen strengen Studien auf historischem und ästhetischem Gebiet gekostet haben. Die nicht als Gecken mit sich und ihrem Stil kokettieren: ihre Arbeit verschwindet sonst mit jeder abgeblaßten Mode. Die endlich, was die Hauptsache ist, sich als geborene Psychologen ausweisen. Denn moderne Kunstbetrachtung ist verfeinerte Psychologie.

Die drei Autoren, über deren zuletzt erschienene Bücher ich hier einiges in Kürze sagen kann, sind mehr oder weniger Seelenforscher und -Maler. Verschieden nach Gaben und Temperament, aber sich zum gleichen fortschrittlichen Prinzip bekennend, daß man eifrigst „vor der Natur studieren", also in jedes schaffenden Künstlers Zeit-, Licht- und Charaktersphäre sich hingebungsvoll einleben muß. Nicht nach Taineschem und Zolaschem Rezept, indem man mit kühler Berechnung in verschiedenen Milieus geschickt herumvoltigiert, sondern nach deutscher Art: indem man sich in den Mann seiner Wahl bis schier zum Treue halten verliebt, bis zur echten, gegen Anfechtungen gefeiten Dauerfreundschaft, die auch Fehler und Mängel nicht übersieht noch gar beschönigt, vielmehr just an der Vereinigung von Ruhmwürdigem und Schwachem, wie sie die individuell-künstlerische Erscheinung auch auf höherer und höchster Stufe fast immer darstellt, seine ehrliche menschliche wie artistische Freude hat und bekundet. So spricht Rudolf Louis über den letzten großen Symphoniker des vergangenen Jahrhunderts, Ernst Decsey über den ersten bedeutenden modernen Lyriker, Wilhelm Kienzl über den Meister des Musikdramas.[1])

Mit seinem „Anton Bruckner" hat Louis ein rundes, sprechend ähnliches, in der höchst wirksamen aber nie äußerlich-effektvollen Verteilung von Licht und Schatten ganz ausgezeichnetes Charakterbild gegeben. Ein Gelingen, das um so höher anzuschlagen ist, als der Tondichter, der, wenn man Schubert ausnimmt, mehr als irgend ein anderer im Goetheschen Verstande „eine Natur" war, sein Dasein und sein Werk erst vor wenig

---

[1]) Rudolf Louis, „Anton Bruckner". (Georg Müller, München u. Leipzig. 1905.) Ernst Decsey, „Hugo Wolf". II. Band: Hugo Wolfs Schaffen. (Schuster & Loeffler, Berlin u. Leipzig. 1904.) Wilhelm Kienzl, „Richard Wagner". (München, Kirchheim. 1904.)

Jahren beschloß — was es noch ausnehmend schwer macht, ihn von ungefähr in die richtige historische Perspektive zu stellen. Ist dies Louis jetzt schon geglückt, so liegt das wohl daran, daß in ihm Philosoph und Künstler sich vortrefflich ergänzen. Der süddeutsche Kunstkritiker von Begabung schreitet durch Kant und Schopenhauer zu einer sowohl freien als sicheren künstlerischen Erkenntnis vor; der norddeutsche bleibt mitunter in der Philosophie stecken. Die wirklichen und die scheinbaren Widersprüche in Bruckners Wesenheit, das Naive und das Raffinierte, das Heroische und das Schulmeisterliche, der überkühne, nur im Stande der ästhetischen Unschuld und Unkultur glücklich durchzuführende Versuch, einen symphonischen Strauß in der Verwendung von Waffen auszufechten, die aus der neuen musikalisch-dramatischen Rüstkammer entlehnt sind — und, als Endergebnis, die unumstößliche Tatsache eines harmonischen künstlerischen Gesamtertrages bei durchgehends bedeutenden, aber fast durchgehends fragmentarischen Einzelleistungen: all das bringt Louis mit gewinnender Wärme, mit kluger, diskreter Beredsamkeit anschaulich und überzeugend zur Darstellung. Umfassendere, das Verhältnis von Ursachen und Wirkungen Symphonie für Symphonie noch genauer abwägende Bruckner-Biographien werden später erscheinen — aber kaum je eine, die, wie die von Louis, in besonders glücklicher Mischung des gescheiten und des gehobenen Tones geschrieben ist und daher im Leser eine angenehm temperierte Stimmung des Längeren nachdämmern läßt. Noch besser als der „Berlioz" ist dem Verfasser der „Bruckner" geraten. Nur eine Frage sei gestattet. Wenn auch ein Künstler von bedeutender Anlage keine allgemeinen Bildungsinteressen hat, wenn er auch nicht das ausgesprochene Bedürfnis empfindet, sich derjenigen geistigen Errungenschaften seiner Zeit zu bemächtigen, die außerhalb des Sondergebietes seiner engeren Tätigkeit liegen: wird nicht, wenn ich so sagen darf, der sublimierte Geist seiner Epoche durch tausend Poren in seinen Organismus eindringen und sich in ihm auswirken, auch ohne daß er ein klares Bewußtsein davon habe? Auch dort, wo das Genie halbgeschlossenen Auges am Leben vorbeischreitet, zieht es vermöge des magnetischen Zaubers der großen geistigen Potenz von überallher Kräfte an.

Eine nicht gleich schwierige, aber darum wahrlich nicht leichte Anfgabe hat sich Ernst Decsey in seinem „Hugo Wolf" gestellt. Auch er ist der rechte Mann für sie. Louis hat heute die Autorität des fertigen Psychologen; Decsey braucht als Persönlichkeit nur noch etwas mehr Erfahrung, die sich hier in Erfolg, dort in Resignation umsetzt, um als vollreif zu gelten, braucht als Schriftsteller nur noch ein wenig Übung, um auch des letzten in seiner Kunst ganz mächtig zu sein: nämlich die Darstellung rhythmisch, in stets wohlgefügten Proportionen aufzubauen. Im übrigen ist der mir vorliegende zweite Band seiner Wolf-Biographie ein Musterstück einer in jedem Strich individualisierenden, auch die geringsten Einzelheiten an rechter Stelle sorglich zusammenreihenden Charakteristik. Die schlichte, von jeder sophistischen Künstelei freie Beweisführung läßt keine Lücke offen. Sie hat mich gelehrt, so manches am Werke Hugo Wolfs höher zu werten, als ich es bisher vermochte. Auch für mich ist der Wiedererwecker Mörikes, der tiefsinnige und tiefinnige Deuter des spanischen Liederbuches eine der liebenswertesten Erscheinungen der gesamten neueren Tonkunst. Und zugleich ein reformierender Geist, der in erstaunlich zarter Differenzierung des musikalischen Ausdrucksvermögens oft die größten seiner Vorgänger übertrifft. Nur ein Genie vermag ich in Wolf immer noch nicht zu sehen, will sagen einen Künstler, dem die Inspiration einen musikalischen Gedanken leiht, dessen Größe und Gewalt alles umwirft — von der Art wie das Thema der h-moll Fuge aus dem ersten Bande des wohltemperierten Klaviers, oder wie der Eingang der Ouvertüre zum „Don Giovanni", oder wie das Wälsungenmotiv, oder wie eine Anzahl wahrhaft göttlicher Eingebungen in Schuberts „Winterreise". Doch hat ja die Musikgeschichte schon öfters den Beweis dafür geliefert, daß Träger und Ausgestalter nachwirkender Reformgedanken nicht zugleich auch Koryphäen der Erfindungskraft sein müssen. Ich denk' mir, wenn ein Tondichter auch über jenes Höchste verfügt, dann

hat es den Lauschenden einmal zu treffen, wie Kronions Blitz, daß er in den Staub sinkt, geblendeten Blicks, anbetend.

Kann ich mich somit Decsey nicht in allem anschließen, so hab ich doch an seinem Buch herzliche Freude — als an einem schönen Werk moderner psychologischer Feinkunst, die, indem sie das Geschaffene analysiert, uns ein treues Spiegelbild der Seele des Schaffenden gibt. Sehr glücklich ist auch die Idee, durch einander gegenüber gestellte Notenbeispiele es recht augenfällig zu erweisen, wie viel tiefer die Interpretation Wolfs in das Mark des gleichen Gedichtes eindringt als die eines Adolf Jensen, Volkmann, Brahms. Nur Ignaz Brüll, der Lortzing vom Schottenring, ist der Ehre doch wohl nicht würdig, mit Hugo Wolf in einem Atem genannt zu werden. Zum letzten ist noch eines an Decseys Biographie hervorzuheben: die außerordentliche Gewissenhaftigkeit der Arbeitstechnik. Als ich vor nicht langer Zeit dem vortrefflichen „Schikaneder“ Egon von Komorzynskis — auch einer Hoffnung der aufstrebenden produktiven Kritik unter dem schwarzgelben Banner! — als ich diesem kleinen gehaltvollen Mozartbuch ein Geleitwort in die Öffentlichkeit gab, stellte ich dem reichsdeutschen Leser einen Typ vor, den ihm die oberflächlichen Allerweltsbeobachter bisher unterschlagen hatten: nämlich den des nicht nur kunstbegeisterten, schnell angeregten und vielseitig anregenden, sondern sein Können auch in straffer, strenger Arbeit mehrenden und steigernden Deutschösterreichers. Viele getreue Leser des „Kunstwarts“ wissen wohl, daß Richard Batka, der unermüdliche, ideenreiche Musikredakteur dieser Zeitschrift, in Prag lebt, aber nicht, daß er geborener Deutschböhme ist. Die Mitglieder des „Allgemeinen deutschen Musikvereins“, die sich heuer in hoffentlich recht ansehnlicher Zahl zur festlichen Frühjahrsfahrt rüsten, werden zu Graz nicht allein mit originellen schaffenden und hochbegabten ausübenden, sondern auch mit energischen, zähen, kritischen Vertretern des musikalischen Fortschritts in Österreich gute, für beide Teile fruchtbringende Zwiesprache halten. Ernst Decsey und Wilhelm Kienzl haben dort mit schönen idealen Erfolgen das Werk der Aufklärung, der Wagnerischen Geisteskultur weitergeführt, das Friedrich von Hausegger, der Vater der psychologischen Kunstkritik, und sein treuer Genosse Friedrich Hofmann, der besten Bayreuther einer, im harten siegreichen Kampf gegen widerstrebende Elemente einleiteten und fest begründeten.

Auch Wilhelm Kienzl tat sich in der Wagner-Bewegung des deutschen Südostens von Anbeginn rühmlich hervor. Der Sache, die er vertrat, diente er als Kritiker wie als gestaltender Künstler. Der Komponist Kienzl ist in Deutschland unterschätzt worden: er hatte den Erfolg seines „Evangelimann“ gegen sich. Weil er einmal in guter Laune mit dem großen Publikum Schmollis trank, nahm sich dieses heraus, ihn fortgesetzt zu duzen und schlechtweg als Volksopern-Komponisten zu betrachten. Mit Unrecht. Nach Wagner haben bis auf den heutigen Tag wenige mit dem Problem des neuen Musikdramas so ernst und so schwer gerungen wie Kienzl in seinem „Heilmar der Narr“ und besonders in seinem „Don Quixote“. Wird der Stoff des letzteren, der nur auf den ersten Blick spröder erscheint, als er in Wahrheit ist, in der Form einer grandiosen musikalischen Tragikomödie wohl erst von einem noch Stärkeren endgültig für die Bühne erobert werden, so bleibt doch das Wagnis Kienzls ein hoch anerkennenswertes. Nicht wenige kluge Leute und im gewohnten Tätigkeitskreis solid eingeschulte Opernreferenten machten es sich an dieser Partitur erst klar, daß man als überzeugter Nachfolger Wagners auch andere dramatische Töne anzuschlagen vermöge, als Erlösungs- und Minnesänger-Motive. Es wäre unnatürlich, es wäre allen Entwicklungsgesetzen zuwider, wenn die heute für die Bühne schreibenden Tonsetzer nicht im Wesentlichen die *musikalische* Sprache Wagners redeten; befremdlich ist es hingegen, daß ihrer so viele sich von seinen Stoffkreisen immer noch nicht recht loslösen können oder wollen. Hier hat die naturgemäße Emanzipation von Wagner einzusetzen. Kienzl sucht nicht den Dichter Wagner nachzuahmen — er versteht ihn. Das kam ihm jetzt auch bei der Abfassung seiner Wagner-Biographie zustatten. Er geht hier nicht von der Metaphysik,

nicht von mehr oder minder bröcklig gewordener Historie aus: er hält sich an die Bühne. Er gibt uns ein ansehnlich Stück Psychologie des Theaters, des Wagnerischen, bayreuthischen Theaters. Das tat not. Allzuviel über den Meister des Musikdramas ist, jenseit von Orchester und Schnürboden, in die blaue Luft hinein geschrieben worden. Kienzl läßt uns nie vergessen, daß Wagners Gestalten, so sehr das menschlich Wahre in ihnen triumphiert, doch echte und rechte Bürger der Welt der Bretter sind — was ihren Wert wahrhaftig nicht mindert. Darin scheint mir das Hauptverdienst seines Buches zu liegen. Und eben weil es Konkretes grad und schlicht ausspricht, werden Musiker wie Laien aus seiner Lektüre gleichen Nutzen ziehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß Kienzl sich und uns nicht auch zu idealen Sphären zu erheben vermag. Das wirkt dann um so mehr, als es mit Bedacht nur selten, gleichsam in Augenblicken des Ausrastens geschieht, wo von Hochwarten des Gedankens aus sich ein beträchtlich Stück zurückgelegten Weges frei, gut, und in freudiger, durch den Gewinn neuer Einsichten erzeugter Stimmung überschauen läßt.

Nur in einem ist mir Kienzls „Wagner" nicht recht — und, daß ich es nur frei heraussage, auch der „Bruckner" von Louis und Decseys „Hugo Wolf" nicht. Nämlich in den Illustrations-Beigaben. Nicht etwa, weil sie in ihrer technischen Herstellung mangelhaft, oder weil sie ungeschickt ausgewählt wären. Bis auf verschwindende Ausnahmen ist das keineswegs der Fall; es versteht sich ja auch von selbst, daß ein altbewährter Verlag wie der Schustersche und ein frischaufstrebender wie der Müllersche den Musikfreunden nichts Mittelmäßiges bringen. Vielmehr muß ich mich im Interesse der Ausbreitung einer vornehmeren ästhetischen Kultur überhaupt gegen die Aufnahme von Illustrationsmaterial in den Text biographischer Arbeiten erklären. Es geht mit dem deutschen Leser ähnlich wie mit dem deutschen Theaterbesucher; je mehr Eselsbrücken man seiner Phantasie baut, um so weniger zeigt er sich geneigt, mit dem Verfasser eines gediegenen Werkes folgerecht mitzudenken. Und er ist in diesen Dingen wie ein Kind: setzt man ihm heute drei Schachteln mit Spielzeug vor, so begehrt er morgen neun. Das Meiningertum auf der Szene mit seiner „historisch treuen" Dekorationsfexerei und dem gesamten bunten Trödel zerstreuender, die Aufmerksamkeit des Zuschauers von der Hauptsache, vom Drama abziehender Äußerlichkeiten hat die deutsche Bühne heruntergebracht und den Geschmack des Theatergängers verflacht. Das Eindringen der Meiningerei in die Buchausstattung kann noch schlimmere Folgen haben: es verschränkt und verkümmert die einzige verbliebene Gelegenheit, sich mit dem Publikum in ernsten Fragen ohne Störung auseinanderzusetzen. Man blies unseren Mitbürgern so lange und mit solcher Atemkraft ein, sie hätten in unserer drangvollen, schnellebigen Epoche höchstens für die Broschüre, den Leitartikel, ja eigentlich nur für die Depesche noch ein wenig Zeit übrig, daß sie, sofern sich's nicht um einen deutschen oder französischen Moderoman handelt, überhaupt nur noch mit Widerstreben zum Buche greifen. Unter diesen Umständen ist es doch die denkbar schlechteste Erziehungstaktik, sie förmlich dazu anzuleiten, einen Band in einer kleinen Viertelstunde von Bild zu Bild zu durchblättern. Des weiteren: ein Mann, der etwas auf sich hält, läßt sich nicht ins Wort fallen, auch nicht vom Zeichner oder Photographen; die Autoren würden deshalb ihre Schriftstellerwürde am besten wahren, wenn sie sich den Bilderschmuck und -schnack im Text verbäten. Will anderseits der Verleger ein Übriges tun und ist er in der Lage, sachdienliches illustratives Material in tadelloser Ausführung beizusteuern, dann möge er selbiges am Schlusse des Bandes in einem Anhang vereinigen — nach dem nachahmenswerten Muster der „Musik" und des „Kunstwarts". Die bildlichen Beigaben würden dann in das Gebiet der erläuternden Anmerkungen verwiesen sein, die, als Notizen, Aufreihungen von Daten, Literaturnachweise ja auch sonst zweckmäßigerweise in einer Schlußbeilage zusammengefaßt werden, damit der Fluß der Darstellung des Buches keine Unterbrechung erleide. Autographierte Briefe und Partiturausschnitte gehören in die gleiche Kategorie. Allenfalls mag einer Biographie ein Titelporträt vorgeheftet werden.

Je delikater die Mittel sind, mit denen die Kunstkritik zu arbeiten lernt, um so lebhafter empfindet man den Wunsch, auch in der Kostümfrage des Buches Stilwidrigkeiten beseitigt zu sehen. Der Kunstschriftsteller soll künstlerisch veranlagt sein. Verfügt er nicht über die Gabe, durch die suggestive Kraft des rechten Gedankens und des rechten Wortes die Wesenszüge seiner Helden, die Natur, aus der sie schöpften, die Menschen, die ihnen als Feind oder Freund gegenübertraten, die Kämpfe, die zu bestehen ihr Erdenlos war, vor unserem inneren Auge lebendig herauswachsen zu lassen, dann tut er gut daran, seine Feder dem Germanischen Museum in Nürnberg zu überantworten und unter die Buchbinder zu gehen.

München. Paul Marsop.

*

Deutsche Musik in Paris.

Im Getriebe des Tages entgehen uns leicht die Veränderungen des geistigen Lebens, weil sie sich nicht ruckweise, wie etwa kriegerische Ereignisse, vollziehen. Nach längeren Zeitabschnitten ist man überrascht, wie sicher die Mächte des Geistes wirken. Man liest in deutschen Zeitungen unendlich viel Klatsch aus Paris. Eine vernünftige Aufklärung müßte den Deutschen gegenwärtig immer wieder zum Bewußtsein bringen, was ihre Musik im Ausland vermag. Gewiß sind die Franzosen musikalisch ebenso begabt wie wir. Aber ihr Leben gestaltet sich nervöser, aufregender als das unsre, und darum sind bei ihnen Persönlichkeiten wie Wagner, Bruckner, Wolf, die der Einsamkeit bedürfen, in letzter Zeit nicht mehr hervorgetreten. Daraus folgt, daß das Gebiet aller ernsten und edlen Musik den Deutschen gehört. Freilich sträubte man sich anfangs im Nachbarlande, und die Erinnerungen des Krieges gesellten zur Scham den Haß. Lamoureux setzte Wagner aufs Programm seiner Konzerte gegen die Wut des blinden Volkes, und die Skandale bei den Lohengrinaufführungen des Jahres 1891 sind noch in mancher Gedächtnis. Dann kam, wieder in der Großen Oper, die den sichersten Maßstab des Fortschritts bezeichnet, 1893 die Walküre, 1895 Tannhäuser. Man beruhigte sich. Nur die französischen Komponisten und Verleger, die sich schwer geschädigt sahen, schrien oder intriguierten. Diese Notwehr der Herren St. Saëns, Reyer usw. ist vollkommen verständlich und man braucht sich moralisch nicht darüber zu entrüsten. Aber man darf auch offen sagen, was wahr ist: daß die sachlichen Bedenken jener Clique gegen Wagner unsachlich sind und lediglich dem Kampf ums Dasein entspringen. Doch den Siegeszug der Wagnerschen Werke vermochte die Verzweiflung der Auchkomponisten nicht aufzuhalten; 1897 erschienen die Meistersinger, 1902 Siegfried, und 14. Dez. 1904 Tristan und Isolde in der Großen Oper. Das Drama der Liebe war schon 1897 in Aix-les-Bains, dann 1899 von Lamoureux und nachher von Cortot szenisch aufgeführt worden. Die große Oper vereinigt alle erdenklichen Mittel der Weltstadt, und das Gebotene darf als die oberste Grenze dessen gelten, was der französische Geist nachzuschaffen vermag. Da ist unter Taffanels Führung ein blendend schönes Orchester, da sind Darsteller (Isolde: Grandjean, Tristan: Alvarez usw.), die sich ihrer Aufgabe in Gesang und Spiel mit größter Strenge unterziehen, da ist eine Ausstattung, in welcher Direktor Gailhard geschichtliche Kenntnisse, Geschmack, Pracht der Malerei, der Kostüme zeigt. Das Ergebnis bietet in mancher Beziehung Vollendetes. Nie, außer in guten Bayreuther Aufführungen, erinnere ich mich solche Pünktlichkeit des Rhythmus vernommen zu haben, bei völlig freiem, leidenschaftlichem Ausdruck. Und nirgends glaube ich, wird von den Darstellenden die innere Handlung des Dramas so folgerichtig dem Auge übersetzt, wie durch das Spiel der französischen Sänger. Dagegen wurde die szenische Behandlung seitens der Regie, und auch der Pinsel des Malers mehr dem Glanz des „Tages“, als der Weihe der „Nacht“ gerecht, um die Wagnerschen Symbole anzuwenden. Bei der Stelle: Sur nous retombe, nuit d'exstase

fällt ein greller Mondstrahl auf die Liebenden, eine unangemessene Reminiszenz aus Faust. Da war die Sternennacht in Wien weit herrlicher! Dort erreichte man im Sinn Appias mit wenigen Mitteln Stimmung, in Paris zog die viele Pracht da und dort von der Sache ab und zerstörte die Stimmung. Eine ideale Wiedergabe hätte von der französischen Augenkunst die Vorteile ohne die Nachteile herüberzunehmen. Bei solchen Erstaufführungen sollten alle maßgebenden Kreise vertreten sein; aus den Berichten der ständigen Korrespondenten, die an Pariser Eindrücke längst gewöhnt sind, vermag der Deutsche wenig für sich zu holen. Namentlich unsern Sängern, die unter dramatischem Gesang immer noch die gestoßenen Betonungen einer harten, ungeschmeidigen Kehle zu verstehen lieben, wäre der Besuch französischer Tristanaufführungen von großem Nutzen: sie würden besser als durch irgend eine Lehrweise die Wirkung melodischen Gesangs erproben.

Auf 9. Dezember war in der Komischen Oper Wagners Fliegender Holländer als Erstaufführung (genauer als Wiederaufnahme nach 7 Jahren) angesetzt, mußte aber auf Ende Dezember verschoben werden. Vielleicht ist es keine Unmöglichkeit, daß in einigen Jahrzehnten sowohl die Große wie die Komische Oper die Hauptwerke Wagners bringt; auch Don Giovanni wird an beiden Instituten aufgeführt. Ich hörte als Leporello Herrn Fugère, einen Künstler allerersten Rangs, der mir zum erstenmal das gab, was ich vom Diener Don Giovannis erwarte. Auch kann ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß die französische Übersetzung weit sachlicher ist als unsere von Albernheiten, logischen und musikalischen Widersinnigkeiten erfüllte deutsche, die man in Mozarts Urheimat hören muß. Solange sich das deutsche Publikum gefallen läßt, daß der Ausdruck von Mozarts Musik durch heterogenen Text verhunzt wird, sollte es sich nicht unterstehen, Mozart zu loben; denn nichts ist unerträglicher als das Lob von Unverständigen. Von Mozart hörte ich im Liederabend der Frau Marie Olénine d'Alheim auch ein deutsch gesungenes Lied; es war das Veilchen, und 13 andere Goethelieder, in Kompositionen von Schubert, Schumann, Liszt, Wolf, dazu einige Wölfe aus dem Mörike und Eichendorffcyklus. Dies alles wurde in deutscher Sprache vorgetragen. Für Wolf liegen die Dinge in Paris überhaupt außerordentlich günstig. Boutarel, Redakteur am Menestrel, hat den Corregidor schon übersetzt, und eine Aufführung an der Komischen Oper wird von urteilsfähigen Leuten für aussichtsvoll gehalten. Wenig ist bis jetzt für Bruckner geschehen; doch würde seine Rassigkeit den Franzosen ebenso wie die Wolfs, bald imponieren. Liszt hat in den letzten Jahren immer stärkere Gegenliebe gefunden. Vor kurzem konnte die Faustsinfonie dreimal hintereinander in Paris aufgeführt werden! Am 11. und 18. Dezember hörte im altehrwürdigen Conservatoire das eingesessene Publikum der Konzerts die erste Abteilung des Christus (mit nur 2 kleinen Strichen). Auch muß ich noch erzählen, daß ich vor der Hauptprobe zum Tristan Gelegenheit hatte, im Concert Colonne Beethovens 7. Sinfonie und Bachs 21. Kantate zu hören. Kein Zweifel, ein Pariser Sonntag bietet mehr deutsche Musik als ein Berliner oder Münchener. Und so wenig das Konzertleben an den Werktagen das deutsche an Betriebigkeit erreicht, klassische Musik wird vielleicht ebensoviel wie in einer deutschen Großstadt geboten: ich notiere aus den Programmen, die ich im Vorübergehen sah: Beethovens Missa solemnis, a l l e Beethovenquartette, Beethovens Violoncellsonate op. 69, Bachs Dmoll-Suite für Violoncell allein, Bachs Konzert für 2 Violinen, Liszts heilge Elisabeth. Bei Chevillard genoß ich ein Händelkonzert, und so geht es weiter. Die Musik der Neuesten, von Vincent d'Indy, Bruneau usw. wird gerne gehört, hat aber, wie ich mich überzeugen konnte, weder die Anziehungskraft noch den Beifall, den ein beliebiges Wagnerkonzert mit 100mal gespielten „Bruchstücken" aufweist. Von Schillings, Pfitzner, Reger, Mahler usw. wissen die Franzosen noch sehr wenig. Eher von R. Strauß, der ja mit Erfolg seinem Ruhme lebt. Soviel ich weiß, wird die Domestica auch in Paris aufgeführt werden. Die französische Tageskritik scheint mir, wie bei uns, auf theoretische, prinzipielle Fragen viel zu viel Gewicht zu legen; Fortschritt ist das beiderseitige Feldgeschrei — als ob ein

echter, großer Künstler hinter dem Fortschritt herliefe, statt daß der Fortschritt eine Begleiterscheinung seines schöpferischen Wesens ist. Über Tristan wußten selbst Bruneau und Mendès nicht soviel Anziehendes oder Interessantes, wie ich erwartet hatte; einzig Gabriel Fauré gab im Figaro einen sachlichen, anschaulichen Bericht. Die untergeordneten Blätter, deren es viele giebt, scheinen in Paris zum Teil auf der Stufe unserer Provinzpresse dritten Rangs zu sein.

Stuttgart. Karl Grunsky.

*

Das Stuttgarter Publikum.

Was ist das Publikum eigentlich? Die Menge derer, die dabei sind. Wobei? Wo irgend etwas los ist in der Öffentlichkeit. Im besondern die Summe der Schauenden, Hörenden, Genießenden. Eine dicht aneinander gedrängte Herde, eine fest zusammenklebende Masse. Etwas durchaus Unpersönliches, das, obgleich es aus einzelnen Personen gebildet wird, doch in solche nicht wieder aufgelöst werden kann. Seine Zusammensetzung ist in jedem Fall wiederum eine andere. So gleicht es einem Chamäleon, das in allen Farben schillert, einem Gebirgsbach, der an- und abschwillt, einem Gummiball, der sich aufblasen und zusammendrücken läßt. Schließlich ein Begriff, unter dem sich jedes etwas andres vorstellt, der einem zwischen den Fingern durchschlüpft, wenn man ihn festhalten will.

Darum haben auch die Urteilsfähigen von jeher die verschiedensten Meinungen vom Publikum gehabt. Aristoteles hält dieses in seiner Gesamtheit für einen besseren Richter über künstlerische Leistungen als einzelne, weil es als vielfüßiges und vielköpfiges Wesen eben alles Verständnis aller einzelnen Teile eines Kunstwerkes in sich schließe. Er hatte freilich Hellenen vor sich! Dagegen Goethe, der Geistesaristokrat: „Das Publikum ist im ganzen nicht fähig, irgendein Talent zu beurteilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen.“

Die Menge derer die dabei sind! Leicht bekommt der ursprünglich indifferente Begriff einen Stich ins Lächerliche, Spöttische, Verächtliche. Das rein Quantitative wird zum Qualitativen. In diesem Sinne rechnet sich natürlich geistig niemand zum Publikum, mag er sich auch körperlich mitten darunter befinden. Man kann deshalb auch stets ungestraft das Publikum verlachen: die Betroffenen stimmen unfehlbar in den Hohn mit ein und lachen selbst mit, entweder weil sie gar nicht merken, daß sie dazu gehören, oder weil sie sich nur aus Diplomatie nicht anmerken lassen wollen, daß sie sich im Innern getroffen fühlen.

Das Publikum im engeren Sinne sind die Teilnehmer an öffentlichen Schaustellungen. Es gibt ein solches auf den Jahrmärkten und Maskenbällen so gut wie in den Konzertsälen und Theatern. Das Publikum im engsten Sinne ist das Theaterpublikum. Die Schaubühne hat sich allmählich unter den edleren öffentlichen Vergnügungen zur wichtigsten emporgearbeitet. Nirgends läßt sich darum auch die Natur des Publikums so gut wie im Theater studieren.

Da im Theater und bei sonstigen Schaustellungen, solange es Menschen gab und geben wird, dieselben erregenden Momente gewirkt haben und wirken werden, so hat das Publikum aller Zeiten und Völker seine gemeinsamen Merkmale. Aber doch unterscheidet es sich wieder nach dem Zeit- und mehr noch nach dem Volkscharakter. Dadurch gewinnt das Publikum jeder Kulturepoche, jedes Landes, jeder Stadt wieder seine eigentümliche Physiognomie. In Deutschland zumal mit seinen scharf ausgeprägten Stammes- und Provinzialkulturen treten die Unterschiede besonders deutlich hervor. Im Norden und im Süden, am Rhein und an der Donau lassen sich spezifische Kennzeichen ausfindig machen. Man genießt in Köln anders als in München und äußert in Hamburg seine

Teilnahme nicht auf gleiche Weise wie in Berlin, wobei man natürlich seine Studien mitten in der Saison machen muß, nicht etwa zur Reisezeit, wo der Fremdenzufluß den lokalen Charakter eines Publikums aufhebt.

Dem Stuttgarter Publikum haben die Besonderheiten des schwäbischen Stammescharakters und die eigenartige Entwicklung der württembergischen Kultur ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt. In Übereinstimmung mit der äußeren Schwerfälligkeit der Schwaben bildet das Stuttgarter Publikum eine zähe Masse, die nicht leicht in Bewegung zu setzen ist. Es fehlt nicht sowohl an regem Interesse als am Vermögen, solches zum Ausdruck zu bringen. Überdies ist die innerlich vorhandene Fähigkeit, sich zu erwärmen und zu begeistern, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Geist der Verneinung, der Krittelei unterbunden und unterdrückt. Aber auch dieser bricht sich nicht in lauten Kundgebungen Bahn, verschafft sich vielmehr nur in engeren Kreisen Geltung. Man erlebt daher im Theater ebenso selten Ausbrüche stürmischen Beifalls, als man entschiedene Zeichen des Mißvergnügens zu hören bekommt. Der fleißigste Theaterbesucher wird kaum jemals Zeuge eines großen Theaterskandals oder auch nur eines lärmenden Durchfalls gewesen sein. Alles vollzieht sich in glatten, manierlichen Formen. Das Klatschen bleibt in der Hauptsache den Galeriebesuchern vorbehalten, das Zischen vollends, das ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielt. Nach der Vorstellung hat man es gar eilig, zur Garderobe und nach Hause oder ins Restaurant zu gelangen. Wenige haben eine selbständige Meinung, noch kleiner ist die Zahl derer, welche eine solche zu äußern oder gar daran festzuhalten wagen. Die meisten warten ab, bis sie von den Zeitungen eine Direktive erhalten. Der Erfolg von Neuheiten kann demgemäß in der Regel erst am andern Tage durch die Kritik festgestellt werden. Im Hause selbst — denn das Stuttgarter Publikum ist im Grunde genommen wohlwollend und gutherzig — wird sogar den erbärmlichsten Stücken zu einem freundlichen Achtungserfolge verholfen, über den es aber auch wirklich gute nicht leicht hinausbringen. Der wohltemperierte Beifall steigt höchstens dann bis zum Siedegrad, wenn man weiß, daß der Autor anwesend ist; denn auf den Anblick eines solchen sich mehr oder weniger verlegen vor der Allmacht des Publikums verbeugenden Wundertiers brennt man in Stuttgart noch mehr als anderwärts.

Erst in neuester Zeit hat sich hier eine Art von Premierenpublikum gebildet. Die richtige Theaterstadt ist aber Stuttgart immer noch nicht. Im ganzen ist der Boden für Konzerte günstiger, und diese, die während der Saison einander in wilder Hast jagen, beanspruchen eine große Summe von Geld und Zeit. Übrigens lassen sich im Konzertsaal über das Stuttgarter Publikum so ziemlich dieselben Beobachtungen wie im Theater anstellen. Diesem halten sich weite Kreise grundsätzlich fern. Vor allem die streng kirchlich Gesinnten, die Pietisten, an denen in Stuttgart noch nie Mangel gewesen ist. Sie decken ihre Zerstreuungsbedürfnisse vielfach auswärts: sich im heimatlichen Kunsttempel zu zeigen, hieße für sie Ärgernis und böses Beispiel geben und im gottseligen Lebenswandel wanken. Ebenso vermißt man unter den Zuschauern die zahlreiche Beamtenschaft fast vollständig — sei es aus Mangel an Zeit oder an Geld, oder weil die Beteiligung an derartigen Genüssen für unvereinbar mit bureaukratischer Würde gehalten wird. Jedenfalls entgeht damit dem Stuttgarter Publikum ein Element, das durch seine Bildung dazu berufen wäre, jenes auf eine höhere Stufe zu heben.

Indessen ist das Verhältnis der Stuttgarter zur Schaubühne im Laufe von Generationen starken Schwankungen unterworfen gewesen und die Physiognomie des Publikums keineswegs dieselbe geblieben. Das württembergische Hoftheater hat sich erst im Jahre 1780 zu einem Geschäftstheater umgewandelt. Bis dahin war der Eintritt frei, das Publikum beim Landesherrn zu Gast. Ein solches Verhältnis schloß natürlich von vornherein jede freie Meinungsabgabe aus. Auch in den Glanzzeiten der rein höfischen Theaterhaltung unter Herzog Karl, als die von Jommelli geleitete Oper und das Noverre unterstellte Ballett mit europäischen Rufgenossen und mit Paris konkurrierten, wollte das Bürgertum von diesen Vergnügungen nichts wissen, und es heißt, der Herzog habe

manchmal in Zivil gesteckte Soldaten ins Theater kommandieren müssen, um die Räume zu füllen. Kein Wunder, wenn man erwägt, daß das württembergische Volk eine mit seinem materiellen Ruin erkaufte Pracht verabscheuen mußte und sich damals fast ganz dem Pietismus in die Arme geworfen hatte, der ihm einen himmlischen Ausgleich für irdische Leiden vorzauberte und so über diese am einfachsten hinweghalf.

Endlich versank die ganze Üppigkeit, einfachere Zeiten kamen, und die billige deutsche Bühnenkunst trat an Stelle der kostspieligen welschen. Man führte Eintrittspreise ein, und das Publikum konnte sich das Recht erkaufen, eine eigene Meinung zu haben. Dieser Zeit entstammt eine kurze Charakteristik des Stuttgarter Publikums aus Schubarts Feder: „Im Grunde ein gutmütiges, nachsichtiges, herziges, leicht zu stimmendes Publikum. Man schlägt den aufkeimenden Schauspieler hier nicht gleich in einem Hagel von Kritik nieder, keine Schandpfeifchen bemerken hier die Fehler der Übereilung: man ermuntert vielmehr durch oft zu hoch gestimmtes Lob den Zögling der Kunst und freut sich ob jedem aufzuckenden Flämmchen seines Talentes. Von den Feuergeburten Shakespeares, Klopstocks, Gerstenbergs, Schillers an bis zum Laich der Frösche in den Sümpfen unten am Pindus findet man hier Empfänglichkeit. Mich dünkt, die zwei Extreme — das Tragische bis zum Schrecklichen, das Komische bis zur Posse geschwellt — würden hier am meisten wirken. Doch ein Publikum wie das hiesige, wird sich leicht an Korrektheit gewöhnen, wann erst die Bühne korrekt ist. Derzeit hat unser Publikum weit mehr vom Schauspiel als dies von ihm zu fordern." Schubart hat die Schwächen seiner Landsleute mit den denkbar höflichsten Wendungen verhüllt und die Sirenengesänge eines Schauspieldirektors ertönen lassen, der das Publikum für sich gewinnen will. Denn Herzog Karl hatte den ehemaligen Gefangenen vom Hohenasperg nach dessen Erlösung im Jahre 1787 zum Lenker seiner Hofbühne auserkoren.

Vergeblich bemühte sich König Friedrich von Württemberg, die Bewohner seiner Residenz für sein Theater, das er sich etwas kosten ließ, günstig zu stimmen. Als er im Todesjahre Schillers den Kostenanschlag zu der für damalige Verhältnisse glänzenden Ausstattung des Wilhelm Tell genehmigte, konnte er die bittere Bemerkung nicht unterdrücken, die Überschläge und Berechnungen seien besonders deshalb beträchtlich, weil sie wohl schwerlich für ein undankbareres Publikum als das von Stuttgart gemacht werden können; da von diesem nichts zu erwarten sei, so müssen diese Ausgaben „bloß in Rücksicht des Hofs und der Gelegenheit angewandt werden".

Noch sieben Jahrzehnte später waren Feodor Wehl, dem artistischen Direktor des württembergischen Hoftheaters, ähnliche Erfahrungen beschieden. In seinem Werke „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung" hat dieser viel angefeindete Intendant, der, trotz mannigfacher Fehlgriffe, unter den schwierigsten Umständen wenigstens den höchsten künstlerischen Zielen nachgestrebt hat, wiederholt mit dem Stuttgarter Publikum scharfe Abrechnung gehalten. „Ich habe", schreibt er einmal, „das Stuttgarter Publikum zu erproben vielfach Gelegenheit erhalten. Es ist ein Publikum, das der großen Masse nach immer außerhalb der Sache steht, gleichsam vor der Kunst, nie in ihr. Das Theater ist und bleibt ihm Komödie. Es vergißt nie, daß ihm etwas ‚vorgemacht wird', daß auf den Brettern alles nur Schein ist. Nie wo anders habe ich erlebt, daß die Leute beim Verlassen einer Vorstellung von dieser so gar nicht sprachen, wie in Stuttgart. Ich schritt mit Absicht oft hinter den Zuschauern her, wenn sie aus dem Hause hinausgingen, um zu vernehmen, was sie äußern würden. Eben waren Romeo und Julia gestorben oder Medea hatte ihre Kinder ermordet oder Götz das Zeitliche gesegnet oder Maria Stuart ihren Kopf auf den Block gelegt — die Leute hatte das alles nicht im mindesten ergriffen. Sie verloren darüber selten ein Wort, sondern unterhielten sich, nachdem der Vorhang kaum gefallen, über die Aussichten auf ein gutes oder schlechtes Weinjahr, über den nächsten Geburtstag der Tante Bärbel oder die neue Wohnung des Vetter Christian." Die Stuttgarter haben eben von jeher in der Schaubühne nicht sowohl eine Bildungs- und Erziehungsstätte, eine moralische Anstalt im Sinne ihres großen Landsmannes

Schiller erblickt als vielmehr ein reines Belustigungsmittel. Noch heute geben viele mit dem festen Vorsatz ins Theater, zu lachen um jeden Preis, und lauern auch im ernsthaften Schauspiel gierig auf Gelegenheit dazu, die sie in den geringfügigsten äußeren Vorkommnissen oder zufälligen szenischen Störungen finden. Ob sie dadurch eine ergreifende Szene um die beabsichtigte Wirkung bringen, kümmert sie nichts. Sie haben eben keine Lust, sich rückhaltlos an die dramatischen Vorgänge hinzugeben, und sobald sie die Gefahr einer seelischen Umklammerung verspüren, ist ihnen das albernste Mittel gut genug, um sich aus einer ungemütlichen Lage zu befreien.

Seit der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich jedoch im Verhalten des Stuttgarter Theaterpublikums eine unverkennbare Umwandlung vollzogen. Nicht als ob auf einmal leichtes Theaterblut in den Adern der schwerkalibrigen Schwaben rollen würde, alle Mißstände verschwunden wären. Aber die Stuttgarter, von denen Wehl noch zu klagen hatte, daß sie immer außerhalb der Sache, gleichsam vor der Kunst stehen, haben doch allmählich ein gewisses Verhältnis zur Schaubühne gewonnen. Ohne Frage hängt dieser Fortschritt damit zusammen, daß sich die Württemberger in den letzten 15 Jahren mehr und mehr bewegen ließen, aus ihrer geistigen Isolierung herauszutreten und mit der lange schroff abgelehnten modernen Literatur Fühlung zu suchen. Gleichzeitig vermochten der den Anforderungen der Neuzeit besser entsprechende Theaterbetrieb und die gesteigerten künstlerischen Leistungen in der Ära Werthers und noch mehr in der des heutigen Intendanten Putlitz das Publikum in stärkerem Maße anzulocken und den Theaterbesuch zu heben, und zwar in einem nicht bloß durch das äußere Wachstum der Stadt bedingtem Verhältnis. Ein Gradmesser hierfür sind die heutzutage in der Regel ausverkauften Häuser bei Erstaufführungen im Gegensatz zur fast unglaublichen Zurückhaltung und Gleichgültigkeit, die das Publikum in früheren Zeiten gegen derartige Ereignisse des Theaterlebens zu beobachten pflegte. Dabei ist noch folgender Gesichtspunkt zu berücksichtigen. Bis vor kurzem ist in Stuttgart das Hoftheater die einzige ernsthaft zu nehmende Kunstanstalt gewesen, die nur Varietes und Sommerbühnen zur Seite hatte. Heute kann sich bereits ein ständiges Residenztheater neben dem Hoftheater behaupten, obgleich dieses seinen Betrieb wesentlich erweitert und sogar auf zwei Bühnen ausgedehnt hat. Wir haben es da mit einer zweifellos noch im Aufstieg begriffenen Entwicklung zu tun, zumal da die Einwohnerzahl Stuttgarts stetig wächst und die Stadt ihren Machtbereich durch Eingemeindungen zu erweitern bestrebt ist. Die kleinmütige Zweifelsucht derer, die gegenwärtig den geplanten Neubau zweier Hoftheater mit der Begründung bekämpfen, daß das Stuttgarter Publikum nicht zwei Theater zu füllen imstande sei, wird gewiß durch die Macht der Thatsachen widerlegt werden.

Mit der Besserung des Theaterbesuchs ist freilich die Erwärmungsfähigkeit des Publikums nicht auch im gleichen Maße gestiegen. Das Vorherrschen lauwarmer Temperatur vermag beifallshungrige Bühnenkünstler noch heute zur Verzweiflung zu bringen und hat tatsächlich schon mehr als eine tüchtige Kraft veranlaßt, den Stuttgarter Staub von den Füßen zu schütteln. Der berühmte Heldendarsteller Ferdinand Eßlair hatte einst beim Gastspiel so gut gefallen, daß man ihn für das Institut zu gewinnen versuchte, was auch nach langen Bemühungen unter großen Opfern gelang. Aber derselbe Künstler, der als Gast stets brechend volle Häuser erzielt hatte, spielte im Engagement vor leeren Bänken. Ein bekannter Theaterfreund, von einem Regisseur über diese auffällige Erscheinung zur Rede gestellt, erklärte: „Ja, wisset Se, mer meine halt, es muß nix Rechts mit em sei; sonst hätt er sich bei uns net anstelle lasse". Diese glaubwürdige Anekdote gehört allerdings einer achtzig- bis neunzigjährigen Vergangenheit an: aber es ist noch gar nicht so lange her, daß der von den ersten Bühnen umworbene Tenorist Heinrich Sontheim oder die in herb tragischen Rollen unübertreffliche Heroine Eleonore Wahlmann vor einem erschreckend kleinen Zuhörerkreise ihre meisterhafte Kunst entfalteten. Auch heutzutage wertet das Stuttgarter Publikum — im Gegensatz zum Lokalpatriotismus sowohl süd- als norddeutscher Städte, wie München, Frankfurt, Hamburg — die

Leistungen der einheimischen Künstler eher zu gering, während die Wertschätzung auswärtiger Größen zum mindesten in ausverkauften Häusern ihren realen Ausdruck findet. Dabei ist gesunde Urteilskraft genug vorhanden, daß man die Darbietungen fremder Virtuosen auf ihre wirkliche künstlerische Bedeutung zurückführt: nur zugegen gewesen sein will man um jeden Preis, um mit gutem Gewissen darüber mitsprechen zu können.

In diesem und manchem andern Punkt ist es freilich nur ein gradueller Unterschied, der das Stuttgarter Publikum vom Publikum im allgemeinen trennt. Maßgebend für den Begriff des modernen Publikums ist ja jener Wunsch, dabei zu sein, gesehen zu werden, mitzureden, wenn etwas los ist in der Öffentlichkeit. Würden nicht die entfesselten Triebe der Neugierde und Eitelkeit wirken, gäbe es überhaupt kein Publikum im landläufigen Sinne. In die Lücke träte dann ein würdigerer, idealerer Kreis von Zuschauern und Zuhörern, die nur durch eine wahrhaftige innere Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen sich zu solchen vereinigen würden.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

*

Aus dem Stift.

Wir erhalten folgende Zuschrift: „Der Inhalt des im Septemberheft Ihrer Zeitschrift erschienenen Aufsatzes von Rudolf Krauß ‚Das Tübinger Stift und die Württembergische Kultur' interessirte mich als alten Stiftler sehr, und mit dem größten Teil des Inhalts bin ich infolge eigener Erfahrung einverstanden. Da fiel mir ein, daß unter meinen alten Papieren sich ein Gedicht über das Stift von einem früheren Stiftler befindet. Ich suchte es auf, und erlaube mir Ihnen nachfolgend eine Abschrift desselben zum Gebrauch für Ihre Monatshefte zuzuschicken. Es sind darin jedenfalls die Empfindungen und Gefühle eines Stiftlers während seiner Stiftslaufbahn wahrheitsgetreu und kurz geschildert. Ein alter Stiftler.

Das Württemberger Stift zu Tübingen 1859/60.

Vormals ein Augustiner Kloster,
Geweiht zu Meß und Paternoster,
Sodann durch Herzog Christophs Wort
Gewandelt um in einen Ort,
Darinnen hoffnungsvolle Knaben
Umsonst Kost und Erziehung haben,
Und von der Welt ganz abgesperrt,
Verfolgt von des Damokles Schwert,
In ihren klösterlichen Zellen
Sich ihre Jugendzeit vergällen,
Und dem Gesetze zu genügen
Gewöhnen sich an List und Lügen;
Ein Treibhaus für die großen Geister,
Fundgrube für Erziehungsmeister,
Da Philosoph nnd Pietist
Sich schon als künft'ger Gegner grüßt;
Ein Haus, in welchem Weisheit und
Borniertheit in seltsamem Bund:
Vor andren Menschen in jedem Stück
Ein halb Jahrhundert noch zurück:
Den Eltern süß, — den Kindern Gift, —
Das ist der Württemberger Stift.

H. H."

*

Schulfragen.

Ein Mitarbeiter wird durch Naumanns vorigen Beitrag angeregt, uns um Abdruck des folgenden Citates zu ersuchen:

„Unser Bürgerkrieg wird nur giftiger, wenn man ihn durch die als Schulzwang auftretende Gewalt ersticken will; er ist ein Kampf der Geister, und auf geistigem Gebiete, durch die Familie und die Kirche, muß er ausgetragen werden ... Ich bitte zu erwägen, daß mit einem Erziehungszwange der preußische Staat sich nur dem Grade nach vom Kirchenstaate unterscheiden würde, welcher den Judenknaben Mortara wider

den Willen von dessen Eltern taufen ließ, nur dem Grade nach von dem Rußland, welches die von schurkischen Popen en passant gechrysamten Knaben und Mädchen baltischer Lutheraner griechisch-katholisch zu bleiben zwang. In allen diesen Fällen hängt das Ideal an der Säbelkoppel der Polizeidiener: und an der soll und kann es doch ganz gewiß nicht hangen."

Paul de Lagarde, Deutsche Schriften, Göttingen bei Lüder Horstmann, 1903, Seite 172 und 173.

*

Sozialfinanzielle Rundschau.

In demselben Augenblick, wo für 500 Millionen Mark neue Russen an den deutschen Markt kommen, wurde auch von dem Wiedereintritt Wittes ins Ministerium gesprochen. Obgleich nun der Genannte dort die einzige vertrauenerweckende Persönlichkeit ist, welche für die europäische Hochfinanz zugleich eine Art Autorität vorstellt, so brauchte das Gerücht seiner Berufung durchaus noch keine bloße Lockspeise zu sein. Erstens käme es bei neuen Zarenwerten nicht auf die Fachmeinung unserer Bankiers an, die gegen sechs oder schon vier Prozent Zwischengewinn überhaupt auf eine eigene Meinung verzichten. Vielmehr spekuliert man in Petersburg wohl mit Recht auf die konservativen Anschauungen unserer Kapitalisten selbst, die in russischen Fonds gute Staatspapiere auch während eines Krieges erblicken, nur weil das gleiche in den früheren Friedensjahren der Fall war. Ferner könnte Herr Witte wirklich als der notwendige Mann von seinem Herrscher erkannt worden sein, der ihn s. Zt. durchaus nicht fallen ließ, wegen seiner Energie auch gegen alle großfürstlichen und prinzlichen Nebeninteressen, sondern wegen des geistigen Druckes, der von ihm ausging und dem auch der stille, schüchterne Zar unterlag. Denn Wittes Handlungen kannten niemals besondere Rücksichten! Er hatte vor Jahren der Berliner Börse das große Spiel in russischen Noten durch vielbestrittene, aber schließlich erfolgreiche Maßnahmen weggenommen. Im Innern hob er u. A. durch Staatsmonopol den freien Branntweinschank und damit eine fürchterliche Ausbeutung auf. Und in der auswärtigen Politik hat er offen die Expansionsgelüste bezüglich der Mandschurei bekämpft. Einerlei, ob Witte erst Minister des Innern, oder was wirtschaftlich wichtiger, sogleich Finanzminister werden soll, — so würde sein Wiedereintritt jedenfalls die schärfste Bedrohung der gegenwärtigen Korruption bilden. Dies, trotzdem dieselbe bis in die höchsten Kreise hineinragt und einen Zustand geschaffen hat, wie ihn selbst Rußland seit vielen Generationen nicht gekannt. Allein wer weiß? Vielleicht ist der Herkules nicht so stark, als der Augiasstall jetzt groß ist!

* * *

Mit dem Falle des „Helios" in Köln ist die Geschichte eines Elektrizitätsunternehmens zu Ende gegangen, ebenso interessant, als wechselvoll, als traurig. Und wer die ungleich größeren Mühen in dieser Branche, als in den meisten andern Industrien kennen lernen will, der lasse sich über die Geschichte des „Helios" aufklären. Mit ihm war nicht nur stets eine umfassende technische Arbeit verbunden, trotz der vieljährigen Anlehnung an Ganz in Budapest, sondern auch rastloses Verhandeln mit Städten, Städtchen und Regierungen. Denn vor allem in den 90er Jahren, da noch großstädtische Zentralen bei uns nötig waren, wurden die Herren Elektriker in der Beeinflussung von Magistraten, Stadtverordneten, und deren Parteien zu wahrhaften Diplomaten. Als der Helios dann in Frankfurt zugunsten einer jungen Schweizer Firma Brown Boveri, abfiel, waren seine besten Hoffnungen, für die er Millionen in maschinellen Versuchen ausgegeben hatte, gescheitert. Erst später erholte er sich am Nord-Ostseekanal, wozu ebenfalls eine sehr geschickte und rastlose Unterhandlungskunst gehörte.

Würde der Helios dann sein altes Gleichstromsystem endlich aufgegeben haben, anstatt in Sachen des Drehstromes zwar nichts zu tun, aber andererseits durch Patentprozesse viel zu hindern, so wäre seine Fortentwicklung vielleicht noch gelungen. So aber warf sich die nur im Kleinen große Leitung, auf elektrische Anlagen in Orten, deren geringe Einwohnerzahl von vornherein nur Unrentabilität versprach. Die Prospekte damals auf Heliosobligationen zählten als Unterlagen recht minimale Plätze besonders im Osten auf, deren beigefügte Taxen ganz irrelevant waren. So u. a. Konitz, wo sogar der Vertreter und Ingenieur jener Kölner Gesellschaft, einer der Hauptheтzer gewesen ist. Merkwürdigerweise hatte aber selbst die sorgfältigste öffentliche Kritik den zweifelhaften Wert solcher Zentralen bei den Prospektbesprechungen außer acht gelassen. Schließlich verstieg sich der Helios zu den allerteuersten Engagements — des Baurates Stübben in Köln, des Direktors der Kölner Filiale der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft usw., ohne sich damit irgendwie aufzuhelfen. Auch gingen die Unterbietungen in schon an sich schlechten Zeiten, bis weit unter die Selbstkosten. So z. B. unterbot Helios einst die billigste Offerte der „A. E. G.“ nachträglich noch um 10 %. Dies veranlaßte indessen die Firma Heyl in Worms, noch keineswegs auch darauf einzugehen. Gefallen ist der „Helios“, trotz all seiner vielen Arbeit, und trotz der bewunderungswürdigen Elastizität seiner alten Geldgeber, weil er bei seiner Geschäftsmethode eine wirklich bedeutende Anlehnung an Siemens & Halske, oder die A. E. G. nicht erreichen konnte, vielleicht auch eigensinnigerweise gar nicht wollte. Kummer in Dresden fiel s. Zt. über sein zu starkes Machtbewußtsein und sowie über die Verhätschelung durch den sächsischen Fiskus, der ihm schließlich doch nicht helfen konnte. Wie man aber aus der Geschichte des „Helios“ sieht, sind auch noch andere Ursachen für den Zusammenbruch eines Elektrizitätsunternehmens möglich. Diesmal werden es die entlassenen Arbeiter leichter haben, als die Beamten, denn augenblicklich geht das elektrische Geschäft sehr gut, bei freilich sehr gedrückten Preisen.

* * *

Die neueste Statistik unserer Sparkassen zeigt für eine Reihe von Jahren eine ungeheuere Zunahme der Spareinlagen. Ganz so sicher ist es dabei keineswegs, daß dies vor allem die Mündelgelder zu Wege gebracht hätten, denen in früheren Zeiten die Sparkassen nicht so offen gestanden, wie jetzt. In Wirklichkeit umfaßt doch diese Zunahme auch Jahre industriellen Aufschwunges, wo zahllose Beamte und bessere Arbeiter größere Ersparnisse machen konnten und wo die Prinzipale so hoch ins Verdienen kamen, daß sie es schon der Repräsentation halber für gut befanden, ihre Lebenshaltung zu steigern. Hieraus erwuchsen dann vielen kleineren Händlern erweiterte Kundschaftsgebiete, welche Händler eben nur Sparkassenanlagen kennen. Indessen der eigentliche Arbeiter, dem man mit Recht oder Unrecht Mangel an Neigung vorwirft, sich etwas zurückzulegen, kann auch heute noch nicht viel von seinem Lohn absparen, wenn er Familienvater ist. Über diesen Punkt sind selbst die Fabrikdirektoren, sobald sie nur ein bißchen wohlwollend denken, so ziemlich einig. Da man aber auch Ersparungen solche Kapitalien nennen darf, welche in Wertpapieren, Hypotheken usw. angelegt werden, so muß hier betont werden, daß die deutsche Nation, respektive deren Besitzenden seit wenigen Jahren zu außerordentlich starken Rücklagen gekommen ist. Das verdanken wir lediglich unserer industriellen Entwicklung während z. B. das reiche Frankreich (sieht man von seiner Weinproduktion ab) Ersparnisse nur an seinen nicht verbrauchten Zinsen gegenwärtig macht. Seine Fabrikation ist aber zurückgeblieben.

* * *

Wider alles Erwarten haben sich die Schiffahrtsgesellschaften nicht geeinigt, wenigstens soweit die Tarife für das Mittelmeer in Frage kommen. Gerade das Mittelmeer aber dürfte schon heute für die Hamburg-Amerika-Linie sowie den Nord-

deutschen Lloyd zu den aussichtsvollsten Gebieten gehören. Der ganze Trust, wie ihn damals die Deutschen mit Herrn Morgan eingingen, bedeutete überhaupt nichts weniger als eine Unterwerfung unter eine fremde Kapitalsmacht, trotzdem dies allseits geflissentlich verbreitet worden ist. Nur daß die Generaldirektoren in Hamburg und Bremen niemals zu richtigen Verträgen mit den Engländern kommen konnten, weil der letzteren Individualismus entweder keine Abmachungen oder auch keine Durchführung derselben ermöglichte. Trotzdem hatten Unparteiische es gleich anfangs für bedenklich gehalten, mit einem der skrupellosesten und provisionslustigsten Amerikaner zusammen zu gehen.

* * *

Gelegentlich der endlich bevorstehenden Kanalvorlage sei hier an das Schicksal des Moselkanals erinnert, der seit Dezennien nicht leben und nicht sterben kann. Wer sich anfangs der 90er Jahre noch des berühmten Moselparlaments erinnert, das die Regierung nach Koblenz einberufen hatte, der weiß auch wie energisch damals das ganze praktische Rheinland-Westfalen in seinen Vertretern für jenes Projekt eingetreten war. Nur die Saarhütten, die nassauischen Erzbergwerke und die fiskalischen Kohlengruben an der Saar standen als Interessengegner auf. Seit dieser langen Zeit sind die Eisenwerke unserer industriellsten Provinzen noch immer gezwungen ihre Erze, d. i. ihr Brot — vom Auslande via Rotterdam und Antwerpen zu beziehen, da die Mosellandschaft für ihre Minerale nur die teurere Eisenbahnbeförderung haben kann. Andererseits entbehrt auch Lothringen dann die billigere Ruhrkohle mit ihrer besseren Qualität, als die der Saarkohle. Der Fiskus freilich wünscht eine solche Konkurrenz sich noch lange fernzuhalten!

Frankfurt a. M. S. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Hans Heinzlin.

Erzählung von Wilhelm Fischer in Graz.

10.

Mit dem Lachen ging's aber doch nicht in einer Zeit, wo der Mangel beständiger Gast im Hause war. Trautel wußte sich kaum mehr zu helfen. Das Zwingergärtlein lieferte, was an Kohlkräutern die braune Erde trug; allein das war nicht viel, und anderes gab es nicht. Ihr Erwerb an Nadelarbeit ward ihr auch geschmälert, so daß sie damit nicht zurecht kommen konnte. Es war dies ein Ausläufer des Gewitters, das Heinzlin traf. Ihr ward angst dabei und sie fürchtete, eines Tages mit allen Hilfsmitteln zu Ende zu sein und ihrem Vater zu sagen: ich kann nicht weiter. Dies scheute sie, weil sie damit das Vertrauen in ihre Kraft verloren hätte, das ihr stets hoch galt und sie in aller Mißlichkeit aufrecht erhielt.

Heinzlin war nun fleißig im Müßiggange, aber freudig nicht. Am meisten entbehrte er die abendliche Reise in die entfernte Wirtsstube und die Erhebung über sein trauriges Schicksal, die er am kräftigsten hinter einem Glase klaren Weines gewann. Nun lag er auf dem dürftigen Boden des Alltags, und die Schwingen fehlten ihm, sich darüber zu erheben und sich als besserer Mann zu fühlen, als er den andern schien. Das Kleinod seiner Brust: der Stolz, begann zu rosten unter der Einwirkung der mißmutigen Gedanken, die immer mehr dessen Glanz trübten.

Vor wem sollte er sich nun in seiner traurigen Erhabenheit zeigen, mit der ihn das Schicksal wie mit einem zerfetzten Königsmantel bekleidet hatte! Er ging mißmutig aus und kehrte verdrießlich heim. Er wurde wortkarg, wie es sonst seine Art nicht war, und machte durch diese Veränderung seiner Tochter neue Sorgen. Er fing an die Worte zu zählen, als wären es Geldmünzen, und wachte darüber, daß er keines zu viel verausgabte. Trautel legte ihren ganzen Fleiß daran um seine düstere Stimmung zu erhellen; aber sie kam damit nicht zuwege. Mußte sie doch noch darauf achten, daß ihr selber nicht das Öl zur hellen Stimmung ausging und sie beide in Finsternis säßen!

Umsomehr mußte sie sich wundern, als er einmal spät heimkam, mit leichten Schritten auftrat, nicht schwerfällig und verdrossen wie in der letzten

Zeit, und sogar ein Lied vor sich hinträllerte. Er sagte ihr beim Scheine des angezündeten Lämpchens: „Grüß Gott, Trautel!“ und sie bemerkte, daß es mit lachendem Munde geschah.

„Ja, was ist dir, Vater?“ fragte sie erstaunt.

„Mir ist nichts Arges geschehen, Trautel. Willst etwa, daß ich flennen soll?“

„Nein, beileibe!“

„Na, siehst es. Da tue ich halt ein bissel die Welt anlachen. Bist ja nicht mehr wert, sag' ich ihr, als daß ich über dich lach'. Meinst, einer wie ich, läßt sich frei unterkriegen? Gefehlt! Ich steh' noch meinen Mann, und wenn's Steine vom Himmel regnen tät. Ein guter Mut, das ist das beste! Laß die Feind' kommen! Ein ganzes Heer von Klagen und Sorgen und Mühen! Gegen mich kommen sie nicht auf. Ich trag' den Kopf noch höher und sag': ich will frei sein. Ein freier Mann ist ein starker Mann. Das bin ich.“

Und er reckte sich so hoch auf, als er konnte und lachte sieghaft, als hätte er es nie anders getan.

„Ja, wo warst denn eigentlich, Vater? erzähl' mir,“ bat sie. Ihr schwante, daß er seinen wieder gewonnenen Wortreichtum nur aus einem Quell geschöpft habe, dahin ihm aber der Weg in der jüngsten Zeit versperrt gewesen war.

„Na, drunten in Aichfeld bin ich ein bissel in der Wirtsstube gesessen. Es ist schon lang her, daß ich nicht dort gewesen bin, und da denk' ich mir: mußt halt den Wirt wieder einmal heimsuchen. Das wird ihm passen, wenn er wieder einmal einen besseren Menschen unter seinen Gästen sieht. Ha! ha! — Ja, eins muß was von sich halten, Trautel, und nicht warten, bis es die andern tun. Da könntst lang warten. Jeder fängt bei sich selber an, wenn er einen Gescheiten sucht. Dem Nachbar kann er nicht durchs Fenster hinein schauen; aber in seinem Stübel ist er daheim, und da kennt er nichts besseres, als was er selber ist. So ist die ganze Welt gescheit eingerichtet. Brav! brav!“

Und er schnippte mit den Fingern.

„Ja, Vater, und wenn mir eine Frag' erlaubt ist: hast du bei dem Wirt geborgt?“

„Ich, beim Wirt! Was fällt dir ein, Trautel? Ich hab' immer auf mich geschaut, daß ich in die Wirtsstube wie ein Herr hinein und auch wieder als ein solcher hinaus gegangen bin.“

„Aber gesessen bist ja auch darin?“

„Freilich, freilich.“

„Und der Wein war gut?“

„Ich trink' keinen schlechten Wein. Ein Untersteirer war's aus der Luttenberger Gegend, klar wie Gold und edel wie ein Fürstenkind.“

„Das freut mich, Vater. Da hast ja für deine Arbeit wieder Geld gekriegt —?“

„Was sagst, Trautel? Nein, das nicht. Aber gut aufgelegt bin ich worden. Es war ein feines kühles Lüftel, was von der Mur hergestrichen hat, wie ich heimwärts gegangen bin und den Sternlein oben zugeschaut

hab', wie sie sich schön langsam zum Nachtdienst hergerichtet haben. Die Erdenheimat ist mir wieder klein zutraulich geworden, wie ich die vielen Lichtl oben an der blauen Decke brennen gesehen hab'. Zuweilen ist's uns so, als wenn wir bei einem größeren Herrn, als wir sind, zu Gast geladen wären. Und das gehört zum Schönsten im Leben, wenn die Gastlichter angesteckt sind, oben flimmern, unten der Fußboden mit Grün bestreut ist, und das Herz im Leib sich dehnt und sagt: heut ist's Feiertag!"

„Und wenn ich fragen darf, Vater, woher hast du dann —"

„O je, jetzt packt mich der Schlaf," sagte er, indem er seinen Janker über die Stuhllehne legte; „wird ein guter sein. Ich hab' die Zeit her schlecht geschlafen. Es hat mir was gefehlt: das ruhige Gemüt. Ich bin mit mir uneins gewesen. Die eine Hand hat sich in Zorn geballt, und die andere hat's ihr mit friedfertig ausgespreizten Fingern verwiesen. Und im Brustkammerl da war's finster. Das Licht, das von oben kommt, — vom Kopf her als Verstand mein' ich — hat sich darüber gewundert, und hat's doch nicht heller machen können. — Aber du willst ja was fragen, Trautel, nicht? Freilich. Na, so red. — Aber hörst, es ist besser, wir lassen's für heut. Mir fallen die Augen zu. Und du auch, Trautel, geh' schlafen. Hast dich eh' wieder geplagt. Und —" er gähnte einigemale laut — „das Gamezen! — behüt dich Gott, Kind! — Gute Nacht!"

Sie mußte sich die Frage auf morgen aufheben, und da stellte sie sich wie von selber ein; denn Heinzlin gab ihr Geld zur Wirtschaft, was diesmal ein so seltsames Ereignis war, daß ihr Staunen ohne weiteres Bedenken sich in die Worte kleidete: woher ihm diese Einnahme zugeflossen sei? Er hielt auch mit der Antwort nicht zurück; aber er ging im Gemache hin und her und wendete das Gesicht bald der Tochter zu, bald kehrte er es wieder von ihr ab, als er berichtete:

„Sollst es wissen. Gestern abends bin ich dem Lentfried in der Au begegnet. Na, und weil der gerad' eine gute Nachricht von seiner Mutter gekriegt hat, die krank war und wieder gesund geworden ist, so hat er mich eingeladen, mit ihm einen Genesungswein zu trinken. Ich hab's ihm nicht abschlagen mögen, weil er sich gar herzlich die Ehr' erbeten hat. Wenn's gilt, eine Mutter zu feiern, laß' ich mich schon immer dazu bereitfinden. Hab' auch eine gehabt, die sich das Himmelreich auf Erden verdient hat."

Er blickte in die Ferne, und fuhr dann fort.

„Ich geh' halt mit dem Lentfried, und der Luttenberger war ein richtiger Genesungswein. Während wir sitzen, fragt er das und jenes, und ich antwort' ihm. Ich hab' ja nichts zu verheimlichen, und meine Sach' mit der Dorfgemeinde und hinterher mit dem Krämer erfährt er auch und gibt mir recht, daß ich mich nicht laß' zwingen, den Protzen untertänig zu sein. Das ist ein Streiken, was Ihr wider sie anhebt, Heinzlin, sagt er, und das muß man aushalten können. Da hat er mir seine Hilf' in einem Darlehen angeboten. Ihm gescheh' es leicht; er ist vermöglicher Leute Kind, und seine Frau Mutter läßt's nie an einem Zuschuß zu seinem Gehalte fehlen, — und ich hab's angenommen. Werd's ihm schon wieder bis auf den Heller abstatten. Aber jetzt ist's ein Vorspann, den jeder Fuhrmann braucht, wenn er stecken bleibt, und zwar von wegen des schlechten Wetters, das nicht er

selber gemacht hat, sondern ein anderer, der's vom Himmel geschickt hat. Jetzt weißt es, Trautel."

Und er ging nachdenklich in der Stube hin und wieder und sah nicht, wie ihr Antlitz sich bei diesem Berichte umwölkt hatte.

„Vom Wirt magst du nicht borgen; ist auch recht, Vater. Und von Lentfried doch —?"

„Das ist was anderes. Das ist ein Studierter; ist meinesgleichen. Der Wirt aber, der bedient mich; gegen den bin ich ein Herr. Und als solcher darf ich mich nicht niedrig stellen und seinen guten Willen anrufen. Hab's ja beim Lentfried auch nicht getan, bewahr'! er hat sich's als eine Freundschaft erbeten, und ich hab' auch keinen Grund ihm feind zu sein. Wüßt' nicht, woher!"

„Vater", sagte sie jetzt entschlossen; „ich muß schon mit dir ein ernsthaftes Wort reden."

Er blieb stehen und sah sie erstaunt an:

„Was hast?"

„Nichts gutes, und du auch nicht. Aber wenn eins schon auf die Hilf' anderer angewiesen ist, so ist's besser, er geht vor die Tür, wo einer drin wohnt, der ihn genau kennt, als vor eine fremde. Und wenn du auch nichts davon wissen willst, ist der nächste doch der Großvater. Wenn du im Unfrieden von ihm gegangen bist, als du die Mutter selig heimgeführt hast, und die ganzen Jahr' her ihr euch beide nicht mehr gekannt habt, so wär' jetzt ein gutes Wort von dir statthaft und könnt' uns helfen."

Heinzlin erstarrte einen Augenblick lang und fing dann an zu zittern. Sein Mund stand offen, und er konnte die Rede nicht finden. Dabei waren seine Augen heiß geworden, daß er wie in einen flimmernden Nebel sah.

Plötzlich schrie er:

„Trautel! Ich! Ich! Hans Heinzlin zu dem Mann, der Alois Fronauer heißt? Ich! Lieber spring' ich gleich aus dem Fenster ins Jenseits. Wie oft hat mir deine Großmutter ihre gute Hilf' angeboten, und ich hab's abgewiesen, weil sie mit dem Mann unter einem Dache haust! — Ich zu dem, der meinem Weib, seiner Tochter, gesagt hat: Geh nur mit dem Meister da! Du wirst schon als Bettlerin zurückkommen; aber meine Tür wirst du dann verschlossen finden. — Ich zu Herrn Alois Fronauer im Tobergraben mit einer Bitt' kommen! Gotts Donner erschlag mich! — Ich bitt' schön, Herr von Fronauer, die Tochter ist tot, aber der Schwiegersohn lebt noch, und ich tät' halt eine kleine Unterstützung brauchen für mich und mein Kind, die Trautel. Gotts Blitz soll mich treffen! — Ich sollt' vor dem Fronauer kriechen wie ein Hund, der wieder in Gnaden will aufgenommen werden! Da müßt' ich ja meine Mutter noch im Grabe anklagen, daß sie mich geboren hat . . . Aber so geht's. Was muß eins nicht durchmachen, bevor er alles im Leben ausgekostet hat und als ein Satter ins Grab steigen kann! Und so muß ich das auch noch von dir, Trautel, erleben, daß du mir solchen Rat gibst. Ja, kennst mich denn nicht? Ich bin ja doch dein Vater, und da mußt etwas von mir in dir tragen. Und stellst dich so fremd zu mir. Au weh! Das tut mir schlecht; das schmerzt mich."

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen.

Was konnte sie jetzt anderes tun, als ihn beschwichtigen und ihm zureden, daß er es nicht harmvoll nehmen möge, was sie in bester Meinung gesagt habe. Denn er war vor ihr aufgebraust wie ein wildes Wetter und wieder sanft geworden, wie wenn dem Sturme linder Regen folgt. Sie war gerührt und versprach ihm auf seine, wie er vorgab, einzige Bitte, niemals wieder auf diese Sache zurückzukommen.

11.

Trautel war aber nicht gewillt, die Angelegenheit, wie sie jetzt stand, auf sich beruhen zu lassen. Sie konnte es nicht über sich bringen, mit Lentfrieds Gelde die Wirtschaft zu führen und das Hauswesen zu speisen. Ein tiefes Schamgefühl erhob sich in ihr dagegen, als stehe sie in ihrer Dürftigkeit vor ihm entblößt da, wenn sie solches zuließe. Und sie fand ein Mittel, dem ohne Verzug abzuhelfen; freilich aber auch eines, zu dem sie mit leidvoller Empfindung griff.

Als einzige und letzte Kostbarkeit aus dem Nachlasse ihrer Mutter bewahrte sie ein goldenes Halskettlein, das ein venezianischer Meister kunstvoll gewirkt hatte, und von dem sie vermeinte, sich nie trennen zu können. Das trug sie zu der Krämerin hinab, um es von ihr in der Stadt veräußern zu lassen, erhielt einen ausreichenden Betrag als Vorschuß und überbrachte diesen ihrem Vater. Damit könnten sie eine Weile hausen, sagte sie, und behalf sich mit einer Ausflucht, indem sie das Geld als einen Notpfennig bezeichnete, den sie sich durch ihre Nadelarbeit erspart und inzwischen bei der Krämerin habe liegen lassen.

Sonach hatte Heinzlin nichts dagegen, das empfangene Darlehen an Lentfried zurückzustellen, der es unzufrieden empfing, als ahnte er weit eher als Trautels Vater, wie es sich damit verhielt.

Heinzlin nahm sich die Sache doch etwas zu Herzen. Er sollte jetzt mit Trautels Sparpfennig stattlich die Wirtsstube betreten und sich einen besseren Mann dünken, als alle Anderen, die dort hinter den Gläsern saßen. Das war kein glatter Gedanke, sondern vielmehr einer, der einen Knoten hatte. Um diesen zu lösen und sich nicht von seiner Tochter im innersten Herzen zu schämen, entschloß er sich seinen Stolz, wie ein störrisches Roß, daheim zu lassen und den Krämer bescheiden zu Fuß aufzusuchen, um ihm sein Anliegen vorzubringen. Er hatte mit sehr zarter Arbeit kleine Kruzifixe geschnitzt, die an den Rosenkranz zu fügen waren, und brachte sie jetzt dem Krämer mit dem ausgeklügelten Ansuchen, sie außerhalb des Dorfes zu veräußern, da er innerhalb desselben noch mit dem Banne des Dorfobersten behaftet war.

Der Krämer betrachtete die Schnitzarbeit mit Wohlgefallen, kratzte sich aber doch bedenklich hinter dem Ohre, da ihm die scharfgeistige Unterscheidung zwischen dem Banne innerhalb und außerhalb des Dorfes gerade das Verständnis für deren Wahrheit benahm. Indem er noch innerlich arbeitete, um sich ein neues Licht aufzustecken, bei dessen Schein er Heinzlins merkwürdige Behauptung betrachten konnte, kam ihm unerwartete Hilfe, die ihn jeder Betrachtung enthob.

Es kam sein Weib, die Krämerin und nicht mit freundlichem Gesichte. Ohne vorhergehende Mahnung, sich vorzusehen, schmiß sie gleich zum Beginn einige schwere Redensarten dem Heinzlin an den Kopf. Und er hielt in der ersten Überraschung still, weil es ihm die Sprache verschlug. Dann nahm die Krämerin erst den rechten Anlauf, schüttelte die Worte nur so aus der Tasche, daß sie prasselten wie Hagelkörner, und hielt ihm zugleich einen Spiegel vor, darin er sich besehen konnte als einer, der nicht auf stolzem Rosse einherritt, sondern selber von einem Teufel geritten wurde: dem des Hochmuts. Dann kam ein Sprühregen über ihn, daß er keinen trockenen Faden mehr am Leibe spürte, und konnte sich nicht retten und konnte nicht zu Worte kommen. Denn die Krämerin hatte im Reden das Übergewicht. Und die wütenden Blicke, die er ihr zuschoß, dienten nur dazu, sie noch mehr in den Harnisch zu bringen, und seinen Versuch, sie zu unterbrechen, um so kräftiger abzuweisen.

Da mußte er auch hören, daß ihn der Himmel mit etwas begnadet habe, was er gar nicht wert sei, zu besitzen, nämlich mit einer Tochter, wie die seine. Und daß diese Tochter sich des letzten Erbstückes von der Mutter her entäußert habe, um ihm zu helfen, der anstatt mit den Händen rechtes zu schaffen, auf den Beinen müßig einherginge. Da sei Gottes Wille dawider, daß einer seine Verpflichtungen ansieht, wie einen niedern Zaun, darüber er springt, und dann mit Blicken einherzieht, als hätte ihm schon ein anderer im Leben einmal die Schuhriemen aufgelöst. Die Wahrheit habe oftmals keinen lieblichen Geruch; aber wenn sie auch stachlig wie eine Distel wäre, so müßte sie unter dessen Nase gehalten werden, dem sie zusteht.

Dem Meister, der im höchsten Grimme noch immer nicht zu Worte kommen konnte, brannte der Boden unter den Füßen. Er stampfte bald nach rechts, bald nach links; aber der Boden ward so unausstehlich heiß, daß er die Klinke der Tür ergriff und ohne Abschiedswort enteilte, um draußen die kühle Erde zu betreten.

Zuerst verwünschte er sich und das unbarmherzige Schicksal, das ihn mit harter Fügung in die Notwendigkeit versetzt hatte, ein Weib anhören zu müssen, das keine Ahnung von der höheren Natur besaß, die er in sich trug. Der Zorn kochte in ihm, als wollte er überlaufen und ihm den Kopf verbrühen. Er zürnte sich selber, daß er sich über ein Geschöpf, wie die Krämerin, ärgern könne. Denn wenn der Name dazu da sei, um die Sache zu bezeichnen, so treffe das bei ihr nicht zu, der das vernünftige Menschentum fehle, meinte er. — Hans Heinzlin sollte sich über ein böses Weib kränken, das ihn mit Spülicht übergossen habe? — Er spuckte ingrimmig aus, als müßte er einen unerträglichen Geschmack aus seinem Mund entfernen, und schalt inzwischen in sich hinein, daß er sich nicht stolz und stark über solche Widrigkeit erheben könne, wie der Angriff eines boshaften Weibes.

Allmählich aber, wie oft zuvor, strich ein kühlerer Luftzug einher und brachte ruhige Überlegung.

Trautel hatte das letzte Erbstück von ihrer seligen Mutter hingegeben, um ihm zu helfen: das Kind dem Manne, dem doch die beiden Hände nicht abgehauen waren, um etwas zu schaffen. An diesem Gedanken, der wie ein Stein des Anstoßes im Wege lag, konnte er doch nicht vorbei kommen.

Und sein Grimm, der wie überhitztes Wasser in einem Topfe übergelaufen war, verflüchtigte sich. In seinem Innern entstand etwas wie ein leerer Raum, und die Trauer setzte sich hinein, als hätte sie schon lange im Verborgenen auf die Gelegenheit gewartet und sie nun rasch benutzt. Zunächst trauerte er um seinen verlorenen Stolz, daß er so fühlen konnte, wie er nun zu fühlen begann, nämlich: daß es besser sei nachzugeben und das Gebot des Dorfobersten zu vollführen. Aber das alles, Gott weiß es, nicht um seinetwillen! Er wollte lieber aus der Welt entschwinden als nachgeben; nein, um ihretwillen, um seiner Trautel willen, die sehen sollte, daß ihr Vater auch ein Herz für sie habe und das Schwerste vollbringe, was er sonst nicht um allen Reichtum der Welt getan hätte: nämlich sich ins Unrecht setzen und die andern ins Recht.

Schwere Seufzer rangen sich aus seiner Brust empor; er ging gebeugt einher, als wäre er mit einem Kreuze beladen, das ihn unter seiner Last erdrückte.

Der Stolz war entwichen, die Trauer war gekommen, aber der sie den Weg bereiten sollte: die Demut stellte sich nicht ein. So litt Heinzlin unter seinem Entschlusse, wie einer, der sein Herz spaltet, um das wollen zu können, was er nicht wollte. Doch es muß sein, sagte er sich, indem er seinen Burghügel hinanstieg. Da gibt es keine Ausreden mehr: ein Mann ein Wort! Du hast es einmal versprochen, und jetzt mußt du's halten: sonst bist du ein Wortbrüchiger vor dir selbst und kein ganzer Mann mehr.

12.

Als er seine Burgwohnung betrat, und die Tochter ihm entgegenkam, wußte sie wieder nicht, was für ein Wunder ihm über den Weg gelaufen war; denn ein solches frommes Gesicht hatte sie an ihrem Vater noch nicht wahrgenommen. Als stellte er in eigener Gestalt den heiligen Märtyrer dar, den er vollenden sollte, so gottergeben schritt er mit gesenktem Haupte einher und bemühte sich die noch aufquellenden Seufzer zu unterdrücken.

„Was ist geschehen!“ dachte sich die Tochter; „er sieht so fremd aus, nicht zornmütig, nicht unzufrieden, und doch traurig.“

„Trautel,“ begann er, „was du für mich getan hast, weiß ich; ein böses Weib, die Krämerin hat's mir erzählt. Was ich für dich tun werde, das soll dir auch nicht verborgen bleiben. Das Opfer, das ich dir bringe, ist schwer; aber ich bring's dir. Du bist eine wahre Tochter zu mir, und ich bin ein wahrer Vater zu dir; und ich will mich selbst verleugnen, um der Wahrheit zu dienen. Ich will kein freier Mann sein, wenn die Notwendigkeit anhebt, mir zu gebieten: Tu' das, was du sonst nie getan hättest. Du lieber Gott! dein Kreuz hat uns ja erlöst, und unter deiner Fahne dienen wir. Alles Leid, das uns überkommt, ist die Wegzehrung auf unserm Marsche in die Heimat: denn ohne Leid mögen wir nicht zu dir gelangen. Ein Jeder hat das seinige im Tornister verpackt, den er tragen muß. Und wenn sonst das Leid einen krank macht, so macht es uns gesund, weil es uns zum Heile dient. Aber du mein Gott! stolz unter deiner Fahne gehn, das ist eines edlen Mannes würdig; aber zum Kreuze kriechen, das ist nur für niedrige Menschen, die nicht frei schreiten können. Und ich? — —“

Er seufzte tief auf.

„Das Lamm Gottes schaut immer zurück, ob die Menschen ihm folgen, und ich werd' immer zurückschauen auf etwas: auf meine verlorene Freiheit. Ja, ja, Trautel, ich hab' den festen Entschluß gefaßt: es muß sein."

Auf diese Rede, die sich die Tochter durchaus nicht zu deuten wußte, blickte sie bestürzt und fragte: „Aber, Vater, was ist denn wieder geschehen? Ich hab' ja nur der Krämerin das gegeben, was mir gehört hat."

„Laß sein, Trautel," erwiderte er wie einer, der es aufgibt, mit wachen Augen zu träumen und den Dingen scharf auf den Grund sieht; „laß gut sein! Ich werd' dir's schwarz auf weiß zeigen, was geschehen ist."

Sie ward nun ernstlich besorgt, ohne daß er es bemerkte und sie aus ihrer Ungewißheit befreite.

Er setzte sich an den Tisch, zog einen Bogen Papiers aus der Lade und fing an zu schreiben.

Sie betrachtete ihn. Sein Antlitz drückte Entschlossenheit aus, als gälte es die schriftliche Versicherung zu geben, daß er bereit sei, den letzten Gang anzutreten. Dann kam wieder ein schweres Seufzen wie bei einem Kinde, das seine Tränen bereits getrocknet hat, aber noch von innerer Bewegung erschüttert wird.

Trautel wußte sich diese unbekannte Erscheinung noch immer nicht zu erklären; verwies aber jeden allzu ängstlichen Gedanken in ihrem hellen Köpfchen mit der Bemerkung: was ich getan hab', das war recht getan; und daraus kann nichts Arges entstanden sein.

Endlich erhob sich der Vater, ging auf sie zu und übergab ihr mit feierlichem Angesichte den Brief.

Sie las und fand, daß das Schreiben an den Dorfbürgermeister gerichtet war, und daß sich Heinzlin darin verpflichtete, das ausbedungene Werk bis zum Kirchtage fertig zu stellen; sich damit dem Gebote des dörflichen Rates ausdrücklich willig zeige und sich dessen Spruche rückhaltlos unterwerfe.

Die Tochter freute sich darüber, daß er nun einsichtig geworden sei, und das tue, was sich eigentlich von selber verstünde. Da er ihr aber das Opfer, das er ihr brachte, sich vor dem Dorfobersten zu beugen, zwar gelassen, doch mit eindringlicher Traurigkeit darstellte, hütete sie sich eine freudige Miene zu zeigen; sondern bedankte sich bei ihm für die väterliche Güte, um ihretwillen etwas zu vollbringen, was er um seinetwillen nie vollbracht hätte.

Einige Tage saß er noch in schwermütigem Sinnen darüber, daß es seine Würde zugeben solle, sich dem Geheiße unwürdiger Männer zu beugen. Dann raffte er sich aus seiner Dumpfheit auf, ging ans Werk und schuf eifrig daran. Die Tochter hatte dabei den Trost, an seine Umwandlung zu glauben, und sah es mit stiller Zufriedenheit, wie er wieder mit Hohleisen und Schlegel umging, anstatt verloren auf seinem Schemel zu sitzen. Sie erfreute sich daran, wie das Bild des Heiligen herauswuchs, um erst mit angemessenen Farben den Schein des Lebens zu gewinnen. Sie sah ihm von ferne still zu, als könnte ein einziges unbedachtes Wort den ganzen Zauber stören und den schwer gehobenen Schatz seiner Arbeitslust wieder in die Tiefe verschwinden lassen.

Sein kleines Schnitzwerk konnte er nun auch wieder an den Mann bringen, der der Krämer war, und der es mit Behagen vernommen hatte, daß Heinzlin seinen Frieden mit der Übermacht geschlossen hatte. So konnte der Meister sich wieder ohne Gewissensbisse dem gewohnten Gange in der Muraue hingeben, der ihn in die Wirtsstube zu Aichfeld brachte. Lentfried, der immer sein Begleiter war, wenn es ihm die Zeit zuließ, fand aber, daß etwas in Heinzlin anders geworden war, als vorher. Er ging zwar noch gerne mit stolzem Haupte wie ein Freiherr; allein als wäre die innere Überzeugung seiner Herrlichkeit angekränkelt worden, ließ er plötzlich die Stirne sinken und murmelte: „Hat sich einer einmal etwas vergeben, so ist er nimmer der ganze Mann.“

Lentfried konnte die Worte nicht verstehen; aber er sah die Wirkung, daß Heinzlin nicht mehr die ganze Welt herausforderte, um ihm jemand zu zeigen, von dem er mehr halten sollte, als von sich selbst. Auch schöpfte Heinzlin aus dem klaren Bronnen des Weines nicht mehr die würdige Heiterkeit, wie sonst. Es war ihm zuweilen, als tauchte aus der schimmernden Flüssigkeit das fremde Bild eines Widersachers auf, dem er sich unter dem Seufzen aller Engel im Himmel unterworfen hatte; und die Heiterkeit hielt keine Rast bei ihm. Sie ward verscheucht wie ein Vogel, dem ein Steinwurf gedroht hatte.

Doch arbeitete er, so gut es ging, an seinem Heiligen und bemühte sich dabei, in seinen Willen genug Beharrlichkeit zu fassen, um den störrischen Geist, der sich immer aufs neue gegen das aufgelegte Joch empörte, niederzuhalten. Als Mittel dazu brachte er sich die Tugenden dieses Heiligen vor die Anschauung und erzählte auch der Tochter davon:

„Trautel, wirst es glauben? Der heilige Barthel ist bis ans Ende der Welt gekommen. Und weil die Welt voll Trotz und Angst ist, so ist er darüber hinaus gekommen. Wer sich nicht mehr vor irgend etwas fürchtet, was auf Erden ist, weil er einem andern Herrn angehört, der nicht irdisch ist, ein solcher ist bis ans Ende der Welt gelangt. Und die Weisheit ist im heiligen Barthel so tief gewesen, daß er alles kennt, was ihm geschehen kann; und das deshalb, weil er weiß, daß er alles ertragen kann, was ihm auferlegt wird. Er hat den Menschen ohne Unterlaß viel Gutes getan. Die haben vorher bei ihren Götzen und Dämonen Heilung gesucht und gemeint, wenn ihnen nur der gierige Wille gesättigt wird, dann wären sie gesund. Er hat ihnen aber die Nichtigkeit dieser Speisung gezeigt, wobei sie aus dem Hunger gar nicht heraus kämen, und hat so die falsche Heilkraft des sündigen Herzens selber geheilt.

„Er war ein Hirt des Himmelskönigs, der alle, die ihm zugewiesen waren, unter ein gutes Obdach gebracht hat. Deshalb ist das Wunder an ihm geschehen, daß sein Gewand sich nie abgenutzt hat und alle seine Lebenstage lang mit Helligkeit seinen Leib umkleidet hat. Und die Schuhe sind nicht alt geworden, in denen er gegangen ist; noch ist er müde geworden, so viel er auch auf Gottes Wegen einhergegangen ist. Auch war ihm die Gabe eigen, die Gott nur seinen Lieblingen gibt: immer heiter zu sein. Er ist eines schrecklichen Märtyrertodes in Indien gestorben; aber seine Seele hat mit den himmlischen Scharen jubiliert, die ihm entgegengekommen sind,

um ihn aufzunehmen. Soll ich dann nicht mit Freudigkeit mich dem Werk unterziehen, mit meiner Kunst den Leib eines so gottgefälligen Mannes aufzubauen?" „Gewiß, lieber Vater, das sollst du," erwiderte sie, die erstaunt zugehört hatte; denn solche Rede floß aus seinem Munde doch selten.

Er redete aber nur deshalb so, um sich Mut einzusprechen. Wie einer, der allein ist in der Öde, sich ein Liedlein vorsingt, und damit meint, die Zuversicht zu erlangen, die ihm fehlt; so hatte er sich das Lob des heil. Barthel vorgesungen, um den guten Mut zum Werke zu fassen, der ihm fehlte. Immer sah er einen vor sich, der gezwungen auf das Geheiß eines andern fronte: dieser eine trug die Züge Hans Heinzlins und der andere die des Dorfbürgermeisters.

Und den Groll über diese Botmäßigkeit durfte er nicht verlautbaren; sonst wäre er ein Mann gewesen, der sein Wort, anstatt es zu halten, entgleiten ließ. Er träumte auch des Nachts davon, daß ein anderer in seiner Haut herumging, der nicht er war, und doch sich von ihm so wenig unterschied, daß ihn jeder für Hans Heinzlin ansprechen mußte. Und wenn er aus dem Schlafe jähe auffuhr, fragte er sich: wer war denn der zahme Geselle, den ich soeben vor Augen gesehen habe? und mußte sich nach einem ängstlichen Nachsinnen antworten: das war ich.

Dabei arbeitete er am Tage immer unverdrossen fort und kam wenig weit mit dem Werke. Auf das Buch und das Messer, die der Heilige als Zeichen des Lehramtes und der Blutzeugenschaft in Händen halten sollte, verwendete er besondere Sorgfalt. Er vergaß darüber die Hauptsache: den Leib, und machte sich tagelang mit diesen nebensächlichen Gegenständen zu schaffen, weil sie doch einen Teil der Arbeit darstellten, zu der er sich verpflichtet hatte. Er konnte auch tiefsinnig darüber mit Trautel scherzen: „Wenn du das Buch einmal aufmachst, findest du meine ganze Lebensgeschichte darin, und doch wirst du als Inhalt nichts weiter als ein Messer finden;" welcher Scherz der Tochter keine sonderliche Freude schuf.

Sie bemerkte mit Besorgnis, wie sein braunes Haar sich von Tag zu Tag mehr bleichte, und in seinem schmalen scharfen Gesichte die Furchen sich immer tiefer eingruben; obgleich ihm sein gewohnter Abendspaziergang in der Muraue mit der beschaulichen Wirtsstube als Ziel nicht fehlte. Allein sie konnte mit keiner Zurede kommen; denn er war ja sanft und mild geworden; er hatte den vorigen Heinzlin und damit seine Kraft an einen fremden Mann verkauft. Das konnte sie füglich nicht wissen. Er selbst merkte es nicht deutlich und schläferte seine alte Natur mit sanften Mitteln ein, damit sie sich nicht wegen des verkauften Heinzlin plötzlich gegen die Welt empöre.

13.

Auch Lentfried wunderte sich über die Sanftmut des stolzen Meisters wie über ein neuentdecktes Land. Nun schwankte er, ob er nicht das, was er noch nie getan, tun sollte: dem Vater seine brennende Liebe zu Trautel mitteilen und ihn so zu seinem Anwalte machen. Dagegen sträubte sich doch wieder seine männliche Empfindung, die ihm sagte: erst die Tochter, dann

der Vater; nicht umgekehrt. So gedachte er die beste Gelegenheit zu finden, wenn Heinzlin seinen Abendgang machte, um Trautel allein zu finden und ihr vorzustellen, daß er ohne ihre Neigung nicht leben könne.

Am selben Tage, da er dies ausführen wollte, hatte ihm aber der Forstmeister, dem er im Amte am Pürn zugeteilt war, eine weitläufige Arbeit über den Plänterbetrieb übergeben, die er fertigstellen mußte. Er wurde demnach erst ziemlich spät frei und mußte sich nun sehr beeilen ins Tal hinab und wieder Heinzlins Burghügel hinanzusteigen, bevor dieser von seinem Abendgange heimkehrte.

Trautel war in ihrem Zwingergärtlein beschäftigt, um ihre Pflegekinder, die Kohlkräuter und ihre Herzenskinder, die Blumen, mit begehrtem Naß zu erquicken. Die Blumenzier fehlte ihrem Küchengärtlein nicht; ein schmaler Gang war rechts und links mit roten Nelken und Verbenen bepflanzt, und das leuchtete unter den graugrünen Kräutern wie zwei hold gestickte Purpursäume auf einer groben Hausleinwand.

Die Sonne war untergegangen, und auf dem goldenen Grunde des Westens stand kein einziges Wölkchen, während die im Osten wie weiße Schwäne ziehenden Wolken noch von den fernen Strahlen umspielt wurden und wie mit rosig durchhauchten Fittigen im Äther schwammen. Die Berge jenseits des Murtales hatten sich schon in dunkelblaues Gewand gekleidet, das nach unten in ein tiefes Grün überging, auf dem braune Schatten lagen; und wo ein höheres Haupt zwischen den Schultern zweier Berge herüberschaute, hatte es noch einen Anhauch, der wie eine violette Stirnbinde aussah. Im Tale zog die Mur mit schimmernden Windungen in den Abend hinaus, wie einem fernen Lande der Schönheit zu. Und in der Nähe, jenseits des Zwingergärtleins, inmitten eines Hofes, den zum Teil Mauerwerk und dichtes Gesträuch bedeckte, stand eine breitästige Linde, die, obgleich Mittsommer vorüber war, noch reichlich Blüten erschlossen hatte und den Duft in den klaren Sommerabend hinaussendete. Eine Amsel sang im Gezweige, vielleicht durch den Blütenduft an den Frühling gemahnt, der nicht mehr außen, aber noch in ihrem Liede lebte. Und in das Herz des Mädchens, das dort im Zwingergärtlein die Geschöpfe pflegte, die auch Leben in sich trugen, obgleich sie mit der Wurzel in der Erde hafteten und sich nicht bewegen konnten, in das jungfräuliche Herz des Mädchens zogen Licht, Duft und Klang, wie das Gefolge des schönen Sommerabends, ein und machten sich's darin wohlig und ihr, die sie beherbergte, in seltsamer Weise warm.

Leise verworren, wie aus dämmernder Tiefe, und noch zarter als das Amsellied, klang darin die Sehnsucht, die dem Herzen im Lebensfrühling eigen ist. Doch die Wange des Mädchens blieb kühl wie die eines Kindes. Sie fühlte sich in die köstliche Einsamkeit hinein, als gehörte sie dazu wie eines der andern Geschöpfe oder Gebilde, wie die ziehenden Wolken, die Berge, der Lindenbaum und die Amsel, die dort sang. Und so ward sie gleichsam vom Sommerabend geschmückt, der ihre lenzhafte Gestalt hervorhob; aber auch der Abend schien um ihretwillen herrlicher als sonst zu sein, weil sie darin das lieblichste unter allen Lebewesen und Gebilden war.

Dies empfand Lentfried, als er herankam und sich noch am Stamme der breitästigen Linde verborgen hielt, von wo aus er sie betrachten konnte.

Es schwoll sein Herz vor Sehnsucht und trieb ihm das Blut in die Schläfen, die heftig hämmerten, als wollten sie etwas Unbekanntes schmieden, das sich Glück nannte. Er sah nicht in die Purpurwolken des Abends hinaus; aber ihn umhüllte selbst etwas wie eine purpurn schimmernde Wolke, als er auf die Mädchengestalt im Gärtlein blickte, und in seinen Augen leuchtete die Sehnsucht auf, wie schnell sich jagende Blitze auf dem Grunde eines Wetterhimmels. Der wundersame Sommerabend, die ganze Bergwelt zerfloß wie farbiger Nebel vor ihm. Er sah nur die Maid, die sein eigen werden sollte, wenn es ihm nach Wunsch erging; sah die sanfte Neigung der weißen Stirn, die kindlichen Wangen und den lieblichen Umriß des ganzen Leibes, der zart schwellend und fallend bis zu den festen kleinen Füßen, die süße Mädchenanmut von der Abendwelt abhob.

Er blieb so lange an dem Stamm der Linde gelehnt, bis die Taktschläge seines Blutes wieder langsamer gingen; dann trat er vor und begrüßte Trautel mit einem guten Worte. Sie war überrascht; doch blickte sie ihn ruhig an, erwiderte gemessen seinen Gruß und richtete das Haupt stolz empor.

„Du machst dich wieder hoch, Trautel," sagte er. „Hast recht. Wer sollt's auch tun, wenn nicht du? Wär' ich ein Fürst, so wärst du noch immer hoch genug, auf daß ich dich zu meinem Eheweib begehren tät'. Und wieder, könnt' ich in einer Bauernkeuschen mit dir hausen, so wär' dieselbige für mich wie ein goldenes Schloß."

Es war etwas im Klang seiner Stimme, wovor sie erschrak; doch antwortete sie ruhig: „Ich bin hier bei der Arbeit."

„Fürcht' dich nicht, Trautel! Ich werd' dich nicht berühren; obwohl mir ist, als hätt' ich einen Rausch, weil ich dich seh'. Und im Rausch ist man nicht derselbige Mensch, der man sonst ist. Ich werd' meine beiden Arme nicht um dich legen und dich an meine Brust drücken, die zu eng ist für das, was in mir ist. Und weißt, was ist? Daß ich dich gern mag wie mein Leben. Und ohne das soll die Welt zugrund gehn oder ich; mir ist's alles eins."

Er war ihr in dem schmalen Gang des Gärtchens ganz nahe gekommen. Sie blickte ihm bei all ihrer innern Angst streng ins Antlitz.

„Geht Eures Weges!" gebot sie.

Da umschlang er sie plötzlich, hob sie empor und drückte sie machtvoll an seine Brust.

„Du bist mein," flüsterte er; „der Lindenbaum will es; er hat mir's vorhin gesagt."

Nur einen Augenblick verharrte sie bewußtlos; dann stieß sie den Schrei aus: „Vater!" und Lentfried, der sie glühend an sich gepreßt hatte, kam bei diesem Rufe wieder zur Besinnung und ließ sie aus seinen Armen auf den Boden gleiten.

„Verzeih' mir," bat er mit tonloser Stimme.

Doch als sie, hoch aufgerichtet, ihm mit finsterem Blicke hieß, sich zu entfernen, brach er wieder los:

„Niemals! niemals! Ich bleib', wo du bist, und ich folg' dir wie meinem Glück auf Erden. Wenn ich das nicht darf, dann will ich auch gleich nimmer sein."

Er faßte sie wieder an, und zum zweitenmal scholl ihr Angstruf und noch durchdringender als vorher: „Vater!“

Doch nun antwortete ihr die Stimme des Vaters: „Trautel, was ist's?“

Er war von seinem Abendgange heimgekehrt, früher als gewöhnlich, weil ihn Lentfried nicht wie sonst begleitet hatte. Nun sah er diesen vor sich und die Tochter, die sich herflüchtete. Da durchtobte ihn im Nu der Grimm; er erhob den Stock und ging auf dem schmalen Gang des Gärtchens auf Lentfried zu, um ihn zu schlagen. Dieser sprang zurück, faßte das Gewehr, das er vorhin in einer Mauernische geborgen hatte, und indem er sich wieder nach vorne wendete, richtete er den Doppellauf gegen Heinzlin.

„Wenn Ihr noch einen Schritt macht, erschieß' ich Euch mit der einen Kugel und mich mit der andern.“

„Schieß!“ sagte Heinzlin und ging mit erhobenem Stocke weiter gegen Lentfried zu, der am äußersten Ende des Gärtchens stand, und den Rücken gegen den Lindenbaum gekehrt hatte.

„Noch einen Schritt, Heinzlin, und ich schieß', so wahr mir Gott helfe!“ rief Lentfried mit tief gefurchten Brauen. „Dann fahren wir zusammen ab.“

Doch Trautel, die angstvoll herbeigeeilt war, warf sich ihrem Vater in die Arme und schluchzte: „Nicht! nicht!“

Heinzlin drohte ihm noch mit der linken Faust, die er frei behielt, und Lentfried ging nach rückwärts schreitend, indem er das gespannte Gewehr vor sich hielt.

Als er am Stamme des Lindenbaumes angelangt war, von wo aus ein Steig hinabführte, rief er: „Euch bitt' ich nicht, Heinzlin. Aber vor Trautel will ich wie vor einer Kaiserin knien und sie um Verzeihung bitten, auf daß sie mein Leben schone. Ich hab' sie wollen auf meinen Armen zu Gott selber tragen, daß er sie zu meinem Weibe mache. Aber er hat nicht wollen. Es muß halt so auch gut sein.“

Und er entfernte sich.

Heinzlin tobte noch eine Weile wie ein Wilder. Als schon beide in der Stube waren, suchte er in einer alten Kiste nach einem Paar Pistolen, die dort als unbrauchbares Geräte lagen, und schwur, daß sich Lentfried mit ihm schlagen müsse. Er werde ihn niederschießen, ohne mit der Wimper zu zucken, der seinem Kinde einen Schimpf habe antun wollen; so daß Trautel nun alle Not hatte, ihn davon abzubringen mit der Versicherung, daß sich Lentfried wohl unglimpflich gegen sie betragen habe, aber ihr mit keiner tätlichen Beleidigung nahegetreten sei. Dies sagte sie, um den Tobenden zu beruhigen; und es gelang ihr auch. Er warf die Pistolen wieder in die Kiste, indem er sprach: „Wenn es sich so verhält, dann sei ihm das Leben geschenkt; aber er soll mir nicht mehr vor die Augen kommen.“

Lentfried hatte nun das Gefühl, als sei alles verloren für ihn und seine Seligkeit verwirkt. Obgleich er seinen Dienst redlich wie sonst versah, war es ihm doch zuweilen, als ginge er im Traume umher und suchte etwas, was ihm genommen war. Und was ihm genommen wurde, das mußte wohl sein Eigentum gewesen sein. Er suchte seine verlorene Seligkeit; denn er hatte noch immer gehofft, daß das Mädchen mit dem Hellblick des Herzens

in die Tiefe seiner Liebe schauen werde; und da sie nur sich selbst und nichts anderes dort wahrnehmen könne, ihn auch lieb gewinnen werde. Das war nun vorbei. Zu Heinzlins Burghügel kam er oft des Nachts wie zu einem Zauberberg, auf dessen Gipfel sein besseres Leben in Gestalt einer schönen Jungfrau hauste; aber er konnte nicht hinauf, um es sich zu gewinnen, denn der Berg war von Glas, und die Füße fanden nirgends Halt, um ihn hinaufzutragen. Und dann ward der Zauberberg eines Tages leer, die Jungfrau war entschwunden; jetzt konnte er sie in der weiten Welt suchen, wenn er wollte. Aber er durfte nicht. Dies geschah so.

14.

Trautel verließ den Burghügel, um bei ihrem schwer kranken Großvater zu weilen. Es geschah nämlich, daß Herrn Alois Fronauer einer gepackt hatte, der dort ist, wo die lichte Königin des Tages, die Frau Sonne, nicht ist: Herrn Alois hatte der dunkle Gebieter der Welt, der Tod, gemahnt, sich auf die letzte Reise vorzubereiten. Und da war auch sein harter Sinn weich geworden, und der in seinem Leben den andern wenig Tröstliches brachte, sehnte sich jetzt danach, Trost zu empfangen. Die Dunkelheit des unbekannten Reiches warf ihren Schatten herein in diese sonnige Welt und noch weiter in das Gemach, wo Herr Alois lag, und noch tiefer, in das Herz des kranken Greises. Und die Schläge dieses Herzens verlangsamten sich immer mehr; was er als eine Beschleunigung der Frist fühlen mußte, die ihm noch gegönnt war, mit den andern Menschenkindern zu atmen. Er mußte es fühlen, daß er dem Marksteine schon ganz nahe gekommen war, der das Reich der Sonne vom Reich des Schattens trennt; er konnte ihn ins Auge fassen und sehen: er unterschied sich in nichts von einem Grabstein.

Da er also Trostes bedürftig war und sich den geistlichen Herrn holen ließ und dieser ihn aufforderte, Rückblick auf das Schuldbuch seines Lebens zu halten und zu tilgen, wo er noch im Rückstande blieb; so erinnerte sich Herr Alois seiner Tochter. Die war ihm freilich noch in jungen Jahren auf der Fahrt vorausgegangen, die auch er bald antreten mußte; aber ihre Tochter lebte noch, und nun erweichte sich sein Sinn so sehr, daß er Verlangen trug, sein Enkelkind zu sehen.

Es geschah denn, daß eines Tages auf Heinzlins Burghügel eine ehrbare ältliche Frau eintraf, die im Hause Fronauer das Amt einer Beschließerin versah und aller Vertrauen besaß. Sie kam, um Heinzlin zu vermögen, dem sterbenden Großvater die Enkelin zu schicken.

Nun erhob sich ein Kampf in dem widerspenstigen Herzen des Mannes, der Herrn Alois nichts Gutes gönnte und am allerwenigsten das Enkelkind; der aber freilich auch von Herrn Alois mit keinen Segenswünschen auf den Lebensweg bedacht wurde. Er wußte, daß er Trautel nur die Wahl zwischen Vater und Großvater vorzulegen brauchte, um ihre Entfernung zu verhindern; allein er bemerkte, daß sie doch tief bewegt war von dem Wunsche des Großvaters, sie noch vor seinem Ende zu sehen und ihrer Pflege teilhaftig zu werden. Was sollte er aber ohne die Tochter beginnen? Farblose graue Tage traten vor seinem innern Auge auf, einer nach dem andern, und allen

fehlte das Bild, das sich ihm sonst auch im Rahmen des grauesten Tages hold gezeigt hatte: seine Tochter. Jetzt fühlte er erst, wo in seiner Armut der Reichtum lag, der ihn täglich erfreute; und den sollte er einem hingeben, der so unwürdig an seinem eigenen Kinde und dem Gatten, den es sich erwählt, gehandelt hatte? Auch nur leihen, auf unbestimmte Zeit, sein einziges Gut, das vermochte er nicht.

Dagegen erhob wieder, selbst unter dem schweren Grolle, die Menschlichkeit ihre Stimme und flüsterte ihm zu: den Wunsch eines Sterbenden soll man erfüllen.

Und um wie viel nachhaltiger ertönte dieser Wunsch in Trautels mitleidsvollem Herzen, der die Großmutter noch besonders mit rührender Bitte entboten hatte, zu kommen! In ihren Augen lag etwas, was Heinzlin sehen mußte: Trauer, die an der Stelle heimlich vergossener Tränen zurückgeblieben war. Und die Trauer zog auch in sein Herz ein und verdüsterte ihn gänzlich. Aber er bezwang sich: denn wieder galt es ein Mann zu sein, und das mehr als zuvor. Er ließ es geschehen.

So fuhr denn Trautel mit der Beschließerin in die Heimat ihrer Mutter, die ihr fremd war. Es war dazu nur nötig, mit der Eisenbahn aus einem steirischen Tale in das andere einzumünden auf einer Fahrt von wenigen Stunden. Aber es schien Heinzlin, als sei seine Tochter nach einem andern Weltteile verreist; und er fühlte sich in seiner Einsamkeit gebrochen, obgleich zu seiner Wartung eine gute Frau, die im Dorfe heimisch war, bestellt wurde. Er hätte auch mitkommen können; allein dazu konnte ihn nicht die Beschließerin mit milden klugen Worten und nicht Trautel mit eindringlicher Bitte vermögen, mit Herrn Alois unter einem Dache zu weilen; wenn auch dieser auf seinem Sterbelager ihm gewiß die Hand entgegengestreckt hätte. Auch der Tod konnte Heinzlin nicht versöhnen.

So lebte er nun einsam auf seinem Burghügel, ging umher wie ein Schatten, vergaß selbst zuweilen seinen geliebten Abendgang in der Murauе und immer seine Arbeit; vergaß sein Gelöbnis gegen den Dorfbürgermeister, und so war es noch immer nicht das Schicksal des heiligen Barthel, von Heinzlins kunstvollen Händen den Leib zu gewinnen.

Wunderlich schien es Trautel vorerst in dem Heim ihrer verstorbenen Mutter, im altwohlhabenden Hause der Fronauer, und ihr war es schier wie einer armen Magd, die ein vornehmes Fräulein geworden ist. Sie fand sich jedoch in diese Veränderung bald hinein; denn auch die vorige ärmliche Behausung hatte nie den Adel ihres Wesens geschmälert, und bei aller Geschäftigkeit, die ihr auferlegt war, hatte sie eine stolze Stirn zur Schau tragen können.

Ob sich Herr Alois noch an ihrem Anblick erfreute, ist schwer zu sagen; seine Augen waren schwach geworden und blickten ohne zu sehen; aber er starb ruhiger in dem Bewußtsein, eine Schuld beglichen zu haben, und ward auf dem Dorffriedhofe beigesetzt. Seiner Frau, der Großmutter, ging aber beim Anblick ihrer Enkelin wirklich ein Licht auf, das ihr lieblich leuchtete und nur während der Bestattungstrauer auf kurze Zeit verdunkelt ward. Dann gab sie sich ganz der stillen Freude hin, ein so wohlgeartetes Wesen als Tochterkind zu besitzen, wie es Trautel war. Die hatte zu dienen gelernt,

und jetzt, wo sie gebieten konnte, blieb sie bescheiden in ihrem Sinne; obgleich sie leicht allen als geborene Herrin erschien, die ihr nahten. In ihrem Lächeln lag ein stiller Ernst und in ihrem ernsten Blicke Herzensmilde.

Das Enkelkind dünkte Frau Theresen, der Großmutter, noch lieblicher gestaltet zu sein, als es einst die Tochter war, die doch damals im ganzen Paltentale ob ihrer Schönheit gerühmt wurde. Sie hätte ihr keinen menschenmöglichen Wunsch versagt, wenn Trautel einen solchen geäußert hätte. Aber was sollte diese als Wunsch aussprechen? Sie hatte ja alles überreichlich, wessen sie bedurfte. Und den einen Wunsch, den sie unablässig bei Tag und Nacht in ihrem Herzen trug, den konnte ihr Frau Therese nicht erfüllen: mit ihrem Vater vereinigt zu leben.

Heinzlin wollte nicht kommen, obgleich seinen alten Widersacher bereits die Erde deckte, und Trautel und Frau Therese, beide, ihm bewegliche Briefe schrieben. Er scheute das Haus, das er einst mit dem festen Vorsatze verlassen, es nie wieder zu betreten. Allein Trautel war es mit jedem Tage, den sie ohne ihren Vater verbrachte, schwerer ums Herz. Die Sorge bedrückte sie, wie er fern von ihr seine Tage verlebe unter der Wartung eines Weibes aus dem Dorfe, das sie zwar als gutmütig kannte, das aber gewiß unvermögend war, sich in seine Art hineinzufinden. Sie faßte denn mit Zustimmung ihrer Großmutter einen starken Entschluß.

(Schluß folgt.)

Die Busennadel.

Erzählung von Kurt Aram in München.

1.

In den Bergen liegt ein kleines Walddorf, ganz allein, weltverlassen. Auf Meilen im Umkreis kein ander Dorf. Bis zur Kreisstadt sind es viele Stunden beschwerlichen Wegs, da die Walddörfler sich geweigert haben, die Eisenbahn nahe bei sich vorbeigehen zu lassen. Sie verlangten für die paar dürftigen Grundstücke so außerordentlich hohe Preise, daß die Kleinbahngesellschaft es vorzog, die Bahn so weit fortzulegen, daß man im Walddorf nicht einmal bei Regenwetter den Pfiff der Lokomotive hört.

Den Bauern ist es gerade recht so. Sie wollen nicht, daß die Welt ihnen näherrückt. Unter sich wollen sie bleiben und nichts mit da draußen zu tun haben. Sitzen ihre Höfe doch auch weit auseinander, von Wiesen umgeben, von Bäumen umstellt, daß keiner dem andern in die Fenster sieht. Freie Räume, frische Luft verlangt jeder um sich her.

Die Kreisstadt aber hassen sie besonders. Denn wenn einmal einer etwas mit ihr zu tun hat, gibt es nicht nur für ihn, sondern noch für so und so viel andere in der Gemeinde nichts als Unannehmlichkeiten. Mag es sich nun um Waldfrevel, Wilderer- oder Prügelaffären handeln. Kostet das Zeit und Geld, bis derlei in der Kreisstadt abgewickelt ist. Und schließlich wandern doch immer einige auf Wochen ins Gefängnis. Natürlich gerade dann, wenn sie wegen der Heuernte oder dergleichen daheim am unentbehrlichsten sind. Und wie oft kommt es vor, daß die Gemeinde einfach auch noch für die Familie aufzukommen hat, solange der Mann hinter Schloß und Riegel sitzt ... Man soll sie in Frieden lassen, ihre Ruhe wollten sie haben.

War das zum Beispiel eine Schererei gewesen, als der Jakob Müller den Philipp Stein erschlagen hatte. Natürlich eines Mädchens wegen. Man kam überhaupt nicht mehr von der Landstraße, so viel Termine gab es in der Kreisstadt. Der Bürgermeister konnte für nichts weiter mehr sorgen als für weitläufige Protokolle und Schreibereien aller Art, deren Sinn kein vernünftiger Mensch verstand, weshalb man doppelt auf der Hut sein mußte, damit es nicht neue Unannehmlichkeiten gab.

Und schließlich? Der Jakob wurde auf Jahre eingesperrt. So verlor man gleich zwei junge kräftige Männer auf einmal. Die Gemeinde war nicht zahlreich genug, daß sie solchen Verlust nicht spürte. Daß der Jakob den Philipp erschlug, war gewiß unrecht, aber verzeihlich, es ging ja um ein Mädchen. Ganz unverzeihlich war es dagegen, daß die Kreisstadt der armen Gemeinde gleich noch zwei kräftige Arme nahm.

Seitdem hatte sich erst recht ein zäher Groll gegen die Kreisstadt, gegen die Behörden und überhaupt gegen die Welt da draußen in den Waldbauernköpfen festgesetzt. Und als ein halbes Jahr später Philipps Vater verschwand, der damals bei Gericht die Anzeige gegen den Jakob erhoben, da wußte zwar jeder im Dorf, daß Jakobs Bruder Christian den Alten beiseite geschafft hatte, aber niemand sprach laut darüber. Man wollte nicht schon wieder Scherereien haben. Und dann handelte es sich diesmal um einen Menschen, der die Gemeinde durch seine Anzeige nur in Unannehmlichkeiten gestürzt hatte und in seinem hohen Alter nur noch brauchbar war beim Essen und Trinken, aber nicht beim Arbeiten. Auch die Frau des Verschwundenen verhielt sich still. Daß es wieder Laufereien ans Gericht gäbe! Daß sie überhaupt keine Zeit für die Wirtschaft behielt! Das fehlte gerade noch zu all dem andern Unglück. Dann käme man ja überhaupt nicht mehr aus der Not.

Mit der Zeit fiel es den Gerichtsherrn in der Kreisstadt auf, daß über das Walddorf überhaupt nichts mehr in ihre Akten kam. Es gab dort, wie es schien, keine Stechereien mehr, keinen Waldfrevel, keine Wilddiebe. Was war nur geschehen dort oben? Die Gerichtsherrn schüttelten die Köpfe. Sie fanden, das seien ganz unnatürliche Zustände.

Der Amtsgerichtsrat bat den Pfarrer zu sich, der das Walddorf mit zu versehen hatte. Aber der Pfarrer wußte auch nicht viel über die Leute zu sagen. Er kam nur selten in das abgelegene Dorf: bei Trauungen, Taufen, Beerdigungen, zu den Konfirmandenstunden und zur Konfirmation mußten die Kinder zu ihm ins Kirchdorf, fast vier Stunden Wegs. Die letzte Taufe

war vor einem Jahr gewesen, die letzte Trauung lag sogar schon zwei Jahre zurück. Vor einem halben Jahr hatte es allerdings eine Beerdigung gegeben, aber nur die eines totgeborenen Knaben. Solche Beerdigungen geschahen ohne kirchliche Assistenz. Der Pfarrer war in diesem Jahr zwar wiederholt durch das Dorf gekommen. Aufgefallen war ihm aber nur, daß seit langem niemand mehr aus diesem Ort bei ihm vorsprach. Früher stellte sich zuweilen ein Mann oder eine Frau ein. Man begehrte einen Rat, wünschte, daß der Pfarrer ein Schriftstück aufsetzte, denn er tat es umsonst. Seit einiger Zeit kam niemand mehr.

„Mir scheint, Herr Pfarrer, wenn das so fortgeht, sind wir beide für die dort oben überflüssig."

Der Pfarrer lächelte.

„Ihnen mag das ja passen", sagte der Amtsgerichtsrat. „Sie sparen sich dadurch auf ihre alten Tage manch harten Gang. Aber wir vom Gericht? Früher waren die Waldbauern unsre besten Kunden. Nächstens können wir die Bude zumachen." Der Amtsgerichtsrat übertrieb gern ein wenig.

„Manchmal glaube ich," meinte der Pfarrer, „die Leute haben ein böses Gewissen seit jenem Mord an dem Philipp Stein. Sie trauen sich nicht mehr heraus aus ihrem Wald und ihren Sümpfen, sie schämen sich. Die Gemeinde ist klein. Ich könnte mir denken, daß sich da alle für den einen, den Totschläger, sozusagen mitverantwortlich fühlen."

„Glauben Sie wirklich?" Der Gerichtsrat schob die Brille auf die Stirn, wie er es immer tat, wenn ihn etwas verwunderte.

„Es scheint mir doch recht unwahrscheinlich, Herr Pfarrer. So zartfühlend sind diese Leute nicht."

„Wer weiß", sagte der Geistliche und ging bald wieder.

Der Amtsgerichtsrat ließ den Förster kommen, dem die Staatswälder dort oben anvertraut waren. Seit dreißig Jahren lebte der Gerichtsrat hier, deshalb interessierte ihn die Sache so. In seiner langen Praxis war es ihm noch nie geschehen, daß in einem Ort die Vergehen und Verbrechen mit der Zeit abnahmen. Das Gegenteil war die Regel, sie nahmen zu. Unglaublich, daß seine Erfahrung auf einmal widerlegt werden sollte.

Der Förster, auch schon ein älterer Mann, der lange in der Gegend lebte, war der Ansicht, es würde nach wie vor gewildert, aber es gäbe offenbar niemanden mehr, der es zur Anzeige brächte. Und von ihm ließen sich die da oben so leicht nicht erwischen, wie viel Mühe er sich auch gab.

Als wieder ein Jahr verging, ohne daß einer von den Walddörflern in die Gerichtsakten kam, hielt es der Amtsgerichtsrat nicht länger mehr aus und beschloß selbst einmal dorthin zu fahren und zu sehen, was eigentlich in diese Bauern gefahren sei. Mit rechten Dingen konnte das unmöglich zugehen. Er mutete sich damit zwar eine arge Strapaze zu, aber er war nun einmal neugierig auf das Musterdorf da oben. Und wenn man sich einen Wagen nahm, anständiges Getränk und Essen einpackte, würde man es schon zwei, drei Tage aushalten können.

Als der erste kalte Tag kam, fuhr der Gerichtsrat mit einem Referendar nach dem Walddorf. Den kalten Tag hatte er abgewartet, weil er noch von früher her wußte, wie schlecht die Wege dort oben bei Regenwetter

waren, und wie übel die Sümpfe in der Nähe des Dorfes an warmen, feuchten Tagen riechen konnten.

Je höher sie kamen, um so schöner wurde es. Diese prachtvolle, kalte Ruhe, die klare, reine Luft, die bereiften Felder und Wälder. Wundervoll war es anzusehen und einzuatmen, wenn man in Pelzmäntel gehüllt, guten Rotwein und zarte Hähnchen zur Hand durch die Gegend fuhr.

Der Referendar wurde ganz poetisch und der Gerichtsrat erlaubte es ihm. Er empfand ähnlich trotz der vieltausend Aktenfaszikel, die er hinter sich hatte.

Als sie in das Dorf einfuhren, wunderte sich der Gerichtsrat nicht wenig, weil alles wie ausgestorben dalag. Niemand zeigte sich auf der Straße, obwohl es schon Abend wurde, die Arbeitszeit also zu Ende war; niemand an den Fenstern, trotzdem die Ankunft eines Wagens, der laut genug daher fuhr, hier gewiß nicht zu den Alltäglichkeiten gehörte.

„Man könnte glauben, alle seien gestorben", sagte der Gerichtsrat, der eine heftige Phantasie besaß. „Damit wäre allerdings hinreichend erklärt, weshalb von der Gesellschaft niemand mehr in unsere Akten kommt. Aber schließlich, wir leben doch in einem geordneten Staatswesen. Davon wüßte man, darüber wäre unbedingt eine Anzeige an das Landratsamt gelangt, wenn eine Epidemie oder so etwas die Bevölkerung dahingerafft hätte."

Der Referendar lächelte, denn er kannte schon lange die ausschweifende Denkart seines Vorgesetzten. „Dort scharren Hühner im Mist, Herr Gerichtsrat, auch ist mir, als hörte ich Schweine grunzen. Das scheint mir nicht für die Wahrscheinlichkeit Ihrer Annahme zu sprechen."

Der Kutscher wandte den Kopf und fragte, wo er eigentlich vorfahren solle? „Beim alten Stein, Johann", rief der Gerichtsrat, denn der alte Stein hatte ja so eine Art Schenke, und dann kannte ihn der Gerichtsrat von den Verhandlungen in Sachen Jakob Müller, des Totschlägers, von allen Bauern hier am besten, besser noch als den Bürgermeister.

Aha, da war man ja schon an Ort und Stelle. Philipp Stein stand auf einem verwitterten Schild. Über dem Namen war ein Glas mit schäumendem Bier gemalt, dem Regen und Schnee allerdings schon fast alle Farbe genommen hatten.

„Philipp Stein", murmelte der Gerichtsrat. Ja so, der Alte hieß ja mit Vornamen genau wie sein Sohn, der Erschlagene. Nicht gerade sehr angenehm für die Familie Müller, immer an dieser Stelle vorbei zu müssen und fortgesetzt an die blutige Tat ihres Ältesten erinnert zu werden.

„Klopf mal an die Tür, Johann, aber fest. Die Leute scheinen hier alle taub geworden zu sein!" rief der Gerichtsrat und wickelte sich gemächlich aus seinen Tüchern und Decken.

Johann klopfte so energisch, daß endlich die alte Frau Stein erschien und mit dem Schreckensruf: Ach du mein lieber Heiland! sofort wieder die Tür zuschlagen und ins Haus zurück wollte. Aber Johann packte sie am Arm und ließ nicht los. Seine Pferde hatten einen anstrengenden Tag hinter sich und mußten Futter und Wasser haben. Da verstand er keinen Spaß.

„Na, na, na!" beschwichtigte der Gerichtsrat die zitternde Frau. „Nur keine Angst, Frau Stein, ich komme ja nicht im Dienst, ich fahre nur mal vorbei, um zu sehen, wie's denn eigentlich geht und steht bei euch."

Der Gerichtsrat brach ab, denn er wollte gerade von dem Erschlagenen reden, aber die Mutter war ja immer noch so aufgeregt, da unterließ er es lieber.

„Es ist uns etwas spät geworden“, begann der Gerichtsrat von neuem, da die Frau immer noch nicht den Mund auftat.

„Es dauert ja endlos, bis man zu euerm Nest kommt. Aber ich denke, die Frau Stein wird uns schon für ein behagliches Nachtquartier sorgen, was?“

Die Frau nickte, während ihr tausend schreckliche Gedanken durch den Kopf schossen. Kamen die Herrn vom Gericht schon wieder wegen des Jakob Müller, oder weshalb sonst? Am Ende gar, weil sie erfahren hatten, der alte Stein, ihr Mann, sei verschwunden? Jedenfalls mußte man auf seiner Hut sein, schweigen, und wenn man gefragt wurde, genau überlegen, was zu antworten war.

„So laßt uns doch endlich in die Stube, Frau, es ist kalt da draußen!“ sagte der Gerichtsrat ärgerlich.

Frau Stein trat beiseite und machte den Gästen Platz.

„Wo ist denn der Mann?“ fragte der Gerichtsrat, als er sich niedergelassen hatte. Wo ist der alte Philipp mochte er nicht fragen, weil das die Frau wieder an ihren toten Sohn erinnert hätte und voraussichtlich von neuem aus dem Häuschen brächte.

„Wer?“ fragte Frau Stein gedehnt und hielt die Hand ans Ohr, als höre sie schlecht.

„Ihr Mann, Frau. Der alte Stein. Ist er nicht zu Haus?“

„Wie?“

„Ob er nicht zu Hause ist?“

„Zu Hause ist er nicht“, antwortete die Frau.

„Ihr hört wohl schlecht, Frau Stein?“

„Ja, ja, Herr Rat.“

„Aber früher hörtet ihr doch sehr gut?“

Mein Gott, war die Frau schreckhaft, nun wurde sie schon wieder ganz blaß.

„Das Alter, Herr Rat, das Alter.“

„Ja, ja“, seufzte der Gerichtsrat. „Da habt ihr recht, das Alter, ja das Alter.“

Es war eine Weile still in dem Zimmer. Die Frau trat zum Schanktisch und machte sich dort zu schaffen.

„Könnten wir etwas zu essen bekommen, Frau Stein?“

„Wie?“ sie legte wieder die Hand ans Ohr.

„Eier oder Schinken!“ brüllte der Gerichtsrat.

„Ja, ja“, sagte die Frau und hantierte weiter, immer auf der Lauer, zu erfahren, weshalb wohl die Herrn auf einmal hierher gekommen, was sie wohl beabsichtigten.

„Wann kommt denn ihr Mann wieder, Frau Stein?“

„Weiß ich nicht, Herr Rat.“

„Doch wohl heute noch?“

„Vielleicht erst morgen, kann sein, auch übermorgen.“

„Wie schade! Ich hätte ihn gerne gesprochen.“

„Es wird ihm auch leid sein.“

Der Gerichtsrat seufzte, wandte sich zu seinem Referendar und meinte leise: „Da haben Sie einen Vorgeschmack von Ihrer Zukunft. Eine Pferdearbeit, auch nur einen zusammenhängenden, vernünftigen Satz aus diesen Leuten herauszukriegen. Dabei sind sie gar nicht so dumm, wie sie tun. Das dürfen Sie ja nicht denken. Im Gegenteil! Schlau sind sie, bauernschlau, verstehn Sie?“

Der Referendar nickte. Frau Stein verließ das Zimmer. Der Gerichtsrat gähnte. Der Referendar schwieg und fand, es sei mehr als blödsinnig von dem alten Herrn gewesen, direkt unverantwortlich, ihn mit hierher zu schleppen.

Plötzlich fuhr der Gerichtsrat auf, faßte den Referendar und zog ihn mit ans Fenster.

„Sehn Sie dort das Mädel?“

Der Referendar nickte.

„Nun, wie finden Sie die? Was, ein Staatsweib?!“

Der Referendar fand sie etwas kräftig, aber sonst nicht übel, wenigstens für dieses Nest nicht.

„Famos ist sie, die Christine!“ schmunzelte der Gerichtsrat. „So ein Gang, diese Gestalt!“

„Es ist mir schon wiederholt aufgefallen,“ erklärte der Referendar, „daß die Leute in den Bergen größer sind als die Bewohner der Ebene.“

„So? Hm. Und wissen Sie, wer diese Christine ist?“

Der Referendar schüttelte den Kopf. Woher sollte er das wissen.

„Das Mädel, umdeswillen der Jakob Müller den Philipp Stein erschlug.“

Nun schaute der Referendar doch interessierter aus dem Fenster.

„Sehr zu Herzen scheint sie sich das nicht genommen zu haben“, meinte er.

Der Gerichtsrat lachte spöttisch. „Weiber, und sich so was zu Herzen nehmen! Stolz sind sie, wenn es um ihretwillen einem ans Leben geht. Und nun gar so ein Weib, das hier groß wird, fern aller Kultur, inmitten der Natur, wo die Hirsche mit einander kämpfen, wo alles, was sie umgibt, Auslese predigt, wenn sie auch das Wort nicht kennt.“

„Sie sieht in der Tat gut aus“, sagte der Referendar.

„Eine leibliche Base des Erschlagenen ist sie. Was sagen Sie jetzt?“

Der Referendar wußte durchaus nicht, was nun wieder daran so merkwürdig war.

„In der Stadt reden wir uns die Lungen aus, daß Ehen zwischen Verwandten nicht gut tun. Hier sorgt die Natur selbst dafür, daß sie nicht zustande kommen.“

„Sie bediente sich dabei des jungen Müller?“ fragte der Referendar.

„Ganz richtig!“ antwortete der Gerichtsrat und freute sich, daß sein Referendar ihn endlich verstanden hatte.

„Bei solchen Anschauungen begreife ich nur nicht recht, wie Sie den jungen Müller haben einsperren lassen können? War er nur ein Werkzeug der Natur . . .“

Lebhaft fiel der Gerichtsrat ein: „Aber wo denken Sie hin, solche Konsequenzen darf man nicht ziehn. Wohin kämen wir, wenn wir so handeln

wollten. Wir handeln nach dem Gesetz, zum Schutz der Kultur und ihrer Güter, verstanden?"

Der Referendar nickte. „Und denken?"

„Wie Darwin uns gelehrt hat", sagte der Gerichtsrat stolz.

Die beiden setzten sich wieder, denn das Mädchen war längst ihrem Gesichtskreis entschwunden.

Die alte Frau Stein mußte es derweil schon im Dorf herumgebracht haben, wer angekommen war, denn nach und nach erschienen einige ältere und jüngere Bauern, lüfteten ein wenig die Kappen und ließen sich stumm in der Nähe des Tisches nieder, wo die Städter saßen.

„Angenehm ist es gerade nicht, unter den Augen dieser Bauern, die wie die Klötze dasitzen, zu soupieren", flüsterte der Referendar.

„Sagt mal, wo ist denn der Bürgermeister?" fragte der Gerichtsrat.

Einer sah auf den andern, aber keiner antwortete.

„Er hat wohl noch zu tun?"

Ja, ja, meinten die Bauern, so würde es wohl sein.

Als die Städter ihr Gesicht wieder den Speisen zuwandten, schmunzelten die Bauern einander vorsichtig zu. Recht dumm waren doch die von da draußen. Daß sie nicht einmal merkten, der Bürgermeister schob nur deshalb sein Erscheinen hinaus, weil er den Fragen des Gerichtsrats aus dem Weg gehn wollte.

Ztsch! spuckte einer lächelnd in die Stube. Ztsch! spuckte ein andrer.

Als die Städter gegessen hatten, verlangte der Gerichtsrat, daß man den Bürgermeister rufe.

Nun war wohl nichts mehr zu machen. Schwerfällig erhob sich einer der Jüngeren und ging, den Bürgermeister zu holen.

Endlich erschien der Bürgermeister und entschuldigte sich sehr, er habe nicht früher erscheinen können. Eine Kuh sei krank, und auch mit einem seiner Schweine sei es nicht ganz richtig.

Ehe der Gerichtsrat sich dessen versah, war eine ausgiebige Unterhaltung über Schweinezucht im Gange, der er eine Weile geduldig zuhörte. Dann wandte er sich an den Bürgermeister: „Setzt Euch doch hierher, an unsern Tisch."

Der Bürgermeister ließ sich am Tisch der Städter nieder.

Die Bauern schwiegen und sahen forschend von einem zum andern. Was nur der Gerichtsrat wollte? Etwas Gutes war es gewiß nicht.

Der Bürgermeister mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht verlegen zu werden, denn es war alles andre als angenehm, vor den Augen der Gemeindemitglieder einem Verhör unterzogen zu werden.

„Sagt mal, Bürgermeister, ihr seid hier wohl alle arg fromm geworden?"

„Wie?" Der Bürgermeister traute seinen Ohren nicht.

„Ich meine nur so, ich habe den Eindruck", sagte der Gerichtsrat scherzend.

Trau dir einer über den Weg, dachte der Bürgermeister. Am Ende hatte sich der alte Pfarrer beschwert, daß man nur noch selten, so gut wie gar nicht mehr in die Kirche kam.

„Ja, Herr Rat, wie mer's nimmt", meinte der Bürgermeister nach

einer Weile. „Ich sage: tue recht und scheue niemand. Und wenn der Herr Pfarrer“ . . .

„Aber Ihr mißversteht mich, Bürgermeister. So meine ich's nicht. Ich wundre mich nur, daß wir so gar nichts mehr von euch hier oben merken.“

Der Bürgermeister schien immer noch nicht zu verstehn.

„Wir vom Gericht, mein ich, Bürgermeister. Das war doch früher nicht so. Wird denn gar nicht mehr gewildert?“

„Das müßt der Förster am beste wisse, Herr Rat.“

„Es kommt aber keine Anzeige mehr zu uns. Was ist das?“

„Ja, wie is das?“ meinte der Bürgermeister nachdenklich. „Wenn ich das wüßt.“

„Schlägereien kommen auch nicht mehr vor?“

„Un ob!“ sagte der Bürgermeister lachend.

„Aber wir erfahren nichts mehr davon.“

Der Bürgermeister wandte sich halb zu den Bauern, als er erwiderte: „Mer kann sich's ja denke: Wenn niemand in die Kirch geht, paßt's em Parrer net. Un kommt keiner ins Kriminal, is es widder dem Gericht net recht.“

Die Bauern lächelten.

„Das will ich nicht sagen“, warf der Gerichtsrat geduldig ein. „Nur, man macht sich so seine Gedanken, wenn man es noch nicht gewöhnt ist.“

„Mer mache unser Hännel unner enanner ab.“

„Nun, also, doch fromm geworden!“

„Das net, Herr Rat . . . Aber gescheiter.“

„Wieso?“

„Immer in die Kreisstadt laufe, das kost Geld un Zeit.“

„Ach so, ich verstehe. Ihr wollt allein, unter euch damit fertig werden? So, so.“

Als der Bürgermeister die Städter so nachdenklich sah, sagte er hastig: „Aber es geht ja doch net, Herr Rat. Mer wer'n noch oft genug mi'm Gericht zu tun hawe.“ Alles schwieg. Der Referendar musterte immer wieder den Bürgermeister. Ein Fuchs ist das, ein Fuchs, dachte er. Dies glattrasierte, rosige, scheinbar so harmlose Gesicht mit den schmalen, geraden Lippen und den versteckten Augen, die sich höchstens halb öffneten, nie ganz. Eine kräftige, gedrungene Gestalt, ein Mann in den besten Jahren, sicher nicht viel über vierzig.

„Gu'n Nacht beisamme“, sagte einer der Bauern und erhob sich. Sofort standen auch die andern auf. Der Bürgermeister wollte sich ebenfalls empfehlen, aber der Gerichtsrat hielt ihn zurück. Er habe noch ein Wort unter vier Augen mit ihm zu reden.

„Nix für ungut, Herr Rat“, sträubte sich der Bürgermeister. „Awer mir Bauern gehn mit de Hinkel ins Bett. Bei der schwere Arbeit, die mer hat . . .“

„Ach was! Zehn Minuten habt ihr wohl noch Zeit. Ihr andern könnt ruhig gehn.“

Die andern wollten jetzt aber nicht. Erst als der Bürgermeister sagte: „Macht, daß ihr heimkimmt!“ gingen sie langsam, zögernd und nachdenklich fort.

Als sie endlich aus dem Zimmer waren, bemerkte der Gerichtsrat, daß

sich hinter dem Schanktisch eine ganze Menge Weiber eingefunden hatte, die neugierig zuhörte. Auch die Christine war unter ihnen.

„Wahrhaftig," flüsterte der Gerichtsrat dem Referendar zu, „sehn Sie, da steht die Christine bei der alten Frau Stein und war doch schuld am Tod ihres Sohnes. So was wäre in der Stadt unmöglich, nicht wahr? Diese Bauern sind doch andre Menschen, ganz anders als wir."

„Ob ihr gleich heimgeht, ihr Weibsleut!" rief der Bürgermeister zornig. Als Zuhörer wären ihm die Männer immer noch weniger unangenehm gewesen, als die Weiber. Kichernd fuhren sie auseinander. Nur die alte Frau Stein blieb.

„Laßt die nur, Bürgermeister, sie ist ja doch fast taub."

„Taub? Ach so, ja, freilich." Der Bürgermeister seufzte. „So e Unglück!"

„Sagt mal, Bürgermeister, wie stehn eigentlich die Steins mit den Müllers?"

Aha, dachte der Bürgermeister. Vorsicht!

„Wie sie stehn? Wie mer halt steht in so'me Fall."

„Gibt's noch viel Streit zwischen ihnen?"

„Streit? Nee, Streit gibts net."

„Mir war sogar, als sei die Christine vorhin hier gewesen?"

„Die Christine? Warum net?"

„Also vertragen sie sich, haben sich versöhnt?"

„No ja, wie mer's nimmt."

„Der alte Stein ist doch noch ein kräftiger Mann und jähzornig. Ich fürchtete immer ein wenig, er könne sich am Ende doch mal zu einer Dummheit hinreißen lassen gegen den Christian Müller oder den Jakob, wenn er wiederkommt, was ja nicht mehr lange dauern wird."

„Glaube Se doch das net, Herr Rat."

„Es wäre doch möglich."

„Der alte Stein, der tut so was nimmer."

„Um so besser. Ich kam eigentlich auch deshalb. Um ihm gut zuzureden, wissen Sie."

„Da hätt' sich der Herr Rat en Weg sparn könne."

Längeres Schweigen.

„Und die Christine?" fragte plötzlich der Gerichtsrat.

Der Bürgermeister sah ihn verständnislos an.

„Ich meine, mit wem hält's denn die jetzt? Ein Staatsmädel!"

„Die?" Der Bürgermeister tat, als überlege er.

„Oder mag sie niemand mehr, seitdem Blut um sie vergossen wurde?"

„Was? Ach so!" Der Bürgermeister mußte laut lachen. Was die Stadtleut doch für kuriose Menschen sind, dachte er.

„Ihr lacht?"

„Gott verzeih mer die Sünd, Herr Rat. Ich lach nicht darüber, ich lach über ganz was anneres."

„Hat sie denn einen Burschen?"

„Awer natürlich!"

„Wen denn?"

„Den Christian Müller."

„Höre ich recht, den Bruder vom Jakob?"

„Freilich."

Der Gerichtsrat sprang erregt auf. „Aber das geht doch nicht!"

„Es is ja nur ihr Gehbursch, nit ihr Nemmbursch."

„Wie?"

„Ich mein, mit dem Christian geht sie halt, auf e Tanzerei un so. Un de Jakob nimmt se, heiratet se, wann er widder da is."

Der Gerichtsrat starrte den Bürgermeister an.

„Ja aber, Mann Gottes, was sagen denn die Leute dazu?"

„Nix. Das ist doch auch net dene ihr Sach."

„Aber begreift Ihr denn nicht?! ... Der Totschläger und das Mädchen, um deswillen der Totschlag geschah? ..."

„Es gehört sich doch, daß die heirate."

Der Gerichtsrat schlug sich vor die Stirn, und blickte seinen Referendar an, der aber auch nicht besonders erleuchtet dreinsah.

„Sagen Sie mal, mein verehrter Herr Bürgermeister," meinte der Referendar nach einer Weile, „fürchten Sie nicht, daß es da wieder Mord und Totschlag geben könnte?"

„Wie meine Sie das?"

„Aus Eifersucht zwischen den Brüdern."

„Aber gewiß, ganz richtig!" rief der Gerichtsrat und rieb sich die Hände.

Der Bürgermeister schloß die Augen ganz und erwiderte: „Das glaub ich net."

Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Und da die Bauern am folgenden Tag genau so unzugänglich waren, wie tags zuvor, reiste endlich der Gerichtsrat mit seinem Referendar wieder ab, ohne über das sonderbare Dorf klüger geworden zu sein. Er war sehr schlechter Laune und aß daher ungebührlich viel Hähnchen.

„Sie werden sehn, Herr Gerichtsrat," tröstete der Referendar, „wenn dieser Jakob Müller wieder im Dorf ist, geht der Tanz von neuem an."

2.

Jakob Müller war wieder zu Hause. Er benahm sich zuerst lärmender als früher. Als müsse er sich nach der langen Stille, etwa wie einer, der schwerhörig gewesen ist, erst wieder an die eigene Stimme gewöhnen. Er war heftiger in allen Bewegungen und Äußerungen wie ein junges Pferd, das aus engem Stall endlich wieder auf die Weide kommt. Allerdings war er nicht mehr so schlank wie früher — das kam von der Anstaltskost — und hatte eine graue Gesichtsfarbe. Dafür ging er in einem städtischen Anzug, trug Stiefeletten und eine Riesenkrawatte, in der ein unechter, aber großer Diamant als Nadel gefaßt, prangte. Von dem in der Anstalt Ersparten hatte er sich diese Dinge, kaum war er entlassen, gekauft. Er wollte damit im Dorf imponieren und zugleich alle Erinnerung an die Anstalt vor sich selbst auch äußerlich auslöschen.

Mißtrauisch ging Jakob Müller die ersten Tage umher, immer auf der Lauer, ob ihn daheim nicht doch jemand scheel ansähe oder einen schlechten Witz gegen ihn und seine jüngste Vergangenheit auf der Zunge habe. O, er

hatte so lange Ruhe gehalten, der ganze Körper tat ihm weh davon. Und in den Armmuskeln zuckte es zuweilen, als sehnten sie sich ordentlich danach, endlich einmal wieder sich zu regen und zu raufen. Aber niemandem merkte er etwas an, das ihn hätte verletzen können und Anlaß gäbe, seine ausgeruhten Kräfte zu erproben. Keiner machte auch nur eine Andeutung über die ‚Anstalt' und seinen Aufenthalt dort. Er hatte seine Strafe verbüßt, mehr verlangte ja nicht einmal das Gesetz, also war die Sache erledigt.

Als Christine Jakob Müller wiedersah, lachte sie laut auf über seine städtische Kleidung. Eine heiße Röte stieg ihm ins Gesicht, doch er bezwang sich. Als er sie umarmen wollte, entwand sie sich ihm. Er gefiel ihr nicht mehr, gar nicht. So schwammig war er geworden und so städtisch von Tracht und Gesichtsfarbe. Das war ein ganz andrer Mensch, nicht mehr der schöne, schlanke Bauernbursch von früher.

Jakob Müller verließ sie stumm, legte sich aber in der Nähe auf die Lauer und stand die halbe Nacht hinter dem ersten Baum im Grasgarten des Hauses, in dem Christine wohnte. Aber er konnte nichts Verdächtiges bemerken, trotzdem er sich in seiner Eifersucht immer wieder sagte, sie müsse es mit einem andern halten, sonst könnte sie ihn doch nicht so behandeln.

Er horchte herum im Dorf, aber niemand konnte der Christine etwas Übles nachsagen. Nur mit dem Christian war sie ausgegangen, und das hatte der Jakob ja selbst gewollt. Damit ihm kein Fremder, derweil er in der Anstalt war, das Mädchen wegschnappte, hatte er selbst seinen Bruder gebeten, auf sie zu achten.

Als er zum erstenmal wieder mit den Burschen im Wirtshaus saß, und zwar in seiner städtischen Kleidung, die er nun erst recht nicht wieder ablegte, fiel es ihm auf, daß der alte Stein sich gar nicht sehn ließ. Zuerst dachte er, der Alte ginge nur ihm aus dem Weg. Bald aber merkte er, daß Philipp Stein überhaupt nicht da war. Leise fragte er seinen Nachbar nach ihm. Der sah ihn erstaunt an und sprach leise ein paar Worte mit dem Folgenden, der sie weitergab. Alle Burschen verstummten und blickten verwundert auf Jakob. Wußte denn der wirklich nicht? . . . Freilich, woher sollte er denn das wissen, er war ja in der Anstalt gewesen damals . . . Hm . . . Sollte man darüber sprechen? . . . Nein, lieber nicht. Es tut nicht gut, wenn so etwas laut wird . . .

„Was is denn los? Bringt keiner mehr 's Maul auf?" fragte Jakob zornig.

Die Burschen schwiegen.

„He, Frau Stein, kommt emal her!"

Die alte Frau hatte bisher stumm hinter dem Schanktisch gestanden und nur ab und zu zornige Blicke auf Jakob geworfen, denn daß der nun wieder hier saß, daran konnte sie sich nur schwer gewöhnen. Aber durfte sie ihm das Wirtshaus verbieten? Wirtshaus ist Wirtshaus. Da kann jeder aus- und eingehn, der bezahlt. Und Jakob Müller trank nicht wenig und bezahlte sofort, denn er besaß von der Anstalt her immer noch mehr bar Geld als die meisten andern Burschen. Geschäft ist Geschäft.

Langsam näherte sich Frau Stein dem Tisch der Burschen.

„Sagt emal, wo is Euer Mann?" fragte Jakob.

Die Frau schwieg.

„Is er immer noch wild auf mich?“

Die Burschen blickten unter sich.

„So tut doch ’s Maul auf! Wo steckt er denn?“

Die alte Frau sah ihn lange an, dann sagte sie: „Wo er steckt? Da frag dein Bruder!“

„Den Christian?“

„Den Christian.“

Mißtrauisch blickte Jakob auf die Frau. „Was weiß der davon?“

„So frag en doch!“

Jakob schaute sich um. Wo war denn sein Bruder?

Die alte Frau bemerkte den suchenden Blick, ein höhnisches Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Weißt du nit, wo der is?“

„Wo is er denn? Wann Ihr’s so genau wißt!“

„Der Christian? Bei der Christine is er, wo soll er anners sein.“

Wie spöttisch die Frau dreinsah. Auch die andern Burschen machten kuriose Gesichter. Sollte da am Ende? . . .

Jakob erhob sich langsam. „Das wer’n mer ja sehn“, sagte er bedächtig und verließ langsam das Zimmer.

Richtig, der Christian saß bei der Christine im Grasgarten.

Nur ruhig Blut! sagte Jakob zu sich selbst und trat auch in den Grasgarten.

„Warum bist de nit im Wirtshaus?“ fragte Jakob gereizt.

Christian lachte laut und ohne Verlegenheit. „Ich? Ei, weil mer’s hier besser gefällt.“ Zugleich rückte er beiseite, so daß der Platz zwischen ihm und Christine frei wurde.

Mißtrauisch blickte Jakob auf die beiden. Aber wenn Christian wirklich etwas mit der Christine hatte, würde er doch sicherlich den Platz neben ihr nicht ihm überlassen. Er setzte sich.

„Was is mit em alte Stein?“

„Mit wem?“

„Mit em Philipp Stein.“

Christine lachte. Christian machte eine weite Armbewegung und schwieg.

„Fort?“

Christian nickte.

„Tot?“

Christian nickte wieder.

Die Brüder sahen sich forschend in die Augen. Jakob wußte nun, was geschehen war.

„Ging es nit anners?“ fragte Jakob.

„Es ging nit anners.“

„Un ’s Gericht?“

„’s Gericht?“

„Mich hat mer doch eingesperrt“, sagte Jakob.

„Ei no, mich net.“

Jakob blickte düster vor sich hin. Das wollte ihm nicht in den Kopf. Er hatte sitzen müssen, und sein Bruder, der dasselbe getan, sollte frei ausgehn? Das war doch keine Gerechtigkeit.

Christine sah dem Jakob an, was er dachte, und es wurde ihr ganz unbehaglich. Er wird doch nicht hingehn, und den eigenen Bruder anzeigen? dachte sie, damit er auch in die Anstalt muß und dann auch so wiederkommt, so schwammig und häßlich und städtisch? Das wäre ja noch schöner. Dazu hatte der Jakob kein Recht. Dem Christian das anzutun!

Sie legte ihren Arm um Jakobs Hals. „Was de e schöne Nadel an der Brust hast“, sagte sie, nur um etwas zu sagen, und weil sie annahm, das würde ihm schmeicheln. Es schmeichelte ihm auch, denn gerade Christine hatte ja seine städtische Kleidung bisher nicht gemocht und ihn deshalb ausgelacht.

Er nahm die Nadel aus der Krawatte und ließ sie im Licht der untergehenden Sonne funkeln.

Alle drei bestaunten stumm den falschen Diamanten, der bald blau, bald rot und dann wieder weiß aufblitzte.

„Schön is das!“ sagte Christine schließlich, schwer atmend.

„Magst du 'n?“ fragte Jakob.

Christine sah ihn verwundert an.

„Ob du 'n magst?“

Da fiel Christine dem Jakob lachend um den Hals und küßte ihn. Er wollte ihr wirklich den Stein schenken? Und ob sie ihn mochte!

„Kriegt mer so was zum Abschied in der Anstalt?“ fragte Christian hämisch.

Jakob wollte auffahren, aber Christine hielt ihn so fest, küßte so heiß, daß er in ihrer Umarmung blieb. Sie schlang die Arme noch enger um ihn und drückte seinen Kopf wider ihre Brust, so daß er nicht sehn konnte, wie sie dem Christian zublinzelte, er solle Ruhe geben und nicht wieder aufsässig werden.

Christian errötete leicht und sah beiseite. Weshalb warf ihm das Mädchen solche Blicke zu? Mochte sie ihn am Ende doch lieber als den Bruder? Es wurde ihm ganz warm, denn bisher hatte er solche Gedanken, kaum tauchten sie auf, energisch von sich gewiesen. Sie gehörte nun einmal seinem Bruder. Schade darum, jedoch es war einmal so ... Aber wenn Christine ihn so ansah? ... Er erhob sich.

Sofort sprang auch Christine auf, die Busennadel wie eine Beute in der Hand verborgen, und lief ins Haus.

Stumm schritten die Brüder durch die Dorfstraße.

„Wohin?“ fragte Christian, verwundert, daß es nicht zum Wirtshaus ging.

„Zum Bürgermeister“, erwiderte Jakob.

„Was willst de da?“

„Das geht dich nix an.“

Christian ballte die Fäuste. „Du! nimm dich in acht!“

Jakob lachte höhnisch und ging weiter. Christian blieb zurück und verschwand in das Wirtshaus.

Der Bürgermeister saß über dem gelben Heft eines Kolportageromans und war gar nicht erfreut, gestört zu werden, denn er las solche Sachen für sein Leben gern.

„Was willst du denn noch?“

„Ich hätt' ebbes zu frage."

„So frag."

„Wie ist das mit em alten Stein?"

„Mer meint, du wüßt nix, daß de so fragst?"

„Ich weiß auch nix."

„Mer meint, du könnst des aber am beste wisse."

Jakob schwieg, der Bürgermeister schwieg.

Endlich sagte Jakob hastig: „Warum hat mer 'n nit angezeigt?"

„Was?" Der Bürgermeister war starr.

„Mich hat mer angezeigt un eingesperrt."

„Dein Bruder, dein leibhaftige Bruder willst du ...?"

Jakob nickte.

„Bursch, bist de närrisch wor'n?"

„Was mir recht ist, ist dem billig."

Der Bürgermeister stöhnte: „All die Schererei und Schreiberei!"

„Bei mir habt Ihr se euch gemacht."

„Da wußt mer's noch nitt so."

Der Bürgermeister lief unruhig durchs Zimmer.

„Nix wie Unglück, lauter Unglück!" Der Bürgermeister stöhnte wieder. Plötzlich blieb er erschrocken mitten im Zimmer stehn. Was würde das Gericht wohl sagen, wenn herauskam, daß er, der Bürgermeister, längst von dem Verschwinden des alten Stein gewußt und doch nicht Anzeige erstattet hatte, wie es seine Pflicht gewesen wäre? Am Ende kam er selbst dann noch ins Gefängnis. Dem Bürgermeister brach der Angstschweiß aus allen Poren. Das durfte nicht sein, unter allen Umständen mußte er das verhindern. Es wäre ja noch schöner, wenn er mitleiden müßte, wo er doch nichts Böses getan, wo er es doch nur gut gemeint hatte mit seiner Gemeinde, was ja auch jeder im Dorf wußte und billigte.

Jakob sah wohl, was mit dem Bürgermeister vorging. Wenn er den Bruder anzeigte, ging es auch dem Bürgermeister schlecht. Und auch allen anderen im Dorf ging es übel, die darum gewußt. Haha, nun hatte er die Gemeinde! ...

Jakob war plötzlich entschlossen, vorläufig keine Anzeige zu erstatten, die Waffe, die er in der Hand hatte, noch nicht zu gebrauchen.

„Weißt de auch, weshalb der Christian das getan hat?" fragte der Bürgermeister und wischte sich die Stirn.

Jakob zuckte die Achseln.

„Für dich hat er's getan, jawohl, nur für dich! weil der Stein die Anzeig gemacht gege dich, deshalb hat er's getan!"

„Un die annern?" fragte Jakob.

„Wer?"

„Die annern, die Gemeinde, die's doch weiß?"

„Einmal hawe mer uns die Finger verbrennt. Unser Lebbdesdag nit widder!"

Der Bürgermeister trat dicht vor den Burschen hin. „Muß mer denn alles an die groß Glock hänge? Muß mer denn die Herrn vom Gericht un die Leut da drauße in all unser Dippcher gucke lasse?"

Jakob fand, das sei freilich nicht nötig.

„Na also!" sagte der Bürgermeister. „Was geschehn is, is geschehn, da beißt kein Maus en Fade ab. Gebessert wird nix, wann mer auch die Sach widder publik macht."

Das könne schon sein, meinte der Bursche.

Der Bürgermeister atmete erleichtert auf. Der Jakob schien ja wieder bei Vernunft.

Eine Weile ging der Bürgermeister forschend um den Burschen herum. Schlecht sah er aus, alles, was recht ist. Nun, ein Vergnügen war es gewiß nicht, hinter Schloß und Riegel zu sitzen, wenn man an freie Bewegung und frische Luft gewöhnt ist. Der Bursche tat ihm leid. Er fühlte das Bedürfnis, ihm etwas Freundliches zu sagen, ihm einen guten, väterlichen Rat zu geben. Es konnte ja auch in keinem Fall schaden, wenn man sich ihn zum Freund machte.

„Weißt de was, Jakob?"

„No?"

„Heirate sollst de!" platzte der Bürgermeister heraus.

„Warum so schnell?" Jakob wurde sofort mißtrauisch.

„No . . . ich mein als . . . es tut kei gut . . . so allein wie du . . . un so in de rechte Jahr."

Wieder musterte ihn der Bursche mißtrauisch.

„Ich mein's gut mit dir, Jakob. Es ist nur e halbes Lebe . . . so . . ."

Jakob lachte. „Das sagt Ihr, Ihr, Bürgermeister, Ihr mit Eurer Frau?!"

„No ja, es is kei Christine . . ."

„So? . . . Also die Christine . . ."

Nun stand der Bürgermeister still und Jakob lief um ihn herum.

„Hast de alleweil ebbes gege die Christine?"

Jakob lief immer noch stumm um ihn herum.

Plötzlich faßte er den Bürgermeister am Rockkragen, daß er heftig erschrak, denn, wenn einer erst einmal gesessen hat, kann man ihm alles zutrauen.

Jakob lachte und ließ den Rock wieder los.

„Schreckhaft seid Ihr, Bürgermeister!"

Der Bürgermeister leugnete, lächelte und behauptete immer wieder, er sei ganz und gar nicht schreckhaft. Der Bursche packte ihn wieder und zischelte: „Hat se was mit dem Christian gehabt, als ich fort war?"

Da lachte der Bürgermeister laut auf. „So e Dummheit, so e Dummheit! Bist de eifersüchtig? Gar nix hawe se zusamme, gar nix, ich schwör der's zu, ich weiß doch, was hier passiert."

Allerdings, Jakob wußte, die Bürgermeistersche war das größte Klatschmaul weit und breit. Wenn die noch nit ihr bös Zung zwischen den Christian und die Christine gehängt hatte, dann war gewiß nichts passiert.

„Also, Bürgermeister, bestell un richt es Aufgebot!"

„Das is recht, so gefallst de mer, Jakob!" Eifrig suchte der Bürgermeister im Zimmer, brachte Papier, Federhalter und Tinte herbei, fand seine Brille und machte sich Notizen.

„Geburtsschein, Taufschein?" fragte der Bürgermeister.

„Das bring ich der morge oder übermorge.“

„Eigentlich ... weißt de ... eh ich die Papiern hab, kann ich nix tun.“

Jakob lachte spöttisch auf, so daß der Bürgermeister von weiteren Einwänden abstand und in seinen Notizen über den Bräutigam und die Braut fortfuhr. Ab und zu fragte er den Jakob nach einem Datum, obwohl er in dem kleinen Dorf über alles genau Bescheid wußte. Aber es machte sich besser, sah mehr nach Obrigkeit aus und flößte vielleicht Respekt ein. Ab und zu warf er einen prüfenden Seitenblick auf den Bräutigam. Das spöttische Auflachen eben hatte ihm gar nicht gefallen, das Du sagen erst recht nicht. Ahnte, wußte der Bursch vielleicht gar, was für Unannehmlichkeiten er ihnen allen und ihm besonders bereiten konnte, wenn er doch noch den Bruder zur Anzeige brachte, wenn er nur damit drohte?

Jakob ging wieder ins Wirthaus. Der Bürgermeister wollte an seinem Kolportageroman weiterlesen, fand aber auf einmal keinen Geschmack daran. Gottverdeppel, der Schreck wegen der Anzeige saß ihm noch in allen Gliedern! Ein unbehagliches Gefühl, zu wissen, da ist einer, der dich jederzeit ans Messer liefern kann. Gut wenigstens, daß der Jakob so bald heiratete. Da bekam er andre Gedanken und Sorgen in den Kopf, da würde er so bald nicht wieder an so was denken.

Christian war noch im Wirtshaus. Jakob setzte sich neben ihn und tat, als merke er nicht, wie unfreundlich ihn alle Burschen musterten. Christian hatte ihnen nämlich berichtet, womit sein Bruder ihm gedroht.

„Ich hab's Aufgebot bestellt“, sagte Jakob und blickte den Bruder scharf an.

Christian fuhr zusammen. Aber Jakob konnte nicht wissen, ob das wegen des Aufgebots geschah, oder weil er die Sorge los wurde, der Bruder hätte die Anzeige gegen ihn verlangt.

Die andern Burschen wurden sofort wieder freundlich. Sie fanden, es sei recht und gut, daß er gleich mit dem Heiraten ernst mache. So kam die Christine doch endlich von der Gass' und machte niemand anderm mehr unnütz Appetit.

Christine selbst war durchaus nicht erbaut. „Da fragt mer doch erst!“ schalt sie. „Was is da noch lang zu frage?“ erwiderte der Jakob. „Oder magst de nit mehr?“ Christine antwortete, so sei es nicht, aber schließlich habe sie doch auch noch ein Wort mitzureden, wenn die Hochzeit festgesetzt wird. Warum er es denn auf einmal so eilig habe?

„Lang genug hawe mer gewartet.“

Da könne es auf ein paar Wochen länger erst recht nicht ankommen, meinte das Mädchen.

„Es is schon besser so.“

Er wollte mit ihr ins Haus, sie ließ es aber nicht zu.

Lange sah sie ihm aus dem Fenster ihres Zimmers nach. Nein, nein, sie mochte ihn nicht mehr, gar nicht mochte sie ihn. Er war so gewalttätig und eigensinnig, fragte nach niemandem und tat immer nur, was ihm gerade in den Kopf kam. Sie ballte die Fäuste vor Zorn. Nicht einmal wegen des Aufgebots hatte er sie erst gefragt, nicht einmal das. Als wenn es ganz selbstverständlich wäre, als müsse sie ihn heiraten. Und so bald schon! Konnte sie nicht auch ihren Kopf aufsetzen und wenigstens verlangen, daß

man damit noch warte, bis es ihr passe? Aber sie hatte Angst vor ihm, seitdem er gesessen. Er scheute jetzt gewiß überhaupt keine Gewalttätigkeit mehr. Sie biß sich die Lippen wund vor ohnmächtiger Wut.

Ging dort nicht der Christian?

Sie winkte ihm leise mit den Augen, er huschte ins Haus, auf ihr Zimmer.

Als er vor ihr stand, bekam Christine einen tüchtigen Schreck. Was wollte sie eigentlich jetzt mit dem noch, wo der andre schon das Aufgebot bestellt hatte? Und wenn Jakob, der so eifersüchtig war, gesehn hätte, wie sein Bruder zu ihr ins Haus huschte, auf ihr Zimmer kam, was sie ihrem Bräutigam eben noch verboten hatte? ... Sie warf trotzig den Kopf zurück. Ach was, noch waren sie nicht verheiratet, noch konnte sie tun, was ihr gefiel, zumal wenn es nichts Schlechtes war.

Auch dem Christian war es nicht behaglich, als er so bei ihr, allein mit ihr in dem Zimmer stand. Weshalb war er eigentlich ihrem Wink, ohne sich erst lange zu besinnen, gefolgt? Er wußte es nicht. Aber nun war er einmal da und konnte doch nicht gleich wieder fortlaufen wie ein dummer Bub, der über dem Honigtopf erwischt wird.

Ohne daß einer von beiden etwas sagte, setzten sich beide, und zwar weit von einander fort.

Nach einer Weile sah Christine in die Höhe und sagte leise: „Ich mag en net!“

Christian sprang auf, setzte sich aber sofort wieder.

Beide schwiegen und blickten unter sich. Dem Christian kam es eigentlich jetzt erst ganz zum Bewußtsein, wie gern er das Mädchen all die Zeit gehabt, wie er sich, derweil sein Bruder fort war, an sie gewöhnt hatte. Ein guter Kamerad war sie ihm gewesen. Aber jetzt, wo sie in die Hände übergehen sollte, für die er sie gehütet hatte, jetzt sah er nur zu gut, daß sie nicht nur sein guter Kamerad war. Er knirschte mit den Zähnen.

„Nur noch vier Wochen!“ murmelte Christine.

„So schaff en widder ab!“ rief der Bursch.

„Er schlägt dich ja tot!“ schrie das Mädchen und warf sich an seinen Hals.

Erst wehrte sich Christian, bald aber erwiderte er die Küsse, gaben sie sich einander hin.

„Ich werd das mit dem Jakob in die Reih bringe“, sagte Christian und wollte gehen. Aber das Mädchen ließ ihn nicht eher fort, als bis er ihr fest versprochen hatte, das ihr zu überlassen. Sie werde rechtzeitig mit dem Jakob reden und alles in Ordnung bringen. Ihr werde er schon nichts tun. Und da das Mädchen nicht nachgab, versprach ihr Christian, zu schweigen, sie vorläufig nur heimlich zu sehn.

Seit das Aufgebot im Kasten an der Bürgermeisterei hing, war Jakob ruhiger. Nun konnte nichts mehr dazwischenkommen, nun war ihm das Mädchen doch sicher, für das er eine Blutschuld auf sich geladen, für das er jahrelang hatte sitzen müssen. Auch gegen Christian war er wieder freundlich, trotzdem ihm der jetzt aus dem Wege ging und seinen Umgang mied. Nun, sie würden sich schon wieder in einander finden, wenn Christian erst wußte, daß Jakob nichts mehr gegen ihn hatte und ihn gewiß nicht

anzeigen würde. Der Bürgermeister hatte so unrecht nicht, wenn er behauptete, Christian habe im Grunde aus Liebe zu seinem Bruder so an dem alten Stein gehandelt.

Nur noch vierzehn Tage, dann würde die Trauung sein, und zwar in der alten kleinen Kapelle in der Nähe des Friedhofs, die auch bei solchen Gelegenheiten benutzt wurde, wenn es ein Gemeindemitglied wünschte und dem Pfarrer diesen Gang bezahlte. Jakob aber wünschte aus verschiedenen Gründen, daß die Trauung hier und nicht im Kirchdorf vor sich ging. Einmal galt das mehr im Dorf, da es etwas kostete, und dann mochte er sich und seine Braut am allerwenigsten bei dieser Gelegenheit den Augen des ganzen Kirchspiels aussetzen, das im Kirchdorf gewiß zusammengeströmt wäre, um diese Trauung sich anzusehn. Auch war es dem Jakob lieber, wenn der Pfarrer schon eine Andeutung auf seine Vergangenheit machte, was ihm zuzutrauen war, das blieb im Dorf und wurde nicht vom ganzen Kirchspiel gehört.

Der Bräutigam lag schon zu Bett, als endlich Christian, der jetzt immer recht spät sein Lager aufsuchte, ins Schlafzimmer trat, das er mit dem Bruder teilte. Jakob lächelte jedesmal, wenn Christian so spät kam, ließ sich aber nichts merken. Offenbar hatte der Bruder einen Schatz gefunden, der ihn so lange zurückhielt.

Vorsichtig blinzelte Jakob hinüber zu seinem Bruder, denn es war Vollmond und recht hell im Zimmer. Als er merkte, daß Christian ihn forschend ansah, schloß er fest beide Augen, denn dem Christian war es offenbar nicht angenehm, beobachtet oder gar aufgezogen zu werden, sonst hätte er Jakob gewiß längst eine Mitteilung über seinen Schatz gemacht.

Aber was trieb denn der Christian, daß er immer noch nicht im Bett lag? Vorsichtig öffnete Jakob wieder die Augen ein wenig und blinzelte hinüber.

Christian hatte seinem Bruder den Rücken zugekehrt und betrachtete augenscheinlich irgend etwas mit großer Aufmerksamkeit, das er in der rechten Hand hielt. Was das wohl sein mochte? Ein Bild von seinem Schatz oder dergleichen?

Leise nahm Jakob eine Lage ein, in der er seinen Bruder besser beobachten konnte, und schob das Kopfkissen vorsichtig hoch, so daß sein Gesicht im Schatten lag. Immer noch stand Christian und seufzte ab und zu, so daß Jakob am liebsten laut aufgelacht hätte. Zu komisch dieser verliebte Bruder! Ob sie ihm noch widerstand, ob sie ihn nicht einließ, daß er so kläglich tat?

Plötzlich fuhr Jakob heftig zusammen. Was war das gewesen? Sein Bruder hatte den rechten Arm erhoben und für einen Augenblick blitzte da etwas auf, das ... Nein, es konnte nicht sein, er mußte sich getäuscht haben ...

„Schläfst de, Jakob?“ fragte Christian leise, „oder bist de noch wach?“

Jakob warf sich heftig, wie ein Schlafender zu tun pflegt, herum, nach der Wand zu und schwieg.

Es dauerte noch eine Weile, dann wurde es still im Zimmer, auch Christian lag in seinem Bett.

„Kalt Blut! kalt Blut!“ sprach es in Jakob. Erst Gewißheit haben, nicht gleich zuschlagen. Er wußte ja, was für schwere Folgen so was haben kann ... Aber hatte er nicht den Bürgermeister und die Gemeinde in der Hand? ...

Jakob richtete sich vorsichtig auf und lauschte. Ihm schien, als schnarche sein Bruder. Vorsichtig schlich er zum Lager Christians. Wahrhaftig, er schlief fest. Leise durchsuchte Jakob seines Bruders Kleider und fand schließlich die Busennadel, die er Christine geschenkt hatte. Gab es da noch einen Zweifel? Sein Bestes hatte sie seinem Bruder geschenkt! . . . Nur ruhig Blut! ruhig Blut! . . . Christine war launisch, es konnte sich auch um einen Scherz, einen Witz handeln.

Jakob brachte den unechten Diamanten wieder an seinen Ort und schlich sich leise, vorsichtig zu seinem Bett zurück . . . . Wenn wieder ein Unglück geschehn mußte, diesmal sollte es nach reiflicher Überlegung, ohne Übereilung geschehn. Am Morgen zog sich Jakob eilig an und erklärte dem Bruder, er müsse noch einmal ins Pfarrdorf, er habe vergessen, die Trauzeugen zu nennen. Aber er ging nicht weit, sondern versteckte sich in einem Gestrüpp, von wo aus er die Dorfstraße, in der Christine wohnte, überblicken konnte.

Wenn aber einer vorüberkommt und dich sieht? schoß es ihm durch den Kopf. O, es sollte nur einer kommen und sich verwundern, er wollte es ihm schon austreiben! Aber so viel er auch spähte, so lange er auch ausharrte, er sah wohl die Christine verschiedentlich aus dem Haus treten, aber immer wieder bald allein zurückkommen. Den Christian sah er überhaupt nicht.

Am folgenden Tag benahm er sich klüger, er paßte einfach zu Hause auf seinen Bruder auf und schlich ihm nach, wenn er einen Ausgang hatte.

Endlich am dritten Tage, gegen Abend, merkte er, wie Christian, unruhiger als gewöhnlich, sich zurecht machte, auf der Straße nach rechts und links spähte, ob ihn jemand beobachte, und dann langsam nach dem nahen Kiefernwald zu verschwand. Jakob fluchte nicht wenig, denn er konnte ihm erst nach, als Christian schon im Wald war, da es bis zu ihm keine sichere Deckung gab, er aber unter keinen Umständen von seinem Bruder bemerkt werden wollte.

Vorsichtig verfolgte Jakob des andern Spur, die sich aber auf dem nadelbestreuten Boden des Waldes bald verlor.

Jakob stand und überlegte, wohin sich Christian wohl gewandt haben konnte. War nicht in der Nähe der große Sumpf, das Leecher Moor, wohin selten jemand ging? Das wäre schon der rechte Ort für ein Stelldichein, von dem niemand wissen darf. Dahin schlich sich Jakob, und richtig, am Leecher Moor stand Christian und wartete. Im Schutz der Bäume wartete Jakob ebenfalls.

Die Sonne ging unter, immer stiller wurde es, nur ab und zu kreischte ein Häher, und dann fingen die Frösche an zu quaken.

Da — Jakob preßte beide Fäuste vor den Mund, daß sich ihm kein Laut entrang — da kam Christine tänzelnd, lächelnd auf Christian zu, der seinen rechten Arm um ihre Hüfte schlang.

Die beiden sprachen leise, aber erregt mit einander, ohne daß Jakob ein Wort verstehen konnte, da er zu weit von ihnen entfernt war. Er war schon im Begriff vorzuspringen, da sah er, wie Christian dem Mädchen die Busennadel zurückgab. Am Ende ist doch alles nur ein harmloser Scherz,

dachte Jakob und grub seine Hände in die Rinde des Baumes, hinter dem er stand und wartete.

Jakob wollte auf beide laut schreiend losstürzen, aber sein schon geöffneter Mund schloß sich wieder, leise schlich er sich näher, und erst als er dicht hinter den beiden stand, die nicht hörten und nur mit sich beschäftigt waren, fuhr er mit einem wilden Schrei dem Christian von rückwärts an den Hals. Ehe der so jählings Angegriffene noch recht zum Bewußtsein seiner Lage kam, fühlte er sich schon hoch gehoben und in das Moor gestürzt, in dem er langsam, ohne einen Laut von sich zu geben, wie erstarrt vor Schreck, die Augen auf den Bruder geheftet, versank.

Mit schäumendem Mund fuhr Jakob nach dem Mädchen. Aber Christine war längst laut jammernd fortgelaufen und nicht mehr zu erreichen.

Das geschah acht Tage vor Jakobs Hochzeit, bei der Christian Trauzeuge sein sollte.

3.

Heftig gestikulierend, in halblauten Selbstgesprächen schritt der alte Pfarrer auf dem Weg nach dem Walddorf dahin. Da die Walddörfler gar nicht mehr in seine Kirche kamen, hatte er beschlossen, bei der Hochzeit des Jakob Müller nicht wie gewöhnlich eine kleine Traurede zu halten, sondern eine ganze, ausgiebige Predigt. Es galt, diese Gelegenheit, auf die er schon lange gewartet hatte, zu nutzen, endlich einmal diesem Dorf, das gewiß in all seinen Gliedern in der Kapelle versammelt war, ins Gewissen zu reden, ihnen ihren gottlosen Wandel kräftig vorzuhalten und sie laut auf den Weg der Buße zu rufen. Der alte Herr war ein weicher, gütiger Mensch, der gerne Frieden hatte mit jedermann, aber das war denn doch zu viel, was er an dieser Gemeinde erleben mußte. Daß ein ganzer Ort seines Kirchspiels sich überhaupt nicht mehr um die Predigt kümmerte, nicht einmal mehr das Abendmahl begehrte, nie hätte er das für möglich gehalten. Es ging nicht anders, hier mußte man endlich einmal scharf auftreten. Der alte Herr erschrak zwar, wenn ihm bei seiner Predigtmeditation gar so zornige Worte auf die Lippen traten, hielt sie aber nicht zurück, sondern sprach sie erst recht laut und deutlich aus, wie um sich an sie zu gewöhnen. Heute oder nie mußte er diese verwilderten Herzen bis ins Innerste treffen, damit sie in sich gingen, Buße taten und wieder in die Kirche kamen.

Auch das war nicht gut, daß der Schullehrer in Walddorf aus dieser Gemeinde stammte. Er besaß genau denselben harten und eigensinnigen Schädel wie die andern und hielt natürlich in allen Dingen zu ihnen, mit denen er versippt war. Nie erfuhr der Pfarrer von dem nun auch schon alt und grau gewordenen Lehrer etwas Internes, Intimes über die Walddörfler, wobei er sie innerlich hätte fassen und aufrütteln können. Durch dick und dünn ging der Lehrer mit den Leuten. Nie sollte ein Schullehrer aus demselben Ort stammen, in dem er später amtiert. Freilich, freilich — der Geistliche seufzte — das war leicht gefordert und aufgestellt, denn ein andrer Lehrer ging nicht in dies gottverlassene Nest. Seit vielen Generationen fand sich auf die Dauer immer nur ein Einheimischer für dies Amt. Die

andern hielten es noch kein Jahr aus, auch waren die meisten viel zu ehrgeizig, um hier länger zu bleiben. Sie wollten vorwärts kommen und nicht in dem einsamen Waldorf vergessen werden.

Der alte Pfarrer hatte gerade in den letzten Wochen oft genug zur Stärkung seines eignen Ingrimms in der Pfarrchronik gelesen, wie dies kleine Walddorf von jeher und für alle seine Vorgänger ein rechtes Schmerzenskind gewesen war, wie sie zusammenhielten wie Pech und Schwefel, wie sie jeden Auswärtigen hinausbissen und nicht eher ruhten, als bis sie wieder ganz unter sich waren.

Kopfschüttelnd, seufzend, heftig gestikulierend schritt der alte Herr weiter auf dem ihm so schweren Gang zum Walddorf, wo er als ein feuriger Jesajas auftreten sollte, während er doch ein nur zu milder Johannes war.

Als er in die Nähe des Dorfes kam, blieb er stehn und lauschte verwundert. Nun, wo blieben denn die Böllerschüsse, mit denen gerade hier, wo alles wilderte und mit Pulver umging, bei solchen Gelegenheiten nicht gespart wurde? Sonderbar. Waren die Leute am Ende doch anders geworden, in sich gegangen, noch bevor er ihnen gepredigt hatte? Schon wollte der Geistliche erleichtert aufatmen, da fuhr er erschrocken zusammen, denn gar nicht weit von ihm ging der erste Böllerschuß los. Man hatte damit augenscheinlich nur gewartet, bis er in Sicht war.

Energisch, flammenden Blicks, betrat der Geistliche die Dorfstraße und schritt zum Schulhaus, dort seinen Talar anzuziehn.

Der Lehrer kam ihm heute ganz anders vor als sonst. Viel freundlicher. Bot er ihm doch sogar etwas zu essen und zu trinken an, was er früher nie getan, weil er selbst nicht viel hatte und auch recht geizig war.

Ob er mich milde stimmen will, weil er ahnt, daß es heute scharf hergehn wird? dachte der Pfarrer.

Auch der Kirchenvorsteher, ein alter, arbeitsgebückter Mann, und der Bürgermeister erschien. Beide machten sich um den Pfarrer zu schaffen. Es nützt euch doch nichts, dachte der, einmal müßt ihr doch die ungeschminkte Wahrheit hören. Es freute ihn aber, zu sehn, daß man heute offenbar Angst vor ihm hatte.

Das Glöcklein auf der Kapelle begann zu läuten, man setzte sich in Bewegung. Sonderbar, dachte der Pfarrer, wie viele sich mir anschließen. Das war doch sonst nicht Brauch. Da ging er allein mit dem Schulmeister, und erst, wenn er im Kirchenstuhl saß, erschienen langsam, behäbig die Kirchgänger. Und wie sie auf ihn blickten, ihn grüßten? Fast verlegen. Ja, ja, sie hatten alle ein schlechtes Gewissen, ein sehr schlechtes, seine Worte würden auf guten Boden fallen.

Die alte Kapelle, aus düsteren Quadern gefügt, war so klein, daß sie die Leute des Dorfs kaum faßte, wenn sie wirklich einmal alle hinein wollten, und das wollten sie heute. Die Kanzel wurde nicht von Säulen getragen, sondern von dem in halber Höhe durchsägten Stamm eines alten Eichbaums, auf dessen Durchschnitt der Geistliche mit der Bewegung seiner Füße angewiesen war, wenn er auf der Kanzel stand. Vor ihm, zu seinen Füßen, auf langen Bänken mit schmalen Sitzen saßen die Frauen

und Mädchen, auf der einzigen Empore, die so weit in den Raum reichte, daß der Pfarrer auf der Kanzel die Leute fast mit den Händen erreichen konnte, saßen die Männer und Burschen. In der Apsis drängten sich die Schulkinder, stand der Altar und dahinter das kleine Harmonium. Um auf ihm spielen zu können, hatte man in die Steinwand eine Nische schlagen müssen, wo der Lehrer gebückt über den Tasten saß und sich freute, wenn endlich nicht mehr gesungen wurde, so daß er aus der Öffnung kriechen und seinen Rücken wieder strecken konnte.

Die Kapelle füllte sich sehr schnell. Und nun erschien auch das Brautpaar mit den Trauzeugen. Sie ließen sich auf zwei kleinen Bänken vorne nieder, die so dürftig wie Armesünderbänke aussahen.

Natürlich, die Christine hat einen Kranz auf, obwohl sie gewiß nicht mehr Jungfrau ist, dachte der Pfarrer ärgerlich. Doch nein, er wollte sich jetzt nicht ärgern und so womöglich das viel Wichtigere darüber aus dem Auge verlieren.

Der Pfarrer räusperte sich vernehmlich, das Harmonium setzte ein, die Gemeinde sang. Als man den vierten Vers zu singen begann, wurde die Gemeinde unruhig, denn ihr Pfarrer trat nicht wie immer bei Trauungen an den Altar, sondern stieg zur Kanzel empor. Wollte er ihnen am Ende eine ganze Predigt halten, womöglich eine Strafpredigt, weil sie nicht mehr ins Kirchdorf kamen? Die Männer sahen sich an, die Weiber blickten ergeben unter sich. Das konnte ja nett werden. Ein so alter Mann wie ihr Pfarrer, und immer noch nicht konnte er Frieden halten.

Jakob warf einen scheuen Blick nach der Kanzel. Nun würde es losgehn. Aber er würde sich schon nichts merken lassen. Er gab seinem Gesicht einen möglichst gleichmütigen Ausdruck und gelobte sich, während der ganzen Predigt überhaupt nicht aufzusehn.

Der Pfarrer fing an wie gewöhnlich: milde, weich, mit den abgenützten, poetisch sein sollenden Bildern über den heiligen Ehestand, wie sie unpoetischen Pfarrern eigen sind. Beruhigt senkten nun auch die Männer die Köpfe auf die Arme und gedachten ein Schläfchen zu tun, denn eine schwere, einschläfernde Luft lag gar bald in dem kleinen, menschenüberfüllten Raum, eine Luft, wie sie nur lange nicht gelüftete ländliche Sonntagskleider und die wassernassen Scheitel der Bäurinnen und Mädchen zustande bringen.

Plötzlich aber fuhren alle Köpfe hoch und starrten nach der Kanzel. Donnerwetter, ging der Pfarrer auf einmal ins Zeug! Mit den kräftigsten Bildern aus dem alten Testament malte er das Verderben der Gottlosen, die der Predigt fern bleiben und sich so immer mehr verstocken, denen daher auch alles zum Fluch ausschlägt und nicht zum Segen. Statt nach dem schweren Schicksal, das die Gemeinde betroffen — Jakob sah gleichmütig drein — Buße zu tun und in sich zu gehn, hätten sie alle sich nur noch mehr verhärtet und mieden Gottes Wort nun ganz. Aber Gott werde sie schon strafen für ihre Sünden, es würde auch kein Segen mehr sein können über ihren Ehen und ihren Kindern.

Die Männer wurden bleich und dachten an die letzten Jahre und die letzten Ereignisse, die dem Pfarrer nur zu sehr recht gaben, mehr, als er ahnte. Die Weiber begannen zu weinen. Auch die Christine. Eine ganz

verzweifelte Unruhe kam über die Hörer, ein Schneuzen, ein Schluchzen, ganz sonderbare Gesten und Bewegungen.

Der Pfarrer erschrak heftig und lenkte schleunigst wieder ein. Eine so durchschlagende Wirkung hatte er nicht erwartet. Das sah ja fast aus, als sei der ganz ungesunde Bußgeist der Methodisten und anderer Sektierer plötzlich über all diese Menschen gekommen! Das konnte schrecklich werden, weit schrecklicher als alle kirchliche Lauheit.

Und da das Schluchzen und die Erregung immer noch nicht nachließ, brach der Pfarrer die Predigt schnell ab, verließ eilig die Kanzel und winkte das Brautpaar an den Altar. Christine schluchzte und zitterte leicht, Jakob sah recht blaß drein.

Damit es nicht eine neue Erregung gab, griff der Geistliche nach der Agende und traute das Paar nach dem kirchlichen Formular, das doch gewiß nichts allzu Aufregendes hatte. Und dann ließ er noch zwei Verse singen von dem Liede:

Früh morgens, da die Sonn' aufgeht,
Mein Heiland Christus aufersteht.
Vertrieben ist der Sünden Nacht,
Licht, Heil und Leben wiederbracht. Halleluja!

Das war doch ebenfalls nichts Trauriges. Gott sei Dank, die Leute beruhigten sich auch schon wieder.

Nur als der Pfarrer aus der Kapellentür trat, stellte sich der alte Kirchenvorsteher zu ihm und stammelte vor Erregung allerlei Unverständliches, Unzusammenhängendes von schwerer Heimsuchung Gottes. Aber ehe er etwas deutlicher werden konnte, war auch schon der Bürgermeister da und führte den Pfarrer mit sich. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, dem Dorfe zu. Der Geistliche schwieg, weil er darauf wartete, der Bürgermeister, der doch auch recht angegriffen aussah, würde etwas über die Predigt sagen. Der Bürgermeister schwieg, weil ihm der Schreck noch in allen Gliedern saß, der Kirchenvorsteher oder eins der Weiber könnte den Mund nicht halten.

Endlich fragte der Pfarrer, um nicht länger zu schweigen und den Eindruck zu erwecken, als wolle er dadurch den andern zu einem Lob über die Predigt zwingen:

„Sagt mal, Bürgermeister, wo ist denn der Christian Müller? Mir war doch, als hätte ich ihn gar nicht gesehn, und er sollte doch als Trauzeuge fungieren?"

„Ganz recht, Herr Pfarrer, es ist ihm e Unglück zugestoßen."

„Was? Und das erfahre ich jetzt erst?"

„Er is im Leecher Moor ertrunken."

Entsetzt blieb der Geistliche stehn. „Wie schrecklich! Und wann denn?"

„Vor acht Tagen, Herr Pfarrer."

„Aber warum machte man mir keine Mitteilung?"

„Mer hat ihn nit widdergefunne."

Der Pfarrer hob schmerzlich bewegt den Kopf. Auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, weshalb seine Predigt solche Erregung hervorgerufen hatte. Das war es gewesen, das tragische Ende dieses jungen

Mannes. Der Geistliche hatte alle Mühe der kleinen Enttäuschung Herr zu werden, die über ihn kam, weil er den heutigen Erfolg nun nicht mehr seiner Predigt zuschreiben konnte, sondern auf das Konto jenes Unglücksfalls setzen mußte. Aber warum hatte man nicht wenigstens die Trauung hinausgeschoben? Das war ja unmenschlich von dem Jakob, so kurz nach dem Tod seines Bruders zu heiraten.

Der Bürgermeister antwortete: „Es is wie es is. Es war doch schon alles vorbereitet, mer hätt sich nur noch mehr Unkoste gemacht."

„Dann gehen die Leute doch jetzt wenigstens still nach Hause, wie es sich ziemt?"

„Ja, wisse Se, Herr Pfarrer, das is so e Sach. Es muß doch alles sei Ordnung hawe. Bei ere Hochzeit gehört sich's, daß mer ins Wirtshaus geht."

„So, so," murmelte der alte Herr bitter und enttäuscht.

„Es wär ja e Schand für die junge Frau!" sagte der Bürgermeister. „Für die ganze Freundschaft!"

Der Pfarrer machte, daß er ins Schulhaus kam, seinen Talar abzulegen. Dann verließ er recht ernüchtert das Dorf. Diese Bauern, solche Bauern! Härter als Steine waren sie!

Im Wirtshaus wollte es lange nicht zu der rechten Hochzeitsausgelassenheit kommen. Die Frauen ließen sich überhaupt nicht blicken. Sie saßen sorgenvoll daheim. Aber nicht eine unter ihnen wagte es, dem Pfarrer nachzugehen und ihr Herz zu erleichtern. Wie die Zustände jetzt waren, wußte ja keine der Frauen, ob sie nicht auch einfach totgeschlagen würde, wenn es herauskam, daß sie ein Geständnis abgelegt hatte. Gar manche schlug verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen und zerfloß in Tränen.

Die Männer und Mädchen waren zwar alle ins Wirtshaus gegangen, denn sie wagten nicht, dem jungen Ehepaar die Schande anzutun, einfach wegzubleiben. Das hätte am Ende neuen Anlaß zu Streitigkeiten gegeben. Aber sie saßen lange Zeit stumm über den Schüsseln. Sie aßen und tranken nur recht eifrig.

Nach und nach hob sich dann die Stimmung infolge des reichlichen Essens und Trinkens, und als es zum Tanzen kam, ging es im Wirtshaus zu, wie es sich bei einer Hochzeit gehörte.

Auch Christine hatte sich vollkommen erholt und ging willig von einer Hand zur andern bei Ländlern und bei Walzern. Nur manchmal, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, stand sie in sich versunken, dachte nach und warf scheue Blicke auf Jakob. Aber schnell raffte sie sich dann wieder auf und tanzte.

Als es draußen dunkel wurde, die Lichter im Zimmer brannten, schien Christine zu einem Entschluß zu kommen und verschwand auf einen Augenblick.

Als sie wieder ins Zimmer trat, stieß Jakob einen lauten Schrei aus, denn Christine hatte die Busennadel angesteckt. Er sprang auf sie zu, riß die Nadel ab und zerstampfte sie auf der Diele. Erschrocken standen die andern herum, denn keiner verstand diesen Wutausbruch des jungen Mannes, der sein Weib heftig beiseite zog und ausfragte.

Christine warf trotzig den Kopf zurück. Wie sie wieder zu der Nadel

gekommen war? Sehr einfach. Noch dieselbe Nacht, da Christian versunken, hatte sie sich aufgemacht, die Nadel zu suchen. Sie fand sie auch. Hart am Rand des Leecher Moor und steckte sie befriedigt zu sich. Eigentlich hatte sie die Nadel schon am Hochzeitsmorgen anstecken wollen, denn sie funkelte gar so schön. Aber sie unterließ es aus Furcht vor Jakob, da sie nicht wußte, ob er es nicht böse aufnehmen würde. Im Wirtshaus, als es wieder lustig wurde, hatte es ihr dann keine Ruhe mehr gelassen.

Christine weinte kläglich und zornig, daß Jakob den Schmuck so brutal zerstört hatte.

Jakob wandte sich, äußerlich gleichmütig, wieder den andern zu. Das hätte gerade noch gefehlt, daß ihn die Nadel immer wieder ans Leecher Moor erinnerte! Er stürzte ein großes Glas Bier hinunter und tanzte eifriger denn je, wenn auch nicht gleich wieder mit Christine.

4.

Seit diesem Tag traute im Dorf keiner mehr dem andern, und jeder fürchtete vom andern das schlimmste. Eine ganz verzweifelte Stimmung lag über allen, und doch wagte keiner, durch ein offenes Geständnis seinem Herzen Luft zu machen. Das lag hauptsächlich an der Überredungskunst des Bürgermeisters, dem Jakob gleich nach der Tat am Leecher Moor den Sachverhalt mitgeteilt unter der Drohung, ihn sofort anzuzeigen wegen der Affäre beim Tode des alten Stein, wenn er und die andern nicht den Mund hielten.

Der Bürgermeister versprach ihm, zu schweigen. Da aber Christine in ihrem ersten Schrecken jammernd ins Dorf gestürzt war und jedem, der ihr begegnete, erzählt hatte, was sich zugetragen, war es keine leichte Aufgabe für den Bürgermeister, die Gemüter zu beschwichtigen und alle zum Schweigen zu verpflichten. Es gelang ihm schließlich auch nur durch die Drohung, Jakob würde sie wegen des alten Stein alle ins Unglück stürzen, wenn sie den Mund nicht hielten.

Ein Jahr verging, ein böses Jahr. Mit der Viehzucht, auf die man hauptsächlich angewiesen war, hatten dies Jahr die meisten Unglück. Die Holzfällerarbeit, das zweite Hauptverdienst der Leute, wurde durch einen endlosen, harten Winter erschwert. Und als plötzlich, über Nacht sozusagen, der Frühling kam, brachte er viel Krankheit mit.

Namentlich die Weiber konnten kaum noch an sich halten, und als zwei kleine Kinder an demselben Tag starben, erklärten die Mütter, nun würden sie dem Pfarrer unter allen Umständen ihr Herz ausschütten und Buße tun. Es bedurfte aller Überredungskünste des Bürgermeisters und der heftigsten Drohungen ihrer Männer, um die beiden Frauen schließlich doch wieder von ihrem Vorhaben abzubringen.

Aber lange ließ sich dieser Zustand unmöglich noch halten. Es brauchte nur noch ein wenig mehr Unglück zu kommen, der Pfarrer brauchte sich nur noch einmal einfallen zu lassen, zu predigen wie vor einem Jahr, und alles kam an den Tag. Nur die alte Frau Stein hielt den Kopf hoch und war einverstanden mit der ganzen Lage. Sie fand, das sei die gerechte Strafe des Himmels.

Was also tun? Wochenlang grübelte der Bürgermeister, ohne einen Ausweg zu finden, bei dem er mit heiler Haut davonkam. Auch dem Jakob war nicht mehr zu trauen. Er trank gar zu viel und schwatzte in der Betrunkenheit alles aus. Auch wurde er immer unverschämter und brandschatzte die ganze Gemeinde, zwang sie, ihm zu helfen, wie immer es ihm gutdünkte. Erst recht aber war auf die Christine kein Verlaß mehr. Seitdem ihr Mann sie prügelte, schwor sie, sich zu rächen. Und wenn es zunächst auch nur geschah, um ihren Mann zu schrecken, so konnte doch jeden Tag die Stunde kommen, wo sie mit ihrer Drohung ernst machte, und dann waren alle die Qualen und Sorgen umsonst gewesen.

Schließlich meinte der Bürgermeister bei sich selbst: da sie alle gemeinsam die Last getragen, gehöre es sich, daß sie auch gemeinsam über einen Ausweg sännen, und berief eine Gemeindeversammlung.

Die Bauern saßen gedrückt herum und zerbrachen sich die Köpfe. Daß es so nicht mehr weiterging, war allen klar. Aber wie aus der Not kommen, ohne daß sie und das Dorf in neues Unglück fielen?

Lange wurde hin und her beraten, bis einer meinte, ob man den Jakob und die Christine nicht überreden könne, auszuwandern? Die Bauern hoben die Köpfe und sahn sich an. Vielleicht war das der Ausweg?

Auch der Bürgermeister atmete leichter. Ihm schien, das war ein guter Einfall. Aber wie die beiden dazu bringen? Dem Jakob mußte man halt die Überfahrt bezahlen und auch sonst noch ein Stück Geld mit auf den Weg geben.

Die Bauern seufzten. Das kam sie hart an.

Aber die Christine?

Sie war sein Weib, sie mußte mit.

Aber wenn sie nicht wollte?

So mußte man sie zwingen. Sie hatte den Jakob nun einmal geheiratet, es war ihre Pflicht, bei ihm zu bleiben.

Wenn man ihr heimlich Geld verspräche zu neuem Schmuck und Putz, worauf sie so versessen war?

Der Bürgermeister erbot sich, bei dem Ehepaar zu vermitteln.

Die meisten Schwierigkeiten machte Jakob, der jetzt ein so bequemes Leben hatte, daß er es so leicht nicht aufgeben wollte. Aber schließlich, ein neues Leben anfangen, in einem Land, wo man ihn nicht kannte, das weit weg war vom Leecher Moor, übel war das auch nicht.

Als der Bürgermeister ihm klarmachte, daß er und alle anderen seine Drohungen nicht mehr fürchteten, lieber noch sich selbst anzeigten, als seine Ausbeutung noch länger zu ertragen, gab Jakob nach. Mit einem tüchtigen Stück Geld in Amerika . . . Am Ende wurde er wieder ein ordentlicher Kerl. Auf einmal hatte er es sogar eilig, von hier wegzukommen.

Auch Christine ließ sich überreden, zumal Jakob ihr versprach, sie nicht mehr zu schlagen. Von dem ihr heimlich versprochenen Geld sagte sie ihm nichts.

Kaum waren die beiden fort, berief der Bürgermeister wieder eine Gemeindeversammlung und machte den Leuten klar, es sei am besten, er träte von seinem Posten zurück, das neue Leben finge auch mit einem neuen

Bürgermeister an, was nicht hindere, daß er dem neuen mit Rat und Tat zur Seite stehen wolle.

Der Bürgermeister hatte sich nämlich seine Situation so zurecht gelegt, daß es in allen Fällen besser sei, sich pensionieren zu lassen. Kam dann doch noch mal etwas heraus, so ging es ihm gewiß nicht so schlecht, als wenn er noch im Amt war. Ferner war es eine solche Rarität, daß ein Bürgermeister freiwillig ging, daß er sicher damit rechnen konnte, hierdurch wieder an allgemeinem Vertrauen zu gewinnen. Er hatte wohl gemerkt, daß ihn nicht wenige scheel ansahen, weil man ihm, und nicht ohne Grund einen guten Teil der Schuld zuschob an all dem Unglück der letzten Zeit.

5.

Die alte Frau Stein starb, der alte Bürgermeister war die rechte Hand des neuen, und es dauerte nicht lange, da fanden sich wieder Walddörfler, namentlich Frauen, Sonntags im Kirchdorf ein. Der alte Pfarrer freute sich sehr, daß die ihm selbst ganz unvergeßliche Predigt von damals nun doch noch Früchte trug. Die Herzen dieser Walddörfler sind zwar hart und so schwer zu bearbeiten, wie ihre eigenen Äcker, meinte er bei sich selbst, aber schließlich geht doch etwas von dem guten Samen auf, wenn er auch nicht gleich hundertfältig Frucht bringt. Man muß nur die Geduld nicht verlieren.

Und es dauerte noch weniger lang, da hatte sich beim Gericht in der Kreisstadt wieder einer vom Walddorf wegen Forstfrevels zu verantworten. Der alte Gerichtsrat war ganz glücklich, daß endlich wieder einer von dort oben in seine Akten kam. Es war doch auch ein zu unnatürlicher Zustand gewesen.

„Sehen Sie," sagte er zu seinem Assessor, der damals als Referendar mitgefahren war, „ich kenne doch meine Walddörfler. Da sind sie nun endlich wieder zu ihrer alten Ordnung zurückgekehrt. Und wissen Sie noch, was Sie damals sagten, als wir nach Hause fuhren?"

Der Assessor schüttelte verneinend den Kopf.

„Wenn der Jakob Müller wieder im Dorf ist, geht der Tanz von neuem los, sagten Sie!" Der Gerichtsrat lachte. „Gar nichts ist losgegangen! Ich dachte es mir damals gleich. Wenn man älter wird, gewöhnt man sich die ausschweifenden kriminalistischen Phantastereien der jüngeren Jahre gründlich ab."

Die Völkerverwirrung.

Von Max Buchner in München.

Als der babylonische Turmbau in den Himmel wachsen wollte, soll Jehovah den Stolz der Menschen so gestraft und gebändigt haben, dass er ihnen die Sprachen zersplitterte, und es entstand die Völkerverwirrung. Und die Völker zogen ins Weite und sie trennten und mieden sich, und ihre Zahlen vermehrten sich, und es kam die Verschiedenheit.

Aber nicht von jener ersten und frühesten, biblischen, göttlichen oder sonstwie beliebigen Störung in der Bewohnerschaft unseres Erdballs soll hier die Rede sein, sondern von etwas viel Späterem und viel Fatalerem, von einer zweiten und neuen Vernichtung der Eintracht um die Begriffe nämlich, die aus der Wissenschaft über die Menschheit hingesandt ist und noch heute und immer wieder über sie hinfegt bis zur äussersten, letzten noch möglichen Spaltung, Verhetzung und Durcheinanderverschiebung, und zwar auf weit raffiniertere Weise, so gründlich hartnäckig und so gewaltsam, so lebensstark und vermehrungsbedürftig, dass sie nur immer zunehmen muss und schon eher erklärt werden kann als ein höllischer Teufelscherz.

Auch dieser babylonische Turmbau wird nicht in den Himmel wachsen. Aber er schreit bereits in den Himmel. Und nebenbei hat es noch mit diesem Fetisch eine ganz eigene dunkle Bewandtnis. Man hört ihn nur immer und sieht ihn nicht. Wo sind die ragenden Mauern und Zinnen, Leitern, Treppen und steigenden Wege, die uns endlich hinaufbringen sollen in das wahre Licht der Erkenntnis? Höchstens ein Erdgeschoss ist zu bemerken, und auch das nur in kleinen Stücken. Immer noch werden die Linien gezogen, heute so und morgen anders. Platz zum Verteilen ist noch genug da, und schon streitet man um die Grenzen. Und zwischen den herrlichen Wäldern und Wiesen, die noch jungfräulich unberührt sind, breiten sich grauliche Mörtelmassen, auf denen zuweilen ein Steinchen schwimmt. Das ist der Stoff, mit dem gebaut wird. Zahllose Schubkarren fahren den Brei wichtig knarrend im Kreise herum. Rastlos wird hin und her geschaufelt, geklopft und geklappert, gesiebt und gerührt, und alles frohlockt dabei: Wissenschaft, Wissenschaft!

Wir Menschen nämlich wollen doch wissen und müssen doch endlich einmal erfahren, wozu wir eigentlich auf der Welt sind. Woher und weshalb das ganze Dasein? Sind wir ein Zufall oder Absicht? Sind wir Affen oder Engel? Sind wir einfach natürliche Wesen, oder sind wir das nur zur Hälfte oder gar gänzlich unnatürlich, ungewiss flackernde Gottesteilchen, so dass wir statt in die Zoo- und Anthropo- schon in die Theologie gehören? Sind wir an einem oder an mehreren Punkten entstanden? Sind wir überhaupt entstanden? Welches war

unser Schöpfungsplan? Wo sind die Merkmale, die uns bezeichnen, damit wir uns wenigstens numerieren und klassifizieren und ordnen können? Verfolgen uns durch das unendliche Weltall von den verschiedenen möglichen Einflüssen bloss lunare, solare, terrestrische, oder auch sozusagen siderische und kosmologische? Sollen wir das zu ergründen suchen auf dem Wege der Empirie oder der reinen Philosophie? Oder sollen wir lieber nichts tun? Alles das möchte man gerne wissen und weil man darüber nichts wissen kann, so macht man daraus eine Wissenschaft.

Und mitten in dieses Wühlen und Hasten tönt es zuweilen von oben dazwischen wie auch schon damals beim ersten Turmbau. Wissen möchtet ihr? Wissen? Unsinn. Lärmen wollt ihr und Bücher schwatzen, euch wichtig machen und habilitieren und berühmte Männer werden und das Publikum betören, das dafür auch noch zahlen soll. Und die Wahrheit suchtet ihr? Wahrheit? Es gibt keine Wahrheit, es gibt nur Phrasen. Und wer braucht Wahrheit? Euer Publikum doch ganz gewiss nicht. Macht ihm nur eure Mätzchen vor. Einige Dutzend Geistreicheleien und ästhetische Neuigkeiten, ein wenig oder auch viel Romantik, dann einiges Mystische und Kabbalistische und sonst noch Einiges, was kein Mensch verstehen kann, aber nur immer schön vorgetragen, tiefsinnig weihevoll, ernst und würdig, oder auch überwältigt begeistert, tobsüchtig schäumend, wirr verzückt, und man wird sehr zufrieden mit euch sein.

Und die meisten der so Gewarnten haben ein Einsehen, dass die Wissenschaft oft ein Mysterium und ganz diskret zu behandeln sei. Aus den Bornen der Wissenschaft quillt jetzt nebst anderen holden Erfrischungen auch noch der Reiz eines Sondergeheimnisses, und es kommen die Herren Kollegen, lächeln sich brüderschaftlich zu und sind stolz, dass sie sich kennen. Das Schaufeln und Karren wird Privilegium. Es triumphiert das Adeptentum und aus dessen Mitte schwillt der Prophet, der wie ein Phönix zum Himmel fliegt. Seine Worte sind heilige Weisheit, und was er auch sagen mag, es wird geglaubt. Er wird verstanden und nicht verstanden, nur halb verstanden und missverstanden oder auch, was noch verdienstlicher ist, wenn er auch gänzlich unverständlich und überhaupt nicht verstanden sein will, er wird trotzdem doch verstanden.

Ihr aber, die ihr nicht eingeweiht seid, habt zu schweigen. Euer Vergnügen soll nur das Hoffen sein, das trostreiche Warten auf jenen leuchtenden Zukunftsbau, den man jetzt noch nicht sehen kann. Allerdings staunen dürft ihr auch jetzt schon. In festlichen weihevollen Kongressen kommen alljährlich die Meister zusammen, die euch den Zauber bereiten werden. Seht, wie sie selbst schon sich wechselweise bewundern, freudig gehoben und stolz begeistert, freudig die Waffen der Wissenschaft schwingend und das goldene Vliess der Freiheit, aber zugleich auch freudig ersterbend vor jedem Windhauch aus den Höhen der Mächtigen. Und über diesen herrlichen Streitern schwebt ein Segen. Ein unendlich erhabenes Wesen breitet die Fittiche über sie aus wie

ein verheissendes Morgenrot. Es ist das biedere, tugendhafte, für alles Edle und Gute sich opfernde, stets nur von Idealen geleitete väterlich treu die Berühmtheit besorgende niemals fehlende, niemals versagende Lob in den Zeitungen, das die Buchhändler schreiben lassen, diese edelsten aller Seelen.

Und trotz dieses schönen und grossen Beispiels bleiben doch immer noch einige übrig, denen das Einsehen nicht vergönnt ist, denen die Wissenschaft, wie sie gemacht wird, immer noch keine Zufriedenheit schafft, unkluge Idealisten und Skeptiker, die zur ewigen Selbstqual verdammt sind, die in törichter Überspanntheit hartnäckig nach einem Ferneren trachten und was man ihnen so anmutig bietet, ohne Dankbarkeit rauh verschmähen. Ja es gibt Freunde der Verneinung, tiefgesunkene Pessimisten, welche sogar behaupten möchten, diese ganze Art Wissenschaft sei für Gauner und Idioten.

Solche harte und schreckliche Worte sind natürlich durchaus nicht berechtigt und können höchstens als Massstab dienen für das Rasen der Leidenschaften selbst in diesen so keuschen Hainen. Ach man möchte am liebsten weinen, dass so etwas überhaupt möglich ist.

Ein Brief über Griechenland.

Von Friedrich Th. Vischer.

Mitgeteilt von Robert Vischer in Göttingen.

Wer Fr. Vischers „Altes und Neues“ (Stuttgart, Bonz & Comp. 1882) in guter Erinnerung hat, wird finden, dass mit den darin enthaltnen Erinnerungen „Aus einer griechischen Reise“ (Heft I S. 1—60) manches in dem folgenden Brief übereinstimmt. In mehreren (c. 26) Sätzen ist auch der Ausdruck beinahe oder gänzlich derselbe wie dort. Aus diesem Grund haben wir uns längere Zeit für verpflichtet gehalten, diesen Brief hier nicht aufzunehmen. Nun aber sind wir doch entschlossen, und wir besitzen dazu die dankenswerte Erlaubnis der Verleger des genannten Buchs. Auch die Kenner desselben werden ihn doch gern im Zusammenhang mit den italienischen lesen, und er enthält ja noch vielerlei, was dort nicht gesagt ist.

Der Herausgeber und die Redaktion.

Ωρα καλη

so rufe ich euch, diesmal nach griechischer Sitte zu, und ihr werdet, wenn ihr anders Lebensart habt, mir antworten: *πολλα τέτη*. Nun denn,

seid mir herzlich gegrüsst, meine Lieben; Menschen, die ihr euch jede Nacht in ein ordentliches Bett, vielleicht gar aus Federn, niederlegt, morgens fleissige Toilette macht, dann Kaffee trinkt, mit geringer körperlicher Bewegung bis 12 Uhr arbeitet oder auch nicht, dann eine solide Mahlzeit einnehmt, hierauf spazieren geht ohne Furcht, von Räubern gespiesst, gebraten, grausam verstümmelt oder, wenns gut geht, einfach erschossen zu werden, dann wieder ans Geschäft sitzt, abends mit guten Freunden behaglich plaudert und eine zweite Mahlzeit einnehmt —: ich habe einige Wochen anders gelebt. Ich habe in einem elenden Khan auf der mütterlichen Erde geschlafen, meine Páploma (genähte Decke) zur Unterlage, meine Capotta (griechischer Mantel mit Kapuze von dicker Ziegenwolle) über mir, meinen Reisesack zum Kopfkissen, von Flöhen oft zur Verzweiflung gebracht. Von Läusen blieb ich glücklich verschont, welche nichts Seltenes sind und selbst an die Person des Königs und der Königin einmal sich wagten; ich hatte mich schon darauf gefasst gemacht und in Gottes Willen ergeben — Der Herr gibts, der Herr nimmts, laus Deo! Ich habe mich morgens 4 Uhr am nächsten Brunnen (wenn es einen gab) gewaschen, bin dann aufs Pferd gesessen, und 8—11 Stunden in glühender Hitze, auf meiner ersten Tour 18 Tage lang, mit Unterbrechung von nur 2 Tagen Ruhe, geritten, habe oft bis abends nichts zu essen gefunden, als schlechtes Brot und frische Zwiebel, und gegen den Durst verdorbenes Zisternenwasser, — glücklich, wenn die edle Zizza, das runde hölzerne Weingefäss, das an meinem Sattel hing, die herrliche Trösterin, die nicht umsonst den Namen des ursprünglich Nährenden, der ehrwürdigen Mutterbrust trägt, einen edlen Weinstoff enthielt, den die Sonne Griechenlands noch nicht zu sehr erwärmt und ungeniessbar gemacht hatte. Eine Begleitung von zwei Gensd'armes war ein ungewisser Schutz gegen die Klephten, diese Unzufriedenen aus der Zeit der Revolution, welche, dem Gesetze und Staate abgeneigt, statt des Türken ihren Feind jetzt in der öffentlichen Ordnung und dem Rechte des Eigentums suchen und namentlich einen Deutschen, wenn sie ihn ertappen, niemals verschonen. Der Klephte ist unerhört grausam. Klephten haben Weibern die Brüste ausgeschnitten, ausgehöhlt, Öl hineingetan, dazu einen Docht, und den Docht angezündet; sie haben einen Gensdarmen am Spiesse langsam gebraten, andern die Zunge ausgeschnitten und Verstümmlungen jeder entsetzlichsten Art angetan. Ich habe von schlechten Wegen, von Konfusion und Verwirrung durch Unkenntniss der Sprache mehr ausgestanden, als ich erzählen kann, und ich habe für alle diese Entbehrungen und Nöten ein ganz horrendes Geld ausgegeben. Aber meine Freunde, dafür habe ich Athen gesehen, bin unter den Säulen des Parthenons gewandelt, auf der Rednerbühne gestanden, wo einst Demosthenes stand, habe den Helikon geschaut und aus der Hippokrene getrunken, habe an dem Parnass aufgeblickt und sein schneebedecktes Haupt zwischen goldenen Sternen in einer griechischen Mondnacht gesehen, habe aus der kastalischen Quelle getrunken, und fern in blauem Dufte den Olymp, von leichten Rosenwölkchen bekränzt, gesehen. Ich bin durch die Schlachtfelder von Plataä,

Leuctra, Chäronea geritten, habe ferne das blutige Schlachtfeld von Pharsalus erblickt, ich bin in den Thermopylen auf jenem Hügel gestanden, wo einst die wenigen Spartaner, vom heissen Streite müd bis zum Tode, noch einmal ausruhten, dann die letzten Kräfte zusammenrafften und, gehorsam dem Befehle des Vaterlands, die Stelle mit ihren Leichen deckten. So sterben, nicht wahr, das ist etwas? Das wird einem nicht alle Tage, ein armer Teufel stirbt im Bett unter Pulvern und Latwergen. Ich habe endlich die Ebene von Marathon umwandert und die zwei Totenhügel, die einst die Leiber der gefallenen Griechen deckten, erstiegen. Dies alles und noch vieles, vieles andere habe ich gesehen. Das Leben des Menschen ist eine Fläche mit vielen farblosen breiten Stellen und vielen dunkeln Flecken. Das sind die Tage, wo man nichts Bedeutendes tut oder erlebt und die Tage des Übels. In diesen Tagen leben wir nicht, wir messen die träge Zeit und hängen an dem bleiernen Pendelschlage der Endlichkeit. Dazwischen aber sind goldene leuchtende Punkte auf der Fläche verstreut, wenige, aber von tiefem und strahlendem Glanze. Das sind die wenigen Stunden, wo wir wirklich leben, weil unser Geist sich in Grossem und Unsterblichem vertieft; Minuten und schnell verschwunden, aber in diesen Minuten leben wir ewig, und sie sind mehr wert als die lange Seligkeit, die der Herr Helfer oder Spezial, oder Prälat oder Konsistorialrat so triftig und eifrig beweist. Nun, und solche Punkte meine ich, entdecke ich auf dieser Stelle meines Lebens, welche diese Reise einnimmt, häufiger und dichter als auf allen andern, und dafür kann man ja schon ein und das andere Kapitälchen von seinem Vermögelchen draufgehen lassen.

Ich will Euch ein wenig ins einzelne erzählen, denn ich erhebe gerne das Erlebte in die Form der Darstellung, und es ist mir eine besondere Erhebung in der Quarantaine von Triest, von deren Behandlung ich Euch mündlich erzählen werde.

In Syrakus, von wo ich euch zuletzt flüchtig schrieb und Euch ein kleines Bild der beschwerlichen Reise durch Sizilien gab, schiffte ich mich nach Malta ein auf einem Segelschiff. Den ersten ganzen Tag hatten wir Windstille, in der Nacht erhob sich ein leichter günstiger Wind. Es war eine herrliche Mondnacht, die geblähten Segel schimmerten geisterhaft, die Schiffer plauderten mir allerhand Aberglauben und Märchen vor. So eine Nacht auf dem Meere ist schön, herrlich. Es schleicht sich eine Stille und Gelassenheit in die vom Drang des Lebens durchwühlte, heisse Brust, das herbe, salzige, bittere, äzende Wasser scheint mit seiner kräftig kühlenden Wirkung selbst auf den Geist einzufliessen. Am anderen Abend waren wir in Malta, der Hafen mit den majestätischen Schiffen empfing uns, darunter ein Dreidecker mit 180 Kanonen, der 1200 Mann fasst. Die Stadt mit ihrer wohlhabenden Bevölkerung, ihren schönen Häusern, stattlichen Befestigungen, reinlichen Strassen, komfortablen Gasthöfen erregte nach dem Schmutz und Elend Siziliens ein Gefühl, wie wenn man nach langer notgedrungener Unreinlichkeit wieder weisse Wäsche anzieht. Die Bevölkerung bietet das phantastische Schau-

spiel eines seltsamen Gemisches dar. Dort sprengt ein englischer Offizier auf schlankem Pferde daher, hier sprechen zwei dunkelbraune Malteser mit feurig tiefschwarzen Augen eine wildfremde Sprache mit harten Kehltönen — es ist der maltesische Dialekt, der aus dem Arabischen stammt; hier geht ein Bergschotte mit dem bunten Plaid und halbnackten Beinen und mit ernster Bewegung, in lange schwarzseidene Tücher mit ganz antikem Faltenwurf, wie Sizilianerinnen, gehüllt, gehen maltesische Frauen vorüber.

Aber nur einen flüchtigen Blick sollte ich auf dies interessante Leben werfen, das französische Dampfschiff nach Syra ging den andern Tag in der Frühe ab. Not und Drang, am späten Abend Pass und alles mögliche zu besorgen, Wortwechsel und starkes Auftreten gegen einen übermütigen englischen Bankier. Den andern Morgen früh reisefertig.

Malta hat zwei Häfen. Jedermann, den ich fragte, hatte mir angegeben, mein Dampfschiff liege im grossen. Ich gehe dahin, ein Dampfschiff ist wirklich da, bezahle eine Barke nach demselben, aber es ist ein anderes, meines liegt im kleinen Hafen. Die Stunde der Abfahrt ist da, ich muss mit dem Gepäck und faulen Trägern in Verzweiflung, das Schiff nicht mehr zu treffen, schweisstriefend durch die ganze Stadt jagen und lange nach vielen weiteren Mühen endlich an Bord an. Ich hatte in den sizilianischen Städten und dann auf dem Segelschiff nichts als schlechte und verdorbene Speisen genossen und dadurch den Magen vollkommen heruntergebracht und hatte dadurch das Vergnügen, das mir weder vorher noch nachher jemals, selbst im heftigsten Sturme nicht, zuteil geworden: in der ersten Stunde der Fahrt seekrank zu sein. Es ist ein entsetzlicher Zustand durch das damit verbundene geistige Leiden, denn der Geist zieht aus dem verdorbenen Magen eine elende Philosophie, das ganze Leben erscheint erdfahl, der Mühe nicht wert, eines Narren Wort in den Wind gesprochen, alles Widrige, was man je erlebt, stürzt mit Gallenbitterkeit wie Berge auf die Erinnerung. Nach einer Stunde brach ich und war frei und wohl. Das Schiff zählte unter seinen Passagieren und seiner Bemannung folgende Nationen: Provençalen, Franzosen, Italiener, Sardinier, Engländer, ein Tscherkesse in Vatermördern und Handschuhen und dabei Mohammedaner, ein Mohr aus Martinique, ein Kroate, ein Kater, ein armer Raubvogel, dem die Flügel beschnitten, ein junger Hund und ein Deutscher, Königreich Württemberg, Schwarzwaldkreis. Ich zähle mich zu der lieben Tierwelt, denn ich schloss mich mehr an sie an, als an die Menschen, denn ein Mensch ist ungeheuer langweilig, wenn er ganz gewöhnlich ist, man kann ihm nichts Tiefes unterlegen und leihen, aber einem Tier kann ich leihen und unterlegen, was meiner Phantasie beliebt. Auf diesem Schiffe sprach ich zum erstenmal auf dieser irdischen Pilgerlaufbahn französisch — solch ein Welsch, das Stein erbarmen, Menschen rasend machen kann. Ein Mönch aus Rom, der als Missionar nach China ging, lag mir Tag für Tag und Stunde für Stunde mit theologischen Gesprächen an, er wollte, was er unverholen gestand, mich durchaus zum Katholizismus bekehren und erschrak heftig, als ich endlich rund heraussagte,

ich werde auf meinen Glauben leben und sterben, schlug die Hände zusammen und sagte ganz herzlich, ich sei so gut, er hätte mich so gern — einst im Himmel wiedergesehen. — Meine beste Unterhaltung war, in der Odyssee zu lesen. Wie ganz anders liest man den Homer, wenn man etwas von südlicher Natur, Sitte, Kunst gesehen hat! Ich war als Junge, ja noch als Student völlig unempfindlich gegen die alten Dichter, die Sprachschwierigkeiten quälten mich, von der Sache hatte meine Phantasie kein Bild, ich sah innerlich nichts, oder schlimmer als nichts, geschraubtes Pathos, wie man die alten Dichter bei uns noch zu nehmen pflegt. Epitheton ornans und dergleichen. Jetzt kann ich viele Stellen der Odyssee nicht lesen, ohne Tränen im Auge. Ich sehe Menschen wie wir, menschlich leiden und handeln, und ich weiss, wie die antiken Naturen zu betrachten sind. Auch muss man das Meer gesehen haben.

Wir hatten anfangs konträren Sturm, es wurden wieder viele seekrank, ich nicht mehr, ich beschäftigte mich, von den Matrosen auf dem Schiffe gehen zu lernen, so stark es schwanken mag. Am dritten Tage hellte sich der Himmel auf, neugierige oder müde kleine Vögel besuchten das Schiff und bald tauchten die ersten griechischen Inseln auf, Kap Matapan, unweit dessen Navarin ist, ragte links mit steinigem Gebirge hervor. Am 22. morgens fühlte ich in der Kajüte, dass das Schiff ruhigstand, ich stand auf, eine freundliche Stadt zeigte sich am Gebirge hinaufgebaut, die Hähne krähten den Morgen an, schon kamen Barken mit rotmützigen Griechen an unser Schiff heran, — wir lagen im Hafen von Syra. Ich rede einen der Griechen italienisch (die Schiffer verstehen es meist) an, ob er mich ans Land bringen wolle und er antwortet: *μάλιστα*. Wie klingt doch das? das klingt ja so bekannt, das kommt ja so oft im Plato, das sind ja die Laute aus Homer, Demosthenes, aus Sophokles, aus — woher hat denn der Mensch das? Hat er etwa Weckherlins Formenlehre, Jakobs Lesebuch, Buttmanns Grammatik studiert? Nein. Hat er in Landshut, Greifswalde, Tübingen, Heidelberg Vorlesungen über alte Literatur frequentiert? Nein. Nein, nein, es ist seine Sprache, ist seiner Väter Sprache, er ist ein Grieche, es gibt ja wirklich Griechen, was ich immer nicht glauben wollte, auch Griechenland gibt es, es ist nicht bloss in der Vorstellung, es ist wirklich da und ich soll es sehen, dem Herzen ist freudig bange. In die Stadt getreten, sah ich bald das griechische Nationalkostüm in seinem Glanze, da drei stattliche Palikaren mit ihren phantastischen Waffen, goldbedeckten Spenzern, weissen Fustanellen und dem stolzen, elastischen Gange, der den Griechen eigen ist, mir begegneten. Der Bazar bot den Anblick ungewohnter Waren, orientalischer Stoffe, fremdartiger Gewürze, prächtiger Früchte dar, die einen köstlichen Wohlgeruch verbreiten. Bald kostete ich auch den griechischen Kaffee. Sämtliche Frauen, an die dieser Brief gelangen sollte, ihre Kunst in allen Ehren, sämtliche Männer zugleich, die noch keinen griechischen oder türkischen Kaffee getrunken haben, versichere ich, sie mögen es glauben oder nicht, dass sie noch gar nicht eine entfernte Ahnung von dem haben, was Kaffee ist. Hier in Triest ist nach europäischen Begriffen guter Kaffee, aber er ist mir Arzenei,

bitter und sauer, ich muss ihn fast wieder von mir geben. O Kaffee Griechenlands, der du die Wohlgerüche Arabiens hauchst, mein Trost und Stab, wenn ich halb verschmachtet vom Saumtiere stieg, oder verstimmt von dem Treiben der Städte mit meinem Herzen allein unter der Plantane beim Turm der Winde sass, — leb wohl! Und mit ihm, du edles Kraut, Griechenlands Rauchtabak. Hier, meine Freunde, schwingen sich meine Empfindungen in jenen Höhen, welche sich noch 6 Stock hoch über dem Absoluten befinden und sinken dann beim Anblick des österreichischen Tabaks und bei der Erinnerung an die zwei Pfd. die ich von Griechenland mitgebracht und die mir die Dogane hier genommen, herunter in den Staub. Doch ich habe wenigstens einmal in meinem Leben geraucht, ihr, meine Freunde, meint zwar geraucht zu haben oder zu rauchen, irrt euch aber sehr gewaltig.

Ich liess mich in Syra über den Hafen an das entfernte Ufer setzen; eine Frau sass hier mit einem blonden Jungen auf dem Schosse. Ich fragte: Deutsch? „Ja“, Woher? „Von Schorndorf“. Es war eine Schreinersfrau. Einen sehr dienstfertigen Menschen lernte ich in meinem Landsmann, namens Schlummberger kennen, beim Bau der Quarantäne angestellt, der mich auch mit den Vorstehern eines Erziehungsinstituts bekannt machte. Dies sind aber Pietisten und man verlockte mich arglistigerweise in eine ihrer Stunden. Denkt Euch, nach Griechenland reisen, um dort in Pietistenstunden zu geraten! Man las aus der Bibel, sang, betete dann kniend, das Gesicht in die Hände gedrückt, ich allein kniete nicht, da ich ein für allemal nicht heucheln, sondern ein gerader nnd aufrechter Mensch bleiben will. Weiss denn das schamlose Volk gar nichts von jenem Spruche: Wenn du beten willst usw.? Von Zeit zu Zeit schielten die Weiber hervor und machten grosse Augen, mich stehen zu sehen. Dem Schlummberger hatte sich sein Rockflügel umgestrupft und lag seine Tasche so komisch über dem gekrümmten Buckel, dass ich meinte mir die Zunge abbeissen zu müssen. Die Pietistenköpfe, Gesichter wie eine Nachmittagspredigt, entliessen mich mit sehr bedenklichen Mienen. Lebt wohl, ihr Edeln, mein Gott ist nicht euer Gott. — Eine Kirchenfeier (Ostern) zeigte das Volk in seinem Putz, die Hydriotinnen in dem reichen Kopfschmuck, die goldbehängten Ypsariotinnen, manche mit herrlichen Köpfen und die noch schöneren Männer, die Geistlichen mit den langen Bärten erschienen sehr würdig, aber der Gottesdienst um so unwürdiger, denn er war nichts als ein näselndes Singen innerhalb und ein wütendes Schiessen mit Schwärmern, Fröschen usw. ausserhalb der Kirche, wie dies in Italien ebenso ist.

Nach vier Tagen erst ging ein Dampfschiff nach dem Piräus, wir fuhren die Nacht hindurch und waren am Morgen angelangt. Nasskalter Regen, sehr empfindlicher Frost, der Hymettus und Pentelikon hatten beschneite Rücken, während der April eigentlich der Monat des griechischen herrlichen Frühlings ist. Verdorbenes Hauderergesindel aus der Stadt führte um teuren Preis den $1^1/_2$ Stunden langen Weg nach Athen, den ich mit einem Schuster aus Würzburg zurücklegte. In Athen war niemand zu treffen, denn es war Ostermontag und mein liebenswürdiger

Hausgeist, genannt Nickel, führt mich immer an Sonntagen oder Festen nach grossen Städten. Ich lief den ersten Tag dahin, dorthin, besah mir die schnell werdende Stadt und den gegenwärtigen Mischungszustand des Nationellen und des Modernen. Die Nationaltracht beginnt zu verschwinden; dort geht einer griechisch gekleidet mit einem Schirm oder Suwarowstiefeln, dort führt ein Palikar im prachtvollen Nationalgewande sein Weib spazieren, das er französisch aufgeputzt hat usw. Raffinierter Genuss, Liederlichkeit, Kuppler und Freudenmädchen, Betrügerei in hohem Grade sind schon stark eingedrungen; gebildete Jünglinge saugen in Paris und München die Blume moderner Aufklärung ein, kommen in Frack und Handschuhen zurück und spritzen das Eingesaugte in giftigen Journalen aus. Mein Zimmer im Gasthof, das einfachste, das zu haben war, kostete drei Drachmen (à 25 X) täglich, für eine Limonade verlangte man mir (in Athen, wo man drei der schönsten Limonen um 5 Lebda = 1 X bekommt) 70 λ = 14 X. Ich habe sonst und in diesen Briefen schon öfters meinen Ekel gegen solche Mischungsmomente volkstümlichen Lebens mit der nivellierenden modernen Bildung an den Tag gelegt. Glaubt nicht, dass ich allzu reich aus ästhetischen Gründen am charakteristisch Nationellen hänge. Ich weiss wohl, dass ein Volk die heitere Gestalt seiner Jugend ablegen muss, um klug zu werden, ich weiss wohl, dass wir Deutsche z. B. keinen Kant, Goethe, Schiller hätten, wenn wir noch Bärte und altdeutsche Tracht, keine Polizei, wenn wir noch Waffen trügen. Aber wir haben allmählich ein Stück ums andere abgelegt, wir haben innerlich unsere Bildung entwickelt und in gleichem Schritte die heiteren Farben der Jugend allmählich abgelegt, und man sah bei uns niemals zugleich einen Frack und ein Bärenfell. Anders bei Griechen und anderen zurückgebliebenen, spät erwachten Völkern, welche hastig und unreif mehr das Üble als das Gute der neueren Bildung annehmen und einen unklaren Gärungsprozess neuer und alter Stoffe darstellen. Nun fasse ich diese Dinge allerdings am liebsten von der Seite der Erscheinung auf, und da könnt ihr euch denken, wie weh dem Auge dieses Ablegen der schönen Tracht gegen unsere absolut trockene, jedes Sinns für Farbe und Stil entbehrende, absolut phantasielose neuere Tracht tut. Dies und so manches andere quälte mich hin und her, ich beobachtete die Gesichter, um zu erforschen, wie weit der altgriechische Typus sich erhalten habe und konnte nicht aufs klare kommen, ich ging in die italienische Oper aus innerer Verstimmung und konnte hier eben die Mischung von Fräcken und Fustanellen, Hüten und Fehsi, Stöckchen und Türkensäbeln am schönsten beobachten, die meinem Auge ein Graus ist; ich eilte in die helle, kalte Nacht hinaus, ich fühlte einen fast unerträglichen Zustand, Altgriechenland, Neugriechenland und Neu-Neugriechenland konnten sich durchaus nicht zu einem Bilde vereinigen, die ganze Befreiung des Landes, zuletzt alles Tun der Menschen erschien mir vergeblich und nichtig, ein Schmaus für Diplomaten, es grub mir wie mit feurigem Eisen in der Seele und ich warf mich müde auf einen Vorsprung des Areopag am Fusse der Akropolis. Ich blickte hinauf und sah die Säulen des Parthenon, den

anmutvollen und kleinen Tempel der Nike ἄπτερος ragen. Es war ganz still weit umher, die Sterne glänzten, wie sie nur in Griechenland glänzen. Da arbeitete meine Phantasie, jene ganze neue Welt völlig wegzuschaffen und sich den Boden des alten Griechenland rein zu bekommen, und sie schwebte über einem öden, öden Lande, wo keine menschliche Seele zu sehen war, nur da und dort ragten einige Säulen, zertrümmerte Statuen lagen zertreut, in den Lüften schwebten einsame Adler, die Griechen aber, die einst hier gelebt, glaubte ich unten im Meeresgrunde zu sehen, ganz klar und lebendig, wie durch das reinste Glas. Wie war ich so froh, sie da unten zu wissen! Glücklich, rief ich ihnen zu, dass ihr tot seid! Ihr seid tot, ganz ordentlich tot, es ist gesorgt dafür, es ist ganz sicher, es ist gar keine Gefahr, dass Perikles mit einem Schirm, Alcibiades mit einem Frack, Plato mit einer Dose, Sophokles mit Brille und Operngucker in die italienische Oper komme. Euch ist so wohl, so gesund kühl und kalt in der reinen Behausung der Vergangenheit, aufbewahrt in den krystallenen Grotten der Phantasie, gesehen durch die reinen, durchsichtigen Wellen der altverklärten Geschichte und der läuternden Poesie, und kräftige Kälte weht aus ihrer kühlen Brust dem müden Betrachter zu. Es war mir wieder froh und gesund um die Brust und den andern Morgen eilte ich sogleich auf die ἀκροπολις. Hier stand einst das Vollendetste aus der besten Zeit griechischer Baukunst und Skulptur, ja es stand grösstenteils bis ins 17. Jahrhundert, wo die venetianischen Bomben die entsetzliche Verwüstung anrichteten. Die Verwüstung hat gerade so viel stehen lassen, um das reine Ebenmass, die edle Grazie aller Teile, die Vollkommenheit und hohe Einfachheit des Ganzen zu fühlen und zu ermessen, und gerade deswegen, weil das reinste Ebenmass keins seiner Glieder opfern kann, fühlt man hier den Graus der Verwüstung mehr als überall, und es ist die allgemein von allen Besuchern geteilte Empfindung: ein tiefes Grausen beim Eintritt in die ἀκροπολις.

Die Wahrheit zu sagen, war der Besuch der alten Denkmale eigentlich das einzige ungestört Erfreuliche, was ich in Athen genoss, denn jene Verstimmung regte sich immer aufs neue bei der immer und überall sich aufdrängenden Korruption. Der Grieche ist Intrigant und interessiert von alters her, da passt er ja trefflich in die neue Welt. Die Akademie gab uns ein Essen in einem Garten, wo einst Platos Akademie gewesen, ich wurde dem König und der Königin vorgestellt durch Leibarzt Röser, der es eingeleitet hatte, ohne mich zu fragen, ich wurde in einer langweiligen Versammlung mit Hofrat Müller u. a. zum Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft ernannt, wo ich während der gelehrten Reden und Gegenreden hinter einem Daguerrotyp sanft schlief usw. Abends sass ich gewöhnlich mit deutschen Offizieren zusammen, worunter mehrere Landsleute; ich hörte viel Interessantes über Klephten-Feldzüge. Obiges soll keineswegs eine Charakterschilderung der jetzigen Griechen nach allen Seiten sein. Darüber mündlich mehr.

Endlich am 8. Mai hatte sich das Wetter entschieden gebessert

und ich trat mit Prof. Göttling aus Jena meine Tour durch Rumelien an, einem gar lieben, frischen, kräftigen, nur gegen das freche Gesindel viel zu guten Manne.[1]) Ein Grieche aus Arkadien gebürtig, der etwas italienisch sprach, war unser Bedienter und Dolmetscher, zwei Gensdarmen jeden Tag waren notwendig, denn es spukte eben damals im unteren Rumelien eine Klephtenbande, worunter ein Weib, schön, mit Säbel bewaffnet, wilder noch als die Männer, die erst kürzlich einen Mann und eine Frau zusammengehauen hatte. An einigen Punkten sprang einer unserer Gensdarmen immer voran auf jeden Hügel, den Finger am Hahn, um Schluchten und Dickicht zu durchspähen. (Wir zahlten also zusammen ein Ziemliches — ich will es nicht ausführen, es ist zu langweilig.) Die Hauptpunkte, die wir sahen, habe ich Euch schon genannt. Von ganz wesentlichem Gewinn für meinen Geist ist es, dass ich überhaupt ein Bild von der Natur Griechenlands bekommen habe. Wie kleinlich niedlich stellen wir sie draussen uns vor! Wie so ein Nürnberger Christgärtchen! Und wie gross, wie gewaltig ist sie. Griechenland ist ein von ungeheuren furchtbaren Steingebirgen durchästetes Land, in deren schrecklichen Massen dem jugendlichen Volke die Gottheit selbst zu gebieten schien. Delfi z. B. ist etwas Schreckliches, es lag in dem Riss des in Urzeiten hier geborstenen furchtbaren Parnasses. Die Linien dieser Gebirge aber sind immer schön und gediegen, auch den italienischen an klassischer Zeichnung noch weit überlegen, und am Fusse, da liegen die süssen, sanften, weichen fruchtbaren Täler mit den klaren Wassern im Dunkel der Oliven und Platanen, wo die Myrte sich mit der wilden Rose, die Reben mit dem schönen, rosenfarbenen Oleander, der Lorbeer mit der Eiche verschlingt, wo Hunderte und abermals Hunderte von Nachtigallen schlagen, die wilde Taube gurrt, Grillen, Frösche und weiss der Himmel was alles zusammenmusiziert, als wollte die Natur in tausend Stimmen sich selbst ihren Saft und Segen und ihre Süssigkeit vorsingen. Dieser schöne Gegensatz des Rauhen und Sanften, des Grossen und Milden, war gerade ebenso im Charakter der Griechen gelöst, die griechische Bildung und schöne Humanität hatte zu ihrem Fundament die rauhe, gesunde Grobheit der Natur, man lese nur die Ilias. Das erweichte sich langsam zur schönen Menschlichkeit. Und wie in der griechischen Landschaft an das furchtbare Gebirge die wollüstig, süss melancholischen Täler sich lehnen, so folgte in der Baukunst auf den dorischen Stil der jonische, in der Skulptur auf Phidias Praxiteles, in der Poesie auf Äschylus Sophokles. — Eine fremdartige Tierwelt haust in diesen Bergen und Tälern. Eine Menge von Adlern, zum Teil 15 Fuss breit mit den Flügeln, ungeheure Lämmergeier hängen hoch in den Lüften, am Wege schieben sich ungeschickte Schildkröten hin, dort verfolgt eine schöne Kupferotter eine jener schönen langen Eidechsen, die pfeilschnell durch die Büsche

[1]) Karl Wilhelm Göttling, geb. 1793 in Jena, seit 1822 ebendort Professor der Philologie, gestorben 1869. Von seinen Schriften sind hier zu nennen die „Gesammelten Abhandlungen aus dem griechischen Alterthum“ (Bd. I), worunter sich eine Beschreibung des Rittes auf den Othrys findet. A. d. H.

entflieht, Skorpionen und Taranteln sind auch nicht selten, haben uns aber Gott sei Dank nicht begrüsst. Unser nördlichster Punkt war das Kloster Antiniza, hoch im Gebirge oberhalb Lamia (auch Zettouni). Hier liegt in dem ehemaligen Kloster, das nur noch ein Papas bewohnt, eine Kompagnie *Ορoφυλακες*, Grenzwächter, Soldaten in Nationalkleidung. Die Offiziere nahmen uns sehr freundlich auf, der heitere alte Pfaffe gab ein echt griechisches Essen im Freien, ohne Messer und Gabel, denn der Finger gilt in Griechenland noch nicht als ein unedles Instrument. Lammbraten bildete wie überall das Hauptgericht. Zu beiden Seiten standen junge Burschen, in weisser Nationalkleidung, die linke Hand mit Anstand auf die Brust gelegt, in der rechten eine silberne und vergoldete Schale, um auf jeden Wink Wein einzuschenken. Gewiss, wie so manche Sitte, ganz antik. Oberst *Πεῤῥαιβὸς* (Perräwòs), ein Hauptkämpfer des Befreiungskrieges, speiste (natürlich auch mit den Fingern) mit und schenkte uns sein Werk über einen Teil des Befreiungskrieges. Im Heimritt gab man uns eine Ehrenwache von 2 Soldaten. Den Kopf bedeckt das rote Fehsi, den Oberleib das reich verschnürte Jäckchen mit Spenzer, die schlanke Taille umspannt ein Gürtel, in welchem 2 Pistolen mit langem, reich verziertem Griff stecken, ein Jatakan, oft noch ein kurzes Schwert, der reiche Ladstock, der als Scheide zugleich noch ein Stilett fasst, hinten 2 Patronentäschchen von Messing oder Silber, der Arm trägt die türkische Flinte mit dem rund ausgeschnittenen Kolben und langem Rohre. Unter dem Gürtel fliesst die faltenreiche Fustanelle bis ans Knie, das Schienbein decken reich verschnürte Gamaschen und der Fuss schwingt sich federleicht in Sandalen oder spitzgeschnäbelten roten Schuhen. Solche Burschen im Wald oder auf Felsen ruhend bilden gar malerische Gruppen. Es ist mir lieb, dass ich's gesehen, der Spass wird bald aus sein. Fern ragte rechts der ernste Olymp (ein deutscher Apotheker aus Lamia, der mit war, sang beständig: Vom hohen Olymp herab — —), links der Öta, wo einst Herkules sich den Flammentod gab, und als wir in die Nacht geritten waren, stand der Mond tiefgolden über den Thermopylen.

Nach Athen zurückgekehrt, kam mir ein Bett ganz neu, ja unbequem und unnatürlich vor, die plötzliche Verminderung der Motion ermüdete mich mehr als die starken Märsche, und ich war aufs neue ungern in der Stadt. Nun sollte ich noch den Peloponnes besuchen, aber Göttling hatte ihn schon gesehen und ich hatte also keinen Begleiter. Für sich allein einen Führer nehmen und ihm täglich das Pferd nebst Sold zahlen, kommt gar zu hoch. Ich beschränkte mich daher auf eine kleinere Tour, um in Patras mich nach Triest einzuschiffen. Konstantinopel hatte ich aufgegeben, teils weil es doch zu viel Zeit kostete, teils weil mir die Fahrt die Donau hinauf als sehr langweilig geschildert wurde. Ich fuhr nach Epidaurus, ritt von da nach Nauplia, machte von hier einen kurzen Ausflug nach Argos, Mykene, dessen Altertümer zu den bedeutendsten und interessantesten gehören, und wandte mich dann, sehr ungern Sparta lassend, unter Begleitung eines Kanonier-Sergeanten, eines Korfioten, der

Italienisch sprach, und dessen Gesellschaft ich der Vorsorge eines Offiziers in Nauplia verdankte, gerade nach Corinth. Ich ritt an diesem Tage 11 Stunden, und konnte in Corinth, sage Corinth, kaum ein Nachtessen auftreiben. Der Wirt einer mittelmässigen Locanda wollte 5 Drachmen = f. 2 = 5 x über Nacht, d. h. für ein Bett und Zimmer allein, und ich zog daher den Khan vor, wo ich besser auf dem Boden schlief, nicht wegen des Geldes, sondern um dem Spitzbuben zu zeigen, dass man nicht in seiner Gewalt ist. Nun musste unter vielfacher Schwierigkeit und Konfusion vermittelt werden, ob in Lutraki, dem Hafen von Corinth, 2 Stunden entfernt, ein Schiff nach Patras sei, dann Pferde gemietet werden. Es war ein Segelschiff zum Aufbruch bereit, und da wir am 10. abfuhren, das Dampfschiff aber am 14. in Patras, so konnte man denken, für eine Fahrt den corinthischen Meerbusen hinab reichlich Zeit zu haben. Aber ich hatte vergessen, dass, wer ein für allemal den Zufall zum Feind hat, womöglich sich keinem Segelschiff anvertrauen sollte. Es trat peinigende Windstille ein, doppelt peinigend, wo ziemlich viele Menschen auf einem kleinen Raume zusammengedrängt sind und der Körper ohne Motion und Freiheit in eine fast unerträgliche Spannung gerät, an welcher der Geist unwillkürlich teilnimmt. Dazu die Unruhe, ob ich so noch Patras erreichen könnte. Ich wusste keine Hilfe, mich zu erleichtern, als zu rudern, bis mir das Wasser aus den Schwielen lief. Die Gesellschaft zwar, lauter Griechen, war recht ordentlich, man wandte mir grosse Neugierde und nachher unverkennbare Neigung zu. Die gewöhnliche Anrede war: ἀγαϑὲ διδασκαλε („guter Lehrer"; beides ehrenvoll, während es bei uns hiesse dummlich gutmütiger Schulpedant). Ein Student aus Athen, ein netter offener Mensch in Nationaltracht, schwitzte, als er in Galaxidi abging, beträchtlich, um mit schriftlich abgefassten griechischen Versen von mir zu scheiden. Gar lieb gewann ich einen ehrlichen Graubart, einen alten Türkenfresser, der einst 22 Tage von den Türken in ein Fort ohne Wasser eingeschlossen den Durst mit seinem Urin löschen musste. — Diese Leute können Dinge erzählen! Der eigentliche Haupttrost war ein Mädchen von etwa 5 Jahren, echt griechisches Gesichtchen, in jeder Bewegung und Miene die Anmut und süsse Koketterie der Unschuld selbst, und wie klang das Griechische so reizend in dem kleinen, stets beweglichen Munde! Marigò ist eines der Bilder aus Griechenland, die ich nie vergessen werde. In Galaxidi verloren die Schiffer aus interessiertem Warten auf neue Passagiere eine Nacht und einen Tag guten Fahrwinds, eben als wir herausfuhren, trat wieder Windstille ein. Neues unangenehmes Volk war an Bord gekommen, darunter ein hässliches altes Weib, das mich einmal nachts, während ich friedfertig auf dem Verdecke schlief und zufällig sie mit meinen Füssen genierte, mich an selbigen ergriff und zu misshandeln drohte, wenn ich sie nicht wie ein Bär angebrummt hätte. Dasselbe verruchte Wesen hatte mir tags zuvor mein halbes Zahnpulver ausgefressen. Es war den 13. morgens und wir waren erst vor Vostiza, wohin uns halbwidriger Wind durch Lavieren mühsam gebracht hatte. Ich stieg also mit meinem Sergeanten aus, um Pferde zu

nehmen und schnell Patras zu Pferde zu erreichen. Engländer, hiess es, haben heute 12 Pferde mit fort; auch kein Gensd'armes ist zu haben. Sechs Stunden langes Suchen, Markten, Konfusion, Desperation, indessen die Hitze vom Indianischen ins Pestilentialische steigt. Endlich Pferde bekommen, teuer genug, eines 6 Drachmen, auch einen Gensd'armes aufgegabelt. Ab in der glühendsten Mittagshitze, noch nichts im Leib als Kaffee und ein Brot. Abschied am Bord des Schiffes: *χαιρε, χαιρε, αγαθε διδαςκαλε, καλε* (gut, nicht: schön) *διδαςκαλε.* Ich antwortete mit jenem in psychologischer, psychiatrischer, völkergeschichtlicher und anderen afrikanischen Rücksichten höchst merkwürdigen Gemisch von Alt- und Neu-Griechisch, Italienisch, Französisch, Deutsch, das ich überhaupt auf dem Schiffe geredet. Zehn Stunden zu Land nach Patras. Unterwegs nichts gefunden, als Brot, Zwiebel und Wein. Abends 10 Uhr Ankunft in Patras. Mein Sergeant macht Quartier im Gasthof, wo er mich für einen Sergeanten ausgab, um mir wohlfeil zu betten. Demnach wunderte man sich sehr, als ich ein nicht frisch überzogenes Bett perhorreszierte, und ich arbeitete schon in Gedanken an einer kleinen Schrift: Wie, warum und aus welchen Gründen ich kein Sergeant sei, als der Wirt bemerkte, dass ich mich am ganzen Körper (das tut nach fünf Tagen, wo man unmöglich Wäsche und Kleider wechseln kann, gar wohl) mit Wein wusch und der Mythus in Nichtigkeit versank aber auch die Preise in Realität stiegen. Den andern Morgen, wer steht da langweilig vor meinen Fenstern auf dem Platze und kratzt sich echt deutsch hinter den Ohren? Es ist mein lieber, ehrlicher Göttling, der nicht nach Konstantinopel ist, wie er vorhatte, sondern mit demselben Dampfschiff nach Ancona fuhr.

Wie ich immer glücklich bin, so fanden sich diesmal englische Damen und reiche Korfioten an Bord, mit denen ich innerhalb fünf Tagen auf einen engen Raum zusammengesperrt, kein Wort wechselte. Die Damen standen schnell auf, wenn man sich auf vier Schritte in ihre Nähe setzte. In meiner Kajüte spielte auch einmal wieder ein fetter Pfaffe die Hauptrolle. Ein junger Amerikaner, und zwei deutsche Ärzte aus Griechenland waren die einzige Ansprache. Dieses Gefühl, verachtet zu sein, als ob man zum Pöbel gehöre, so gleichgültig die Personen sein mögen, von denen es ausgeht, kann einen nach fünf Tagen schon ziemlich gut stimmen.

In Triest angelangt, begann nun die Quarantäne. Was dies für ein Zustand war, werde ich euch mündlich erzählen, und es wird euch nicht mehr wundern, dass ich mich bewegen liess, nach zwei Tagen mit mehreren andern Sboglio zu machen d. h. man nimmt ein Bad, geht nackt aus der Quarantäne, wirft sich in gemietete Kleider und ist nun frei, fühlt aber erst, was es heissen will, von all seinem Eigentum und kleinen Bequemlichkeiten getrennt, herumzugehen. Ich sah in den hundsgemeinen, gemieteten Kleidern aus wie ein englischer Matrose, der Amerikaner wie ein pensionierter Schreiblehrer, der Militärarzt aus Modon wie ein verwilderter Setzer und der Oberarzt aus Argos wie ein hoffnungslos auf sich beschränkter Hausknecht. Diese Vergleichungen wurden ein-

stimmig als die allein richtigen konstatiert. Ich hatte auf unseren Landsmann Frey gehofft, der in Triest Hauslehrer ist, — er war am Tage unserer Ankunft nach Hause abgereist. Ich hatte einen Brief an einen jungen Kaufmann — er war zufällig nach Petersburg abgereist. Endlich fand ich zufällig einen Schotten, den ich in Florenz kennen gelernt, der mir bessere Kleider, Haarbürste, Kamm, Hemden und anderes lieh. Ich hatte mich heftig erkältet, ein Vomitiv rettete mich von einem Gallenfieber, ich bin aber bis jetzt halbkrank geblieben, Gallenkrankheiten bilden sich gern im griechischen Klima. Hole der Satan dieses windige Nest, ungesund, durch nichts berühmt, als Winckelmanns Ermordung, und doch kann ich nicht einmal dieses Haus erfragen.

Da ich jetzt für den kleinen Rest des Semesters in Tübingen unnütz bin, so gehe ich nach Wien, die dortigen Kunstsammlungen und deutschen Manuskripte zu studieren. Im September nach Hause. Ich freue mich, die Freunde wiederzusehen. Ich freue mich, meinem Vaterlande zu dienen und das Neugelernte lebendig mitzuteilen. Die Entbehrungen meiner Situation werde ich ruhiger als vorher tragen, denn ich bin, so Gott will, um ein Jahr und seine reichen Erfahrungen gelassener geworden. Habe ich doch Genuss in meinen Studien, da kann man ja endlich doch auf Lebensgenuss verzichten. Lebensgenuss heisse ich: . . . ich streiche dies aus, weil ich euch zum Schlusse nicht noch mit Definitionen quälen will. Lebt wohl, meine Lieben, ein glückliches Wiedersehen!

Triest, den 29. Juni 1840. Euer F. V.

Landshut.

Von Karl Theodor Heigel in München.

Wer altbayrisches Stadtleben kennen lernen will, darf es heutzutage nicht mehr in München suchen. Das massenhafte Eindringen fremder Elemente hat den Volkscharakter dieser Stadt völlig verändert; sogar Sendlingerstraße und Tal sind nicht ganz immun geblieben. Dagegen ist unverfälschtes Bajuwarentum noch heimisch in Landshut, Straubing und einigen Innstädten, und auf ihre Bewohner paßt im allgemeinen noch heute die klassische Schilderung, die Aventin vor nahezu vier Jahrhunderten vom Volkstum seiner Landsleute entworfen hat.

Wie wenige Münchener kennen diese in wenigen Stunden erreichbaren

Nachbarorte, — und doch wäre insbesondere ein Besuch der alten Herzogsstadt an der Isar nach mehr als einer Richtung lohnend!

In manchem erinnert Landshut an Altheidelberg, nur sind am Isarstrand Natur und Menschenwerk schlichter, derber, urwüchsiger. Während der Neckar ruhig und friedlich durch fruchtbares Gefilde gleitet, eilt die Isar jähen Laufes in kiesigem Bett dahin, und die zahllosen angeschwemmten Sandinseln zeugen von der Launenhaftigkeit des wilden Gebirgskindes. Hier wie dort begleiten den Fluß grüne Waldberge, deren Reiz jedem ans Herz geht, der die Schönheit einer Landschaft nicht nach Metern zu messen pflegt. An künstlerischem Wert freilich ist die Trausnitz nicht mit dem Heidelberger Schloß zu vergleichen, doch auch die alte Burg auf dem Hofberg belebt ungemein wirkungsvoll die Landschaft. Mit ihren vielen Türmen, Basteien und Söllern fügt sie sich der Umgebung so harmonisch an, daß das Ganze den Eindruck des Selbstverständlichen, Traulichen, längst Bekannten gewährt.

Der Bahnhof ist ziemlich weit von der Stadt abgelegen, ist aber bereits mit ihr durch eine Häuserzeile verbunden. Über die Isarbrücke, die am 21. April 1809 den Rückzug der bei Abensberg geschlagenen Österreicher sah, gelangt man an der stattlichen gotischen Hl.-Geistkirche vorüber in die ungewöhnlich breite Hauptstraße. Hier stehen noch fast lauter hohe Giebelhäuser; an vielen haben sich auch die alten Lauben mit prachtvollen Gewölberippen erhalten; noch fehlen die riesigen Schaufenster der modernen Großstadt; sogar in bezug auf die Pflasterung sind, was dem einziehenden Gast am wenigsten wünschenswert erscheinen mag, den Anforderungen der Neuzeit nur geringe Zugeständnisse gemacht worden. So hat die Altstadt bis zum heutigen Tag im großen und ganzen ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt.

Landshut verdankt der hoch über Häusern und Kirchtürmen ragenden Burg Entstehung und Namen. Der um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts lebende Chronist Veit Arnpeck, ein Landshuter Stadtkind, weiß zu berichten, Herzog Ludwig der Kelheimer, habe, weil die Kaufleute auf der Straße an der Isar durch Räuber beunruhigt worden seien, eine Warte gebaut, die, weil zum Schutz der Land- und Wasserstraßen bestimmt, den Namen Landeshut, Schirm oder Hut des Landes, erhalten habe. Erst im sechzehnten Jahrhundert tritt für das Schloß der Name Trausnitz (Truwesniht = Trau' dessen nicht!) auf, ohne daß festzustellen wäre, weshalb dieser Name der bekannten Feste im bayrischen Nordgau, in welcher Friedrich der Schöne nach der Schlacht bei Mühldorf gefangen saß, auf die Herzogsburg an der Isar übertragen wurde. Arnpecks Erklärung des Stadtnamens dürfte, weil sie die einfachste ist, die beste sein; nur muß die Erbauung der Burg schon früher erfolgt sein, weil schon 1183 der erste Herzog aus Wittelsbachischem Hause, Otto I., „apud Landishutam" eine Urkunde ausstellte. Aus jener ältesten Bauperiode stammt die Georgskapelle auf der Burg, ein wahres Schmuckkästchen romanischen Stils. Es ruhen eigentlich zwei Kapellen übereinander, die eine für die fürstliche Familie, die andere für die übrigen Burgbewohner bestimmt. Nahe beim Eingang ist ein Votivbild in altertümlicher Schnitzerei, den hl. Georg darstellend, angebracht. Das Spruchband erinnert daran, daß die Kapelle der Pietät König Ludwigs II. ihre Wiederherstellung dankt.

Die Anlage der Stadt am Fuße des Schloßberges, d. h. die Ummauerung einer vermutlich schon vorhandenen Dorfmark erfolgte nach zuverlässigen Nachrichten im Jahre 1204. Die Marktfreiheit, welche der Landesherr, hier zugleich auch Grundherr, verlieh, zog Handwerker und Handelsleute an; das rasche Anwachsen der Bevölkerung läßt sich aus der steigenden Zahl der Urkunden über Kauf-, Tausch- und Stiftungsverträge von Bürgern erkennen. Was die politische Bedeutung des Bayerlandes aufs schwerste schädigte, verhalf der Stadt zu erhöhtem Ansehen: seit der ersten Landesteilung von 1255 war Landshut der Hauptort des Herzogtums Niederbayern und die Residenz der jüngeren herzoglichen Linie. Die Herzoge wohnten auf der Burg; erst im sechzehnten Jahrhundert erbaute sich Herzog Ludwig X. von Niederbayern in der Hauptstraße der Stadt einen Palast in einfachem italienischem Renaissancestil. Die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses von dem Mantuaner Antonelli und dem Deutschen Sigismund Walch nach dem Vorbild des Palazzo del Te in Mantua errichteten, mit interessanten Fresken geschmückten Bauwerkes ist jüngst durch eine Monographie von Bassermann-Jordan „Die dekorative Malerei der Renaissance am bayrischen Hofe" in helleres Licht gerückt worden.

Das der Residenz gegenüberliegende Rathaus ist um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der unseligen Periode der Herrschaft der Heydeloffischen Gotik restauriert, d. h. verunstaltet worden.

Welch farbenreiches Bild mag der Platz vor dem Rathaus 1475 geboten haben, als aus Anlaß der berühmten Hochzeit Herzog Georgs des Reichen mit Hedwig von Polen ein glänzendes Turnier abgehalten wurde. Tausende von Gästen waren dazu nach Landshut gekommen; Markgraf Albrecht von Brandenburg allein führte 1500 Pferde mit sich. Und neben den Geladenen „seindt auch sonst viel guette Leith auf der Hochzeit gwest auf ihr selbst Abendtheuer, die all gefuettert und gespeist worden seint vom Hofe".

Wie kräftig sich schon im fünfzehnten Jahrhundert der Gemeingeist der Bürgerschaft entwickelt hatte, beweisen die wirklich großartigen Schöpfungen der christlichen Baukunst in Landshut aus jener Periode. Die nahe beim Rathaus gelegene St. Martinskirche kann als das Muster eines imposanten Ziegelbaues bezeichnet werden. Der 454 Fuß hohe Turm ruht gleichsam nur auf zwei Mauern, da mittendurch das große Hauptportal gebrochen ist. Das Sterngurtgewölbe der dreischiffigen Hallenkirche wird nur durch einige wenige Pfeiler von schlankem Wuchs und schwindelnder Höhe getragen, so daß die Fachleute „dem kecksten Bau in seiner Art" immer ihre Bewunderung gezollt haben. Mit stolzer Befriedigung rühmt Veit Arnpeck in seiner 1493 geschriebenen Chronik, daß der damals noch im Bau begriffene Turm nach seiner Vollendung im Deutschen Reiche nicht seinesgleichen haben werde, und es haben ja auch nur wenige Münstertürme dem Landshuter den Vorrang abgewonnen. An der Südwand von St. Martin ist die originelle Porträtbüste des „meisters der kirchen" angebracht, des ersten Baumeisters Hans Stetthamer von Burghausen, „Stainmaiß und Maler, auch Bürger zu Landshut," der sich demütig als Konsole des leidenden Heilands dargestellt hat (gestorben 1432). Von Meister Hans ist auch die prächtige Spitalkirche erbaut, sowie die einfachere St. Niklaskirche.

Von den Gebäuden der hinter St. Martin gelegenen Neustadt ist das ehemalige Dominikanerkloster bemerkenswert, weil es in den Jahren 1802 bis 1826 Sitz der von Ingolstadt hierher verlegten bayrischen Hochschule war. Schon 1779, als die Regierung in Landshut aufgelöst wurde, regte Kurfürst Karl Theodor die Frage an, ob nicht zur Entschädigung der loyalen Stadt die Universität dorthin verpflanzt werden sollte, doch erst unter dem Nachfolger Max Joseph erfolgte „die Flucht aus dem Kerker," die Verlegung der Hochschule aus der Festungsstadt nach dem gastlicheren Landshut. Große Anziehungskraft war dem neuen Musensitz nicht beschieden; er zählte im ersten Jahre auffallend wenige akademische Bürger, 146 Inländer und 26 Ausländer. Und doch wirkten in Landshut sehr tüchtige Lehrer, es sei nur an die großen Juristen Savigny, Gönner, Feuerbach erinnert. In Savignys Haus war Bettina von Arnim ein gern gesehener Gast. Ihr Bruder Clemens Brentano schwärmte für „das liebe Landshut mit den geweißten Giebelhäusern und dem geblackten Kirchturm, mit dem Springbrunnen, aus dessen Röhren nur sparsam das Wasser lief und um den die Studenten bei nächtlicher Weile ihre Sprünge machten und sanft mit Flöte und Guitarre akkompagnierten und dann aus fernen Straßen ihr Gut' Nacht hören ließen." Ein weniger friedliches Bild gewähren die Zwistigkeiten im Schoße des Lehrerkollegiums, die aus dem kleinstädtischen Klatsch immer neue Nahrung zogen und nicht zur Ruhe kamen, bis König Ludwig I. in richtiger Erkenntnis der wahren Ursache des Tiefstandes der Hochschule die Verlegung in die Hauptstadt des Landes anordnete.

Seitdem sind die Straßen nicht mehr durch fröhliche Musensöhne belebt. Die Erinnerung an die Landshuter Zeit erhielt sich nur noch durch den Güterbesitz der Universität in der Umgebung der niederbayrischen Stadt. Bis vor wenigen Jahrzehnten befanden sich darunter — Weinberge, denn damals wurde noch der Besucher des Hofberges, wie ein Landshuter Chronist wohlwollend schreibt, „durch die sauersüße Pracht und Lust des Weinstockes an Deutschlands mildere Zonen gemahnt." Der Jesuit Balde drückt sich in einem Verschen auf den Landshuter Hofberg weniger galant aus:

„Wo natürlichen Essig weint das Rebengelände" . . . .

Auf einem mit Ziegelsteinen gepflasterten, von Nußbäumen beschatteten Pfade geht es ziemlich steil empor zur Herzogsburg. Eine jetzt gemauerte Brücke führt über den Schloßgraben zu einem stattlichen, von zwei Türmen flankierten Torgebäude. Auch sonst fehlt es nicht an Türmen und Basteien, Wehrgängen und Falkonettzwingern; die aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Bauten tragen natürlich verschiedenartiges Gepräge, und doch mutet das Ganze wie auf *einen* Ton zusammengestimmt an. Im Innern gibt es gar vieles zu schauen. Durch hallende Gänge gelangen wir in eine Flucht von Bankettsälen und kleinen Wohnstuben, doch fehlen die Polstersitze und Teppiche, Anrichten und Wandleuchter, die den Aufenthalt in diesen Räumen erst behaglich machten; nur da und dort erinnert noch ein Marmorkamin an die entschwundene Pracht.

Am 21. August 1869 erhielten diese Gemächer überraschenden Besuch. König Ludwig II. weilte einen Tag und eine Nacht in der Burg seiner

Väter. Das Künstlerauge des jugendlichen Fürsten scheint an dem Reiz der Herzogstadt mit ihrer Trausnitz Gefallen gefunden zu haben, denn er gab Befehl, im zweiten Stockwerk der Burg ein Absteigequartier einzurichten. Unverzüglich wurden einige Gelasse mehr prunk- als geschmackvoll ausgestattet, doch Ludwig kam niemals wieder nach Landshut. Der Königsbesuch war nur ein flüchtiger Traum der alten Herzogsburg — —

Von den Königsgemächern tritt man hinaus auf den Söller, dessen Bogenöffnungen herrlichen Überblick gewähren über die zu Füßen liegende Stadt und die weithin sich dehnende, waldumsäumte Ebene.

Nun kehren wir ins Erdgeschoß zurück auf der schneckenartig um einen zierlichen Säulenbau sich windenden „Narrenstiege". Der Name rührt her von den Wandgemälden, lebensgroßen Bildern aus der altitalienischen Komödie. Da sehen wir den verliebten alten Polterer, Herrn Pantalon, mit seinem klugen Diener Zanni, den glücklicheren Liebhaber Polidoro, die listenreiche Camilla und andre lustige Leute! Die Bilder, vermutlich von dem Münchner Maler Hans Bocksberger gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ausgeführt, sind so gräßlich übermalt, daß in diesem Falle unbedenklich eine Restaurierung zu empfehlen wäre. —

Es dämmerte schon, als ich bei meinem jüngsten Besuche der Herzogsburg abends das Schwedentor durchschritt, um durch den Hofgarten und über den Hofberg in die Stadt zurückzukehren.

Schon 1452 erscheint unter dem Namen Haag ein zu Füßen der Burg angelegter Tiergarten, in welchem sich die Fürsten mit ihrem Gefolge des „edlen" Gejaids erfreuten. Jetzt dehnt sich hier weithin ein prächtiger Park, durch fürstliche Huld dem allgemeinen Besuche geöffnet.

Hier ist es immer schön, im Lenz beim Erwachen der Natur vom Winterschlaf, im Sommer, wenn ein dichtes Laubdach kühlen Schatten spendet, und später, wenn

„der Maler Herbst mit schimmernder Palette
Streift ab vom dunklen Wald das ernste Grün,
Und gießt der Farben bunte Wechselspiele
Aus vollen Schalen neckend drüber hin" . . . .

Wie oft saß ich — 's ist freilich lange her — unter diesen Wipfeln und lauschte dem Sang eines Waldvögleins oder schmiedete wohl gar verliebte Verse, die Tags darauf verdientermaßen das Geschick der Kinder Saturns ereilte.

In diesem Garten gibt es nicht bloß Buchen und Ulmen von ungewöhnlicher Pracht; hier gedeihen auch die echte Kastanie, der Tulpenbaum, die virginische Zeder und andere Pflanzen der südlicheren Zone. Und neben der reichen Flora ergötzt den Lustwandelnden eine Fülle überraschender Ausblicke, bald auf die schlanke Spitze des Martinsturmes, bald auf das gewaltige Massiv der Trausnitz, bald auf das Isartal, dessen Linien sich allmählich in Farbe und Duft verlieren.

Kaum hatte ich den dämmernden Garten verlassen, wurde es rings um mich her laut und lebendig. In den Wirtsgärten des Hofberges drängte sich eine lärmende Menge. Eine Sonntagsfeier im Geschmack der Teniers!

Eine Musikbande gab ein Konzert, das ganz geeignet war, Steine zu erweichen, Menschen rasend zu machen, doch je falscher die Trompeten schmetterten, desto höher stieg die Lust der in langen Reihen an den Biertischen sitzenden Gäste. Des Singens und Jauchzens war kein Ende. Auf der Kegelbahn mußte sich ein Streit entsponnen haben, denn von dort her erschollen helle Zornesrufe — da wurde es plötzlich still, — vom Martinsturm drang tiefer Glockenton herüber, andre Glocken fielen ein, — im Garten, wie auf der Kegelbahn verstummten Lärm und Gesang — doch kaum war der letzte Ton des Aveläutens verhallt, begann der Lärm aufs neue, und immer höher stieg die bacchische Lust.

„Das baierisch volk," schreibt Aventin, „gemainlich davon zu reden, ist geistlich, schlecht und gerecht, läuft gern kirchferten, hat auch viel kirchfart, . . . pleibt gern dahaim, reist nit vast auß in frembde land, trinkt ser, macht vil kinder, ist etwas unfreuntlicher und ainmutiger (einfacher, weniger gewandt, weniger umgänglich), alß die (indem sie) nit viel auß kommen" usw.

Derb sinnlich, aber gesund, so läßt sich mit kurzem Schlagwort das niederbayrische Volkstum kennzeichnen. Das von Goethe in einem Briefe an Sulpiz Boisserée auf die Bayern geprägte Wort: „Menschenkinder von einer mittleren Unschuld", bietet nur einen scheinbaren Widerspruch. Auch wer die Übertreibungen der modernen Temperenzler verlacht, kann nur beklagen, daß der Kultus des Steinkruges in diesen Gauen mit so ausschweifenden Trankopfern verbunden ist. Doch hüte man sich, das bittere Urteil schablonenhaft auf die ganze Bevölkerung auszudehnen! Dankbar bekenne ich, daß ich während meines Landshuter Aufenthalts in vielen Häusern anmutiges deutsches Familienleben und in Vereinen regsame Betätigung an Kunst und Wissenschaft kennen gelernt habe. Freilich kann sich auch der unbefangene und wohlwollende Beobachter nicht verhehlen, daß in Handel und Wandel eine gewisse Rückständigkeit zu beklagen ist und in manchen Kreisen ein selbstgenügsames Philistertum sich breit macht, — eine Wahrnehmung, die mir auch in jüngster Zeit von Einheimischen bestätigt worden ist. Man kann gewiß nur dankbar begrüßen, daß die liebliche Stadt am Isargestade zur Zeit noch vom nervösen, großstädtischen Getriebe verschont ist; man kann nur wünschen, daß sich das ehrwürdige Handwerk wenigstens hier noch längere Zeit im freien Spiel der Kräfte behaupten möge. Bei alledem ist aber nicht abzusehen, weshalb sich nicht daneben ein frischerer Großbetrieb der Industrie entfalten sollte, — hat doch die gütige Natur selbst dazu eingeladen durch Erfüllung aller nötigen Vorbedingungen! Im Wettstreit der Städte muß heute jedes Gemeinwesen mit Aufgebot aller Kräfte vorwärts schreiten, wenn es nicht trotz des Besitzes malerischer Burgen und gotischer Rathäuser in beschämender Weise zurückbleiben will.

Die Tragödie des Arbeitsvertrags.

Von Karl Flesch in Frankfurt am Main.

Was ein Arbeitsvertrag ist, weiß jeder: die Hausfrau schließt ihn mit dem Dienstmädchen, der Hausherr, wenn er sich ein Paar Stiefel oder einen Anzug anmessen läßt; der Bauunternehmer, der ein Dutzend Maurer einstellt, schließt zwölf Arbeitsverträge ab; der Fabrikant, der für seine neue Fabrik ein paar hundert Arbeiter annimmt, ein paar hundert. Er erscheint nicht nur, wie all die Rechtsgeschäfte des täglichen Lebens, prosaisch und kleinlich, sondern auch, mehr als alle andern, gleichgültig und unwichtig für die Gesamtheit. So hat ihn denn auch die Rechtswissenschaft bisher recht nebensächlich behandelt, und namentlich die älteren Juristen haben auf der Universität fast nichts über ihn gehört. Nur freilich besteht diese Gleichgültigkeit und Unwichtigkeit eben nur für die ganz oberflächliche Betrachtung; auf den einzelnen Arbeitsvertrag, wie die Personen, die ihn abschließen, kommt freilich nichts an; aber die Lebensfragen der ganzen Bevölkerung, ob die wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande gut oder schlecht sind, das Wohl und Wehe jedes einzelnen und die Macht des Staates, hängt schließlich davon ab, ob jeder, der will, Arbeitsverträge abschließen, d. h. Verdienst finden kann, oder nicht. Der Arbeitsvertrag ist das einzige Mittel, das der Unternehmer hat, um Arbeiter zu finden, er ist, abgesehen von der Familie und abgesehen von der Armenpflege, das einzige Mittel, das unsere Volkswirtschaft dem Vermögenslosen zur Verfügung stellt, um sein Leben zu fristen. Ausschluß vom Arbeitsvertrag ist im modernen Staat, was die Ächtung, die aqua et igni interdictio im Altertum. Und wenn Familie und Eigentum als Grundpfeiler unserer Wirtschaftsordnung bezeichnet werden, so soll dann nie übersehen werden, daß diese beiden Grundpfeiler wanken, sowie der Abschluß von Arbeitsverträgen gestört oder gar dauernd unmöglich gemacht wird. Die Familie löst sich auf durch die Not und Verwahrlosung, welche die Arbeitslosigkeit erzeugt, das Eigentum und die öffentliche Sicherheit werden gefährdet, wenn mit der Arbeitsgelegenheit den Unbemittelten die Möglichkeit der Existenz beschränkt wird. „Das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, liegt für die große Mehrzahl aller Staatseinwohner in der Frage, ob und welche Arbeitsverträge sie abschließen können! Und wenn dies alles zur Zeit, unter dem Eindruck des Kampfes, den die Bergarbeiter im Ruhrgebiet gegen ihre „Arbeitgeber“ führen, auf weniger Widerspruch rechnen kann, als vielleicht früher; wenn es sogar fast als Gemeinplatz erscheinen mag, für den, der einmal versucht hat, auszudenken, was der Inhalt einer kleinen Zeitungsnotiz über einen Streik oder über eine Aussperrung oder über eine Arbeitslosenversammlung oder über die plötzliche Schließung einer Fabrik infolge Brandunglücks usw. für jeden einzelnen davon betroffenen Arbeiter und dessen Familie bedeutet, so muß es eigentlich auffallen, wie wenig sich bisher unsere Dichter mit all den Konflikten beschäftigt haben, die hier verborgen liegen: Familie und Eigentum, der Kampf um die Geliebte, der Konflikt zwischen Eltern und Kindern, zwischen absterbenden und neu erwachsenden Anschauungen, der Drang nach dem Besitz von „Vermögen“, d. h. von Macht,

sie alle sind in den unzähligsten Komplikationen Gegenstand insbesondere der dramatischen Kunst geworden; mit der Alltagsgeschichte vom Arbeitsvertrag aber haben sich die Dichter kaum abgegeben; und selbst in den modernen Dramen, in denen die Not der Arbeiter den Gegenstand bildet, in denen Arbeiterversammlungen, Streiks, Arbeiteraufstände u. dgl. mit allen Mitteln der Bühnentechnik vor Augen geführt werden, bildet gewöhnlich nicht der Arbeitsvertrag als solcher den Vorwurf für die Dichter, sondern der bestimmte, einzelne Arbeitsvertrag, wie er sich gestaltet infolge der Eigenart des bestimmten einzelnen Arbeitgebers, seines Geizes und seiner Härte und Gleichgültigkeit für das Los „seiner" Arbeiter, oder infolge der Eigenart des einzelnen Arbeiters, seines Stolzes, seiner Abneigung sich unterzuordnen, seines Wahns, als stehe er sozial dem Arbeitgeber und dessen Angehörigen gleich und ebenbürtig. Nur wenige Dramen fassen den Konflikt tiefer und führen nicht den Notstand einzelner Arbeiter, den zufälligen Konflikt zwischen dem Arbeiter A. und dem Arbeitgeber B., sondern die Tragödie des Arbeitsvertrags selbst dem Zuschauer vor, und es mag gestattet sein, anstatt trockener juristischer Auseinandersetzungen und Zitate die weiteren Erörterungen über den Arbeitsvertrag an zwei dieser Dichtwerke anzuknüpfen. Das eine ist das vor mehr als 50 Jahren geschriebene Trauerspiel Otto Ludwigs „Der Erbförster", das andere eines der neuesten Werke Björnsons „Über unsre Kraft". Der Konflikt in beiden ist fast der gleiche: Der Förster Ullrich ist im Dienste Steins, des reichen Fabrikherrn und Güterbesitzers; er weigert sich, einem wenig zweckmäßigen Befehle (zur Durchforstung eines Waldstücks) nachzukommen, deshalb wird ihm sein Arbeitsvertrag gekündigt. Er widersetzt sich der ihm völlig unberechtigt erscheinenden Kündigung, erfährt dann zu seinem größten Erstaunen, daß er damit nicht im Rechte sei; daß der Arbeitgeber berechtigt sei, ihn aus der so lange mit Ehren bekleideten Stellung wegzujagen, und nun nimmt das Unheil seinen Lauf: sein Familienglück, das Glück seiner Kinder wird vernichtet, seine Frau, die die Not fürchtet, welche mit der Unmöglichkeit der Erneuerung des Arbeitsvertrages eintreten muß, droht, sich von ihm zu wenden, und so entwickelt sich das grause Geschick, das ihn zum Mordversuch gegen den Sohn seines Arbeitgebers treibt, zum Mörder der eigenen Tochter werden und schließlich im Selbstmorde den einzigen Trost finden läßt.

Etwas anders entwickelt Björnson die Tragödie vom Arbeitsvertrag. Bei ihm löst nicht der Arbeitgeber in Zorn und Übereilung den Vertrag, sondern die Arbeiter streiken, um bessere Arbeitsbedingungen zu erlangen. Sie können den Streik nicht aushalten und wollen den Arbeitsvertrag erneuern, und der Arbeitgeber, der „Herrenmensch" Holger, macht die Wiederaufnahme in die Arbeit, d. h. die Zulassung zum kärglichsten Broterwerb, von schimpflichen, demütigenden Bedingungen abhängig. Auch hier treibt die Verzweiflung zur Verzweiflungstat, die um so erschütternder wirkt, als sie ausgeführt wird von jemandem, den nicht persönliche Not, sondern das reinste Mitgefühl mit dem furchtbaren Elende der Arbeiter in deren Reihen geführt hat: das Schloß, in dem unter Vorsitz Holgers die vereinigten Arbeitgeber darüber beraten, wie sie durch fortgesetzten Ausschluß vom Arbeitsvertrag ihre Autorität über die Arbeiter dauernd unantastbar machen können,[1]) wird von Elias, dem Bruder der von Holger hoch-

[1]) Der Arbeiterführer Brock sagt im 3. Auftritt des ersten Aktes: „Sie wollen darüber beraten, wie sie uns niederhalten können, daß wir nie mehr in die Höhe kommen."

verehrten Rahel, in die Luft gesprengt. Sämtliche Teilnehmer an der Versammlung gehen zugrunde; mit den Gesinnungsgenossen Holgers auch die wenigen Arbeitgeber, die in der Versammlung mit Ernst und Eifer vor dem Mißbrauch der Arbeitgebermacht gewarnt, auf das gemeinschaftliche Interesse der Arbeiter und Arbeitgeber hingewiesen haben. — Man sieht, in beiden, der Zeit ihrer Entstehung wie dem Wesen der dargestellten Menschen und dem „milieu" nach, so grundverschiedenen Dramen derselbe Konflikt: formell im Recht ist der Arbeitgeber Stein, der „seinen" Förster entläßt, weil sich dieser beharrlich weigert, einem ihm gegebenen Befehl nachzukommen; und formell im Recht ist der Arbeitgeber Holger, der den Abschluß eines neuen Arbeitsvertrags mit „seinen" Arbeitern von Bedingungen abhängig macht, die ihm genehm sind (sie sollen aus gewissen Vereinen austreten, gewisse Zeitungen nicht lesen usw.); mit Bedingungen, die zudem nach der zurzeit noch herrschenden Auffassung nichts Unmoralisches haben, und die vielen Arbeitgebern — z. B. dem jüngst verstorbenen Stumm — recht zweckmäßig scheinen mögen. Auch schildern beide Dichter die Arbeitgeber nicht etwa als schlechte, harte Menschen; Stein muß ein tüchtiger Mann sein; davon zeugt die Art, wie er seinen Sohn erzogen hat, und davon zeugt vor allem seine langjährige Freundschaft mit dem charakterstarren, ehrenhaften Förster Ullrich selbst. Holger (trotzdem ihn merkwürdigerweise Björnson gegen das furchtbare Elend, das die Arbeiter zum Streik zwang, vollständig gleichgültig sein läßt) wird doch als ein genialer, großherziger, in Ausübung von Privatwohltätigkeit unbegrenzt freigiebiger Mensch geschildert, dem die fast mystisch verklärte, als Urbild der Milde und Menschlichkeit gezeichnete Rahel hohe Achtung und warme Sympathie widmet. Sie handeln beide wie sie handeln, Stein, weil er als „Herr vom Düsterwalde" seinen Willen durchsetzen will und sich dann „vor der Blamage fürchtet", sein Wort in betreff der Auflösung des Arbeitsvertrags zurückzunehmen; Holger, gleichfalls im Gefühl, daß er der Herr ist, aus seiner „Herrenreligion"[1]) heraus. Und andererseits, die Arbeitnehmer in beiden Tragödien anlangend, so ist der Förster Ullrich juristisch natürlich vollkommen im Unrecht. Sein Vertrag ist, wie jeder Privatdienstvertrag, vorbehaltlich der Kündigungsfrist usw. jederzeit lösbar. Was aus dem Arbeiter wird, dem der Arbeitgeber kündigt? Welche Folgerungen aus einer solchen plötzlichen Lösung gegen die Ehre des Arbeiters gezogen werden können? Ob der gekündigte Arbeiter überhaupt wieder in eine andere Stellung gelangen, zur Ausfüllung seiner Pflichten als Familienvorstand und Staatsbürger wieder fähig werden kann? Darum kümmert sich unser Recht nicht im geringsten! Was es dem geringsten Beamten gewährt, (dem Staatsdiener Rupert von Erdmannsgrün, auf den sich der Förster Ullrich beruft, und dessen Fall er dem Anwalt, durch den er Stein verklagen will, als Präjudiz vorhalten will), das ist Privatangestellten versagt: der Schutz gegen willkürliche Kündigung. Die Arbeiter, denen Holger und seine Freunde die Arbeit verweigern, und die nur die Wahl haben, ob sie verhungern, oder ob sie ihr Bündel schnüren und auswandern wollen, und der Förster Ullrich, der den Umständen nach geradeso wie jene Arbeiter auf seinen früheren Freund Stein als einzigen Arbeitgeber angewiesen ist, sind in

[1]) So bezeichnet er selbst seinen Standpunkt in der Unterhaltung mit Rahel im 2. Akt.

dieser Beziehung rechtlich vollkommen gleichgestellt, d. h. ihr Wohl und Wehe, ihr Familienleben, ihre gesamte Existenz sind der Willkür des Arbeitgebers preisgegeben, der sie behält, solange er will, und sie entläßt, — wie Stein den Ullrich, — so wie er will, ohne daß ihm die geringste Verantwortlichkeit zufällt, wenn sie darüber zugrunde gehen.[1]) Und noch viel weniger trifft einen Arbeitgeber die Verantwortung, wenn er einen Arbeiter nicht wiederaufnimmt, der freiwillig gekündigt hat, wie es die Arbeiter Holgers und seiner Kollegen getan haben. Daß sie in dem Streik das einzige Mittel sahen, um aus dem Abgrund herauszukommen, „wo Ungeziefer und Ansteckung gedeihen, wo die Kinder bleich und die Gedanken finster werden“, ist gleichgültig. Daß die Not, in welche die Ausschließung vom Arbeitsvertrag sie versetzen muß, sie zur Verzweiflung und zum Aufruhr treiben muß, kümmert das Recht nicht, oder richtiger gesagt, kümmert wenigstens das moderne Recht nicht, kümmert bisher das Recht der europäischen Kulturstaaten nicht. Der Herr über Grund und Boden, der Herr über die Arbeitsmittel, wird zum Herrn über den, der Grund und Boden verwaltet, der die Arbeitsmittel anwendet. Gerade aber weil das Verhalten Steins und Holgers keine juristische Schuld enthält, wird es zur tragischen Schuld; und gerade weil uns Ludwig und Björnson gezeigt haben, wie sich eine Schuld der furchtbarsten und schwersten Art entwickeln kann, aus einem Verhalten, das mit den derzeitigen Gesetzen durchaus im Einklang steht,[2]) und das nicht etwa wie dasjenige des Shylock ein Ausfluß harter oder rachsüchtiger Gesinnung ist; gerade hierin erweisen sich beide als echte Dichter, das heißt als Seher, als Propheten. Vor 50 Jahren und in der Mitte derjenigen Gesellschaftsschicht, die man die bürgerliche im engeren Sinne zu nennen pflegt, hat Ludwig den gleichen Konflikt erkannt, der die modernste Arbeiterbewegung beherrscht, und den Björnson so erschütternd, realistisch und romantisch zugleich dargestellt hat. Ob die Lösung dieses Konfliktes gelingen wird, das ist das große Problem, vor dem unsre Zeit steht. Die versöhnende Liebe, in deren Preis das Björnsonsche Drama feierlich, wie mit Orgelton und Kirchengesang austönt, mag im einzelnen Fall viel Böses ausgleichen, wieder gut machen. Verhindern kann sie den Konflikt nicht, die Tragödie des Arbeitsvertrags, die darin besteht, daß das Arbeitsverhältnis zum Machtverhältnis, der Arbeitgeber zum Gewalthaber, sein Wille zum Schicksal für den Arbeiter wird, — sie ist gegeben und, wenigstens nach der herrschenden Ansicht, unauflöslich verbunden mit der Überlassung der Produktionsmittel an einzelne, mit der auf freier Konkurrenz und Privateigentum aufgewachsenen Volkswirtschaft. Die Verweisung, die der Sozialismus auf eine künftige Beseitigung dieser Volkswirtschaft, auf ihre Ersetzung durch eine andere, bessere, auf gesellschaftlicher Produktion begründete, ist freilich keine Lösung, sondern der Verzicht auf die Lösung, die Vertröstung auf ein unbe-

[1]) „Die Staatsdiener wären,“ läßt der Anwalt dem Förster Ullrich berichten, „die könnten nicht abgesetzt werden, wenns ihnen nicht zu erweisen stünd, daß sies verdient hätten. Aber Du wär'st keiner.“ Und Ullrich antwortet darauf: „Also wenn ich ein Staatsdiener wäre, dann dürfte mir der Stein nicht unrecht tun. Und weil ich keiner bin, so darf er mich zum Schurken machen!“ (Akt IV; Auftritt 4.)

[2]) „Kein Gesetz verbietet, den kleinen Leuten das Sonnen- und Lebenslicht zu nehmen. Die, welche die Sonne haben, die haben auch das Gesetz gemacht“, sagt der Arbeiterführer Bratt im ersten Aufzug von „Über unsre Kraft“.

kanntes besseres Jenseits. Eine neue Ordnung der Volkswirtschaft läßt sich nicht konstruieren und dekretieren. Wohl aber muß die Erkenntnis des Übels zu dem Versuch anspornen, daß dasjenige, was im Arbeitsvertrag als Recht und als Unrecht von immer weiteren Kreisen empfunden wird, zum klaren Ausdruck gebracht werde in der gesetzlichen Beordnung des Arbeitsvertrags. Nicht die formale Gleichheit der Bestimmungen für Arbeiter und Arbeitgeber, sondern die Beseitigung der materiellen Ungleichheit muß das Ziel sein. Die rechtliche Beordnung der Fachvereine, der Schutz der Abmachungen, die von solchen Vereinen, Gewerkschaften usw. über das künftige Arbeitsverhältnis der Arbeiter mit den einzelnen Arbeitgebern oder mit den Fachvereinen der Arbeitgeber geschlossen werden; der gesetzliche Zwang zum Eintritt in Verhandlungen mit den organisierten Arbeitern vor Einigungsämtern und Schiedsgerichten; die Ausdehnung der Bestimmungen, die schon jetzt den Arbeitgeber strafbar machen, wenn er die Anwendung gewisser Gesetze zum Nachteil der Arbeiter „durch Übereinkunft oder durch Arbeitsordnung“ ausschließt, (§ 180, Invalidenversicherungsgesetz); die Anerkennung, daß eine Schadensersatzpflicht für den Arbeitgeber unter Umständen erwachsen kann, wenn er willkürlich, — d. h. nicht vertragswidrig, aber ohne einen, mit dem Arbeitsverhältnis zusammenhängenden Grund kündigt, so gut als jetzt bereits eine Schadensersatzpflicht für den „zu Diensten höherer Art, die auf Grund besonderen Vertrauens übertragen werden, Verpflichteten“ im deutschen bürgerlichen Gesetzbuch festgelegt ist, wenn dieser nicht vertragswidrig, aber zur Unzeit und ohne wichtigen Grund kündigt (§ 627 BGB.), — das sind so einige der Richtpunkte, welche die künftige Entwicklung des Arbeitsvertrags anzustreben hat.

Im Björnsonschen Stück, um nochmals auf dasselbe zurückzukommen, ist geschildert, wie Holger die Fachvereine der Arbeiter unterdrückt, selbst aber einen „Fachverein der Fabrikanten“ bildet, und jede Verhandlung vor einem Schiedsrichter, „worin die Arbeiter gleichsam eine Zukunft erblicken,“ schroff abgelehnt hat. Es endet damit, daß nach dem furchtbaren Unglück Rahel den Entschluß faßt, Holger „zu bitten, daß er die Arbeiter empfängt; denn einer muß den Anfang machen mit dem Vergeben“. Was hier nach einem Graus von Not, Elend und Verbrechen erbeten werden soll, — die Verhandlung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter als Gleichberechtigten —, das hat, wohl dem Dichter unbewußt, das Gesetz schon in manchen Staaten erzwungen, eine ähnliche Greuel zu verhüten, wenn der Dichter auch für uns dem Gesetz vorausgeeilt ist.[1])

[1]) Wer sich für die angedeuteten Rechtsfragen interessiert, sei verwiesen auf Lotmar, Tarifverträge zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern; und Lotmar, der Arbeitsvertrag, S. 110 ff. S. 250; ferner auch Flesch, Zur Kritik des Arbeitsvertrags, und Flesch, in der deutschen Juristenzeitung vom 1. Juni 1901, wo auch die bezüglichen Gesetze — von Genf, Neu-Seeland; verschiedenen Unionsstaaten usw. —; und Gesetzentwürfe angeführt sind. — Der vorliegende Aufsatz ist übrigens bereits vor zwei Jahren geschrieben; lediglich ein, auf den Streik im Ruhrrevier bezugnehmender Satz ist jetzt, vor der Drucklegung, in das Manuskript eingeschoben, während sonstige Zusätze und Parallelen zur unmittelbarsten Gegenwart absichtlich vermieden sind.

Weltlage und Parteipolitik.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es ist nicht ganz leicht, gerade jetzt über unsere deutsche Weltlage zn reden, denn die Klagerufe vom Hererolande und die unsagbaren Opfer des russisch-japanischen Krieges machen selbst solche Staatsbürger scheu gegenüber aller äusseren Politik, die sonst in einfacheren Zeitläufen gern bereit sind, das offizielle Mass von Patriotismus zu beweisen und über vaterlandslose Gesellen sich pflichtgemäss zu ereifern. Das doppelte Gefühl, dass alle Machtpolitik ungeahnte Gefahren in sich trägt und dass alle Kriege voll von Barbarei sind, gewinnt auch im gebildeten Bürgertum an Stärke und bedroht den so wie so nicht übermässig starken politischen Sinn der Deutschen. Was nützt es, Bismarcks grosse Gestalt an die Wand zu malen? Ja, wenn wir Bismarck hätten, dann wüssten wir, dass unsere Opfer einen Zweck haben, aber jetzt unter Bülow ist jene starke Garantie für erfolgreiche Verwendung nicht vorhanden, jetzt genügt es, die Verteidigung zu organisieren und weltpolitisch bescheiden zu sein! Haben wir für diese bescheidenere Aufgabe nicht längst genug Soldaten und Schiffe? Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, kommt darin um. Es ist also, so hören wir, heute ein ehrlicher Dienst an der Gesamtheit, den übertriebenen Ideen von Grossmachtsstellung entgegenzuarbeiten. Machen wir eine billige und nüchterne Politik! Alles andere ist vom Übel. So klingt es vor allem fast auf der ganzen politischen Linken.

Und wie ist das alles so einleuchtend für alle die, die wenig Weltgeschichte kennen! Sie können nicht wissen, dass die Lage des Deutschtums auch ohne alle Fehler, die von uns gemacht werden können, in der Tat voll grosser Gefahren ist, da sie kein Gefühl dafür haben, ein wie neues geschichtliches Ereignis die preussisch-deutsche Macht ist. Da sie selbst sich längst mit der Tatsache des Deutschen Reiches vertraut gemacht haben und trotz vieler Kritik an ihrer zeitweiligen Vertretung die Idee des Reiches für unzweifelhaft halten, so haben sie keine rechte Empfindung dafür, dass für die übrigen europäischen Staaten die Bismarckische Gründung noch keineswegs zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Man muss aber nach aller früheren geschichtlichen Erfahrung annehmen, dass es in allen fremden Regierungen Strömungen gibt, die die Rückgängigmachung der Periode von 1866 und 1870 nicht aus dem Auge verlieren und beständig bereit sind, Schwierigkeiten und Reibungen in diesem Sinne zu benutzen. Um dieser heimlichen Gefahren willen schloss Bismarck die bekannten Bündnisse, aber er gerade war es auch, der uns lehrte, papierne Abmachungen nicht für absolut zuverlässige Schutzmittel anzusehen. Wir wissen aus seinen Gedanken und Erinnerungen, wie ernst er die Umtriebe der Diplomatenzunft im allgemeinen genommen hat und wie hohen Wert er darauf legte, selber

eine gefürchtete Macht in Händen zu haben. Ist es nun etwa wahrscheinlich, dass heute weniger heimlich geschoben und geplant wird? Offiziell ist überall Friede, aber die Welt selber müsste eine andere geworden sein als früher, wenn diese offiziellen Klänge die ganze Wahrheit wären. Es kann noch immer der Zeitpunkt eintreten, wo die Lage Friedrichs II. von Preussen sich für das heutige Deutschland erneuert: Feinde ringsum.

Man glaubt es aber nicht, denn man sagt: in Österreich herrscht nicht nur beim alten Kaiser absolutes Friedensbedürfnis sondern auch im ganzen Gewirr der vielsprachigen Doppelmonarchie; in Russland fehlt alles, was zu einem neuen Kriege nötig sein würde, Geld, Truppen, Führer und innerer Friede; in Frankreich gewinnt der Friedensgedanke immer mehr an Boden und die Schwierigkeit, die Truppenziffer hochzuhalten, wird alle alten Revanchegedanken dämpfen; und England denke trotz etlicher unbedachter Pressstimmen nicht daran, sich in irgendeinen europäischen Krieg zu verwickeln, da es ja stets die Kunst geübt habe, sich vom kontinentalen Kriegsschauplatz nach Möglichkeit fernzuhalten. Das ist auch alles in gewissem Masse richtig. In jedem Staate gibt es jetzt wie immer ganz überwältigende Gründe für den Frieden, nur ist eben das die bittere Lehre der Vergangenheit, dass diese Gründe nicht das ganze Denken der Fürsten und Völker füllen und dass die Sorge, das Deutsche Reich könnte in 50 Jahren noch mächtiger und unüberwindlicher sein als heute, vom Standpunkt des Auslandes aus keineswegs gegenstandslos ist.

Jedenfalls ist alle Vertrauensseligkeit vom Übel. Von Zeit zu Zeit beleuchtet irgendeine Mitteilung die Lage. Das englisch-französische Abkommen über Ägypten und Marokko gehört in diese Reihe. Und ist nicht ganz Europa einem Lagerhaus vergleichbar, über dessen Tür steht: Vorsicht beim Gebrauch von Licht und Zündstoffen? Ob man von Albanien redet oder von Triest, von Belgrad oder vom Bosporus, von Krakau oder Warschau, von Metz oder Antwerpen, immer gibt es Gedanken und Erinnerungen. Einige alte Streite verblassen, aber neue tauchen auf, und zu den Stellen Europas, die nicht ganz feuerfest sind, kommen für alle grösseren Staaten sehr exponierte Ansiedlungen in anderen Erdteilen. Irgendwo kann ein Konflikt anfangen, der uns zunächst nichts angeht, dessen Folgen aber bis zu uns greifen. Es war beim Auslaufen der russischen Flotte nach Ostasien nahe genug, dass wir den Zusammenhang aller politischen Vorkommnisse untereinander am deutschen Leibe zu spüren bekamen. Die Gefahr ging gnädig vorüber, wer aber garantiert uns, dass es immer so geht? Und vor allem, wer würde es uns garantieren, wenn wir schwächer wären?

Es ist in solcher Lage eine falsche Idee, bloss die Heimat verteidigen zu wollen. Was heisst verteidigen? Man kann sich in Afrika verteidigen müssen oder am Gelben Meere, wenn es die Lage so mit sich bringt. Und selbst wenn wir wirklich alle Aussenforts unserer Macht aufgeben würden und nur den umgrenzten Heimatboden selber verteidigen wollten, so würden wir doch alles daransetzen müssen, Angreifer sein zu können.

Der Gedanke der blossen Verteidigung ist ein halbgedachter Gedanke. Wer überhaupt kampfbereit sein will, muss Offensive und Defensive gleichmässig handhaben können. Ist also die deutsche Weltlage im ganzen ebenso gefährlich wie jemals, so müssen wir aus dieser Lage trotz Bülows Friedensreden die alten Bismarckischen Konsequenzen ziehen: Herstellung der technisch vollkommensten Kampfbereitschaft, die uns volkswirtschaftlich möglich ist. Das muss Volksprogramm im ganzen werden, denn was sind alle unsere Parteiunterschiede gegenüber der politischen Grundfrage: Können wir unsere politische Macht im nächsten halben Jahrhundert erhalten? Wir müssen darüber hinwegkommen, dass es militärische und antimilitärische Parteien gibt. Im heutigen Deutschland unmilitärisch sein zu wollen, ist ein Irrtum, der sich nur aus veralteten Gewohnheiten und undurchdachten Gefühlen erklären lässt, eine höchst schädliche Tradition der Parteien auf der linken Seite, die zahllose Mitbürger diesen Parteien entfremdet. Und mag auch jetzt eben, wie wir anfangs sagten, die allgemeine geistige Stimmung gegen Macht und Waffen sein, so sollten dennoch die Parteien, die erst aufwärts steigen wollen, sich hüten, eine solche Schwachheitsstimmung sich zu eigen zu machen. Es genügt ein politisches schweres Gewitter, so verkehrt sich diese Stimmung in ihr Gegenteil, und diejenigen haben den Schaden, die sich politisch auf diese Stimmung festgelegt haben. Das ist es, was uns veranlasst, unermüdlich den demokratischen Parteien zu sagen, dass sie sich nicht ausserhalb der Militärfragen stellen sollen.

Nun antworten diese Parteien, es sei überhaupt ganz falsch, sie als antimilitärisch anzusehen. Selbst Bebel redet in wackeren Tönen von Vaterlandsverteidigung und kein Parteiprogramm verneint die Heeresfragen von vornherein. Ja, wenn es in der Politik genügen würde, rein theoretische Bekenntnisse abzulegen, so könnten alle Parteien ohne Ausnahme eine gewisse Militärfreundlichkeit für sich in Anspruch nehmen, aber die papierene Bereitwilligkeit reicht in der Wirklichkeit nicht aus. Das Volk fragt: stimmt ihr dafür oder dagegen? Es wählt in ruhigen Zeiten vielfach gerade deshalb, weil gegen Heer oder Flotte gestimmt werden soll. Es wird in bewegten Zeiten die verwerfen, für die es früher sich hingab. Dann werden die theoretischen Programme gar nichts nützen. Wenn einmal der Ernst der deutschen Weltlage, der heute nur einer Minderheit wirklich klar ist, durch ein geschichtliches Vorkommnis dem ganzen Volke deutlich wird, dann hilft voraussichtlich selbst die oft und mit Recht gerühmte sozialdemokratische Disziplin nichts und es gibt kein Halten. Die Masse will dann mit Leuten gehen, die in Waffenfragen fest waren. Auf diese Weise kann eine politische Gefahr nach aussen zugleich die grösste Gefahr für den Freiheitsgeist im Innern werden. In der Not des Vaterlandes erscheinen dann die Konservativen, Nationalliberalen und auch die Zentrumsleute als die einzigen vertrauenswürdigen Männer und aller Liberalismus und Sozialismus erleben einen noch viel grösseren Rückschlag, als jetzt durch die Zänkereien in ihrem Lager. Vor diesem Rückschlag der irgendwann mit Notwendigkeit kommt, wenn die heutige Praxis beibehalten wird,

soll und muss die Linke sich hüten. Jeder kommende Krieg oder Kriegslärm macht bei heutiger Sachlage Deutschland antiliberal. Und es wäre verwegen, die ganze freiheitliche Politik auf die schwache Möglichkeit hin zu treiben, dass wir nochmals 30 Jahre Frieden haben werden.

Aber, so sagen Männer der Linken: gerade durch unser Verneinen verhindern wir den Krieg! Das ist jedoch eine grosse Selbsttäuschung. Auf welche Weise soll denn die Verhinderung vor sich gehen? Das, was die Regierung an Waffen für nötig hält, bekommt sie doch, und wenn sie es nicht sofort erhält, so genügt in Heer- und Flottenfragen eine Reichstagsauflösung. Kleine Handelsgeschäfte des Zentrums können über diesen Sachverhalt nicht täuschen. Das Zentrum wird stets Kleinigkeiten streichen, um die Hauptsache zu bewilligen. Und wie soll sonst die Verhinderung gedacht werden? Meint man, dass das blosse Vorhandensein einer antimilitärischen Stimmung Kriege verscheuchen könne? Ja, wenn diese Stimmung innerhalb der mächtigen Schichten auftritt, kann sie stückweise Erfolg haben, aber als Stimmung der oppositionellen Minderheit ist sie völlig ohne Wirkung. Alles antimilitärische Pathos der Linken hat nur agitatorischen Wert und ändert an den Dingen gar nichts.

Es ändert heute nichts, aber wenn einmal die Linke herrschen wird, dann wird sich dieses Pathos in Taten umsetzen! Wenn einmal! Auch wir glauben an einen zukünftigen Sieg der Linken, aber nur unter der Vorbedingung, dass sie sich in Militärfragen zu Verhandlungen bereitfinden lässt. Ohne Machtpolitik keine Macht! Eine Linke, die in den Fragen der politischen Weltlage schwach ist, wird nie in die Führung der Nation einrücken können. Die Monarchie wird bis zum Tode für das Heer kämpfen, weil sie mit diesem Heere steht und fällt, und wer kann glauben, dass die deutsche Linke Monarchie und Heer zu überwinden stark genug sein werde? Sie kann im besten Falle in die Stelle einrücken, die heute das Zentrum hat, aber ein Sturz aller vorhandenen Mächte ist völlig ausgeschlossen, sowohl im Frieden wie im Krieg, denn im Frieden fehlt die revolutionäre Erregung und im Krieg wird alles innerpolitische Interesse vom Kriegsproblem selber verschlungen.

Das also, was die Linke tun soll, ist: sie soll die Weltlage Deutschlands zu ihrer Sorge und Angelegenheit machen! Es handelt sich nicht darum, blindwütig zu bewilligen, nur um heute oder morgen bei Hofe Liebkind zu sein. Das wäre sehr dumm und nur geeignet, die Linke vor sich selbst und anderen verächtlich zu machen. Ein blosses überzeugungsloses Paktieren stärkt keine Partei. Was wir verlangen ist mehr: die Linke soll das staatliche Machtproblem unter ihre Lebensfragen aufnehmen und ihren Fleiss und Scharfsinn diesen ersten und grössten Schwierigkeiten des Staates zuwenden. Aus jeder ernsten Beschäftigung mit der Weltlage kommt ganz von selbst eine gewisse Zustimmung zu den Kampfmitteln des Staates. Nur um diese handelt es sich, nicht um gedankenlose Anerkennung dessen, was an Kriegsmitteln eben vorhanden ist. Es ist sehr wahrscheinlich, dass eine energische

Vertiefung in die Machtfragen das Interesse an militärischen Reformen vermehren wird. Es ist auch wahrscheinlich, dass dabei ein Teil der Forderungen, die heute von Sozialdemokraten und Demokraten an das Heer gestellt werden, erst recht bekräftigt und gehoben werden. Die Linke muss ein Heeresreformprogramm haben und kann nicht einfach das gutheissen, was sie durch viele Jahrzehnte bekämpft hat. Sie muss dem Volke deutlichmachen, dass sie ein besseres und wirksameres Heer will, als das Heer der Junker. Sie muss den höchsten Ehrbegriff nicht nur der Offiziere, sondern auch der Mannschaften fordern, die möglichste Verwendung technischer Hilfsmittel, die beste Benutzung aller neuen Kriegserfahrungen. Das Heer soll eine moderne Einrichtung sein, die sich dem Zeitalter der Maschine so vollkommen wie möglich anpasst. Ein rückständiges Heer hat keinen Zweck; da wir einmal ein Heer brauchen, so soll es das beste sein, das es geben kann. Diese Vervollkommnungstendenz muss in der Linken durchbrechen und sich als positive Kraft zeigen. Das Volk muss glauben können, dass es auch sein äusseres Schicksal den Parteien der Linken anvertrauen kann. Und es wird erst dann glauben, wenn es irgendwelche parlamentarische Taten sieht, die mehr sind als reine Kritik. Erst unter dieser Voraussetzung wird die Linke auch bewegte politische Zeiten ohne Angst kommen sehen können, denn auf dieser Grundlage kann sie es dann sein, die für die Tage des Kampfes, wo die Fürsten von den Massen abhängen, das rechte Wort findet, das der Freiheit hilft, ohne den Staat zu schädigen.

Alle grossen Fortschritte der politischen Freiheit haben mit Revolutionen oder Kriegen zusammengehangen. Da wir in Deutschland mit einer Revolution weder rechnen können noch wollen, so wird möglicherweise der nächste Krieg die nächste Gelegenheit sein, wo die Monarchie sich dessen bewusst wird, wie unendlich viel ihr am Patriotismus der Masse gelegen sein muss. Sie wird bereit sein, einen neuen Aufruf „An mein Volk“ ergehen zu lassen. Dann müssen die Kräfte dasein, die die Lage erfassen. Und sie sind nicht da, wenn sich der Liberalismus und die Sozialdemokratie nicht mit der Weltlage des Deutschtums vorher beschäftigt und ihren Patriotismus politisch gestaltet haben.

Gewiss, das ist nur eine Möglichkeit! Was aber unter allen Umständen bleibt, ist die Gefahr unseres verhältnismässig jungen Deutschen Reiches an sich. Diese Gefahr unterschätzen, heisst für grosse Parteien, sich selbst vom Gang der zukünftigen Dinge auszuschliessen.

Rundschau.

*

Aus dem Lager des musikalischen Rückschritts.

Welsche Preisopern.

Zwei steinreiche Verleger beherrschen das italienische Musikleben: Tito Ricordi und Edoardo Sonzogno. Arcades ambo. Ricordi verfügt über die Partituren Verdis; auch steht ihm das Recht zu, in seinem Vaterlande einen miserabel übersetzten Wagner von Krawattl-Tenoren zu Tode quaken zu lassen — ein Recht, von dem er zeitweilig Gebrauch macht, um mit seinem Bestand an Klavierauszügen zu räumen. Sonzogno ist Politiker und Mäcen dazu. Im „Secolo", dem Leibblatt aller Droschkenkutscher und ungewaschenen Sozialisten in der lombardischen Hauptstadt, plädiert er für Umwandlung des Königtums Italien in eine Republik, die Frankreich die Schleppe nachtragen soll. Denn Sonzognos größter Schmerz ist, nicht in Paris geboren zu sein. Vermutlich heftet er sich das rote Bändchen der Ehrenlegion sogar an die Unterhosen. Als Favoritkomponisten erkor er sich naturgemäß den seichten, geleckten, sentimentalen Winsler Jules Massenet; Rossini, Mozart und Wagner vereinigt gäben für ihn noch keinen halben Massenet. Von Zeit zu Zeit veranstaltet er Opernkonkurrenzen. Keineswegs, um für seinen Verlag Reklame zu machen. Denn als gewiegter Politiker weiß er zu gut, daß jeder Reklameheld über kurz oder lang in einem noch gewiegteren Reklamehelden seinen Meister findet — wie beispielsweise Edoardo Sonzogno in Pietro Mascagni. Vielmehr ist es allein die innere Stimme, die den durch die „Cavalleria" berühmt gewordenen Verleger dazu treibt, gelegentlich wieder ein Preisausschreiben mit einigen zehntausend Francs zu spicken. Nun gibt es sehr liebenswürdige Zufälle. Ist es nicht ein solcher, wenn bei einem derartigen Wettbewerb ein junger Tonsetzer, Namens Dupont, den ersten Preis davonträgt, der, wie seine „Cabrera" ausweist, gar kein dramatisches Talent besitzt, aber just der Lieblingsschüler des Lieblingskomponisten des freigebigen Verlegers ist und — wieder ein freundlicher Zufall! — das von ihm vertonte Libretto aus der Hand des Lieblingslibrettisten seines Meisters empfangen hat? Die hochangesehenen Namen der Preisrichter bürgen fraglos dafür, daß von den 247 Partituren, durch die sich die Herren mit höchster Opferwilligkeit hindurcharbeiteten, die der „Cabrera" noch die verhältnismäßig beste ist. Wer den seinerzeit mit zur engeren Konkurrenz zugelassenen „Manuel Menendez" von Filiasi gehört hat, kann jedenfalls bestätigen, daß dieses mit einem kräftig eingetunkten Besenstiel geschriebene Werk noch weniger taugt. Doch läßt sich eine Frage nicht unterdrücken. Warum gingen die Mitglieder der Jury nach getaner Arbeit nicht zu Sonzogno und sagten: „Großer Verleger! Der Himmel wolle deine Güte tausendfach lohnen! Gern hätten wir dir bestätigt, daß dir Talente auf der flachen Hand wachsen. Doch das einzige unter allen eingelaufenen Werken, in dem sich ein Musiker von einigem Geschmack zu erkennen gibt — es enthält zwar verschiedene hübsche lyrische Nippsächelchen und ist sauber, dazu in seiner Harmonik beinahe modern auslackiert. Aber es ist gegen das Theater geschrieben. Darum, o huldreicher Beschützer der Künste, schlagen wir vor, daß diesmal von Rechts wegen niemand den Preis erhält. Vielleicht legst du die 50000 Francs einstweilen bei der Banca commerciale zinsbar an und erläßest ein weiteres Ausschreiben. Wir sind willig, den Einlauf wiederum in Treuen durchzuschauen. Großer Verleger, sei gnädig!" Ja, warum mögen die Richter nicht also gesprochen haben?

Und noch eine zweite Frage: Wie ging es eigentlich zu, daß eine stattliche Reihe von deutschen Bühnen um die Aufführung der „Cabrera“, jenes Bastards von Mascagni und Massenet, sich eifrigst bemühte? Daß ihrer verschiedene sogar den „Menendez“, der weiter nichts als eine zwanzigfach verdünnte „Cavalleria“ ist, nicht verschmähen? Wohlgemerkt: es handelt sich meist um Theater, die ihre Pflichten gegen die deutschen Tonsetzer der Gegenwart recht saumselig erfüllen. Wohlan denn, meine verehrten Herren Direktoren: nehmen Sie sich freundlichst einmal die Mühe, nur ein paar oberflächliche Blicke in die Klavierauszüge zur „Cabrera“, zum „Menendez“ zu werfen, und unmittelbar darauf ein und das andere Werk unserer einheimischen Jungmeister auch nur ganz obenhin zu durchblättern. Wenn Sie nicht im Umsehen gewahr werden, daß hier Unterschiede wie zwischen Tag und Nacht vorliegen, wenn Sie nicht alsbald zugeben, daß der den Partituren unserer jungdeutschen Komponisten so oft entgegengeschleuderte Vorwurf, sie seien nicht bühnengerecht geschrieben, auf die Versuche der Maestri Dupont und Filiasi in zehnfach verstärktem Maße Anwendung zu finden hat, dann sage ich Ihnen auf den Kopf zu: Sie haben die welschen Preisopern nicht deshalb zur Darstellung angenommen, weil sie Ihnen gefielen, sondern weil Sie dazu durch Agenten gezwungen wurden, denen Sie aus irgendwelchem Grunde verpflichtet sind!

Das unverdiente Glück, das der Schüler hat, scheint für manche die Notwendigkeit zu erweisen, den altbackenen Ruhm seines Lehrers wieder ein wenig aufzufrischen. Die Zeitungen teilen mit, daß ein Militärmusikmeister von Berlin nach Paris entsandt worden sei, um darüber Bericht zu erstatten, wie ihm Massenets „Cid“ gefiele. Ich habe das flache Machwerk vor achtzehn Jahren bei seiner Uraufführung in der „Académie nationale de musique“ gehört. Es enthält unter anderm einen hohlen, renommistischen „chant de l'épée“, der nach der Ansicht etlicher Hofschranzen vielleicht besser auf die erste Bühne der deutschen Reichshauptstadt paßt als das Schwertlied Siegfrieds. Ob sich an dieser Stätte der „Cid“ unseres lieben Meisters Cornelius bereits eingebürgert hat, darüber wird eines der sechs Bureaux der Verwaltungsabteilung der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele zu Berlin sicherlich Auskunft geben können.

München. Paul Marsop.

*

Der heilige Hies.

Die Leser der Monatshefte erinnern sich der kostbaren Bauerngeschichte vom Februarheft des ersten Jahrganges: Wie der obere Brücklbauer von Ainhofen den Matthias Fottner, den Schuhwastlbuben, auf Geistlich studieren läßt von wegen dem kalten Eid, den er, der Brücklbauer geschworen hat; wie der Hies in Freising auf der Lateinschul in der fünften Klaß zweimal hintereinander sitzen bleibt, weil ihm das Griechische gar nicht eingehen will; wie er darauf beim Leibregiment einspringt; wie er aber gleichwohl nach Rom kommt, und nach sieben Jahren soweit poliert ist, daß sie ihn zur Primiz entlassen können; wie er endlich, anstatt zu den wilden Hindianern, nach Graubünden geht, wo die Leut auch deutsch reden, „und am Spieß braten sie bloß Hühner und Gäns, aber keine Glaubensboten. Dort wirkte Matthias Fottner in Ruhe und Frieden und wog bald dritthalb Zentner, kein Pfund weniger.“ Diese Geschichte ist nun (bei Albert Langen in München) gesondert erschienen. Ignaz Taschner hat sie mit prachtvoll bäuerlichen Bildern, Rahmen, Zierleisten, mit Vorsatz und Deckelzeichnung geschmückt: kräftig und selbständig, voller Freude am sicher hingesetzten Strich, an ruhiger Fläche, an bunter und lustiger Farbe. Alles, sogar Papier und Schriftgattung, paßt famos zusammen, und so darf das Buch ein kleines Meisterstück stilgerechter Ausstattung heißen.

Es war kein kleiner Spektakel, den Ludwig Thomas Heiliger Hies vor just einem Jahre verursachte. Man war gekränkt, stellenweise empört. Man klagte Ludwig Thoma

an, den wackeren altbayerischen Bauernstand lächerlich gemacht zu haben. Man warf ihm Verhöhnung der Geistlichkeit vor. Man griff die Monatshefte an, die den Heiligen Hies gebracht hatten. Eine Nummer, die ich zufällig in einem Café in die Hand bekam, zeigte am Rande der harmlosen Geschichte die entgegengesetztesten Ausrufe, von „Pfui!" und „Bravo!" an, bis zu den stärksten. Am gelindesten tadelte noch ein alter Herr, der uns auf einer Postkarte versicherte, er habe zwar beim Lesen des Heiligen Hies sich halbkrank gelacht, aber er finde es doch äußerst unpassend, daß wir so etwas veröffentlicht hätten. Auch gegen die Wilderergeschichte, die unser heuriges Januarheft enthielt, wurde der Vorwurf der Roheit erhoben. Dies ist nun einzig und allein eine Frage des Stiles. Der Prosaiker Thoma hat sich in seinen Lausbubengeschichten und seinen Erzählungen aus dem Leben der Bauern und Jäger einen außerordentlich persönlichen Stil geschaffen, der über allem rein Literarischen steht. Er erzählt knapp, mit dürren, trockenen Worten, wuchtig, scheinbar kunstlos; seine Sprache nähert sich der gesprochenen Rede und geht dem Dialekte durchaus nicht aus dem Wege. Man lese sich das „Schneehendlpfeifen" einmal laut vor, vergegenwärtige sich Erzähler und Zuhörer, und man wird finden, daß Thomas Erzählungstechnik, wie bei nur wenigen anderen Erzählern, notwendige Form ist. Geschehnis und Stil decken sich bei Thoma; sie sind so unlöslich, daß man sich den Vorgang gar nicht anders erzählt denken kann. Was jedoch die Geschehnisse selbst betrifft, so ist man leider viel zu rasch mit einem falschen Schlusse bei der Hand. Anstatt aus der Geschichte zu lesen: „Es gibt solche Bauern, solche Geistliche", liest man: „So sind die Bauern, die Geistlichen alle miteinander". Man imputierte dem Erzähler eine Tendenz, um gegen sie wettern zu können. Speziell im Falle des Heiligen Hies war ein starkes Stück Heuchelei mit im Spiele. Man entrüstete sich über den „kalten Eid" des oberen Brücklbauern, und deklamierte über die Verleumdung des wackeren altbayrischen Bauernstandes. Warum läßt aber ein erfahrener Verhandlungsleiter sorgfältig alle Fenster des Sitzungssaales schließen, wenn es zum Schwur kommt? Warum schreit er ganz energisch den Schwörenden an: „Tun Sie Ihre linke Hand vor?" Weil eben der „kalte Eid" vorkommt, immer noch vorkommt; weil der Richter manchmal beinahe sicher weiß, der Mann vor ihm schwört einen Meineid und weil er wenigstens das Seine tun will, ihn daran zu hindern! Ein alter Landrichter erzählte mir einmal, daß er damals wie man noch vor Kruzifix und brennenden Wachskerzen schwor, in zwei ganz verzweifelten Fällen dem Gerichtsschreiber Anweisung gegeben habe, bei den Worten „bei Gott dem Allmächtigen" dem Tisch einen Rucker zu geben, so daß Kreuz und Kerze ins Wanken kamen: in beiden Fällen wurde der Schwörende käsweiß und stammelte: „I moan, i tua mi do liaba vergleicha." Der Meineid war glücklich verhütet. Entweder man weiß, daß trotzalledem noch „kalte Eide" vorkommen: dann wird man es Thoma nicht ankreiden, wenn er davon erzählt; oder man weiß es nicht: dann mache man die Ohren auf und den Mund zu, wenn von Bauernsitten die Rede ist! Wunderlich war die Wirkung des Heiligen Hies in geistlichen Kreisen. Manche Geistliche drückten der Redaktion mündlich oder schriftlich ihre größte Freude über Thomas Erzählung aus, andere waren empört. Die einen wie die anderen waren vollkommen im Irrtum, wenn sie bei Thoma eine Satire suchten. Zum Satiriker ist Thoma viel zu sachlich; er erzählt einfach, was er erfuhr und erlebte. Daß wir gezwungen sind, auf solche Details einzugehen, ist ein Beweis dafür, wie nervös man in gewissen Kreisen geworden ist: hinter jedem Worte sucht man Tendenz, und am liebsten hätte man Bücher so farblos, geruchlos und geschmacklos wie destilliertes Wasser. Unsere Leser werden vor einem Jahre den Heiligen Hies ohne Voreingenommenheit, rein als humoristisches Kunstwerk genossen haben. Wenn sie die schmucke Separatausgabe zur Hand nehmen, werden sie sich doppelt der lustigen und harmlosen Geschichte freuen.

München. J. Hofmiller.

*

Der Zürcher Maler Rudolf Koller.

Ein Sechsundsiebzigjähriger ist am 9. Januar auf dem Zentralfriedhof in Zürich, der Gottfried Kellers Asche birgt, beigesetzt worden: ein echter Künstler, ein Maler, den wenigstens in der deutschredenden Schweiz sozusagen ein jeder kannte, der sich überhaupt für Künstlernamen interessiert. Freilich, der schweizerischen Popularität Rudolf Kollers, an dessen Tierbildern in den Museen und Ausstellungen bis hinab zu den bescheidensten Reproduktionen in volkstümlichen illustrierten Zeitschriften sich Reich und Arm, Alt und Jung, Kenner und Harmlose rein ästhetisch oder wesentlich stofflich erfreuten — dieser Popularität in der Heimat entsprach das Bekanntsein außerhalb der Schweiz durchaus nicht. In Floerkes Böcklinbuch steht ein scharfes Wort Gottfried Kellers über Rudolf Koller, weil dieser nicht im Ausland in Konkurrenz trete und sich einzig auf den engen Bereich seiner Vaterstadt und seines Heimatkantons glaube verlassen zu dürfen. Ob der Ausspruch wörtlich so fiel, ist gleichgültig, Tatsache ist, daß Koller den deutschen Kunstkreisen in den letzten Jahrzehnten fast ganz aus den Augen kam. Von Sammlungen in Deutschland besitzt unseres Wissens nur die Dresdner Galerie ein Werk des Künstlers, und dieses ist eine Schenkung Otto Wesendoncks. In München, Stuttgart, Karlsruhe sucht man Koller umsonst. Wer aber einmal das Zürcher Künstlergut besucht hat, namentlich in den letzten Zeiten, die der kleinen Sammlung die notwendige Entlastung und Säuberung vom überwuchernden Unbedeutenden und damit ein völlig neues Aussehen gebracht haben, der wird, nicht nur weil schon numerisch ein entscheidender Akzent auf Rudolf Koller fällt, diesen Namen sich ein für allemal merken, sondern weil ihm an den Wänden dieser Sammlung unter den nahezu drei Dutzend Arbeiten Kollers eine stattliche Zahl als ganz ausgezeichnete Kunstwerke in die Augen fallen und sich ihm einprägen wird. Sieht der Besucher sich genauer um, so wird er finden, daß dieser Maler schon in sehr jungen Jahren über ein erstaunlich reifes Können verfügte, was um so bemerkenswerter ist, als er sozusagen nie längere Zeit hindurch einen regelrechten Unterricht genossen hat, und daß ihm bis in sein hohes Alter hinauf — ein volles halbes Jahrhundert umfassen die Bilder in der Zürcher Sammlung — ein entschiedener Sinn für das bildmäßig Wirksame erhalten geblieben ist, mochten auch infolge der immer mehr den Dienst versagenden kranken Augen die malerischen und zeichnerischen Qualitäten bedeutende Einbußen erlitten haben.

Noch eine Entdeckung wird beim Betrachten dieser reichsten öffentlichen Sammlung von Koller-Arbeiten sich bald und von selbst einstellen: daß die Studien, die da beieinanderhängen, an künstlerischem Werte sich kühnlich mit den fertigen Bildern messen können, ja daß ihnen zum Teil fraglos der Sieg zufällt. Ich entsinne mich noch aufs lebhafteste des gewaltigen Eindrucks, den bei der zu Rudolf Kollers 70. Geburtstag im Jahre 1898 in Zürich veranstalteten Jubiläumsausstellung die zum ersten Male in reichster Fülle zugänglich gemachten Studien hervorriefen. Sie wirkten wie eine künstlerische Offenbarung. Gegenüber den sorgsam gemalten, in der Komposition wohl überlegten, rund und fertig gemachten Gemälden gaben sie das Naturobjekt — Tier oder Landschaft, oder beides zusammen, daneben auch ausnahmsweise bloß Figürliches — mit einer temperamentvollen Ursprünglichkeit, mit einer Kraft und Frische des Malerauges, mit einer sichern Meisterschaft des breiten, saftigen Pinselstrichs, die geradezu entzückten. Hier hatte man den Maßstab für das große, selbständige Können dieses Malers, der ein Autodidakt genannt werden darf noch in höherem Grade als Arnold Böcklin, sein Studienfreund von Düsseldorf her.

Koller, der Sohn eines ehrsamen Zürcher Metzgermeisters und Gastwirts — die Ahnen waren im Mittelalter aus Schwabenland nach Zürich gekommen und ansässig geworden — war als Achtzehnjähriger nach Düsseldorf gezogen, 1846. Vorher hatte der Jüngling, dessen Malerlaufbahn der Vater keine Schwierigkeiten in den Weg stellte, freilich auch keine opferfreudige Unterstützung angedeihen ließ, auf dem württembergischen

Gestüt in Scharnhausen Pferdestudien gemacht; das edle Pferd hat er dann auch späterhin neben seinen geliebten Rindern niemals vernachlässigt. In der rheinischen Akademie zeichnete er sich rasch durch sein Talent aus; aber viel Förderung für seine Lieblingsaufgaben fand er nicht. Der Wandertrieb erwachte. Arnold Böcklin, einige Monate älter als der im Mai 1828 geborene Koller, war der Reisebegleiter. Professor Adolf Frey hat uns in seinem wertvollen Buche über Böcklin aus den Briefen und Erinnerungen Kollers heraus diese Erstlingsjahre der zwei Künstler geschildert: wie sie nach Belgien kamen und von da nach Paris, auf eigene Faust das Studium sich gestaltend, die großen Alten verehrend und von ihnen lernend, im übrigen sich auf ihr eigenes Auge und ihr eigenes Talent verlassend. Die Februarrevolution mit ihren Folgen hat dann beide in die Heimat zurückgetrieben. Für Koller gab es später doch noch einen Abstecher nach München, zu dem er sich die Mittel ermalt hatte. Jedoch von 1852 an setzte er sich in der Vaterstadt fest und blieb ihr treu. Er erwarb sich später zu einer treuen Gattin ein stattliches Gut am See, draußen am sogenannten Zürichhorn; dort hielt er sich seine Tiere, studierte sie auf der Wiese unter den prächtigen alten Bäumen und beobachtete sie, wie sie gemächlich vom schilfigen Ufer in den See hineinstampften. Und dann kam die Sommerszeit, wo es ihn in andere Gegenden der Schweiz lockte, ins Gebirge, und überall füllten sich die Mappen mit den herrlichsten Studien. Es gibt Hochgebirgslandschaften von Koller, die es mit allem aufnehmen können, was die alpine Malerei in der Schweiz zutage gefördert hat. Er hat das Rind auch im Gebirge aufs genaueste studiert.

Bis in die 1870er Jahre hinein geht dieses unablässige Studium nach der Natur. Koller hat es leider teuer bezahlen müssen. Er war ein so entschlossener Pleinairist, daß er über dem Arbeiten im vollen Sonnenschein die Rücksicht auf seine Augen vergaß. Das schwere Leiden, das ihn befiel, ist nie mehr völlig gehoben worden, und mit zunehmendem Alter hat sich das Malgeschäft für Koller, dem alle Muße auf den Tod verhaßt war, immer schwieriger gestaltet. Jetzt fanden die Reichtümer an Studien ihre Verwertung: sie dienten als Basis zu den Bildern, an die, wie schon erwähnt, Koller bis zuletzt eine ungemein große Sorgfalt in bezug auf Komposition gewendet hat. Es hat ihn oft bitter geschmerzt, daß die Kunstfreunde auf diese Werke nicht mehr mit rechter Freude und Kauflust eingehen mochten; aber es war nun eben einmal Tatsache, daß sich diese Arbeiten an künstlerischem Feingehalt (namentlich auch koloristisch) mit denen aus der Zeit der vollen Augenkraft nicht messen konnten.

Da Koller nicht nur ein vortrefflicher Tiermaler war — neben Pferd und Rind sind es das Schaf und der Hund, die er mit gleicher Liebe und Treue porträtiert hat —, sondern auch ein feiner Landschafter, der als solcher sich neben den besten schweizerischen Landschaftsmalern sehen lassen darf, und überdies ein gewandter Figurenmaler, so wußte er seine Gemälde abwechslungsreich zu gestalten. Er war um Motive nicht verlegen. Man wird diese da am genießbarsten finden, wo sie ungezwungen aus dem Objekt selbst stammen, wo sie nicht genrehaft zurechtgemacht sind. Von der letztern Art gibt es bei Koller auch verschiedenes; es gehört, wenn er auch selbst andrer Meinung hierüber sein mochte, fast durchgehend nicht zu seinen glücklichen Würfen. Das Schönste gibt er, wenn er seine Tiere sich naturgemäß ausleben und bewegen läßt; besonders werden darum immer diejenigen Bilder fesseln, welche ein einfaches, behagliches Tierdasein, ohne besondere dramatische Situationen und Emotionen, schildern. Da ist dann auch die Kunst Kollers, mit der er dieser ruhigen Beschaulichkeit, diesem breiten Behagen die landschaftliche Folie schafft, die diese stillen Akkorde aufnimmt und weiterleitet, besonders schön und wahr. In solchen Werken gibt er sein Reifstes.

Ein einfacher Mensch mit einfachen Ansprüchen: so war Koller in seiner Persönlichkeit. Dabei ein wahrhaftiger und guter Mensch. Die Weite des Horizonts, wie sein Freund Böcklin sie zeigt, besaß er nicht; aber an seiner Bildung hat er redlich gearbeitet. Die Dichtung war ihm im wahren Sinne eine Schwesterkunst, die er nie vernachlässigte. In der Heimat lagen die tiefsten Wurzeln seiner Kraft. Er hing daher auch

treu an seiner Vaterstadt, und ihre künstlerischen Interessen waren ihm stets eine Herzenssache. Das machte ihn auch der jungen Künstlergeneration vertraut und wert. Gewissen modernen Kunstrichtungen brachte er nicht selten deutlich sich offenbarende, ja polternde Abneigung entgegen. Daß er selbst zu seiner Zeit ein völlig Moderner gewesen war, so modern, daß unter seinen Studien der 1850er Jahre Sachen sind, die heute gemalt sein könnten und zwar von keinem Altmodischen, das vergaß er. Und doch macht gerade dieser freie, selbständige, unakademische Zug in Rudolf Kollers künstlerischem Schaffen seinen höchsten Ruhm aus, zugleich das, was eine ganze Reihe seiner Arbeiten und damit ihn selber vor der Vergessenheit schützen wird.

Zürich. H. Trog.

*

Die stürmischen Szenen auf dem Antialkoholkongreß.

Der Allgemeine deutsche Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus sendet uns zu dem Aufsatz von Professor Martin Hahn im Novemberheft folgende

„Berichtigung.

Die stürmischen Szenen auf dem letzten internationalen Antialkoholkongreß zu Bremen sind, wie die offiziellen Stenogramme beweisen und wie auch von Vertretern der Mäßigkeitsbewegung rückhaltlos zugegeben wurde, nicht durch Abstinenten hervorgerufen worden."

Hierzu bemerkt der Verfasser jenes Aufsatzes:

Die angebliche „Berichtigung" bezieht sich augenscheinlich auf folgenden Satz meines Artikels: „Wenn diese letztere Gruppe (sc. Abstinenzler) aber überhaupt auf großen Zulauf rechnen will, so muß sie vor allem ihre Tonart etwas mäßigen. Der letzte Kongreß war nicht dazu angetan, dem großen Publikum zu beweisen, daß ein irascibles Temperament besonders häufig eine Folge des Alkoholgenusses sei". Wie ersichtlich, habe ich weder behauptet (wie berichtigt wird), daß „die stürmischen Szenen von den Abstinenten hervorgerufen seien", noch überhaupt in diesem Teile meiner Ausführungen einen strikten Gegensatz zwischen Mäßigen und Abstinenten aufstellen wollen. Ich bin durchaus nicht gewillt für die Tonart der „Mäßigen" auf jenem Kongreß einzutreten. Im übrigen ist für die „Tonart" nicht der offizielle Kongreßbericht maßgebend: denn es kommt hier nicht allein auf das was gesprochen, sondern auch das „wie . . ." an. Für mich fielen vielmehr die Berichte zweier angesehener medizinischer Fachzeitschriften (Berliner klinische Wochenschrift und Deutsche medizinische Wochenschrift) ins Gewicht, welche übereinstimmend die Tonart rügen. Auch hier haben die Abstinenten zu berichtigen versucht (Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten), aber auch diese Berichtigung wirkt bezüglich des „Tones" nicht überzeugend.

München. M. Hahn.

*

Der Generalstreik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet.

Der allgemeine Ausstand der Ruhrbergleute ist beendet. Am 16. Januar 1905 war einstimmig der allgemeine Ausstand der Bergarbeiter des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers proklamiert worden. Seitdem befanden sich bis 10. Februar zweihunderttausend Arbeiter im Ausstande. Die allgemeine Anschauung, der Streik werde kaum zehn Tage dauern können, ist durch die Tatsache widerlegt worden, daß erst am 8. Februar die Führer der Organisationen die Wiederaufnahme der Arbeit empfahlen. Der größte Ausstand, von dem die Geschichte der Arbeiterbewegung zu berichten weiß ist vorbei. Und niemals ist ein solcher Riesenstreik, der sich auf ein weites Industriegebiet erstreckt, so musterhaft ruhig verlaufen, wie der Bergarbeiterausstand des Jahres 1905. Im Jahre 1889 streikten gegen 90000 Bergleute des Ruhrreviers, 1902 stellten am 23. Oktober 145000 pennsylvanische Arbeiter die Tätigkeit ein.

Was bedeutet der Kohlenbergbau des Ruhrgebiets für das Deutsche Reich, für seine Industrie?

Die gesamte Stein- und Braunkohlengewinnung der Erde wurde für 1903 auf rund 875 Mill. t geschätzt. Davon wurden produziert: in den Vereinigten Staaten: 1885: 100 Mill. t, 1903: 326 Mill. t. In Großbritannien und Irland: 1885: 162 Mill. t, 1903: 234 Mill. t. In Deutschland: 1885: 73 Mill. t, 1903: 162 Mill. t. In Österreich-Ungarn 1885: 20 Mill. t, 1903: 40 Mill. t. Fast ein Fünftel der Weltproduktion entfällt also gegenwärtig auf das Deutsche Reich. Der Anteil des Ruhrgebiets an der deutschen Kohlenproduktion ergibt sich aus folgenden Ziffern: Die Produktion an Steinkohlen im Deutschen Reich betrug 1880: 47 Mill. t, 1890: 70,2 Mill. t, 1903: 116,6 Mill. t. Davon entfielen auf das Königreich Preußen: 42,2 Mill. t, 64,3 Mill. t, 108,8 Mill. t. Im Ruhrgebiet (Oberbergamtsbezirk Dortmund) allein wurde in den gleichen Jahren gefördert: 22,5 Mill. t, 35,5 Mill. t 64,7 Mill. t. Das Ruhrrevier produziert also weit mehr als die Hälfte aller deutschen Kohlenbergwerke. Hingegen betrug die bayerische Steinkohlenproduktion: 1880: 556 000 t, 1890: 791 000 t, 1903: 1 357 000 t.

In der Kokserzeugung hat der Ruhrbezirk die unbestrittene Herrschaft in Deutschland. Die gesamte Koksproduktion des Deutschen Reiches betrug 1890: 6,4 Mill. t, 1900: 13 Mill. t, 1903: 14,2 Mill. t. Davon entfielen auf den Ruhrbezirk: 4,2 Mill. t 9 7 Mill. t und 11 Mill. t. — Im Jahre 1903 betrugen der Wert der deutschen Kohlengewinnung allein 85 % des Gesamtwertes aller deutschen Bergwerkserzeugnisse. Der Wert der geförderten Steinkohle = 1 Milliarde, der Eisenerze = 33 Mill., der Silber- und Golderze = 1,2 Mill. Mk.

Die Gesamtbelegschaft im Kohlenrevier Rheinland-Westfalens hat sich bebedeutend gesteigert: von 138 739 in 1891 auf 226 902 in 1900 auf 225 992 beschäftigte Personen im Jahre 1903. Die durchschnittliche Jahresarbeitsleistung eines Arbeiters stieg von 169,6 t in 1891 auf 239,6 t in 1901 und stieg weiter auf 252,7 t in 1903. Zur Beurteilung der Löhne seien folgende der amtlichen „Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preußischen Staat" entnommenen Angaben hier mitgeteilt: der durchschnittliche Jahresverdienst eines Bergarbeiters im Oberbergamtsbezirk Dortmund betrug: 1894: 961 Mk., 1900: (auf dem Höhepunkt des wirtschaftlichen Aufschwungs) 1332 Mk., 1903: 1205 Mk. Inzwischen ist der Jahresverdienst wieder etwas besser geworden. Die unterirdisch beschäftigten eigentlichen Bergarbeiter, die ca. die Hälfte der gesamten Belegschaft ausmachen, verdienten: 1894: im Durchschnitt des Jahres 1102 Mk., im Durchschnitt pro Schicht: 3,73 Mk. Im Jahre 1900: 1592 Mk., bzw. 5,16 Mk. Im Jahre 1903: 1411 Mk. bzw. 4,64 Mk. Man kann sagen, daß ein Hauer unter günstigen Arbeitsverhältnissen vor Ausbruch des Streikes sicher nicht weniger als 5 Mk. häufig zwischen 5 Mk. und 5,60 Mk. pro Schicht verdient hat. Es darf nicht bestritten werden, daß die Arbeitslöhne im Ruhrgebiet sich in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges in normaler Steigerung bewegt, in den Jahren der Depression im Gegensatz zu anderen Zweigen der Industrie, nur relativ mäßig verringert haben. Allerdings entspricht die Erhöhung der Löhne nicht der erhöhten Rente, welche die Besitzer der Zechen aus den Bergwerken gezogen haben.

Die 200 000 streikenden deutschen Bergarbeiter (zu denen ca. $^1/_3$ eingewanderter polnischer, litauischer, steirischer, italienischer Bergleute gehören) repräsentieren eine Bevölkerung von mehr als einer Million. Sie haben im Jahre 1903 ca. 240 Mill. Mk. an Lohn — alle miteinander — verdient. Pro Tag entgingen ihnen, während sie streikten, mehr als 800 000 Mk. Ungezählte Millionen wanderten nach England, Belgien usw., von wo jetzt massenhaft Kohle nach Deutschland exportiert ward. Zahlreiche Eisenwerke haben ihre Arbeiter entlassen müssen — wegen Kohlenmangels. So ist gar nicht zu bezweifeln, daß die deutsche Industrie, die ganze deutsche Volkswirtschaft durch den Streik schwer und nachhaltig geschädigt worden ist.

Trotzdem stand die Bevölkerung des Reiches auf seiten der Kohlenbergarbeiter. Überall wird noch gesammelt für die Bergarbeiter. Die politischen Parteien rechts und links unterstützten die Streikenden in ihrer Not und in ihren Forderungen. Im deutschen Reichstag, im preußischen Landtag einstimmig der Entschluß, den Ausständigen zum Erfolg zu helfen. Dabei sind diese Ausständigen mangelhaft organisiert. Drei Fünftel der Belegschaft gehören keinem Verband an. Dabei haben die Arbeiter gegen die ausdrückliche Mahnung der Führer die Brocken hingeworfen. Dabei sind die Arbeiter kontraktbrüchig geworden. Und Kontraktbruch darf niemals auf die leichte Achsel genommen werden, soll nicht der Pfeiler der Rechtssicherheit ins Wanken kommen.

Warum also die Sympathie der Deutschen für die Bergarbeiter? Weil ihr Kampf einer Idee galt, in der wir den Fortschritt der sozialen Entwicklung auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung gewissermaßen verkörpert sehen. Sie kämpften um die Anerkennung der Organisationen. Der Kampf ist eigentlich gewonnen, obwohl die Arbeiter formell unterlegen sind. Dem Reichstag wird nächstens eine Vorlage zugehen, welche die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine, die praktische Konsequenz der Koalitionsfreiheit bringen soll. Die preußische Staatsregierung, deren auf dem Streik von 1889 basierende berggesetzgeberische Wirksamkeit fast erfolglos geblieben war, wird eine Novelle zum Berggesetz von 1865/92 einbringen, durch welche Arbeiterausschüsse obligatorisch eingeführt werden sollen.

Gegen beides — Verwirklichung der Koalitionsfreiheit und Arbeiterausschüsse — hat sich der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund, das Zentrum der Zechenbesitzer, bis heute gewehrt. Nun, der Widerstand gegen diese Forderungen wird durch das fertige Gesetz zu brechen sein. Die Arbeiter hätten also die Arbeit schon eher wieder aufnehmen können — wenn nicht noch andere Forderungen gewesen wären, deren Erfolg nicht der Gesetzgeber gewährleisten kann. Da sind vor allem zu nennen: 1. Lohnaufbesserung. Die Bergleute verlangten ursprünglich einen Minimallohn — eine bei der Technik des Bergbaues ganz unmögliche Forderung. Dann wollten sie sich begnügen mit einer 15 %igen Lohnerhöhung und einer festen Lohngrenze für diejenigen unter Tage Arbeitenden, welche infolge besonders schwieriger und dabei besonders unergiebiger Arbeit oft nicht drei Mark pro Schicht verdienen. 2. beanspruchten sie (unwichtigere Postulate übergehe ich) humane Behandlung. An und für sich scheint das ein etwas geringfügiger Wunsch zu sein. Und doch ist er von größter Bedeutung. Ich habe während des Generalstreiks im Ruhrgebiet zahlreiche Arbeiter nach ihren brennendsten Beschwerden gefragt. Mit dem Lohn waren die meisten nicht unzufrieden; die Arbeitszeit war nicht durchgängig überlang. Aber nicht einen habe ich gefunden, der nicht über schlechte Behandlung geklagt hätte. Man bedenke: seit der Abschaffung der patriarchalischen Zustände im Bergbau, seit dem Berggesetz von 1865 sind kaum 40 Jahre verflossen. Inzwischen sind die Arbeitsbedingungen viel schwerer geworden. Die Kohlenfelder werden in einer früher nicht geahnten Tiefe ausgebeutet. Die moderne Technik hat die Intensität der Arbeit vervielfacht, die Gefahren nicht im gleichen Maße verringert. Die Konzentration des Betriebs, das Vordringen der Form unpersönlich kapitalistischer Vereinigungen hat die Beziehungen von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer von grundauf verändert. Der Bergarbeiter kennt seinen Arbeitgeber nicht mehr. Daß der Arbeitgeber ihm in den Zechenkolonien billige und gute Wohnung schafft, muß er oft als Mittel, ihn abhängig zu erhalten, empfinden. Seine direkten Vorgesetzten sind Werkzeuge des kapitalistischen Großbetriebes: Beamte und Unterbeamte, die selten persönliches Wohlwollen für die Bergleute, aber ein starkes materielles Interesse an der Steigerung der Arbeitsintensität haben. Die Betriebsführer, Obersteiger und Steiger mögen oft gute Leute sein, oft sind es aber auch ungebildete, rohe, recht subalterne Naturen, die den Bergmann jeden Tag aufs neue darüber belehren, daß er eine Maschine ist, die eben dazu da ist, ausgenützt zu werden. Wissen dann diese Unterbeamten noch, daß etwa der Zechenbesitzer auf „organisierte", vor allem sozialistische, politisch tätige Beamte schlecht zu sprechen ist, so kommt zu der

groben, inhumanen Behandlung noch die Fähigkeit, den „Mißliebigen" zu schikanieren, im äußersten Fall zur Abkehr zu zwingen.

Der moderne Arbeiter will aber nicht nur Maschine, nicht nur das Opfer eifriger Subalterner sein. Er fürchtet die Abhängigkeit und Unsicherheit, in der er sich bei dem starken Angebot von billigen Arbeitskräften befinden muß, und er hat ein feines Gefühl für Ungerechtigkeit und für egoistische Ausbeutung seiner Arbeitskraft.

Verstärkt ist dies Gefühl vor allem durch zwei tatsächliche und zwei mehr psychologische Momente. Zuerst die Tatsachen: Das Wagennullen und die Seilfahrtverlängerung. Beides nicht allgemeine, aber vielfach wohlbegründete Klagen. Auch wenn, wie mir scheint, die praktische Ausübung des Nullens häufig übertrieben geschildert wird: es ist Tatsache, daß es in sehr vielen Fällen ungerecht angewendet worden ist und daß die Art des Wagennullens im Ruhrrevier um so peinlicher empfunden werden mußte, als die Arbeiter an der Verwaltung der Unterstützungskassen, denen die Erträgnisse der den Kameradschaften genullten Wagen zufließen, nicht den mindesten Anteil hatten. Zudem ist es ungerecht, den ganzen qualitativ oder quantitativ zu beanstandenden Wagen ganz zu streichen. Es ist unbedingt zu fordern, daß nur das tatsächlich fehlende oder unbrauchbare Quantum abgerechnet werde. Wenn man bedenkt, daß gerade die tüchtigsten Bergleute, welche allein der Arbeit an schwierigen Orten gewachsen sind, infolge der größeren Wahrscheinlichkeit der Förderung unreiner Kohle an und für sich schon unter der Ungleichmäßigkeit der Löhne am bittersten leiden, wird man von dieser Mindestforderung keinesfalls abgehen dürfen. Die preußische Regierung will durch Gesetz das Wagennullen ganz verbieten und, wie es in Schlesien und in England der Brauch ist, für mangelhafte Förderung einzig und allein Strafgelder festsetzen.

Die Frage der Seilfahrtverlängerung, die den äußeren Anstoß zum Streik gegeben hat, ist die Frage der Arbeitszeit. Die Arbeiter wissen, daß mit dem vorschreitenden Abbau die Wege vom Schachteingang zum Ort immer größer werden. Das liegt in der Natur begründet und läßt sich nicht ändern. Die Arbeiter verlangen deshalb neunstündige, später achtstündige Schichtzeit. Die Schichtzeit soll gelten vom Moment der Einfahrt bis zum Moment der Ausfahrt aus dem Schacht. Auch das ist eine gerechte Forderung, die auch die preußische Regierung in ihrer Berggesetznovelle akzeptieren will.

Wurmkrankheit und Stillegung von Zechen sind dann in der letzten Zeit hinzugekommen, die seit Jahren im Ruhrgebiet herrschende Erbitterung zu schüren. Daß die Bekämpfung der Wurmkrankheit erst so spät energisch in die Hand genommen wurde, das hat die Stimmung insbesondere der eingesessenen westfälischen Bergarbeiter stark beeinflußt; es hat in ihnen das Gefühl verstärkt: Weder Zechenbesitzer noch Staat sorgen für deine Gesundheit, ebenso wie sie sich nicht um dein materielles Wohlergehen kümmern.

Die Stillegung der Zechen hat nun nicht den Umfang gehabt, wie vielfach angenommen worden ist. Es mag auch sein, daß die Erregung über die Stillegung einzelner noch nicht abgebauter Zechen künstlich geschürt worden ist. Auf jeden Fall gibt der neue Syndikatsvertrag von 1903 den Zechen die Möglichkeit, nach Belieben stillzulegen und die Beteiligungsziffer stillgelegter Zechen auf andere zu übertragen. Die Schädigung der Gemeinden durch vorzeitige Stillegung und dadurch bedingten Ausfall entscheidender Einnahmen lasse ich hier unerörtert. Die tatsächliche Schädigung der Arbeiter selbst ist nicht übermäßig groß, da die Stillegung die Nachfrage nach eigentlichen Bergarbeitern nur unwesentlich vermindert. Hingegen ist die von der natürlichen Beschaffenheit der Zeche ganz unabhängige, vom Zechenbesitzer willkürlich zu ermöglichende Stillegung ein erneuter Beweis dafür, daß der Bergarbeiter immer abhängiger wird von den Interessen riesenkapitalistischer Konzentration und daß er in seinen Lebensverhältnissen um so unsicherer wird, je willkürlicher die Bestimmungsfreiheit des Besitzers über das Maß der durch den Arbeiter bewirkten Ausbeutung der Kohlenlager wird. Deshalb die Unzufriedenheit.

So gehen Beschwerden und Forderungen durcheinander. Die ernstesten Beschwerden lassen sich nicht in formulierte Forderungen fassen; daher erschöpften die einzelnen von

der Siebenerkommission aufgestellten Punkte nicht das Erstrebenswerte. Gegen willkürliche Stillegung gäbe es nur gesetzliche Handhaben: ob es dazu kommen wird, ist sehr fraglich. Andere Wünsche (z. B. humane Behandlung) lassen sich weder durch den Gesetzgeber noch durch den Verein für bergbauliche Interessen ganz allgemein erfüllen. Indessen gibt es ein Hilfsmittel der Arbeiter, ihre Forderung auf die Dauer zu vertreten, und dieses Hilfsmittel ist die Organisation. Das Kohlensyndikat ist eine eisenharte, bewunderungswürdig konstruierte Organisation. Inwieweit es durch seine Preispolitik, durch Exportprämien das Interesse des Konsumenten schädigt, das gehört nicht hierher. Die Zechenbesitzer haben von ihrem Recht auf Organisation den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Sie haben die Organisation im bergbaulichen Verein geschaffen, und diese Organisation hat sich während des Ausstandes vorzüglich bewährt. Kein Zechenbesitzer ist arbeiterwillig geworden, kein Zechenbesitzer hat die bedenkliche Parole: Keine Verhandlung mit den Sieben! gebrochen. Diese Parole auszugeben war ein schwerer taktischer Fehler. Daß aber diese schlechte Parole treulich befolgt wurde, spricht für die Kraft der Organisation. — Nun, die Bergarbeiter wissen jetzt, was Organisation heißt. Sie wissen: der einzelne Mann wird zerrieben im Kampf gegen ein Syndikat, das einen preußischen Staat aus dem Sattel gehoben hat. Er sieht, sein Los ist Abhängigkeit, Unsicherheit. Er will sich dies Los erleichtern durch Organisation. Seine Beschwerde soll an den Arbeiterausschuß kommen und nicht ungehört verhallen. Arbeiter sollen als Unfallkontrolleure in den Gruben, als Wagenkontrolleure bei der Prüfung der Kohle mittun usw. Das alles geht nur mit Erfolg, wenn die Organisationen anerkannt sind. Der bergbauliche Verein will nichts von Organisation wissen außer von der seinen. Ihm ist es angenehmer, mit dem einzelnen Bergarbeiter zu verhandeln.

Weil der bergbauliche Verein bis zum Schluß so dachte, dauerte der Generalstreik so lang. Inzwischen aber geht der Staat vor: Das preußische Berggesetz will das Nullen abschaffen, die Arbeiterausschüsse obligatorisch machen. Im März wird der Reichstag eine Vorlage über Rechtsfähigkeit der Berufsvereine beschäftigen. Wird die preußische Novelle unverwässert — angenommen geht das Reichsgesetz durch, dann haben die zweimalhunderttausend Bergarbeiter für den sozialen Fortschritt mehr geleistet, als alle deutschen Regierungen in den letzten fünf Jahren zusammen fertig gebracht haben. Dann bekommen wir die Koalitionsfreiheit, die wir brauchen. Die wir brauchen, um auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung durch das Mittel einer immer reiner wirtschaftlichen Zielen dienenden Gewerkschaftsbewegung die Hebung der arbeitenden Klasse so kräftig weiter zu bringen, wie kein Gesetzgeber es vermöchte. Die Zechenbesitzer behaupten: die Organisationen dürfen nicht anerkannt werden, denn sie züchten nur Sozialdemokraten. Wir sagen das Gegenteil. Die Koalitionsfreiheit muß durchgedrückt, die Organisationen der Arbeiter müssen gesetzlich anerkannt werden, weil nur der organisierte Arbeiter wirtschaftlich das erreichen kann, was ihn sozial vorwärts bringt. Und nur mit sozial und ökonomisch hochstehenden Arbeitern kann eine Gesellschaftsordnung rechnen, in deren Wesen es liegt, daß sie den Begriff des Klassenkampfes ablehnt. Daher ist jede Förderung der gewerkschaftlichen Organisation die bedeutungsvollste Aufgabe der Sozialpolitik. Die vielen Millionen, die das einsehen, standen deshalb so aus Gefühl wie aus Überzeugung auf der Seite der auch „staatserhaltenden" Bergarbeiter im Ruhrgebiet.

München. Paul Busching.

*

Sozialfinanzielle Rundschau.

Wer wußte in der dritten Streikwoche, daß der Riesenausstand im Ruhrrevier so bald gelöscht sein werde? Jedenfalls sind hierbei trotz der Unerschütterlichkeit des Kurszettels Überraschungen der größten Art zutage getreten, wie sie Kapital und Arbeit in ihrem angeblich notwendigen Gegensatze noch nicht dargeboten haben. Ohne

daß nämlich vorher von besonderen Notständen viel bekannt geworden wäre, legten die Grubenleute in den ohne Vergleich wichtigsten und größten Kohlenzechen Deutschlands plötzlich die Arbeit nieder. Ein solcher Kontraktbruch — Hunderttausende umfassend — konnte nicht nur über zahllose ohnehin Bedürftige das größte Elend heraufbeschwören, sondern er stellte auch Industrie, Eisenbahnen, mitten im Winter das ganze heizende Volk, vor die peinlichsten Möglichkeiten. Dennoch entlud sich fast keinerlei Grimm auf diese „Friedensstörer", sondern im Gegenteil: das Gros aller Stände bezeugte den Streikenden offen ihre Sympathie. Gewiß ist diese menschliche Haltung unserer besitzenden und gebildeten Klassen von größter Beruhigung auf jene Proletariermassen gewesen, die einen Gesamttagesverdienst von 600000 Mk. fortan entbehrten, eine so feine, diplomatische Absicht hat sich aber gewiß niemals hinter unsern Sympathien verborgen. Es ist eben doch die wachsende soziale Strömung, welche trotz aller Scharfmacher im gegebenen Falle die Parteiunterschiede nahezu aufhebt, um für die große Sache der Unterdrückten Gemeinsames zu leisten; — Unterdrückte durch ein eisernes Naturgesetz, auch wenn es ihnen nicht immer schlecht geht. Schon gleich anfangs waren die ersten Organe, sonst des Bergbaues und der Industrie, recht vorsichtig in Betätigung ihrer prinzipalfreundlichen Tendenz. Die betreffenden Leitartikel gegen die aus der Streikeperiode von 1889 gehalten, konnten fast den Schein entschiedenen Freisinns entwickeln. Sodann trat der Katholizismus auf den Plan, in dessen Hand das Brennusschwert einer Parlamentsmehrheit liegt. Protestantische Geistliche folgten, Nationalliberale, sobald sie nicht Handelskammersekretäre in Essen, oder Oberbürgermeister in Dortmund waren, sprachen für jene Arbeiter, Großindustrielle, sofern sie nur Fabrikanten und nicht Montanherren sind, Berghauptleute, Freisinnige usw. usw., kurz fast das gesamte Bürgertum im Parlamente erhob sich gegen jene Zechendirektoren. In diesem so gut geschliffenen Spiegel glaubte dann auch die preußische Regierung ihr eigenes Antlitz als aufrichtig liberal zu erkennen, so daß es kaum noch aussah, als ob sie in diesem Falle nur die Geschäfte der Landesvertretung besorge. Wie gesagt, alle dies macht die soziale Strömung. Ob das Zentrum ohnehin den Montangrößen nicht hold ist, ob Herr v. Heyl dem Kohlensyndikat die auch hohen Preise nachträgt, ob der Minister Möller seine Hibernia-Erinnerungen bei einer so schönen Gelegenheit an seinen Feinden schärft, nichts hiervon ist anders, als untergeordnet. Die Hauptsache ist, daß sich die verschiedensten Meinungen und ihre Vertreter hier in einer einzig-modernen Angelegenheit sogleich zusammenfinden, eine Einheit hoffnungsvollster Art bilden. Noch beim Streike der Hafenarbeiter in Hamburg war das unmöglich, wo sogar umgekehrt: Eiseninteressenten wie Stumm sich zu ungunsten der Arbeiter in eine ihm ganz fremde Sache mischen konnte.

* * *

Unsere Handelsverträge geben zu mancherlei Bedenken Anlaß; vor allem, was die Aussichten betrifft, unsere Fleischversorgung mit Hilfe einmal einer agrarischen Regierung von Österreich-Ungarn abgesperrt zu sehen. Inmitten von Nebelflecken soll man aber auch auf die Lichtpunkte achten. So hat sich die Schweiz erfreulicherweise, man kann wohl sagen: zu einer sittlichen Reinigung ihres Patentgesetzes emporschwingen müssen. Bisher patentierte man nämlich dort nur Erfindungen nach Modellen, so daß z. B. chemische Verfahren ganz schutzlos gewesen sind. Die unausbleibliche Folge war, eine jahrelange willkürliche Nachahmung, also Ausbeutung deutscher Wissenschaft und deutschen Fleißes. Ein Zustand, wie er rechtloser nicht gedacht werden kann und dem noch von Zeit zu Zeit ein brutaler Beigeschmack durch den Umstand anhaftete, daß andererseits die schweizer Fabrikanten Nachahmungen ihrer Chemikalien in Deutschland selten zu verfolgen unterließen. Das hat, wie gesagt, jetzt ein Ende, nachdem die Eidgenossen trotz ihrer hochentwickelten Textilindustrie in der Chemie gegen uns zurückbleiben mußten.

* * *

Gegen die Trusts, sogar was die so mächtigen Eisenbahnsysteme betrifft, hat kürzlich der Präsident der Vereinigten Staaten in Philadelphia eine Rede gehalten. Auch

die berühmte Commerce Interstate Bill — berühmt dadurch, daß sie wenig zur Ausführung kam, richtet sich gegen die Übergriffe der großen Railroadmen, aber im entscheidenden Falle waren stets ganz andere Gesetzesübertreter zu bestrafen, als deren mächtige und reiche Urheber. Jedenfalls ist es symptomatisch, daß sich Roozeveld stark genug fühlt, gegen Milliardäre und Millionäre zu Felde zu liegen, die es seit langem verstanden haben, ihre Interessen, als die der Industrie und des Handels auch bei den Mittelständen drüben darzustellen. In Deutschland, wo schon von oben herab das amerikanische Trustwesen als besonders empfehlenswert hingestellt worden ist, haben wir doppelte Ursache, auf jene Entwicklungen zu achten. Sind wir doch gerade seit der Hibernia-Affäre zu Trustbildungen gekommen, die anderen festen Zusammenschlüssen innerhalb der Montanverbände nur zu folgen hatten, — Zusammenschlüsse, die mit überlegter Heimlichkeit vollzogen worden waren. Je heilsamer gut geführte Syndikate sind, desto verhängnisvoller bleiben von vornherein die Trusts, weil in ihnen eben jede industrielle und kaufmännische Selbständigkeit aufgehoben wird.

* * *

Jetzt, wo die Banken ihre Jahresberichte veröffentlichen — knapp genug im Kommentar, reichlich an wenigsagenden Ziffern — sollte man auch über die Angestellten eingehenderen Bericht verlangen. Früher war dies Nebensache, wo jede Bankfirma ihre Kommis gut bezahlte. Heute aber, wo eine Bank mit 50 Millionen höchstens eine Mittelbank ist und dennoch eines Massenpersonals benötigt, liegen die Dinge anders. Vielfach sind der Geldersparnis wegen zahlreiche Lehrlinge, auch weibliche Angestellte engagiert und es wäre aus sozialen Gründen schon wichtig, über alles dies Genaueres zu erfahren. So unvorteilhaft sich dabei wahrscheinlich die Kleinheit vieler Gehälter ausnimmt, so rühmenswert sind oft die Pensionsverhältnisse, zu denen Aufsichtsräte gar nicht selten aus ihren eigenen Tantiemen noch beitragen. Im allgemeinen ist kein Geschäftszweig früher so unbureaukratisch verwaltet worden, wie die Banken, bis sich dies seit einigen Jahren ins stärkste Gegenteil verkehrt hat. Zum Glück geht dies aber nicht wie bei so manchen selbst berühmten Fabriken, noch bis hinauf zu den Direktoren.

* * *

Russische Papiere erschrecken ihre alten französischen und neuen deutschen Besitzer noch immer nicht. Dies z. B. bei uns auf die Sperrstücke zurückzuweisen, geht nicht gut an, denn man kann innerhalb eines gewissen Rahmens auch Sperrstücke verkaufen, deren Käufer damit nur nicht an den offenen Markt kommen darf. Tatsächlich haben die Emissionsfirmen in Berlin auch wenig zu intervenieren brauchen. Denn unsere Kapitalisten glauben an einen Sieg der Russen in Ostasien überhaupt nicht mehr und eine Revolution im Innern halten sie, bei aller Antipathie gegen das jetzige Regime, für unbequem, sich auszumalen. Desto stärker wächst aber die Hoffnung der Kapitalisten in Deutschland und vor allem in Frankreich auf einen baldigen Frieden. Und die Milliarden, die dann von Petersburg nach Tokio zu zahlen wären, würden noch immer einen Gewinn darstellen, gegen die Milliarden, die eine Fortsetzung des Krieges noch kosteten. Auch kann dann in den Büchern oben nicht gut mehr verrechnet werden, als wirklich an Japan gezahlt werden mußte, während die Kriegsanschaffungen ganz unkontrollierbar sind und vielleicht regelmäßig um 50 Prozent und höher angekreidet werden. Wenigstens die Korruption der höheren Kreise in Rußland könnte durch umsichtige Reformen allmählich beseitigt werden. Napoleon stellte gern Jakobiner an, weil sie als unbestechlich galten. Wie wär's, wenn es der Zar einmal mit den Radikalen versuchte?

Frankfurt a. M. S. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Hans Heinzlin.

Erzählung von Wilhelm Fischer in Graz.

15.

Es war ein grauer Novembertag, als Trautel mit Frau Therese das Burggemach zu Kumpegg betrat; aber noch grauer saß Heinzlin in der Fensterecke, einsam verkümmert, und starrte hinaus in die Ferne, als ob er jemanden suchen wollte. Sie war aber schon da, nicht als Luftgebilde, sondern in warmer Leiblichkeit, die er suchte: Trautel. Und er war aufgesprungen, als wenn plötzlich ein sonniger Maientag in das dämmerige Zimmer hereingeleuchtet hätte, und hielt sie umarmt, an seine arme Brust gepreßt, und wiederholte nur immerfort, als wär' es das schönste Lied, das er singen konnte: „Trautel, Trautel, du bist da, du bist da!"

„Was hat dir denn gefehlt, Vater?" rief sie ängstlich, als sie ihn betrachten konnte. „Du schaust ja gar nicht gut aus."

„Nichts hat mir gefehlt, Trautel, gar nichts; alles hab' ich gehabt und mehr als genug. Aber doch! eins hat mir gefehlt, das mein Alles ist: du hast mir gefehlt. Aber jetzt bin ich ja wieder gut daran, weil ich dich hab'. O du mein Gott! Daß ich dich nur sehen kann! Es schickt sich nicht, daß ich so weichmütig daherred' als ein alter Mann vor seinem jungen Kind; mußt nicht denken, daß ich gar so ein Schwacher bin. Aber ich hab' alleweil etwas gesucht und mich selber nimmer zurecht gefunden, weil ich dich nicht gefunden hab'. Jetzt hat unser Herrgott ein Einsehen gehabt und mich wieder zu mir gebracht; denn er hat dich hergebracht. Gelt, gehst nimmer weg von mir? Ich geh' ja so bald ein zur Ruh'; wird nimmer lang dauern. Aber bis dahin möcht' ich doch noch glücklich sein und mein Kind anschauen. Gelt, Trautel, bleibst da bei deinem Vater, der so viel hat, wenn er dich hat und gar so wenig — ich sag' dir's, so wenig wie gar nichts, wenn er dich nicht hat. — Gelt, Trautel, bleibst da?"

Sie fiel ihm um den Hals und schluchzte: „Ich verlaß' dich nimmer, was auch geschehen mag."

„Ja," sagte er, „deine Zähren, die mir das Gesicht netzen, sind ein Himmelstau, der mich wieder aufleben läßt, und ich werd' gewiß wieder zu

Kräften kommen. Ich bin die ganze Zeit so verwundert herumgegangen, als wären zwei fremd zu einander: ich und die Welt, und eins paßte nicht zum andern. Doch jetzt hab' ich wieder die ganze Welt so geschmackig und schön gefunden — ja, dich hab' ich gefunden, Trautel! Du bist ja alles, was ich noch von der Welt hab', und das ist viel —! Ich bin ein reicher Mann. Und schau! wenn ich's die ganze Zeit her nicht gewußt hätt', jetzt weiß ich's wieder: Unser Herrgott hat mich nicht vergessen. Er gibt jedem etwas, manchem nicht viel, dem andern mehr, und man kann auch nicht immer sagen: gerad' so wie's einer verdient. Das sind so rätselhafte schwere Sachen. Aber mir hat er viel gegeben! Trautel! Dich hat er mir zugeschickt. — Ich dank' dir schön! . . ."

Jetzt kam auch Frau Therese näher ans Fenster, die bisher in der Dämmerung des Gemaches gestanden hatte, und begrüßte ihn. Er schaute lange verwundert, und erst als ihm die Tochter zusprach: „Kennst sie nicht, die Großmutter?" erwiderte er: „Die Frau Schwiegermutter . . . Es ist freilich lang her. Eins muß sich schon verändern. — Ja, die Gertrud! mein liebes Weib! sie ist halt nimmer mehr da. Sie war zu gut für mich. Ich bin aber nicht mehr so nach oben hinaus, wie ich war. Ich bin schon viel kleiner geworden. Aber es wird alles wieder mit mir gut bleiben, wenn sie nur da ist, die Trautel. Gelt, Frau Schwiegermutter, sie darf mir bleiben?"

„Freilich", erwiderte diese freundlich, „muß sie dir bleiben, und du ihr auch. Sie wird schon dafür sorgen."

Sie sorgte auch dafür und mit starkem Entschluß. Von dem Dorfweibe, das sie ihrem Vater zur Pflege bestellt hatte, und das jetzt sichtbar wurde, ließ sie den notwendigsten Bedarf an Wäsche und Kleidung für Heinzlin zusammenrichten und hinunter zum Wagen bringen, in welchem sie und die Großmutter von der nächsten Eisenbahnstation hergefahren waren. Dann legte sie ihrem Vater mit lieblicher Zurede den Mantel um, setzte ihm den Hut auf; und als er sie verwundert fragte: „Was ist's, Trautel? ich geh' ja nicht weg, und du bleibst auch da", erwiderte sie: „Ich bleib' bei dir. Wo ich bin, da bist auch du. Und wenn du jetzt mit mir gehst, bleiben wir nicht etwa beisammen?" „Gewiß, recht hast! immer so!" lächelte er glücklich.

„Also gehen wir."

Sie nahm ihn wie eine Mutter ihr Kind unter den Arm und führte ihn mit sanfter Rede aus dem Gemache und den Burghügel hinab. An seiner andern Seite ging Frau Therese. Er fragte verwundert, als er den Wagen sah, in den er einsteigen sollte: „Wohin?"

Aber die Tochter beschwichtigte ihn mit den Worten: „Sollen wir zwei etwa nicht mit einander fahren dürfen?"

„O gewiß," sagte er, „und recht weit! Da möcht' ich schon unsern Herrgott schön bitten darum. Mit dir zu reisen, das ist, als wenn ich immer in der Heimat blieb'?"

So fuhren sie zur Haltestelle; dort mußte Heinzlin in den Eisenbahnwagen steigen, was er mit Kopfschütteln tat. Er erhob den Finger und sprach: „Trautel, jetzt hast mich dran gekriegt! Ich weiß schon, wohin es geht. Aber es ist alles eins. Du hast einmal als ein kleines Kind mir

angehört; jetzt ist's umgekehrt, ich gehör dir als ein Großer an. Und ich will gar nicht, daß es anders sein möcht'."

Sie drückte ihm die Hand und sah ihm gerührt in die glücklichen Augen.

„Ja," sagte er, „so soll es sein. Was du willst, das ist mir recht heut, morgen und allezeit."

16.

So zog Heinzlin wieder in das Haus Fronauer ein, aus dem er einst wie ein Fremdling verwiesen wurde, und lebte jetzt als treugehegter Insasse darin. Alles war zu seiner Gemächlichkeit eingerichtet; auch an einem Werkraume fehlte es nicht, wenn er arbeiten wollte. Der heil. Barthel war auch nachträglich von dem Burghügel in den Tobergraben übersiedelt. Und nun machte sich Heinzlin endgültig an die Arbeit mit schwerem Herzeleid, das ihn an seinem Leben schwächte, weil sich dieser Heilige gleichsam mit einem Muß vor ihm aufpflanzte, das aus dem Munde des Dorfobersten kam. Aber er empfing den Leib aus Heinzlins kunstvollen Händen und erregte die Bewunderung der Gemeinde, als er in der Kapelle am Pürn über dem Seitenaltare seine geweihte Stelle einnahm. Mit ehrenvollster Handschrift hatte der Dorfbürgermeister Heinzlin zur Kirchenfeier eingeladen, damit er die Aufstellung seines Werkes überwache; aber das hatte dieser abgelehnt. Die Aufstellung könne auch ein anderer leiten; was denn auch sorglich geschah. Aber sein Werk wurde überschwenglich von allen gepriesen, die von weit und breit herbeiströmten, es zu betrachten. Dies ließ Heinzlin, als er es hörte, völlig kalt.

Dafür bevölkerte er nun in Gedanken die ganze Dorfkirche des Tobergrabens mit den schönen Kunstwerken, die unter seinen Händen hervorgehen sollten. Ihm war es wohlig zumute. Was ihm so sehr gefehlt hatte: ein sorgenloses Leben in einem behaglichen Heim, das besaß er jetzt in Fülle; und nun sollte es sich erst zeigen, was er für ein Meister sei.

„Die hiesigen Bauern sollen noch vor Überraschung wie verhagelt dastehn, wenn sie das schauen werden, was ich ihnen in die Kirche stiften will", sagte er wohlgemut.

Aber diesem Hagel entgingen die Bauern doch noch; denn Heinzlin arbeitete wohl, wenn sich ein Tag besonders gut anließ, allein etwas wie ein fertiges Gebilde wuchs kaum mehr heraus. Den Bauern in der Wirtsstube erzählte er allerdings fleißig von den Wunderwerken, die sie zu erwarten hätten, und sie hörten ihm gläubig zu als einem, der auch im Hause Fronauer jetzt ein gebietender Herr geworden war. Er ging als solcher jeden Abend in die Wirtsstube, im Winter, wenn es schneite, im Frühjahre, wenn es wetterte und im Sommer, wenn es in Strömen regnete. Er verhielt sich dabei als unerschrockener Mann und saß unter den andern Stubengästen würdig und in all seiner Hagerkeit als schwerwiegende Gestalt. Daheim barg der Keller Flaschen des edelsten Untersteirers; er verschmähte sie gewiß nicht; allein zu Abend mundete ihm der Wein in der Wirtsstube besser, und wenn er auch minder edel war, als der im Keller der Fronauer.

Zufrieden war Heinzlin trotz alledem nicht geworden, wenn er sich auch wohlgemut fühlte; denn das alte Blut floß noch in seinen Adern. Doch ließ er es durchblicken, daß er keine Klage gegen die Welt in sich trug, und ließ es zuweilen andern hören, daß ein Mann von seinem Metall, wenn das Schicksal nur glimpflich bei ihm anklopfte, goldenen Klang gab. Sein Stolz wuchs immer mehr auf die künftigen Gebilde seiner Kunst, und doch saß er in der Wirtsstube als ein Meister von gediegener Bescheidenheit, der die Ehren gar nicht forderte, die ihm zukamen.

Dabei sah er älter aus, als er war, und gar nicht wohlgenährt. Er aß wenig und trank mehr, ohne jedoch die würdige Haltung und das sichere Auftreten im geringsten einzubüßen. Der Wein regte ihn nur zu tieferem Denken und zu leuchtenderen Blicken in die Welt an; das war alles.

Gleich wie Wein schlürfte er aber die Freude, seine Tochter nun als vornehmes Fräulein von allen geachtet und von vielen verehrt zu sehen. Das Haus Fronauer bevölkerte sich wieder; es kamen Gäste, darunter Vaterssöhne, die auf altererbtem Grunde im Palten- oder Ennstale saßen und sich als Freier um Frau Theresens Enkelin und Erbin einstellten. Frau Therese bevorzugte einen jungen Mann aus ihrer eigenen Sippe, mit dem sie zwar nur weitläufig verwandt war, aber in dem doch etwas von ihrem eigenen Blute floß. Diesem hätte sie am liebsten den Schatz, den Trautel darstellte, übergeben. Er hieß Alfred Viertegger und saß als vermöglicher Herr im Ennstale. Obgleich seine Jugend etwas abgenützt schien, machte er doch einen angenehmen Eindruck; zumal leuchteten seine Blicke in aufrichtiger Bewunderung, wenn er mit Trautel, die jetzt Fräulein Gertrud hieß, sprach und unter dem Einflusse ihrer ungewöhnlichen Erscheinung stand.

Daß ihn der große Blick aus den braunen Mädchenaugen immer nur gleichmäßig ruhig traf, das glaubte er durch treuen Dienst allmählich überwinden zu können. Er verkehrte mit ihr in der höflichen Weise, die dem Weibe wohlgefällt, und fühlte sich belohnt, wenn sie ihm mit einem freundlichen Lächeln dankte. Und Frau Therese meinte bei sich, so oft die beiden zusammen gingen: das gibt kein übles Paar! und besonders erschien ihr Trautels Gestalt im Schreiten viel stolzer und anmutiger, als wenn sie mit etwas vorgeneigter Stirn saß. Mehr jedoch als eine stille unbewegte Freundlichkeit erwarb sich Herr Alfred mit all seinem Dienste nicht von ihr. Mit aller Sehnsucht konnte er aus dem noch verschlossenen Borne ihrer weiblichen Empfindung nicht die Gewißheit schöpfen, daß sie künftig anders zu ihm sein werde als jetzt. Frau Therese freute sich aber, daß die beiden in Eintracht mit einander gingen und glaubte zu bemerken, daß sich Herr Alfred schon jetzt glücklich fühle, bevor er noch das Glück sein eigen nannte. Und sie glaubte auch, wenn Trautel sinnend saß, so geschehe es zu seinen Gunsten. Frau Therese blickte ihn stets mit mütterlichen Augen an, aus denen er ihrer Zustimmung zu dem ersehnten Ziele gewiß sein konnte.

Als sie mit Trautel darüber zu Worte kam, daß es bei ihr an der Zeit sei, des Weibes Bestimmung zu erfüllen, und mit Gottes Willen eines guten Mannes eheliche Genossin zu werden; und als sie ihr den Mann nannte, den sie am liebsten mit ihrem Kinde beglücken möchte, da antwortete ihr Trautel ruhig: sie werde sich dem Wunsche ihrer Großmutter in allem

gerne fügen. Was sie aus solcher Hand empfange, sei ihr genehm. Allein an einen ihr bestimmten Mann müsse sie sich mehr gewöhnen, als sie es jetzt vermöge.

Damit mußte sich auch Frau Therese zufrieden geben. Doch unterließ sie es nicht, Herrn Alfred mit tröstlicher Rede in der Erwartung seines Glückes zu bestärken. Und er war zufrieden, wenn sich Trautel nur freundlich zu ihm gesellte, wobei er die Empfindung, die ihn beseelte, mitteilen konnte.

Sie hörte alles ruhig an und begnügte sich zu sagen, daß jeder Wunsch ihrer Großmutter, der mit Gottes Willen eins sei, von ihr als dritten nicht uneins werde gemacht werden.

Sie saßen beide in einem Erker, der überspringend in den Hof hinausgebaut war. Die Tür zum anschließenden Gemache, in welchem die Großmutter weilte, stand halb offen. Es war wieder Sommerszeit, und die Abendluft, die durch das Tal strich, umwehte sie mild.

Er ergriff ihre Hand, die lässig herabhing und fühlte, daß sie frisch und kühl war.

„Jetzt ist die Verbindung hergestellt," sprach Herr Alfred leise, „und aus meinem Herzen soll durch die verbundenen Hände meine Sehnsucht in das Ihrige einströmen, Fräulein Gertrud, und Ihnen zuraunen, was ich mir, so wie als ein Kleiner vom Christkindl, jetzt vom Himmel wünsche. Aber alles kann doch nicht zugeraunt werden, auch nicht, wenn die Sehnsucht die getreue Botin macht. Alles vom Glück kann nur der Mann seinem angetrauten Weibe zuflüstern, wenn es ihm glaubt, daß er sie gern hat."

„Ich bin mir noch selber fremd," sagte sie: „Vielleicht wird es die künftige Zeit bringen, daß ich wissen werde, was ich bin."

„Was Sie sind? Viel zu kühl bei Ihrem Liebreiz. Wie kann man Wärme geben, ohne selbst warm zu sein! Das ist ein Rätsel und gegen das Naturgesetz. Was gibt es für Hilfe dagegen?"

Er neigte sich zu ihr und blickte in ihr Antlitz, das sich ihm von der Seite in holdem Umrisse darbot; und da sie die Stirne gesenkt hatte, umschlang er ihren Leib und suchte ihren Mund. Sie wandte das Haupt mit rascher Bewegung ab, und seine Lippen streiften den weißen kühlen Mädchennacken.

„Gertrud!" bat er.

Sie erhob sich und blieb stumm. Sie suchte nach einer Empfindung in ihrem Busen und fand keine.

17.

Herr Alfred besaß ein Jagdhaus im Grossinggraben, und als es an der Zeit war, eine Hochjagd abzuhalten, bei welcher Gelegenheit er eine vornehme Genossenschaft um sich versammelte, so erbat er sich von der Großmutter und der Enkelin die Gunst, seine Gäste zu sein. Das Haus lag tief in den Bergen auf grüner Blöße; der Wildbach rauschte daran vorbei, dunkle Nadelwälder stiegen von beiden Seiten die schroffen Hänge hinan, die die Mauern des Hochgebirges bildeten. Wo der Graben einwärts den Durchblick gestattete, da ragten über waldige Rücken die Felsgipfel empor. Ein Fahrweg war bis zum Jagdhause angelegt, so daß

man im Wagen leicht dahin gelangen konnte. Frau Therese nahm die Einladung für sich und Trautel gerne an, die auch nichts Triftiges dagegen einzuwenden wußte. Herr Alfred bat auch Heinzlin zu Gaste, den er mit ausgesuchter Höflichkeit zu gewinnen verstand, und dieser war alsbald bereit als Jagdgenosse mitzutun. Und als Frau Therese das Bedenken erhob, daß die Wege zum Aufstieg steil und beschwerlich wären und eine übermäßige Anstrengung des doch nicht mehr rüstigen Heinzlin forderten, da vermaß er sich, mit Leichtigkeit auf die Spitze des Hochwart zu steigen, wenn es sein müsse, um eine Gemse zum Schuß zu kriegen.

Alle drei fanden sich denn auch zu gegebener Zeit im Jagdhause des Grossinggrabens ein, das geräumig genug war, um eine stattliche Anzahl von Gästen zu beherbergen. Es war auch der Fürst geladen, der im obern Murtale ein beträchtliches Stück des Landes zu eigen besaß; er war aber verhindert zu kommen und entsendete, wie gewöhnlich, die Gesellschaft zu ehren, in Vertretung der eigenen Person einen seiner höheren Forstbeamten.

Herr Alfred empfand kein geringes Wohlbehagen, Trautel als Gast in dem stattlichen Hause zu hegen und bemühte sich, ihr den Aufenthalt in allem möglichen wohnlich zu gestalten. Zu Abend, als die Gäste bereits eingetroffen waren und sich vor dem Mahle in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, fand er noch Muße, mit ihr allein zu reden, und erneuerte mit Herzenswärme den Versuch, sie zu dem Jaworte zu bestimmen. Sie hörte ihn still an und forschte wieder in ihrem Innern nach einer Empfindung, aus der ihr das Wort hervorquellen könnte, das er begehrte. Aber nichts in ihr errauschte stärker als vorher, und das Blut zog in ihrem Leibe gleichmäßig die gewohnten Bahnen. Sie blieb kühl und verwunderte sich auch nicht über sich selbst, daß sie es war. Sie dankte ihm mit freundlicher Rede für seine Wohlmeinung, und stellte alles Künftige Gottes Willen anheim; und so mußte er sich entfernen, um sich zu seinen Jagdgästen zu gesellen.

Sie aber ging zum Fenster und blickte hinaus. Die letzten Tage waren schwül gewesen, und der Sommer, der jetzt seinem Ende nahte, hatte sich noch in voller Sonnenkraft gezeigt. Nun stand ein Gewitter am Himmel, dessen Gewölke sich bereits auf die Gebirgskämme herabsenkte; und sie hörte, wie unter den dienstlichen Jägern und Treibern, die vor dem Hause weilten, mit Hindeutung auf das Wetterleuchten gesagt wurde: „Es himletzt stark. In der Nacht gibt's wohl ein schieches Wetter. Wenn sich's aber gehörig ausregnet, kann sich's morgen wieder aufmachen und gerade ein schöner Tag werden.“

Dann hörte sie noch sagen: „Paßt's auf, Leutl! Da kommt des Herrn Fürsten sein Oberförster, der morgen Jagdleiter ist.“ — Und es trat ein Mann von hohem Wuchse hinzu, der ihnen Aufträge erteilte. Es war schon ganz dämmerig geworden, aber beim Schein des Wetterleuchtens erkannte sie Lentfried.

Sie erschrak. —

Doch da zuckte es blitzartig mit jähem Lichte in ihrem innersten Wesen auf, so daß sie ob der gleichzeitig stürmisch pochenden Herzschläge ängstlich die Hand auf die Brust legte. Und es kam über sie wie eine

ungeahnte Enthüllung, unter der sie ganz sich selbst fand und mit seligem Erröten im Schatten des Fensters schwer aufatmete. Im nächsten Augenblicke zürnte sie sich selbst ob dieser Empfindung, die die allerweiblichste war, und die sie für unweiblich hielt.

„Mein Gott!“ flüsterte sie tonlos, „liebe ich Lentfried?“

Nun zuckten draußen die Blitze unaufhörlich in dem einförmigen Gewölke, die Donnerschläge hallten in den Bergen dröhnend wieder, und der Gewitterregen rauschte herab, so daß alle, die vorher im Freien standen, das Obdach suchten. Sie lehnte sich ans Fenster und sah in das von Blitzen durchleuchtete Wetterdunkel hinaus, und ihre Wange war nicht kühl wie sonst, sondern heiß. Da schien es ihr, als wenn sie nicht mehr Trautel wäre, sondern eine andere. Sie wollte sich der jäh aufgeblühten Sehnsucht entziehen und vermochte es nicht. Deshalb schien es ihr, als ob sie nicht mehr sie selbst wäre. Über ihr eigenes Leben, das stürmisch in ihr flutete, verlor sie die Macht und wollte in einem fremden Dasein leben. Sie sah in das zuckende, strömende Wetter hinaus, sie horchte den wiederhallenden Donnerschlägen, und sträubte sich dagegen, in einem fremden Dasein zu leben; aber sie ward von dessen Gewalt übermannt, so daß sie mi zitternden Lippen flüsterte:

„Das ist nicht anders: ich liebe Lentfried.“

Sie rief sich ihre gegenwärtige Stellung ins Gedächtnis, den Wunsch der Großmutter, die Hoffnung Alfreds und mußte sich sagen:

„Weil ich Lentfried gern hab’, kann ich nicht Herrn Vierteggers Frau werden.“

Sie dachte an das Leid der Großmutter, das sie ihr zufügen werde und mußte sich sagen:

„Ich kann nichts dagegen tun, denn ich hab’ Lentfried gern. Das ist das Schicksal, das so plötzlich über mich gekommen ist; aber dann ist es auch Gottes Wille. Dann muß es sein, und ich will es.“

Nun war ihr der eigene Wille zur Notwendigkeit geworden, mit der sie ihr Herz ganz erfüllte, so daß der Inhalt leuchtende Liebe wurde, die sie ängstigte und beseligte.

Die Großmutter kam, um Trautel zum Mahle abzuholen. Sie hatte sich als erfahrene Hausfrau den Dienstboten hilfreich erwiesen und auch die Anordnung des Abendtisches überwacht. Sie erzählte der Maid von den Jagdgästen, die eingetroffen waren, und nannte deren Namen. Dabei erwähnte sie auch, daß nach der Sitzordnung der Stellvertreter des Fürsten, Namens Lentfried, am obern Ende der Tafel den Platz einnehmen und somit Trautels Nachbar sein werde.

Diese erschrak, als sie hörte, daß sie neben Lentfried sitzen solle. Es dünkte ihr unmöglich, in der Wirrnis, die sie überkommen, ihn wiederzusehen und mit ihm vor den Augen einer fröhlichen Gesellschaft gleichmütig zu reden. Mit raschem Entschlusse bat sie die Großmutter, sie zu entschuldigen; sie könne nicht an dem Mahle teilnehmen, da sie sich nicht wohl fühle und die Heiterkeit der andern nur stören würde. Auf die besorgte Frage, was ihr fehle, gab sie die Auskunft, daß es ein Kopfschmerz sei, der sie überfallen, der bis morgen gewiß vorübergehen werde, heute aber

ihr dringend Ruhe auferlege. Nun wollte auch die Großmutter nicht mehr am Mahle teilnehmen, sondern bei ihr bleiben, um ihr mit irgendwelcher Handreichung behilflich zu sein, wenn sie solcher bedürfe. Sie tröstete sich dabei mit den Worten:

„Die Herren werden ungestörter unter sich bleiben und sich keinen Zwang bei ihren lustigen Einfällen anzutun brauchen, wie sie es doch müßten, wenn Frauen anwesend sind. Und wir essen auf unserm Zimmer, wobei auch du, Trautel, dir die Eßlust von deinem Kopfschmerz nicht verjagen lassen darfst, sondern vielmehr mit etwas Lindem stärken mußt.“

18.

Heinzlin nahm am Mahle teil und sah Lentfried nach langer Zeit wieder. Doch hatte er alles vergessen, was zwischen beiden als störender Rauch aufgestiegen war, und sah wieder hell auf den einstigen Weggenossen in der abendlichen Muraue, bot ihm die Hand und begrüßte ihn freundlich. Der andere war in seiner starken Männlichkeit schwach geworden, als ihm Trautels Vater unvermutet entgegentrat, und konnte nur mit unsicherer Stimme, aber mit um so mehr durchlohender Herzlichkeit die freundliche Anrede erwidern.

Heinzlin bemerkte weder dies noch jenes; er war in der allgemeinen Fröhlichkeit wohlgemut, hielt sich stattlich und war sichtlich zufrieden mit Menschen zu verkehren, auf die er nicht herab zu blicken brauchte. Denn das war ihm trotz seines mäßigen Wuchses oft genug gelungen.

Verwundern mußte sich Lentfried jedoch, als er vernahm, daß sich Heinzlin an der Hochjagd beteiligen wolle und ihn um einen günstigen Standort bat, wo er gewiß eine Gemse vors Rohr bekäme. Mit mitleidiger Regung sah er, wie gealtert der Meister war, und äußerte einiges Bedenken über die Beschwerlichkeit des Aufstieges ins Hochgebirge. Heinzlin aber bürgte ihm mit unwiderstehlicher Zuversicht, daß für ihn kein Steig zu steil und kein Berg zu hoch sei. Zu solchen Jagden habe er schon als ein ganz Junger im Vaterhause seinen Mann gestellt, um so eher jetzt. So mußte es Lentfried dabei bewenden lassen.

Der Abendtisch hielt die Gäste nicht allzulange vereinigt; denn es sollte mit Tagesgrauen aufgebrochen werden. Heinzlin saß vergnügt unter den andern und meinte, im nötigen Falle gar keines Schlafes zu bedürfen und doch frisch beim Werke zu sein. Er war auch am frühen klaren Morgen zur Stelle und stieg mit den andern auf.

Die Maid verbrachte inzwischen den Tag mit der Großmutter, und es war ihr sonderbar zumute. Sie sehnte sich weg aus dem Grossinggraben nach Hause, wo sie nicht in Gefahr stand, einem zu begegnen, der Herr über ihre Seele geworden war, ohne daß er es wußte. Aber sie wußte es, und das war genug, um ihre Zuversicht zu trüben, die ihr bisher in allen einengenden Verhältnissen ihres jungen Lebens geblieben war. Nun hatte sie die Obmacht über sich verloren, und der Einklang ihres Wesens, mit dem sie sonst jeden bezaubert hatte, war zerstört. Die Großmutter merkte es auch; allein sie schrieb es der Unpäßlichkeit zu, die auch an dem frischen

Leibe eines Mädchens nicht immer vorbeigeht. Dabei vergaß sie ihres Vorteils nicht und mahnte Trautel wieder an die weibliche Bestimmung, die nach Gottes Ratschlusse darin bestehe, einem Manne als Lebensgefährtin zu folgen und ihn mit eigenem Glücke zu beglücken. Und der richtige Mann, einen solchen vorbestimmten Rat wirklich zu gestalten, sei nach ihrer Meinung Alfred Viertegger, der sie liebe wie kein anderer und alles vor ihren Füßen glatt machen werde, auf daß sie einen ebenen Lebensweg mit einander gehen können. Und jetzt, wo sie beide wie Mutter und Tochter in dem tiefen Bergtale gingen, den Himmel über sich und die Waldmauern zu Seiten, die sie von der ganzen übrigen Welt in Einsamkeit abschlossen, jetzt bat sie Trautel, jenem die so sehr erhoffte Zusage zu geben.

Die Maid war an diesem Tage blässer als sonst. Sie entfärbte sich noch mehr, ließ es aber die Großmutter mit ziemlich fester Stimme hören, daß sie an eine Heirat gegenwärtig nicht denken könne; auch wohl später nicht. Der ledige Stand stehe ihr ganz gut an. Aber wie dem immer sei, das eine sehe sie klar vor sich, daß sie niemals Vierteggers Weib sein könne; denn es sei Gottes Wille dagegen. Und damit sei auch ihr Entschluß von der Notwendigkeit wie von einem starken Seil gebunden. Und ob sie gleich wisse, die Großmutter damit zu bekümmern, was sie selbst am meisten schmerze, so könne sie doch nicht anders tun, und wenn es ihr Leben gelte.

Frau Therese erschrak vorerst, als sie dies hörte, dachte aber immer noch, daß ihre Enkelin in einem krankhaften Zustande befangen sei und sich unter dessen Einflusse gegen die Ehe fremd verhalte. Sie gab deshalb die Hoffnung nicht auf, daß Trautel sich eines besseren besinnen werde, wenn sie von der Unpäßlichkeit befreit sein und sich wieder wohlbefinden werde. Sie hielt es daher für zweckmäßig, das Mädchen mit weiteren Einwendungen zu verschonen, und sie verbrachten den Tag friedsam in der schönen Bergwelt, die sie umgab.

Gegen Abend kehrte die Jagdgesellschaft zurück, das erlegte Hochwild ward nach Brauch hergerichtet, und lautes Leben ertönte wieder von dem Hause im Grossinggraben.

19.

Heinzlin war überaus abgemattet zurückgekommen; aber er hatte es doch seiner Kraft abgezwungen und war, wenn auch langsam, den andern nach gestiegen, um seinen Standort vor dem Kare einzunehmen, woraus die getriebenen Tiere hervorbrechen sollten. Nach seiner Angabe war er auch glücklich zu Schusse gelangt; wie er sich denn auch als Jäger in seinem Sinne um nichts geringer hielt als irgendeinen der andern Herren. Diese gönnten ihm auch freundlich das Bewußtsein seiner Tüchtigkeit.

Aber als alle bei der Abendmahlzeit saßen, da stellte es sich heraus, daß ihm die Eßlust fernblieb, obgleich er sich den ganzen Tag nur mit wenigem genährt hatte, und also die Übermüdung nahe war. Dafür trank er um so mehr von dem guten Weine, der reichlich auf den Tisch gestellt wurde und goldig aus der Flasche ins Glas perlte.

Diesmal kam auch Trautel mit der Großmutter zu kurzem Besuche

hinab in das Tafelzimmer. Das konnte sie nicht gut verweigern, zumal ihr die Freiheit gestattet wurde, das Abendessen auch diesmal mit der Großmutter abgesondert einzunehmen. Da sahen sich beide wieder: Trautel und Lentfried. Und obgleich sie inmitten anderer Leute standen und sich nur unbedeutende Worte des Grußes zu sagen hatten, so lag etwas wie eine verborgene und doch enthüllte Welt in dem Blicke, mit dem die Maid Lentfried mit kurzem Augenaufschlage betrachtete. Es fielen alsbald ihre Wimpern wieder wie ein Vorhang über den Spiegel ihrer Seele, den ihre Augen darstellten; aber über ihn kam es wie eine plötzliche Erleuchtung, als hätte er in einem wundersamen Bilde die wonnig verleiblichte Erfüllung seiner Sehnsucht gesehen. Und doch mußte er wieder daran zweifeln und sich fragen, ob es nicht eine Täuschung seiner unter aller äußern Ruhe verwirrten Sinne gewesen wäre, was ihm in Trautels Blick die seelenvolle Neigung zu ihm erkennen ließ.

Als sich diese wieder entfernt hatte, und er unter den Gästen saß, da mußte er mit starker Willenskraft sich zusammen nehmen, um nicht den andern in unerklärlicher Weise auffällig zu erscheinen, wie einer, der nur körperlich dasitzt, aber mit dem Geiste abwesend ist. Als er endlich zur Ruhe gehen konnte, wünschte er gar nicht den Schlaf herbei, um sich jetzt gänzlich dem Bilde hingeben zu können, das ihn heute so ungeahnt beseligt hatte. Und dann wieder der Zweifel, ob er recht gesehen und sich nicht in einen Irrtum verstrickt habe, aus dem ihn die harte Wirklichkeit zu leidvoller Empfindung reißen werde.

Schon frühe verließ er das Lager, auf welchem ihn der Schlaf nicht heimgesucht hatte, kleidete sich an und ging hinaus in den kühlen Morgen, der ihn mit seiner herben Frische labte. So ging er lange den Bach aufwärts, gefolgt von seinem Hunde, der draußen im Freien genächtigt und sich nun freudiglich zu seinem Herrn gesellte. Er ging solange aufwärts, bis die steigende Sonne ihre roten Strahlen über den Scheitel der Waldmauer sendete, den Graben mit blendendem Frühlichte erhellte, und der Wildbach in tausend Funken glitzernd dahinrauschte. Dann kehrte er um und ging wieder abwärts dem Jagdhause zu. Als er auf der grünen Blöße angekommen war, bemerkte er an der Waldmauer zwei mächtige Felsblöcke, auf denen ansehnliche Fichten wuchsen, die sich ihre Heimat dort erwählt hatten, und zwischen beiden Blöcken floß ein Wässerlein wie ein Silberfaden durch.

Sein Hund begehrte zu trinken, ging aber alsbald mit aufmerksam erhobenem Kopfe den schmalen Pfad neben dem Bächlein einwärts, und Lentfried folgte ihm durch das Felsentor zu einem Brünnlein, das aus dem Berge kam und in ein einfaches Becken gefaßt war. Doch mochte dieser von alten Fichten umschattete Ort den Eigentümer des Jagdhauses wohlig angemutet haben, so daß er dort einen Tisch mit einer Ruhebank errichten ließ.

Als nun Lentfried zwischen den zwei Blöcken wie durch ein natürliches Felsenpförtlein hinein trat, meinte er in einen Zaubersaal des Berges gekommen zu sein. Denn auf der Bank neben dem Bronnen saß eine Gestalt, die stützte den Arm auf den Tisch und das Haupt in die Hand; und

als sie den Hund anschlagen hörte, erhob sie sich jäh erschreckt. Es war die Maid, die auch keine Nachtruhe auf ihrem Lager gefunden und deshalb frühzeitig draußen den einsamen Morgen aufgesucht hatte; und so ließ die gleiche Ursache eins das andere hier finden.

Lentfried rügte seinen Hund, der alsbald den Fehler erkannte und um so freundlicher das liebliche Wesen begrüßte, vor dem sein Herr mit abgezogenem Hute stand und die Bitte um Entschuldigung vorbrachte, daß er sie gestört habe. Dabei pochte Lentfrieds Herz stürmisch, sein Antlitz ward bleich, und seine leuchtenden Augen nahmen das Bild der Mädchengestalt in die Seele auf. Ihr Angesicht aber war mit einem leisen Hauch von Röte übergossen.

Sie hielt eine Gentiane in der linken Hand, und in der Verwirrung, die sie überkam, reichte sie ihm die Blume und sagte leise: „Da! weil wir uns lange nicht gesehen haben und uns nicht gut waren. Das ist für Sie, Herr Lentfried."

Er nahm die Blume, atmete den Duft ein, und ein köstliches Gefühl durchströmte ihn. „Fräulein Gertrud!" stammelte er, und sie sah, daß der starke Mann an seinem ganzen Leibe bebte.

„Warum?" erwiderte sie und wandte ihm die Stirne zu. Ihr Antlitz war nun rosig übergossen.

„O Gott! Trautel! Träum ich, oder bin ich wach? Ist's Nacht, oder ist's der Himmel, der offen ist?"

„Ja, ich heiße Trautel", sagte sie, erhob wieder das Haupt, daß sie vorhin wie ermüdet gesenkt hatte, und blickte ihn an.

Da brach seine Seele in einen Aufschrei des Jubels aus: „Trautel!"

Er schloß sie in seine Arme und küßte ihren Mund, den sie ihm nicht verweigerte. Dann murmelte er, „Ich hab' dich gern! O wie ich dich gern hab'!"

Sie schloß die Augen und flüsterte hörbar: „Ich dich auch."

Sie wand sich aber aus seinen Armen und sprach bei aller Verwirrung ihres jungen Blutes mit festem Tone:

„Lentfried! Daß ich dir angehören will, muß wohl Gottes Wille und eine Notwendigkeit sein, denn sonst hätt' es nicht geschehen mögen. Ja! und jetzt sag' ich dir's: ich will lieber dein Weib sein als irgend etwas anderes in der Welt. Und da ist meine Hand, mit der ich mich dir angelobe. Du brauchst mir nichts zu versprechen; denn ich weiß, wer du bist."

Er nahm die dargebotene Hand mit stürmischem Glücksgefühle. Doch faßte auch er sich und sprach in gleichem festem Tone, wie sie es getan hatte:

„Trautel! ich hätt' dich von einem Berg heruntergeholt, der bis zum Himmel reicht, wenn es hätt' sein müssen, als mein himmlisches Glück. Aber jetzt auf der Erde will ich für dich leben und sterben. Denn du hast mir am heutigen Tag das Leben wiedergeschenkt. Du bist meine Erretterin geworden von allem Leid und dich will ich preisen, weil du so edel und gut zu mir warst, und hast dich meiner erbarmt und dich als Gleiches zu mir gestellt: du, Trautel, als Weib zu mir, dem Manne. Aber jetzt soll meine Kraft die deine sein und meine Seele die deinige sein, mir zum Heil und

dir auch. Das soll unser Herrgott im Himmel walten, weil ich dir dankbar bin um der Seligkeit willen, die du mir am heutigen Tag gebracht hast."

Nun schlang Trautel ihre Arme um seinen Hals und drückte ihre Lippen auf seinen Mund.

20.

So lange sie noch im Grossinggraben weilten, sagte die Maid ihrer Großmutter nichts. Aber diese hatte allen Grund, sich über die Veränderung zu verwundern, die sie an der Enkelin wahrnehmen mußte; denn diese war plötzlich wieder aufgeblüht wie eine Rose in der Nacht und streckte frischer als je ihr Köpfchen in die Höhe. Die Großmutter schrieb es aber dem veränderlichen weiblichen Befinden zu. Erst als sie wieder daheim waren, erfuhr sie alles von Trautel, wie es sich verhielt und hatte keine Freude daran. Im Gegenteil, sie ward sehr bekümmert, wie einer, der ein vom ihm schön gebautes Haus zu beziehen glaubt und plötzlich in ein fremdes Land versetzt wird.

Allein sie hatte ihre Enkelin doch lieb gewonnen, und das Gefühl des Glückes, das jetzt aus deren Wesen sprach, mußte sich auch Eingang in ihr eigenes Herz verschaffen. Jetzt, wo Trautel still verschämt, selig und mit ernstem Antlitze zu lächeln schien, konnte sie nicht zürnen. Zudem erinnerte sie sich, daß schon einmal eine Tochter aus diesem Hause ihren Willen durchgesetzt hatte, und daß diese die Mutter von ihr war, die nun wieder nach dem Gebote ihres Herzens handelte. So ließ sie ihre Hoffnung fahren, die sich nicht als lebenskräftig erwiesen hatte, verbannte den Wunsch, der ihr die Zukunft falsch gedeutet hatte, und Lentfried ward von ihr als Trautels Verlobter in Gnaden aufgenommen.

Die Maid selber gewann durch vertrauensvolle Mitteilung der Verhältnisse Alfred Viertegger so sehr, daß dieser zwar betrübt, doch der Notwendigkeit sich fügend, von der Werbung ohne Groll zurücktrat.

In ihrem bräutlichen Glücke hatte sie jedoch nun das Leid, ihren Vater hinsiechen zu sehen; obgleich sich Heinzlin auf den Beinen erhielt und stolz erklärte, ihm fehle gar nichts und er sei gesund wie ein Hirsch. Der mühsame Aufstieg ins Gebirge zur Hochjagd hatte seiner Herztätigkeit, die schon vorher gehemmt war, tiefere Einbuße zugefügt, und das Gebot der Enthaltsamkeit vom Weine, das ihm der Arzt auferlegte, ward von ihm verlacht. Wo sollte er seine hellen Betrachtungen über den Lauf der Dinge hernehmen, wenn ihm nicht der Wein das Herz stärkte? Und der sollte ihm schaden!

Es ging aber doch mit ihm abwärts, und gerade zu der Zeit hatte ihn ein unbändiger Arbeitstrieb überkommen, wo ihm Ruhe wahrlich not tat. Er ließ sich sein Handwerkszeug in das Zimmer schaffen, das er bewohnte, und da hielt er sich nun verborgen und verschlossen, und niemand durfte zu ihm. Auch Lentfried, sein einstiger Gefährte auf dem Abendgange in der Muraue, konnte nicht Einlaß gewinnen, obgleich er ihn gerne als Eidam aufgenommen hatte. Denn einer, den Trautel liebte, der war auch ihm lieb. Ja, selbst diese pochte vergeblich an der verschlossenen Tür des Vaters. Sie wußte sich kaum mehr zu helfen und ward in all ihrem Glück vergrämt.

Um so erfreuter war sie, als ihr der Vater eines Tages Botschaft sandte: sie möchte doch zu ihm in die Stube kommen. Sie eilte dahin und fand ihn im Bette aufgerichtet sitzen mit eingefallenen Wangen; aber er begrüßte sie wohlgemut, als wenn es mit ihm am allerbesten stünde.

„Schön, daß du gekommen bist, Trautel! Und da will ich dir auch gleich etwas zeigen."

Auf dem Tisch neben seinem Bette befand sich ein Gegenstand, darüber ein Tuch gebreitet war. Er hob es auf, und da sah sie ein feines Kästchen, aus Zirbenholz gearbeitet, das über und über mit Blumen, Blattwerk, mit Geranke, mit seltsamen Gebilden und ausdrucksvollen Gestalten bedeckt war. Sie betrachtete es verwundert, und es mußte auch jedem als eine merkwürdig kunstvolle Arbeit erscheinen.

„Schau, schau, Trautel", sagte er lächelnd, „das ist das Brautgeschenk, was du von deinem Vater kriegst. Mehr hat er nicht, als das, was er sich von seinem Handwerk nehmen kann. Siehst, ich bin auf der Welt beinahe alleweil um eins zu viel gewesen; aber da auf dem Kasterl ist eine ganz andere, eine schöne, eine verzauberte Welt. Und daß ich dir's gleich vermelde, was das alles vorstellen soll."

Er wies mit dem Finger darauf.

„Das ist ein glänzender Hochzeitszug, der vom alten Burghügel hinunterzieht, und die Braut geht mit dem goldenen Krönlein im Haar. Das bist du, und das Krönlein ist dein Glück, mit dem dich Gott gezieret hat. Er wird wohl wissen, warum. Und drüben ist die Kirche. Ich hab' sie wohl größer gemacht, als sie bei uns ist, schier wie einen Dom. Da ziehst du mit deinem Bräutigam ein und wirst von Gottes wegen eingesegnet, und könnt' ich dabei sein, so möcht' ich dich auch besonders segnen. Aber lassen wir das sein!" —

Er sprach leise, langsam, jedoch deutlich.

„Und da, schau! das hier ist eine Pforte; die ist verschlossen und führt in einen wunderbaren Bergsaal. Drin ist ein Schatz golden wie das Glück. — Aber nicht mehr das deine, das geht einen anderen an. — Vor der verschlossenen Pforte steht ein Menschenkind, das gleicht schier deinem Vater, dem Hans Heinzlin. Und das Menschenkind möcht' gar so gerne hineingehen in den wunderbaren Bergsaal, wo das Glück ist, kann aber nicht. Denn die Pforte ist verschlossen, und das Zauberwort, das sie ihm öffenen könnt', das weiß er nicht. Und ist ihm doch so, als müßt' er's wissen, weil es ihm jetzt einer zuflüstern tät' aber so leis, daß er's nicht erfaßt. Und siehst es, Trautel, da hinter ihm steht einer, wie eine Engelsgestalt, und der raunt ihm das Wort zu, mit dem er hinein in den Glückssaal hätt' kommen mögen, aber so stad und still, daß er's doch nicht begreifen kann. Und sehen kann er schon gar nicht, daß einer hinter ihm steht. Und so kann das arme Menschenkind das Zauberwort nicht finden und glaubt immer, es muß sich darauf besinnen."

Er hielt inne und schöpfte Atem.

„Ja, ja, Trautel, daß ich dir's sag: sein irdisches Ohr ist zu grob für die Stimme, die es ihm zu raunt, und er lernt sein Glück nie kennen. Er kommt nie in den Bergsaal hinein — bis er stirbt. Dann wird sein Ohr

urplötzlich fein, und er hört das Wort, versteht es, und die Seligkeit zieht in sein armes Herz ein. Aber für das ist's zuspät. Es ist halt die Seligkeit für ein anderes Leben. — So ist's mit mir. — Was meinst, Trautel, ist's ein rechtes Hochzeitsgeschenk für dich, das Kasterl? Mit dir steht es ja anders. Du wirst schon in diesem Leben glücklich sein."

„O lieber Vater!" rief sie schluchzend, „wie schön! und ich dank' dir tausendmal dafür. Aber was du dazu geredet hast, das sollst du nicht. Du wirst noch lang leben, gelt, um meinetwegen? Sag Ja!"

Und sie küßte ihn auf die eingefallene Wange. Er sah sie mit glänzenden Augen an.

„Ja, Trautel, — hast mir doch immer Freud' gemacht in meinem Leben und jetzt auch."

„Nicht wahr lieber Vater, es wird mit dir besser gehen? Sag Ja!"

„Wie kann's denn noch besser gehen, Trautel, wenn du da bist? Ich werd' dir etwas sagen: besser nimmer mehr; aber abwärts geht's mit mir — es muß schon so sein! und dann vielleicht wieder aufwärts." —

Ein wunderlicher Heiliger.

Von Jakob Julius David in Wien.

Das sind nun viele Jahre her. So lang, daß es bald nimmer wahr ist, sagen sie in Wien.

Nachdem mir aber die Gestalt in aller dieser Zeit und in allen ihren Erlebnissen nicht verschwinden wollte, so muß etwas an ihr gewesen sein, das haftet.

Das war so zwischen Abschluß meiner Studien und Erkenntnis des eigentlichen Berufes. Schlimme und zerrissene Wochen, Monate, gedehnt zu Jahren voll ungewisser und zaghaft begonnener Versuche, voll lauernder Möglichkeiten.

Man tastet da und dorten. Man probiert mit dem nimmer schweigenden Gefühl, das rechte sei noch nicht gefunden, der immer schwellenderen Sehnsucht, es möchte sich doch endlich offenbaren, der Erkenntnis, man könne eigentlich gar nichts dazu tun. Jede Begegnung mit alten Kollegen, die sicher und vergnügt ins Leben und in den Beruf hineingehen, wird eine gerne vermiedene Pein. Und so wird einem jede Gesellschaft recht.

Man lebte am Saume der Großstadt, da die Vororte begannen. Und man rottete sich zahlreich zusammen. Als Kern verbummelte Mediziner, die

es gern zu hohen Jahren bringen und dem Viertel anhänglicher waren, als ihren Studien; lungernd zwischen Kaffee und Wirtshaus; verbündet zu Klubs mit unsinnigen Satzungen, Vorwänden vielmehr, einen Neuling, der sich wunder was vermutete, um ein Quantum Bier oder Wein zu prellen. Alle Woche wurde ein Vorsitzender gewählt und mit einiger Entrüstung auch wieder gestürzt.

Die Würde war nämlich so kostspielig, daß sie niemand länger behaupten konnte. Ein possenhaftes Rituale, zu dem jeder dieser Müßigen etwas ausheckte, wurde feierlich und unverbrüchlich eingehalten. Grundbedingung war: der Erkorene durfte nicht sprechen können, mußte sich aber gerne hören und eine Antrittsrede halten. Da kam es denn freilich vor, daß einer sich den schönen und unvergeßlichen Satz leistete — nicht etwa ulkig, sondern der Meinung, er habe etwas ganz ausnehmend Tiefsinniges vor sich gebracht — „Erde und Wasser vermischen sich und es entsteht ein Wesen.“ Was so entsteht, kann man doch nur sehr zartfühlend und uneigentlich „ein Wesen“ nennen. Aber wir hatten ein geflügeltes, ein Losungswort gewonnen, das man oftmals und zur Verblüffung Uneingeweihter brauchte.

Man vermied, dasselbe Gasthaus zu Mittag und zu Abend zu besuchen. Aus gutem Grunde. Allerdings sind Wiener Kellner von einer schönen Langmut und einer großen Gläubigkeit in die Zukunft ihrer Herren. Aber, anders hätt' es sich leicht an einer Stelle gar zu hoch auffsummen können.

Nachdem aber der Vorort in mächtigem Wachstum begriffen war, so kam immer wieder einer mit einer Post, wo gute und billige Atzung zu finden sei. Man hatte Zeit und da spielte denn die Entfernung keine Rolle. Versucht wurde nun einmal alles.

Bei einer solchen Entdeckungsfahrt stieß der alte Herr zu uns und hielt eine Zeit mit, allerdings nur unter Tages.

Er war hoch bei Jahren und in allem aus einer anderen Zeit. Er trug Kleider, die sehr bequem sein mußten, mit unerhörten Taschen; Westen, die so tief herunter reichten, wie man dies niemals gesehen hatte; Schnupftücher, die sich zu denen der Gegenwart verhielten, wie ein Ignadon — uns aus Scheffel als sehr lümmelhaft bekannt — zu einer zierlichen und schwänzelnden Eidechse.

Er schien sich unter uns und an unserer Jugend zu gefallen, ohne daß er sich etwas vergab. Ihn zu schrauben, hätte sich niemand getraut. Es war eine gewisse Würde an ihm, trotz aller seiner Formlosigkeiten, und wiewohl er eben so breit wie lang war und jenes asthmatische Fauchen an sich hatte, das den Spott so leicht reizt. Und es gab lose Gesellen unter uns.

Ein junges Mädchen war immer um ihn. Weder hübsch noch häßlich: wie man sie eben ganz unbeachtet an sich vorübergehen läßt. Es trug die Pfeife des Alten, die er — den Stock in der Rechten, in der Linken immer das flatternde Taschentuch — nicht recht hätte verwahren können, stopfte sie und bot sie dem Großvater nach Tisch dar. Alsdann geschahen einige rasche Züge, ehe er umständlich genug etwas zu erzählen oder zu erörtern begann. Er hielt dabei immer die Hand gespreizt von sich und ereiferte sich in einer wunderlichen Weise viel mehr, als einer der Hörer verstehen konnte — —

Niemals nahm er mehr als ein Gericht. Mundete ihm das, so mußte jeder seiner Günstlinge einen Bissen davon verkosten. Er zerschnitt die Speise mit seinem eigenen Taschenmesser in ganz kleine Stückchen und bot auf der Spitze der Klinge an. Der's verschmähte, der hätt' ihn schwer beleidigt. Das mochte denn doch lieber keiner. Denn bei aller seiner Gutmütigkeit sah der alte Herr gar nicht aus, als sollte man mit ihm ungestraft anfangen können.

Eine Tasche des Rockes aus sehr feinem, kaffeebraunem Tuch, in das er Sommer und Winter gekleidet ging, senkte sich allzeit merklich. Das machte, weil er immer vieles Kupfergeld bei sich hatte, darunter jene Vierkreuzerstücke, die man nach Umfang und Gewicht Schustertaler nannte. Er fing nämlich gerne die Kinder ab, wenn sie von der Schule kamen. Das ihm behagte, das wurde mit einem solchen Stück Geld zu beliebiger Verwendung beschenkt. Das war gar nicht wenig in jener armen, sparsamen und wohlfeilen Gegend.

So kannte ihn denn die gesamte Jugend und lief ihm nur nicht zu, weil der Respekt vor ihm dafür zu groß war. Aber auch die Erwachsenen kannten und grüßten ihn allgemein. Er dankte lässig, wie einer, der der Achtung eines jeden sicher und gewohnt ist. Niemals verließ er Ottakring, seinen „Grund", da er geboren und in dem er verwachsen war. Er bezog niemals eine Sommerwohnung, so sicher es ihm seine Mittel gestattet hätten. Was innerhalb der Linienwälle lag, das ging ihn gar nichts an, das war eine fremde Welt mit steifen Manieren und mit förmlichen Lebensgewohnheiten, die ihn nur beengt und angeödet hätten. „Halt — so Faxen machens." Er las keine Zeitung; denn die Händel dieser Erde waren ihm durchaus gleichgültig. Ob er jemals ein Buch zur Hand genommen hatte, das mochte man billig bezweifeln.

Und dennoch hatt' er eine Vorliebe für Studenten, hörte gerne von dem, was sie lernten. Es wird nicht immer just vom Neuesten gewesen sein, womit wir ihm dienen konnten. Er ließ sich unsere Gesellschaft sogar was kosten; denn ich vermute, der oder ein anderer hat ihn angepumpt. Er hatte ein Urteil; er hatte unbiegsame Ansichten — da rückständig und wieder von einer erstaunlichen Duldsamkeit. In seinem Kreise hatt' er einmal offenbar ganz tüchtig seinen Mann gestellt. Was darüber hinaus ging, das konnte man sich begucken oder sich gefallen lassen, wenn's einem der Zufall entgegenbrachte. Ihm aber nur einen Schritt entgegen zu tun, lohnte nicht.

Er war zu seiner Enkelin keineswegs zärtlich. Er hielt sie gut, dies sah man. Aber wie ein Wesen von sehr untergeordneter Art. „Halt, so ein Weibervolk." Und dennoch war sie das Einzige, was er auf der Welt hatte, und liebte ihn sehr mit jener schüchternen Liebe, die nur so oft zurückgeschreckt ward, daß sie sich nun nicht mehr vortraut und nur noch ängstlich mit scheuen Augen vorguckt. Daß sie andere Bedürfnisse haben könne, als nur die nächsten, begriff er nicht oder erkannt' es nicht an. Er, ganz im Vergangenen lebend, verlangte sich derlei nicht und also durfte sie's auch nicht begehren: kein Theater, keinen Flug ins Grüne. Wagte einer der Tischgenossen einmal einen Hinweis darauf, dann bekam der Alte zunächst seinen asthmatischen, fauchenden Ärger und prustete einiges, bis er milder ward. „Dös kann 's

später haben.“ Über den Sinn dieses „später“ konnte kein Zweifel sein: denn er besuchte gerne mit ihr das schöne Erbbegräbnis, das er sich und den Seinen mit großen Kosten auf dem Hernalser Friedhof hatte errichten lassen.

Er litt nicht, daß sie zimpere. Auch ein freies Wort war gestattet; Anstößiges aber wagte sich in seiner Gesellschaft ohnedies nicht vor. Kleiden mußte sie sich nach seinem Geschmack, der nun allerdings nicht von dieser Welt war. Vielleicht darum sah sie gar nichts gleich; und Freundschaft mit jenen Mädchen, die sich manchmal zu uns fanden, konnte sie nicht gut schließen.

Er kannte diesen Vorort, nun eine mächtige Stadt mit vielem Gewerbe, da er noch ein Dorf gewesen war, mit unverbauten Äckern, auf denen alljährlich der Schnitt begangen ward, mit Winzerhäuschen mitten im Grünen, mit fröhlichen und jauchzenden Weinlesefesten. Damals wär's lustig gewesen. Er hatte ein ansehnliches Fuhrwesen betrieben und war so innerhalb einer kurzen Frist über seine Bedürfnisse hinaus wohlhabend geworden. Die Freude an Pferden und der Blick dafür war ihm aus jener Zeit verblieben, ebenso wohl auch die Abneigung gegen den „Glöckerlfiaker“, wie man die Pferdebahn heißt. Erinnerungen an sein Gewerbe waren sein Asthma und seine ewige Heiserkeit und die unförmlichen, erfrorenen Hände. „Halt — ein bisserl dampfig“ war er.

Sein Vermögen hatt' er natürlich in Häusern angelegt, deren er eine hübsche Anzahl besaß. Es waren Mietskasernen; aber ungeschminkt und praktisch für ihren Zweck gebaut. Jede hatte einen großen Hof als Tummelplatz für die vielen Kinder, von denen es in den Otte-Häusern nur so wimmelte. Bei unzähligen war er Gevatter gewesen. Alle Wohnräume waren hoch, gesund und luftig. Seinen Zins begehrte er pünktlich jeden Ersten, er war aber sehr niedrig und niemand wurde gesteigert oder gekündigt. Es war in der zahlreichen und immer wachsenden Arbeiterbevölkerung ein vielbeneideter Vorzug, zugleich eine Anerkennung für Fleiß und ordentliches Verhalten, wenn man bei ihm Wohnung bekam.

Daß seine Häuser im Wert um ein vielfaches gestiegen waren, seitdem er sie erbaut, daß er nun einer der reichsten Bürger dieser Gemeinde war, wußte er wohl, aber es berührte ihn weiter nicht und machte ihn nicht hoffärtig. Er blieb bei seinem System — nur zweierlei Mieten und nur zweierlei Wohnungen. „Kost' sieben Gulden aufs Monat.“ Oder: „Kost' sieben Gulden fuchzig.“ Jene Hausherren, die allwöchentlich den Hausbesorger als einen gestrengen Mahnboten herumschicken „abfamen“, oder die gar selber mit Hauskäppchen und in Filzpantoffeln wie das pochende Gewissen an die Türen ihrer Parteien schlurfen und höchstpersönlich einkassieren, die verachtete er gründlich. Zu ihm mußte man sich schon selber auf die Stube bemühen. Er brauchte keinen Richter und keinen Anwalt; anerkannte jedes Unglück — nur keinen Müßiggang.

Der bei der Frage nach der Kinderanzahl erschrak, als hätt' er ein böses Gewissen, der bekam, wenn eine frei war, eine Wohnung um sieben Gulden und fünfzig Kreuzer angewiesen, die unverhältnismäßig größer war, als die wohlfeilere. Der hatte deren genug und übergenug, und das junge Volk will Raum und Luft. Und: „Wer viel Kinder hat, der hat so genug

auf ihm und man soll ihm net no mehr zulegen. Sonst wird's ihm leicht zu viel." Er mochte Kinder. „Sie machen Lärm, aber meistenteils doch einen lustigen Lärm." Hunde aber litt er durchaus nicht, obwohl er selber, wohl als Zeichen seiner erhöhten Würde den Mietern gegenüber, einen recht abscheulichen Stallpintscher hielt. Die machen einen grauslichen Lärm und verschrecken leicht ein Kind oder gar ein Weib, was eben in einem schreckhaften Zustand ist.

Daß man seine Schwachheiten kannte, wußte er. Denn er war sehr klug. Daß man sie nutzte, kränkte ihn weiter nicht. Der's danach hatte, der mußte wohl an sich rupfen lassen, damit er nicht in den Ruf eines Simpels käme, der's ohne weiteres hergibt. Eine Wurzen war er darum doch nicht und ihn dafür zu halten, wagte niemand. Für ihn und sein Enkelkind aber blieb immerhin genug und überreichlich genug.

Eine zahlreiche Familie war ihm im Tod vorangegangen. Seine Frau war längst gestorben und er hatte sich nicht mehr entschließen können, nochmals zu heiraten. Er war doch so viel außer Hause gewesen, als er sein Gewerbe trieb. Eine Alte mocht' er nicht und eine Jüngere konnte da leicht auf schlechte Streiche kommen, ohne daß sie auch nur schlecht war. Man weiß ja, wie Kutscher sind! Meist wie das liebe Vieh, mit dem sie zu tun haben. Alle seine Kinder waren ihm, bis auf eines, in jungen Jahren genommen worden. Der Heinrich war nun auch schon tot. Seit wann? „Halt, lang ist's. Dös Maderl war noch so klan", pfnaufte der Alte und hielt seine Hand unglaubhaft nieder zum Fußboden. „Halt — so lang ist's."

Dieser, sein letzter Sohn nun hatte dem Vater schweres Herzeleid gebracht und erfahren, wie streng der Ehrbegriff des Alten war.

Er war ein hübscher Bursche gewesen. Anscheinend voll Gesundheit und Kraft, während ihm doch das Übel, von der Mutter her ererbt in der Brust saß. Immer war er guter Laune und voll Witz —. Saß er auf seinem Kutschbock, dann sah er mit klugen und verschmitzten Augen in die Welt. „Hellauf, voll Hamur und lustig war er halt" und am Gelde fehlte es ihm denn auch niemals, nicht an Gelegenheit, wo immer er seine Rößlein einstellte und, natürlich ohne an sich selber zu vergessen, futterte, gute Bekanntschaft und „seine Hetz'" zu machen. Dagegen hatte der Alte, der sonst die Zügel des Hausregiments so stramm hielt, wie etwa nur noch seine Leitseile, auch dann nichts, wenn es ihm zu Ohren kam und ins Geld ging. Denn er war doch selber einmal jung gewesen und er wußte, es gibt zweierlei Weiberleut auf der Welt. Welche, die wollen sich weiter nichts, als daß man mit ihnen seinen Spaß hat. Die verdienen es dann auch nicht besser, und daß man seinen Spaß manchmal ziemlich teuer bezahlen muß, darüber gab's nichts zu reden, dies war ihm, und wohl auch aus eigener Erfahrung, durchaus nichts Neues. Daß es aber wieder welche gibt, die zu gut für die Hetz' sind, die mehr heischen und Besseres sich verlangen dürfen, dies stand ihm, der in einer sehr glücklichen Ehe gelebt, gleichfalls unverbrüchlich und heilig fest.

Und also war ihm denn der Tag gekommen, der ihm die Einsicht brachte, sein Einziger sei und tue schlecht nach seinen, des Alten Begriffen, der ihn zwang, im eigenen Hause und mit aller Strenge des Richteramtes zu walten.

Es war da ein ganz junges Mädchen. Die Eltern waren ihm beide gestorben und es stand völlig allein auf der Welt und hatte dennoch inmitten der gleichmäßigen und freudlosen Arbeit, die ihm das Leben fristete und verzehrte, auch eine starke Sehnsucht nach dem Glück und der Sonne.

Es war nicht hübsch, noch minder freilich häßlich. Sehr ernst war es. Aber das Anschmiegende, das Liebenswürdige und Liebe Verlangende gut gehaltener, einziger Kinder war ihm verblieben, die sich's trotz aller schlimmen Erfahrungen nicht auszudenken vermögen, man könnt' es etwa oder in einer Weise mit ihnen nicht ehrlich meinen.

Mit der nun hatte der Heinrich angebandelt. An Gelegenheit fehlte es dem Hausherrnsohn nicht und sich ihr zeigen, konnt' er leicht. Sie zu gewinnen, war ihm bei ihrer ungehüteten Verlassenheit nicht schwer geworden. Sie war ja so glücklich, daß sie wieder wen hatte, dem sie ganz zugetan sein durfte. Und so betrachtete sie sich erst als seine Braut, bald als sein Weib und begehrte sich nichts von ihm, dem sie freudig sich und alles gab. Er dachte nicht weiter in der glücklichen Gedankenlosigkeit des Wieners und des verwöhnten Menschen, der alles gerne dem Zufall anheimstellt.

Er war gewohnt, abzuschütteln, was ihm unbequem ward oder auch nur zu lange dauerte. Hier fühlte er sich zunächst durch Liebenswürdigkeit und rechte Güte fester verbunden, als sonst seine Gewohnheit war; und dann kam gar die Zeit, da das Mädchen Rechte an ihn hatte und schüchtern geltend zu machen suchte, da es, erst ungläubig und später entsetzt über seine Herzlosigkeit, mahnen, bitten, betteln mußte, er möcht' es und das Ungeborene doch nicht von sich stoßen.

Er wich aus. Er versuchte Späße, über die sie sich, ihn nicht zu verstimmen, zu lachen zwang, die sie aber unendlich kränkten. Er machte Flausen und Redensarten, die zu nichts verpflichteten. Und endlich — ja, wo sie denn hin denke? Er könne sie doch gar nicht heiraten. Ein Bursche wie er, der die glänzendste Partie zu jeder Zeit fände! Das wär' gar gut und aus der Weis' wär' das! Für so einen Lappen sollte sie ihn doch lieber nicht halten. Und wenn er schon so albern wäre, so hätte sein Vater doch auch ein ganz ein gewaltiges Wort darein zu reden. Der würde das niemals gestatten, daß sich sein Einziger so wegwürfe. Niemals!

„Wegwürfe?" Sie zuckte zusammen.

Er entschuldigte sich. „Na halt, jetzt bist raunzet." Aber das sei nicht so gemeint. Er könne nur nicht. Und sie möcht' sich's nur ja nicht beifallen lassen, etwa zum Alten zu gehen. „Er ist so viel gach und so viel grob ist er und hat bald ein' Peitschenstecken bei der Hand." Das könnt' einen Empfang geben, den er ihr, und einen Verdruß, den er sich nicht wünsche. Und sie wolle ihm doch nicht ohne Zweck schaden? Und überhaupt, solange sie sich still hielte, so könnte er für sie und das Kind ganz gut sorgen. Hernach, wenn der Alte einmal von der Sache weiß, hernach nicht. Dann kommt's zu Gericht und das sei für das schwächere Teil niemals gut. „Kein Pfaffen haben wir net gebraucht; werden wir doch kein Richter a net brauchen."

Je mehr er ihr aber den Vater als Schrecknis hinstellte, desto eifriger erwog sie in ihrer Seele den Gedanken, sich und all ihre Not dem Hausherrn

zu offenbaren. Was sie von ihm wußte, das ließ ihn wohl wunderlich, aber durchaus gerecht erscheinen. Zu verlieren hatte sie doch nichts mehr. Die Zeit war nahe, da sie nichts mehr erwerben konnte; und vom Heinrich, wie sie ihn nun erkannte, auch nur einen Heller zu nehmen, widerstrebte ihr in ganzem Herzen. Und sie fühlte überdies, wie die tiefe Kränkung und Enttäuschung an ihrem Leben fraß, wie das in das überfloß, das in ihr keimte, mit den Tränen verströmte, die sie so bitterlich und ungetröstet weinte. Sie hatt' es nun einmal verspielt, ganz ohne ihre Schuld. Denn heiratete sie der Heinrich schon, was konnte aus einer also erzwungenen Ehe für ein Glück werden? Dem Kinde aber, das sie schaudernd und doch voll herzlicher Liebe werden fühlte, dem war sie eine bessere Zukunft schuldig.

Sie wartete, bis der Heinrich eine Tagesfuhr machte. Alsdann zog sie sich an, so gut sie's konnte in den Umständen, in denen sie war. Es wurde ihr dennoch bänglich, da sie vor dem Alten stand, der es so gar nicht eilig hatte, sie anzuhören. Das war beinahe kränkend; aber man mußte das schon hinnehmen. Er ging eben seine Ställe ab, ob denn auch einem jeden Roß sein Recht geschehen sei. Er war dabei recht unwirsch; aber eben daraus erwuchs ihr ein Vertrauen. Der sich der Tiere so annahm, der so über jedes Versäumnis wetterte, der würde ihr doch keine Unbill zufügen lassen. Endlich war er fertig. Kurzatmig stapfte er ihr voraus in seine sehr kahle Wohnung, in der nur ein mächtiger Kassenschrank nach etwas aussah, setzte sich breit nieder und musterte sie mit merkwürdig unruhigen, schweifenden, wasserblauen und dennoch scharfen Augen. Er war wirklich zum Fürchten. Und dann: „Alsdann — was wollen S'? Alsdann — reden S'. Aber mit Eins. Ich frag' net gern. Verstengen S' — und so, daß man s versteht. Und kurz ...“

Sie schüttete ihr Herz aus. Immer und immer wieder kam sie, ganz ohne ihr Wollen, aufs Kind und daß sie nur deswegen und damit das nicht elend zugrunde ginge, wenn sie einmal nicht sei, sich zu diesem Gang entschlossen habe. Wenn er ungeduldig ward, so trommelte er so hart auf die Tischplatte, daß sie erschrak, oder tat einen jähen Zungenschnalzer, wie man Pferde antreibt. Endlich war sie fertig und strich sich über die Augen. Der Heinrich möge sagen, was er wolle — sie könne nun durchaus nicht glauben, daß er so hart sei.

„Alsdann — dös glauben S' net?“

„Na, Herr Otto. Dös glaub' i net.“

„Wann's aber mein Suhn sagt?“ Das kam ganz ingrimmig. „'s ist gut.“ Er erhob sich schwerfällig und bot ihr die kurze, dicke Hand. Nicht zum Abschied — zum Kuß. Ein freudiger Schrecken fiel sie so heftig an, daß sie hellauf weinte. Denn sie verstand — so war er's offenbar von seinen eigenen Kindern her gewöhnt.

Zu Abend kam der Heinrich heim. Der Alte erwartete ihn in der Sattelkammer, wo er eigentlich am liebsten war. Da hing das Geschirr aller Arten und es roch gut nach dem herben Ledergeruch; da standen in schönen und stattlichen Reihen Peitschen, wie immer man sie zu jedem Zweck braucht. Alles blitzblank und nach der Ordnung. Man rechnete, wie sonst

immer, und der Alte strich den Betrag ein, der verdient worden war. Dann: „Du, Heinrich! Dein Madel war da.“

Er verfärbte sich und brauste auf im Zorn eines, der im Unrecht ist. „Hat sie sich's getraut? Ich hab's ihr verboten.“

„Und warum hast ihr's denn verboten, han?“

„Weil ich net will, daß sich der Herr Vatter um rein gar nix giften tut. Na — ich werd' ihr's schon zeigen.“

Der Alte hob den Zeigefinger und stieß ihn vor die Brust. „Nix wirst ihr zeigen. Und da bleibst — hörst?“

„Daß ich's net heiraten kann, wird der Herr Vatter doch selber einseh'n...“

„Belei,“ verwunderte sich der Alte. „Wo kannst denn? Jetzt gar, wo vor lauter Kränkung aber schon gar nix an ihr ist und wo sie schon gar nix mehr net hat. Das Bissel, was sie gehabt hat, da darum hast du s' doch bracht. Da geht's nimmer. Han, oder epper net, Heinrich?“

„Ich will ja das Madel net im Stich lassen und fürs Kind zahlen. Aso bin ich wieder net.“

„Is schön von dir, daß du wieder net aso bist,“ höhnte der Alte. „Alsdann — fürs Kind, für dein eigen Kind, für das alleinig sie sich harbt und betteln gekommen ist, für das willst zahlen — und die Mutter derf verrecken. So hast dir's ausdenkt — gelt, Heinricherl?“

„Ja — aber wo ich's doch net heiraten kann?“

„Warum sagst denn net lieber: net heiraten derf? Ich erlaub's doch net? Oder traust di do net, dös vor meiner zu sagen?“

Er zuckte zusammen. Der Alte aber fuhr fort:

„Daß du ein Luftikus bist, dös weiß ich schon lang. Ein wie ein schlechter Kerl du aber bist, dös weiß ich doch erst seit heutigem Tag.“

„Der Herr Vater soll net so reden. Wieso?“

„Alsdann — du willst dös Madel net heiraten. Ist am End' deine Sach und dein Schaden. Mir gefallet sie so weit ganz gut. Aber daß du dich mit deine Niederträchtigkeiten hinter dein alten Vattern steckst, daß der für deine Stückeln aufkommen soll, daß ich der schlechte Kerl sein muß, der net erlaubt, daß du tust, was sich gehört und was ein jeder weiß, daß es sich gehört, das ist schon gar Pfui Teufel!“ Er spie nachdrücklich vor sich hin. „Nur ein Mann sein, halt so wie's ein jeder Bäckenbub trifft, und hernach eine Lettfeigen — da tät's mir aber schon ganz gehörig grausen vor so einem Mann, wenn ich ein Madel wär'.“ Er verschnaufte ein Weniges.

„Alsdann — du wirst dös Maderl heiraten. Und g'heiratet wird halt, wie ein Otte heiratet. Das ist net aso, daß man sich mit ihr abschmiert, sö anschmiert und hernach stehn laßt. Verstehst, Heinricherl? Ist am End' nur eine Straf' für den armen Narren. Was hat s' denn an dir? Und gut haben wird sie's am End' a net bei dir. Aber tun laß ich ihr nix, so lang ich leb'. Dös mirk' dir, Heinrich — aber schon sehr gut derfst dir's merken.“

„Und wenn ich sag' — ich tu's net?“

„Meinst?“ Der Alte wurde rot, als wollt' ihn der Schlag treffen. „Meinst? No alsdann packst halt deine Sacherln und ich heirat' das Madel, damit 's Kind ein' Vattern hat. Hab' ich's verbieten dürfen, so derf ich's

a befehlen. Was du bist, dös ist mir gleich. Aber — mich von dir aus zum schlechten Kerl machen lassen — dös gibt's net — ewig net."

Die Heirat fand statt. Einfach, aber doch mit aller Förmlichkeit, die einem Patriziersohn, dem Erben eines solchen Vermögens und eines Geschäftes, das so viele in Nahrung setzt, zusteht. Es gab einiges Aufsehen in Hernals und Ottakring über das große Glück, welches da ein armes Mädchen mache. Aber man gönnt' es ihr.

Der alte Otto war hernach noch wortkarger, denn früher. Gut wurde die Ehe des Heinrich nicht, wie er's vorausgesehen. Aber, er hielt sein Wort und schützte die Schwiegertochter, wie er's ihr verheißen hatte, die kurze Zeit die ihr noch vergönnt war, nach Kräften vor ihrem Gatten.

Beide starben übrigens bald hintereinander und hinterließen das einzige Kind, die Erbin des ganzen, großen und täglich aus sich selber anwachsenden Vermögens, mit der er nun so dahinlebte. Er hatte sich in den Ruhestand versetzt, den er nun nach seiner Art genoß, kam zu sehr hohen Jahren und blieb durchaus unzufrieden mit der Entwicklung der Dinge, die es den armen Leuten immer schwerer machten, sich auf dem heimatlichen Grund zu behaupten. Was mit seiner Enkelin ward, weiß ich nicht. Sie war gesund und blieb es und wird wohl einen Mann gefunden haben.

Auch der alte Otte ist nun schon längst tot. Da er begraben ward, gaben ihm alle seine Parteien, denen er in seinem letzten Willen eine Jahresmiete erließ, freiwillig das Geleit. Das war schon ein ansehnlicher Zug, der natürlich noch ganz gewaltig anschwoll, so daß Tausende hinter seinem Sarge schritten, nicht anders, als begrübe man einen Großen. Die Häuser die ihm gehört, sind umgebaut und moderne Zinskasernen geworden, wahnsinnig die Architektur und die Mieten und ohne jede Rücksicht auf kleines Volk und seine Bedürfnisse. Ich aber konnte des wunderlichen Heiligen alle die Jahre her nicht vergessen, der mich schon damals anmutete wie ein Überrest vergangener, gesünderer Tage.

Mariensegen.

Eine Liebfrauenlegende von Helene Raff in München.

Ein Mägdlein war in alter Zeit,
Die hatte früh sich Gott geweiht,
Es floß ihr ohne Wunsch und Trauern
Die Jugend hinter Klostermauern.

Oft stand sie schon vor Tag und Tau
Dort am Altare unsrer Frau,
Und hatte fromm ihr Bild geschmückt
Mit Blumen, die sie selbst gepflückt.
Ihr schien auf Erden nichts so traut
Als was sie täglich hier erschaut,
Die Himmelsjungfrau hold und lind,
Im Mutterarm ihr göttlich Kind.
Und dienen solcher Königin,
Das war ihr herrlichster Gewinn.

Da ward mit schweren Kriegesplagen
Ringsum das arme Land geschlagen —
Des Feindes Heer mit gier'ger Hand
Fiel ein und brachte Mord und Brand;
Und näher kam es jeden Tag
Dem Städtlein, drin das Kloster lag,
Ein Rabenflug voran als Bote
Im Rücken unbegrabne Tote. —
Die Schwestern hoben bang die Hände
Zu Gott, daß er das Unheil wende,
Doch neigt' er nicht dem Flehn sein Ohr —
Die Feinde standen schon am Tor
Und wild erklangen Brück' und Wall
Von Kampfgetöse, Schrei und Fall.
Die Bürger schlugen mannhaft drein
Da hob sich roter Feuerschein,
Denn einer aus dem Feindestroß,
Der hatt' ein feurig Wurfgeschoß
Geschleudert in des Städtleins Enge.
Zum Himmel sprüht der Funken Menge
Von Dach zu Dach, von Wand zu Wand
Aufs Kloster hin wälzt sich der Brand;
Wie scheint die Glut so grausig hell. —
Das Feuerglöcklein bimmelt grell;
Hier bräu'n die Flammen, dort das Heer. —
In solchem Drang erlahmt die Wehr;
Und bald verkündet Siegesschrein:
Die grimmen Feinde dringen ein!

Im stillen Haus der Himmelsbräute
Ging's nie so friedlos her wie heute;
Die Schwestern alle, sich zu retten,
Entflohn von den geweihten Stätten,
Und keine von der bangen Schar
Verstörter als die Jüngste war.
Sie flog dahin in vollem Lauf

Und sah vor Angst nicht um noch auf;
Wie sie des Städtleins Bann entronnen,
Wie sie den Pfad ins Feld gewonnen —
Sie wußt' es nicht, bevor sie stand
Auf ungepflügtem Ackerland,
Und in der Ferne schwand der Greu'l:
Die Feuersnot, das Wehgeheul.
Kein Mensch ihr nah in nächt'ger Weite —
Der Sterne Licht war ihr Geleite,
Und wie sie tastend fürbaß ging,
Hemmt ihren Fuß ein leblos Ding. —
O weh': ein blutbefleckter Leib,
Am Rain liegt ein erschlagnes Weib,
Vom grausen Hieb die Stirn zerspalten.
Doch ihre starren Arme halten
Im Tod noch krampfig unbewußt
Ein wimmernd Knäblein an der Brust.
Die fromme Maid blieb jammernd stehn, —
„Hilf Gott! und läßt du das geschehn? —"
Sie kniet bei der Entseelten nieder —
Kein Herzschlag mehr — und kalt die Glieder! —
„So werde dir das ew'ge Heil!
Was aber wird des Kindleins Teil?
Laß ich es hier? — O wahrlich nein:
Es soll mit mir gerettet sein!" —
Sie hebt es sorglich auf vom Grund,
Erwärmt es, küßt es auf den Mund
Und deckt's mit ihrem Ordenskleid.
Dann weiter strebt die junge Maid,
Vor den erbarmungslosen Schergen
Sich und das Knäblein wohl zu bergen.
In banger Hast erreicht sie bald
Den tiefen, dunklen Tannenwald. —
„Nun, armes Kind, sind wir geborgen —
Das Dickicht schützt uns bis zum Morgen." —

Die Nacht war lang, die Nacht war kühl,
Ein Stein war der Entflohnen Pfühl,
Doch schuf ihr das noch mindre Pein
Als des verlaßnen Säuglings Schrein.
Ihr Kosen stillt nicht sein Gewimmer
Und als mit sachtem Rosenschimmer
Durch Zweige schien das Morgenrot,
Ward sie gewahr erst ihrer Not.
Ihr zeigt das golden frühe Licht,
Wie bleich des Kindes Angesicht,
Wie Zung' und Mündlein ihm verdorrt. —

„Was tu' ich? wandr' ich wieder fort?
Mir deucht, der Wald währt viele Stunden,
Und wenn den Ausweg ich gefunden,
Wer weiß, wohin wir dann gelangen?!
Doch jenen Pfad, den ich gegangen,
Zurückzukehren, führt gewiß
Zum Tod, dem Gott uns kaum entriß.
Nicht doch! Auch hier folgt uns der Tod,
Weil ich ja nicht ein Krümchen Brot,
Kein Tröpflein Milch noch Wasser habe,
Dem halb verlechzten Kind zur Labe.
Ich selbst kann lange Fasten leiden,
Das Würmlein aber muß verscheiden,
Wenn ihm nicht baldig Hilfe naht. —
Ach Himmel, gib mir Trost und Rat!" —

Sie irrt umher — ihr Herz, das klopft —
Und eine helle Träne tropft
Hin auf das Kind, das kläglich kreischt,
Mit heis'rem Stimmlein Nahrung heischt. —
Doch plötzlich hemmt die Magd die Schritte,
Denn zwischen zweier Tannen Mitte
Ragt auf der moos'gen Waldesau
Ein steinern Bildnis unsrer Frau.
Ein niedrer Sockel ist ihr Thron,
Sie hält im Arm den Gottessohn;
Und vor ihr steht die bange Maid
Mit ihrem Bündlein Erdenleid. —
Da wirft die Hilfberaubte matt
Sich nieder an der heil'gen Statt;
Sie ringt die Hände, schier entkräftet,
Und fleht, den Blick empor geheftet:
„Erhöre mich, um Jesu Christ,
Du, die du Magd und Mutter bist!
Ich hab' an dich mein junges Leben,
Den Schmuck der Bräute hingegeben,
Doch weh' mir, sollt' ich drum allein
Ganz unnütz und verachtet sein!
O woll' es gnädiglich betrachten:
Dies arme Kind ist am Verschmachten,
Und kannst du heischen, reinste Frau,
Daß ich es tat- und machtlos schau'?
Zum erstenmal fleh' ich Entgelt
Von dir und von dem Herrn der Welt;
Ehrst, Herrin, du dein treu Gesind,
So gib mir Nahrung für dies Kind!"

Sie schwieg; und stumm blieb auch das Bild,
Nur schien sein Lächeln wundermild.
Sacht strich ein Windhauch durch den Tann,
Und lind und wundersam durchrann
Ein Schauer schmerzlich süßer Wonne
Wie Sonnenkuß den Leib der Nonne.
Ihr ist verschwunden Angst und Harm,
Wie ist die Brust ihr feucht und warm?!
Sie reißt das Mieder auf — und hell
Aus weißer Brust entspringt ein Quell! —
Zu träumen glaubt sie, doch im Nu
Greift sie mit beiden Händen zu,
Das Kindlein an die Brust zu legen;
Das labt sich an der Jungfrau Segen
Und streckt bequem die kleinen Glieder —
Den Wänglein kehrt die Farbe wieder;
Und an der Nonne Brust geschmiegt,
Entschläft es süß, von ihr gewiegt. —
Es war der Maid nach all dem Gram
Das Herz so voll von Glück und Scham —
Sie sprach, und tief aufs Kindlein sank
Ihr Haupt: „Maria, habe Dank!" —

Und bald wies ihr der Jungfrau Gnade
Aus Waldesgraun die rechten Pfade
Und führte heil die beiden hin
Zu sichrem Ort, wo frommer Sinn
Die Magd, der solches Heil beschert,
Mitsamt dem Kinde gastlich ehrt. —

Nun weiß ich wohl: Euch dünkt die Mär
Ein Wunder und zu glauben schwer;
Doch wenn ich recht berichtet bin,
So hat das Wunder ew'gen Sinn.
Ein Weib an Frauengüte reich
Ist allzeit Mutter auch zugleich
Und fremdes Leiden nimmt sie lind
Ans Herz, als wär's ihr eigen Kind.
Drum war's den lieben Frau'n zulieb,
Daß ich dies Märlein niederschrieb.

Italienische Reisen.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Über meine italienischen Reisen schreibe ich deshalb, weil vor gar nicht langer Zeit ein Herr Kritiker aus Berlin mich sehr gelobt hat; er hat gewußt, daß ich einst im Schwarzwald Uhrenschilder gemalt habe, daß ich dann nach Frankfurt gezogen bin und dort Bilder gemalt habe, die gerade ihrer Naivität wegen Beachtung verdienten; es sei zwar gar keine Technik darin, aber doch bringen sie eine gewisse Wirkung hervor — um so erstaunlicher sei das, weil ich nicht wie andere Maler, er nannte sogar Böcklin und Klinger, in die Welt gereist sei, denn die hätten Paris und Rom kennen gelernt, aber bei mir sei gerade diese Unerfahrenheit, diese Naivität von einigem Reiz. Er sprach von mir wie wenn er mich etwa in Berlin als ein malendes Wunderkind einführen wollte.

Es hat mich lange nichts so gefurt wie der Ausspruch, daß ich noch nirgends gewesen sei; wie andere Menschen auch, bin ich gerade auf meine Reisen stolz — war ich doch in Paris, fünfmal in Italien, war in London und in Holland; da kommt so einer und sagt ich sei noch nirgends gewesen.

Dieser Kritiker ist schuld, daß ich jetzt, und zwar sehr umständlich, von meinen italienischen Reisen erzähle. Im Eifer dies zu tun, habe ich sogar das Goethesche Sprüchlein vergessen, wie ich es so ziemlich gewohnt bin, den Artikeln, die ich schreibe, vorzusetzen und gerade bei der italienischen Reise hätte ein solches sich recht gut gemacht.

Ich war also wirklich in Italien und habe dort das Wort ausgesprochen „Anche io sono pittore!“ Ich habe dort auch recht vieles gesehen und erlebt.

Ein schwarzwälder Sprichwort sagt: „Man kann lang ne Kuh zum Stadttor nein führe, sie kommt doch als Kuh beim andern wieder naus.“ — Das zeigt viel Respekt vor der Stadt und will wohl sagen, es gehört schon was dazu, ein Städter zu werden; es ist möglich, daß mir das Talent, ein Städter zu werden, abgegangen ist — doch das sei nun wie es wolle — ich war fünfmal in Italien, einmal in Paris, einmal in London und einmal in Holland, zudem kam ich auch durch gar viele deutsche und schweizer Städte.

Im Januar 1874 kaufte ich mir ein Buch zum Selbstunterricht in der italienischen Sprache und im Februar schon fuhr ich mit meinen Kenntnissen durch den Mont Cenis nach Turin — dort ging ich nachts beim Stadttor hinein und des andern morgens beim gleichen Tor wieder hinaus auf den Bahnhof; ich und meine zwei Begleiter fanden das Wirtshaus, in das wir auf Anraten eines Mitreisenden gegangen waren, gar schlecht — es war auch kalt und winterlich und dachten wir, daß es in Genua doch viel italienischer sei — also so schnell wie möglich dahin. Auf den Bergen, über die wir fuhren, lag auch dicker Schnee, aber als wir nach Genua hinunter kamen, war milde Luft — denn Genua ist eine große Seestadt und liegt am mittelländischen Meer. Da hab ich die Augen aufgemacht,

ich sah die dunkeln Zypressen in die silberglänzende Luft ragen, die mildgrünen Oliven, die mir so lieb geworden sind, die Stadt mit ihren Palästen und das reiche Leben am Hafen — ja, jetzt war ich in Italien. — Seltsam, es war mir gar nicht fremd, es war in mir ein Gefühl, das mir sagte: da gehörst du hin! — Du hast dies Land entdeckt, du hast somit ein Recht darauf. — Je länger ich in Italien war und je weiter ich in das Land hineinkam, desto lebhafter wurde dies Besitzergefühl; ich weiß aber, daß es andern Deutschen auch so geht und schließe es aus dem trotzig patzigen Auftreten, welches viele in Italien annehmen; hat es ja doch schon Dürer gehabt, der da sagte: Hier bin ich ein Gentilhomo!

Zumal in Rom kam ich mit deutschen Künstlern zusammen, die sich als „Herrennaturen" gebärdeten, das sich zumeist darin äußerte, daß sie über italienische Zustände schimpften — auf die Bettler, die doch gerade so viel dazu beigetragen, daß dies Herrengefühl für ein paar hingegebene Soldi immer wieder genährt wird. — Aber warum sollte man sich auch nicht fühlen in seiner stolzen Kraft beim römischen Wein! In Rom fand ich Prachtexemplare deutscher Künstler, teilweise mit Stipendien ausgerüstet. Mit einem solchen besuchte ich auch die Galerien; er ging stumm und wie ich sah gelangweilt an den schönsten Perlen der Kunst vorbei, nur lebte er auf, wenn etwa ein Caravaggio kam: „Herrgottdonnerwetter, ist da ne Kraft!"

In einer abendlichen Weinkneipe wurde heftig darauf hingewiesen, daß es mit der modernen Kunst nicht gut kommen könne bis die alte Kunst beseitigt sei und man kam überein, daß es gut wäre, den Vatikan und alle anderen Sammlungen zu verbrennen — den Tag darauf eilte ich die Sammlungen noch zu sehen, da ich nun doch einmal in Italien war.

Es war aber wirklich doch nicht so schlimm gemeint, ich begegnete einem der Kunstbrenner am anderen Morgen im Café, er sah gar nicht heldenhaft aus und sagte: „Katzenjammer!"

Ja, der deutsche Künstler fühlt sich eben in Italien und möge sich dies Gefühl auch oft wunderlich äußern, man versteht es — es geht eine Art von Revolution vor, eine Art von Entdeckerfreude, eine zweite Menschwerdung, der eine stellt sich so dazu, der andere anders, das ist halt „individuell". — So war z. B. ich in Florenz in dem Wahn befangen, als ob i c h erst den Botticelli entdeckt hätte, als ob er vorher noch gar nicht geschätzt worden wäre. — Freilich mag dazu beigetragen haben, daß im Jahr 1874 alle Botticelli noch recht schlecht gehängt waren, in teilweise dunklen Winkeln — ich wurde beinahe krakeelig und verachtete die, welche diese Herrlichkeiten nicht anerkennen wollten. — Verzeihung! ich war damals noch jung! Man hätte mich auch einen „Kunstbrenner" nennen können, mit dem Unterschied, daß es bei mir im Herzen gebrannt hat und daß es nach und nach wie ein Dankgefühl über mich kam, daß ich all das sehen durfte. — Ich wurde auch dankbar gegen das Volk, das hier wohnte, und so habe ich nur gute Erinnerungen an freundliche höfliche Menschen mit mir genommen; die kleinen Listen, mit denen der Fremdling oft zu kämpfen hat und die viele zu Haß bewegen, haben mich immer belustigt — und wenn so ein Kutscher oder dergleichen, mit denen man zu tun hat, merkt, daß man lacht zu seiner kleinen List, so versteht er dies gar wohl und man richtet

mehr damit aus, als wenn man ihn in gebrochenem Italienisch andonnert. Es kam mir oft vor, als ob sie diese Übervorteilungen wie ein Spiel betrachteten, in dem der Erfahrenere gewinnt; — z. B. wollte ich einmal nach dem Lateran und hatte den Stadtplan in der Hand, den Weg zu suchen; ein Droschker rief mir zu und ich dachte, nun, das ist sicherer und frage Quanta costa per Laterano? Dieci lire! mit einem verschmitzt lachenden Gesicht — ich lache auch und gehe weiter, er rief mir drein: Otto lire, sei lire, cinque lire, tre due lire, una lira; da stieg ich ein und nach ein paar hundert Schritten waren wir schon beim Lateran. Der Spitzbub lachte und ich lachte mit. Jedenfalls hatte ihn die Komik, daß ich mit meinem Plane den Lateran nicht fand, so nahe wir auch dabei waren, gereizt, so daß er übermütig zehn Lire forderte.

Doch ich muß wieder nach Genua zurück, denn ich bin erst dort — nach drei Tagen schon reisten wir wieder ab — und zwar aus einer Art von Angst, daß das Wirtshaus, in das wir geraten waren, ein wahrer Palazzo, diesmal für uns, d. h. unsern Geldbeutel zu gut sei. Wir kehrten auch in Parma an und besuchten Corregio, tags darauf waren wir aber schon in Bologna — dort wollten wir einige Tage bleiben, aber das Schicksal trieb uns auch hier wieder fort — einer der Begleiter übertrat sich den Fuß, der des andern Morgens stark angeschwollen war; der Barbier, dem wir den Fall vorlegten, meinte, das könne ein recht langwieriges Leiden werden — und so packten wir wieder auf, so gut es ging und fuhren gleich nach Florenz, wo wir ja doch so wie so längeren Aufenthalt nehmen wollten und die Heilung geduldiger abwarten konnten. — In Florenz angekommen, sprang aber der Patient frisch aus dem Wagen und alles war wieder gut. In Bologna konnte ich vor der Abfahrt nur noch geschwind nach den Türmen laufen, und ich sah, daß sie sehr schief waren.

Wir wohnten in der Casa Nardini und von dort aus lernten wir die Herrlichkeiten von Florenz kennen, von denen ich aber ja nicht den Versuch machen will, sie zu beschreiben — da gibt es ja Bücher genug darüber.

Außer dem italienischen Sprachbuch und dem Bädeker hatte ich mir auch noch den „Cicerone“ gekauft; — wenn ich also in die Casa Nardini zurückkehrte, so schlug ich den Cicerone auf und wußte nun gleich Bescheid, wie man über dies und jenes Kunstwerk zu denken, zu urteilen und zu sprechen habe. Aber eines Tages kam ich in Meinungsverschiedenheiten mit dem Cicerone, und da habe ich mich über mich selber so geärgert, daß ich den Cicerone zu unterst in den Koffer packte, von wo ich ihn dann auf der ganzen italienischen Reise nicht mehr hervorzog; — ich begnügte mich am „Bädeker“. Es ist freilich bequem, so ein Buch zu haben, wo alles darin steht, was man von all den Dingen zu meinen hat — das Urteil ist ja auch so richtig und geht von Autoritäten aus, daß es ganz absurd ist, wenn man eine andere Meinung haben will. Aber ich wollte gern mit eigenen „Kuhaugen“ durch die Stadt gehen und die Dinge nach meiner Art anstaunen. Eine Kuh, die man durch die Stadt führt, sieht vielleicht, wer weiß, mehr als mancher Mensch — aber das Sprechen darüber will gelernt sein — deshalb hat man den „Cicerone“; — — ich hätte ihn doch nicht so ganz zu unterst legen sollen.

Am 16. März 1874 fuhr ich nach Rom, ich bedauerte sehr, an all den schönen Städten Perugia, Assisi vorüber zu eilen — herrliche Landschaften sah ich im Eisenbahnfluge — Spoleto, wildes Gebirge, Esel, Maultiere den Fußweg hinauf — Ziegen zwischen den immergrünen Büschen, den dunkeln Steineichen, — Schafe und Schweine, hütende Spinnerinnen, mit der Handspindel arbeitend — langgehörnte Rinderherden auf den Wiesen des Tibertales. Städtchen und alte Türme auf dem Felsen, dann goldenes Abendlicht über die großartige Einsamkeit der Campagna. Um ½7 Uhr war ich in Rom, wo mein Freund Lugo mich in Empfang nahm.

Von da an lebte ich in einem schönen Wechsel zwischen den Kunstherrlichkeiten Roms und den Frühlingsherrlichkeiten der Campagna, es war mir immer so wohl da draußen in dieser schönen Landschaft, in dieser auf den Trümmern einer reichen Kultur zur ursprünglichen Natur zurückgewordenen Gegend mit ihrem Herden- und Hirtenleben. — Alle Gräbertrümmer der Via latina mit Blumen und Ranken übersponnen; ich freute mich an den vielen Tieren, die das Land beleben, an den toll unbeholfenen Bocksprüngen der Lämmer, mit denen sie ihrer Lebensfreude so beredten Ausdruck geben. So ein Tierlein springt in die Luft aus reiner Freude darüber, daß es nicht an die Erde angewachsen ist, und drückt damit ein Schöpfungswunder aus, das ihm erst vor kurzem zuteil geworden ist.

Dazu brauchte man freilich nicht nach Rom zu gehen, um so seine Zeit zu vertrödeln oder gar noch um darüber zu schreiben — aber was kann man dafür, wenn gerade dort ein Zicklein uns in den Weg rennt, uns mit seinen Augen, hinter denen vielleicht auch so eine Art von Seele wohnt, anglotzt und mit einem Sprunge seines ganzen Körpers sagt: Da bin i! Wenn man sich da auf eine im Grase liegende antike Säule setzt, das ganze Altertum und seine Geschichte vergißt und lacht über den kleinen Komiker, so ist halt das auch ein Zustand und gerade kein unglücklicher.

Deshalb habe ich doch alles gesehen, was ein kunstbeflissener Rompilger sehen muß und habe auch recht viel darüber, wenn ich mit Deutschen zusammenkam, geschwatzt, erörtert und gestritten; so geriet ich in der schönen Villa Pamfili mit einem gelehrten Doktor in ein langes Kunstgeschwätz hinein, von dem ich erst, als derselbe mich verlassen hatte, merkte, daß es mich weit mehr von dem Wege der Kunst abgezogen habe, als das Ziegenböcklein in der Via latina. — Denn erst als der vielgelehrte Herr fort war, sah ich die Schönheit der Villa, da schien die Abendsonne durch die hohen Pinien und es rauschte in den Wipfeln wie ein Lied von ewiger Schöpfung, dazu sang die Amsel von der Zypresse — Goldorangen glühten im dunkeln Laub neben Marmortreppen und -säulen, der grüne Teppich des Grases war mit Anemonen durchwebt, das war Italien wieder mit all seiner Pracht.

Augen, Augen das ist ja doch alles, was man mitbringen sollte zu einer italienischen Reise — Bücher nur so viele, daß sie die Augen nicht verderben.

Mir hatte meine Mutter auf die Reise ein Psalmbüchlein mitgegeben, worin sie den 121. Psalm als Reisespruch bezeichnet hatte — hier in der Campagna erwachten diese Psalmen mir zu einem ganz besonderen Leben — und gar oft schwebte meine Seele auf ihnen, wenn ich keinen anderen Ausdruck mehr fand für das, was mich bewegte und ergriff.

Sehr bedauert habe ich immer, daß ich nicht Italienisch konnte — es begegneten mir eigentlich nur freundliche Menschen und so tat es mir oft recht leid, daß ich stumm an ihnen vorübergehen mußte.

Gezeichnet und gemalt habe ich damals nicht sehr viel, ein schon ziemlich gefülltes Skizzenbuch habe ich in einem Omnibus liegen lassen und nicht mehr bekommen.

Im Atelier des schweizer Malers Buchser malte ich einige kleine Kopfstudien mit Temperafarben. Ein anderer deutscher Maler, mit dem ich oft verkehrte, war H. Ludwig, der sich in sehr beachtenswerter Weise mit der Theorie und Praxis der Ölmalerei beschäftigte, der auch den Tracktat des Leonardo da Vinci übersetzt hat. — Es war einer von denen, bei dem man was lernen konnte — und besonders angesichts der guten alten Bilder klärten mich seine Bestrebungen über viel Technisches auf. Auch den Maler Dreber besuchte ich, ein stiller zarter Freund und Verehrer der Schönheit der Campagna di Roma. — Auch der Maler Schweinfurt aus Karlsruhe war da, er holte uns oft am Morgen ab zu Ausflügen in die Gegend: „Als naus ihr Badenser, heut ist's schön!" Wir, d. h. immer Lugo und ich waren auch einmal in Primaporta, wo sich eine schöne antike Wandmalerei in einer Villa der Livia noch ganz wohl erhalten befindet; — ich war sehr entzückt von dieser Malerei, das Licht kommt von oben und so ist das ganze Zimmer an den Wänden in einen grünen Garten umgemalt — tiefgrüner Ton, abwechselnd mit Lorbeer, Orangen, Blumensträuchern und Zypressen hergestellt, die in der oben hereingehenden lichtblauen Luftfläche sich zierlich abheben, Vögel auf den Zweigen, in der Mitte jeder Wand ein extra schön ausgeführtes Tannenbäumchen — kleine Springbrunnen mit Tauben zwischen den Büschen, unten durch das ganze Zimmer zieht sich eine kleine Umzäunung von gelbem Rohrgeflecht. Es ist eine wunderschöne Farbenharmonie und handwerklich von schönem Farbenauftrag, — die Blätter fast wie mit einer dicken Spachtelfarbe hineingesetzt. Das Ganze hat einen weichen, wachsartigen Glanz, ist aber steinhart. Mit welcher Art von Technik dies gemacht sei, konnte ich mir nicht erklären.

Wir waren auch in Frascati und ritten auf Eseln hinauf nach Tusculum — bei stürmischem Wind, aber gar herrlich lag das grüne Meer der Campagna unter uns.

Auf dem Wege nach Grotta ferata und Nemi begegneten wir einem schönen Paar Italiener, er im umgeschlagenen Mantel und auch sie in der Landestracht, sie schritten kräftigen Schrittes daher, hinter sich zwei weiße Rosse. — Düsterer Wolkenhimmel lag über dem Albanersee und dem Nemisee — in Nemi übernachteten wir — wir waren recht fröhlichen Sinnes und ließen unsere Worte spielen — Lugo war ein Meister hierin, draußen stürmte und regnete es aber gewaltig, es war kalt und wir froren in den Betten. — Am Morgen klapperten uns die Zähne vor Frost und wir waren sehr verdrießlich — aber wir wurden bald warm, als wir den Rückweg antraten, denn es war schön, unter dem sturmgepeitschten Wolkenhimmel herzuziehen, bei dem Wechsel von Licht und Schatten über der Campagna und ganz in der Ferne das Meer, dessen weiße Brandung wir deutlich sahen; — aber ich war doch einige Tage stark erkältet, als wir nach Rom kamen.

Der Abschied von Rom wurde mir recht schwer; ich warf auch am

Abend vor der Abreise einige Soldi in die Fontana Trevi, zur Gewähr des Wiederkommens.

Wir fuhren dann nach Orte und von dort von der Station im Wagen nach Bagnaia, durch prächtigen Eichwald. — In Bagnaia war auch Schweinfurt, der Landsmann, und wir wohnten mit ihm im Hause des Bürgermeisters, da es in dem Orte noch kein Gasthaus gab. — Hier war überhaupt noch nichts von moderner Bequemlichkeitskultur zu verspüren — und es war so recht eigenartig — die Männer saßen mit hohen Hüten in ihre weiten blauen Mäntel gehüllt, es war kühler Tag, in ruhigster Haltung und wie mir schien, ohne sich zu unterhalten auf den Mauern des Marktes — abends wurde dort ein Schwein am Spieß gebraten, dessen Fleisch dann verkauft wurde, auch wir aßen im Hause des Bürgermeisters davon. Wir besuchten auch Viterbo. — Kastanienbewachsene Felsentälchen sind das Charakteristische der Gegend, in die Felsen sind alte Grabhöhlen hineingehauen.

Auf dem Rückweg nach Orte benutzten wir die Post. Dieselbe war von berittenen Karabinieren begleitet, ein Zeichen, daß der ziemlich lange Eichwald doch nicht für so ganz harmlos galt; — somit habe ich auf der italienischen Reise auch ein bißchen Brigantengruseln gehabt — das gehört doch auch dazu.

In Orte trennten wir uns, Lugo fuhr nach Rom und ich nach Orvieto, der Stadt auf dem Berge. Der goldene Dom im Morgenhimmel auf dem ganz einsamen Platze war von eigenartiger Wirkung — nur ein wiederkäuender Ochse lag als belebendes Wesen ziemlich in der Mitte des Platzes. So kam ich wohl in die richtige Stimmung, im Dome die Fresken von Signorelli das jüngste Gericht in seiner ganzen Wucht, in seinem unheimlichen Ernste zu empfinden.

Nachher saß ich lange auf einer Mauer und sah in die graue Morgenwelt hinunter, zu der ein jetzt von Menschen und Zug- und Lasttieren belebter Zickzackweg hinunterführt — zu den fruchtbaren Feldern in der Ebene; — es war so klarer Morgen, ein sanfter Wind wehte vom Himmel, die wandernden Schatten der Silberwolken, die am Himmel zogen, belebten die fernen Berge und Hügel, die opalfarbig herüberleuchteten.

Die Schrecken des jüngsten Gerichtes legten sich — so eine Jüngstgerichtsvorstellung ist ja doch der Ausdruck des wilden Menschenkampfes, der aus den Einrichtungen der Menschengesellschaft immer hervorwachsen wird — die Menschen in ihrer Masse verdammt, dahingerafft, verurteilt — ruhelos — nur der Einzelne kann sich befreien — wenn er es vermag, wunschlos zu werden.

Von Orvieto fuhr ich nach Siena, wo ich mich mehrere Tage aufhielt.

Es wurde inzwischen Ende Mai und ich ging nach Florenz zurück; — von dort ein Studienausflug an den Golf von Spezzia war eigentlich der Schluß meiner ersten italienischen Reise. — Das blaue Meer, von den Felsen von Lerici und von Porto Venere aus, war mir auch noch ein ganz neuer Eindruck. — Mit meinen Begleitern Lang und Heinrich zeichnete ich hier auch mancherlei.

Es ist doch was gar Schönes, so in der Natur draußen sitzen und zeichnen oder malen, es kommt eine so schöne Ruhe über einen — die oft

fast ins Traumhafte übergeht — worunter freilich die Beobachtung zwar leidet, aber in der sich doch so viel Unbewußtes, was doch in der Kunst auch eine Rolle spielt, ansammelt.

So zur Mittagsstunde hoch oben auf den Felsen bei Porto Venere sitzen, in die blaue Unendlichkeit von Meer und Himmel hinaussehen, unten schäumt die Brandung, die nach und nach zu einer Musik wird und herauftönt, wie Menschenohren sie nur in den seltensten Stunden als Weltharmonie höchster Ordnung auffassen können.

Oder im blühenden Olivenhaine, den ganz eigenartigen Duft, der sich mit der Meeresluft, die aus dem Blauen heranweht, so schön vereinigt — das Bienengesumme in den gelblichweißen Blüten auf kristallblauen Gründen — das Gefühl der Unendlichkeit überkommt uns, so daß wir die Sinne verhüllen, um in die tiefste Einsamkeit unseres Seins zu versinken. — Die Sinne nach der höchsten Empfänglichkeit geschlossen, in diesem Grunde der einsamsten Wunschlosigkeit, da fühlt man sich der Einheit nahe, in der alle Schöpfung ruht. — Gott in uns, kein fremder Begriff von außen, kein Wesen, das aus der Ferne schafft. — Unser Sein ist mit ihm verknüpft, in ihm gegründet und auch der Tod kann uns nicht von Gott trennen. Da auf diesem Grunde einsamster Wunschlosigkeit erfährt man, nicht etwa, daß man eine Seele hat, sondern, daß man eine Seele ist.

Es waren inzwischen heiße Sommertage geworden, wir kehrten nach Florenz zurück und ich fuhr dann, etwa Mitte Juni, nach München und in den Schwarzwald zurück.

Das war die erste italienische Reise. — Der geneigte Leser wird ja wohl selber sehen, daß er keine ordentliche chronologische Reisebeschreibung vor sich hat; ich habe es deshalb noch mehr als in früheren Artikeln vermieden, von meinem einmal ausgesprochenen Grundsatze, nicht über Mitlebende etwas zu sagen, abzugehen. Sicher würde mancher derselben sagen: das ist falsch — das war nicht damals, das war damals, es war auch nicht so, es war so. — Die in die Zeitlosigkeit Hinübergegangenen rechnen nicht mehr so genau mit dem Datum, an welchem wir im Raume uns begegnet sind.

Wenn nun im einzelnen wohl manchmal etwas Dichtung mitläuft, so bin ich doch im ganzen wahrheitsliebend — dies muß ich bemerken, sonst sagt der Berliner, es sei alles nicht wahr und ich hätte meine fünf italienischen Reisen in aller Naivität erfunden.

* * *

Die zweite italienische Reise geschah im Jahre 1880 und die war doch noch schöner für mich, denn ich konnte meine Frau mit mir nehmen und ihr all die Herrlichkeiten zeigen. — Dadurch ist alles doppelt schön!

Mein Liverpooler Kunstfreund Minoprio bestellte nämlich etwa 10 italienische Ansichten aus den verschiedensten Gegenden für sich und einige seiner Freunde in England, so ungefähr bestimmte er in einer Liste die gewünschten Gegenstände, ohne mich gerade daran binden zu wollen.

Das erste Bild malte ich auch gleich in Frankfurt auf Rechnung der ersten italienischen Reise und fühlte mich dadurch doch schon etwas entlastet.

Im März reisten wir ab, über München, dann übernachteten wir in Bozen, wo wir mit dem Maler L. Eysen zusammenkamen — des anderen Tages direkt nach Florenz. Da blieben wir aber nur acht Tage. Wie freute ich mich, die Florentiner Domkuppel wieder zu sehen. Ein Wiedersehen solcher Dinge ist fast eindringlicher als das erstmalige Sehen, das scheue Erstaunen fällt weg.

Wir fuhren dann direkt über Rom hinaus nach Neapel, von wo ich auch einige Bilder mit heimbringen sollte. — Nach Neapel war ich das erstemal nicht gekommen. Hier werde ich mir der Macht bewußt, die ein Schriftsteller über seine Leser ausübt — ich könnte hier für die zweite italienische Reise eine Zeitfolge für Tag und Stunden, mit Abfahrt und Ankunft der Eisenbahnzüge, Hotels mit ihren Rechnungen hinsetzen, ich könnte auf Heller und Pfennig sagen, wie viel ich auf dieser Reise ausgegeben habe, und ich glaube, der Leser würde auch dies geduldig weiterlesen. — Ich habe nämlich bei dieser Reise, die ich als Geschäftsreise zu betrachten hatte, genau über alles Buch geführt, über Zeit und Geld. — Aber ich will die Leser verschonen, ich bin ja hauptsächlich auch Leser — wie viel Sachen liest man, die einen gar nicht interessieren, bloß weil man einmal zu lesen angefangen hat. — Hier bemerke ich bloß im Interesse der Künstler, die gern nach Italien gehen, daß man dort auch recht billig leben und doch an allen Genüssen des Landes teilnehmen kann.

Da ich diesmal bestimmte Aufträge auf Bilder, also einen Zweck bei dieser Reise hatte, so mußte ich zeichnen und malen und konnte nicht so gewaltsam, wie man es auf einer solchen Reise sonst tut, den Sehenswürdigkeiten nachlaufen. — Aber die Sehenswürdigkeiten kamen doch an mich heran — wie so vieles in der Welt, dem man nicht nachläuft. Ich setzte mich hin und zeichnete, das war gut, es kam dadurch eine schöne Ruhe und Behaglichkeit über mich — denn wenn man auch nur ein paar Striche zeichnet, so steht man den Dingen mit dem Gefühl einer Tätigkeit gleichsam berechtigter und beruhigter gegenüber. So kamen wir mit der Mappe unterm Arm in der Umgegend herum in Pompeji, Pozzuoli usw.

Der Vesuv nimmt wohl jeden Neuling in Neapel in vollem Maße in Anspruch — und verwundert sieht man immer wieder seine Rauchsäule — verwundert — und wenn man es von der Schule her und aus Büchern ganz genau weiß, daß es Berge gibt, die Rauch und Feuer ausspeien. Wir gingen bald nach Sorrent und lebten in Orangenhainen und bei blühenden Rosen.

Wenn man da durch die graugrünen Ölbäume auf einer Höhe wandelt und von Zeit zu Zeit die Augen erhebt auf das blaue Meer, so ist das etwas, was sonst dem Auge nicht so leicht zuteil wird — denn das Meer ist unglaublich blau und mit dem eigenartigen Olivengrün entsteht eine Farbenharmonie schönster Art; man möchte aus dieser schon schließen, daß Ölbaum und Meer zusammengehören.

Auf einer dieser Wanderungen kamen uns zwei kleine Mädchen nach, sie brachten meiner Frau einen Zweig mit Zitronen und zeigten uns den Weg nach dem Telegrafo, den wir freilich gut allein gefunden hätten, aber die Kinder waren zu nett und gern ließen wir uns ihre Begleitung gefallen, sie waren so aufmerksam und besorgt räumten sie Hindernisse, die auf dem

Feldwege sich zeigten, hinweg — sie sahen es meiner Frau an den Augen an, wenn ihr eine schöne Blume gefiel und holten sie von der Mauer herunter zum Strauße. — Wir gingen mit ihnen nach Massa hinunter — dort führten, ich möchte fast sagen, nötigten sie uns mit in ihr Elternhaus, ein kleines Bauernhaus in einem wunderschönen Zitronengarten voller Früchte. Die Mutter mit einem ganz kleinen Kinde auf dem Arme bewillkommnete uns, eine gar lieblich schöne Erscheinung in diesem Zaubergärtlein. — Man sah allen die Freude an, uns Fremdlingen ihr Heim zu zeigen.

Auf dem Rückwege auf der Landstraße, bei dem schönsten Ausblick nach Capri hinüber, setzten wir uns auf Steine am Wege — gleich kam ein freundlicher Mann und streckte die Hand aus nach einer Gabe. — Wir hatten nun all unser klein Geld schon ausgegeben und ich machte dem Manne begreiflich, daß wir kein Geld haben, da lachte er mit einem verschmitzten Gesicht, sah uns an und sagte: So zwei gut genährte Leute und kein Geld! Wir lachten mit und da ich ihm ein paar Zigarren geben konnte, so schieden wir als gute Freunde.

Nach Capri kamen wir leider nicht, da an dem hierzu vorbestimmten Tage ein arger Sturm war, so daß das Schiff nicht verkehrte. — Angefangene Skizzen hielten mich dann in Sorrent und wir begnügten uns später mit einer Kahnfahrt an den Felsen von Sorrent vorbei nach Marino Cassano. Verwünscht haben wir manchmal die endlosen Gartenmauern, in die wir auf unseren Gängen hineingerieten, um dann ganz wo anders herauszukommen, als wo wir gemeint hatten, aber auch zwischen diesen Mauern war es doch schön, wenn so die goldenen Zitronen darüber hinunterschauten von dem blauen Himmel.

Pompeji besuchten wir einmal in Begleitung von deutschen Landsleuten, zu unruhig durchgeführt, um zu einem rechten Eindruck zu gelangen — wir kamen aber doch gerade dazu, als Arbeiter einen sehr schönen Bronzefaun vorsichtig aus dem Bimsstein herausschälten.

Neapel mit seinem Leben und Lärm gewann ich recht lieb; aber einmal gerieten wir doch hinein, daß es ganz unheimlich wurde — am Ostersonntag nachmittag gingen wir gegen Abend nach Portici — da strömte das Volk in der ausgelassensten Lustigkeit, teils mit uns, teils uns entgegen, hochbeladene Droschken stellten förmliche Wettfahrten an, suchten sich in toller Fahrt zu überholen. Eine derselben verlor das Rad und ein ganzer Knäuel von Menschen flog daraus auf die Straße — so viele Menschen, wie in eine der kleinen Neapler Droschken gehen nirgends hinein — es schien aber keinem etwas getan zu haben — das Gelächter, das darauf hin entstand, ließ mich dies annehmen. — Es war ein Höllenspektakel, darüber der rauchende Vesuv und glühendes Abendrot in die anbrechende Dämmerung hinein, es wurde uns wirklich etwas unheimlich und wir freuten uns sehr, daß wir endlich in einer Trambahn Platz fanden zur Heimkehr.

Was man aber auch in dem Neapler Straßenleben für seltsame Menschen sieht! — so sahen wir einmal ein kleines bärtiges Männlein, über und über, Gesicht, Bart und Kleider mit getrockneter Erde bedeckt, wie wenn er erst vor kurzer Zeit aus dem Schlamm hervorgekrochen wäre, ganz rätselhaft — wie noch so vieles andere.

Recht ungern nahm ich von Neapel Abschied, aber auf so einer Geschäftsreise muß das Vergnügen manchmal zurückstehen — der Stoff für die Neapler Bilder war gesammelt und nun hieß es auf nach Rom.

Von all den herrlichen Kunstwerken will ich nichts sagen; wozu wiederholen, was andere schon viel besser gesagt haben. Neues kann wohl jeder, der mit eigenen Augen vor diesen Werken steht, allzeit empfinden. — Neues sagen das kann wenigstens ich nicht.

Zum zweiten Male in Rom sein ist eine gar schöne Sache — der lebhafte Anteil, den meine Frau an allem hatte, war doppeltes Genießen.

Wir nahmen eine Privatwohnung und zogen jeden Morgen froh hinaus — neue Schönheiten zu suchen. Bei schönem Wetter meist mit dem Zeichnenapparat belastet in die Campagna — nach Ponte Mole, Salara, Ponte Nomentane, Via Latina, Hain der Egeria. — Etwas zum Essen nahmen wir oft für alle Fälle mit oder aßen in einer abgelegenen Osteria.

Mit den Ziegenhirten verstanden wir uns sehr gut; als wir einmal bei einer Ziegenherde auf den Gedanken kamen, wir könnten ja auch Ziegenmilch trinken, teilten wir diesen Wunsch dem Hirten mit, er war auch gleich dazu bereit, eine Ziege zu melken, aber es war kein Geschirr vorhanden und bei der Ratlosigkeit zog er endlich seinen schwarzen Filzhut ab und meinte, da draus könnte man recht gut trinken. — Wir wollten aber doch lieber nicht und dankten mit höflichem Entsetzen.

Einen gar schönen Frühlingsmorgen verbrachten wir am Hain der Egeria, es war unsagbar schön und duftig, wir hatten ein wahres Paradiesesgefühl in dieser erhabenen sonnigen Einsamkeit — ich zeichnete und meine Frau saß neben mir und wir dachten an gar nichts Böses — aber als wir uns einmal umsahen, waren wir fast umringt von einer Herde langgehörnter Ochsen. — Man weiß ja nie, was so Ochsen von einem denken und möglichst still schlichen wir uns davon nach der Grotte herunter, um auf dem Pfade dann den anderen Hügel hinaufzugelangen, aber da oben stand das allergrößte Hornvieh in einer beschaulichen Ruhe, aus der alles mögliche hervorgehen konnte — seine Augen waren auf uns gerichtet, aber wir konnten sie nicht ergründen. Wir wandten uns um, aber überall Ochsen, die allermeisten in der Nähe und vor dem Gitter, durch welches wir am Morgen hineingegangen waren — an dem auch noch ein Warnungstäfelchen gemalt war, ein Fremder, der von einem Ochsen verfolgt wird. — Viele der Viecher lagerten sich und es war gar nicht abzusehen, wann sie weiterziehen würden. — Endlich kamen ein paar Landarbeiter, die auch ihren Weg nach dem Tor hin hatten und im Anschluß an dieselben kamen wir ungespießt heraus aus unserem Paradiese auf die sichere Landstraße. Durch das Gitter sahen wir denn freilich noch lange, wie schön diese grauen Ochsen sind und wie gut sie in diese Landschaft hineinpassen.

Die Ziegen sehen anders aus als die unserigen; sie haben eine Art von ornamentaler Zierlichkeit.

Wir hatten und suchten auch keine deutschen Bekanntschaften — das Alleinseinsgefühl zu zweit in der schönen Landschaft bei den Hirten und den Tieren hatte wirklich etwas Paradiesisches für uns, — etwas, was man vielleicht unter solchen Umständen nur in der römischen Campagna haben kann. — Mit unseren Freunden, den Hirten, verständigten wir uns recht

gut; einer von der Porta S. Sebastiano war sehr gesprächig, er zog aus seinen Taschen allerlei Zeug hervor, was er in der Campagna gefunden habe und da wir nicht viel Gefallen daran zeigten, machte er ein wichtiges Gesicht, griff in eine andere Tasche und zog etwas gut in Papier Gewickeltes heraus, mit der Versicherung, das sei nun wahrhaftiges Gold. Wir mußten freilich laut auflachen, als wir das gelbe Ding sahen und darauf lasen: „Spielmarke“, — wir konnten es ihm nicht so recht klarmachen, — aber er sah so rührend gut und zufrieden aus, als er sein Gold wieder vorsichtig einwickelte. Da wir doch die verschiedenen Hirten unterscheiden wollten, nannten wir diesen den Goldschäfer.

An einem Hügel am Anio, der so schön vom Gebirge her sich durch die Wiesentäler schlängelt, saßen wir, ich zeichnete, auf einem andern Blumenhügel nebenan saß der Hirtenbube mit dem schwarzen Hut und sang und sang in vielen Wiederholungen ein einförmig Lied, wir verstanden freilich nur einzelne Worte, da ein milder Zephir andere anderswo hintrug — doch gelang es mir, den Gesang ins Deutsche zu übersetzen und ich will ihn dem Leser nicht vorenthalten, zumal es das einzige ist, was ich aus einer fremden Sprache übersetzt habe.

Gerade meine mangelhafte Kenntnis des Italienischen erleichterte es mir, den Sinn des Liedes treu zu erfassen und meine Frau half mir in der Feststellung dessen, was wir zusammen gehört haben:

Das ist das Hirtenlied:

Anio, rauschender Bach, dir sing ich zum Lobe mein Lied,
Zum Dank, daß meiner Herde du gibst kristallhellen Trank.
An deinen Ufern ist die beste Weide für sie, Gras und würziges Kraut,
Dich hat der Frühling so lieb, zu deinen Wassern kommt er zuerst
Und umkränzt dich mit Blumen und leuchtendem Grün.
Die dunkelen Bäume am schlängelnden Ufer entlang
Er schmückt sie mit goldnen Knospen, wie sind sie nun schön!
Der Frühling, ein Hirte, lächelt vom hohen Himmel herab,
Seine weißen Schafe, sie ziehen und weiden dort oben im Blau,
Fern zum Sorrakte hinauf ist der grimmige Winter entflohn.
Dort hat er ein eiskaltes Lager oben im glänzenden Schnee,
Mög er auch drohend nun schauen in die blühenden Täler hinab:
Die Blumen, die Blumen, es sind ihrer so viele, sie fürchten ihn nicht,
Die Narzissen von hier oben am Hügel bis unten am Bach,
Wer wollte sie zählen, wohl tausend und hundert und mehr,
Tausend und mehr. — Wenn ich nur hätte so viel Soldi, wie Blumen im Gras
O Anina, Anina, du Liebe, du Gute, dann würdest du mein,
Nicht mehr drohen mit dem schwarzen Turm der dort steht
Würd' mir dein Vater, ich fragt und er gäb dich mir gern.
O Anio, bei dir dann bleib ich mit Anina der Flinken vereint,
Sie hütet mit mir, keine störrige Geiß verirret sich dann mehr.
Und ruht dann die Herde, so ruhen am Hügel auch wir,
Anina la bella pflückt Blumen zum lieblichen Kranz.
Wir singen auf schattiger Halde dann immer gar fröhlich zu zweit,
Anio dein Rauschen murmelt den Baß uns dazu.
Wir singen von Sehnen und Hoffen von der Liebe goldglänzenden Zeit,
Daß immergrün sie — —

Kruẓi türke sackra! so nur kann ich das und zwar ins Bayerische übersetzen, was der Hirte auf einmal hinausschrie, indem er aufsprang, der Herde nach, die sich zu verlaufen schien. — Hier hat das Hirtenlied ein Ende.

Ich weiß wohl selber am besten, daß die Übersetzung des Hirtengesanges recht holprig geworden ist — es fehlt der verbindende Schmelz von italienischer Sprache und Melodie.

Weil ich mich befleißigt habe, die Sache getreu wiederzugeben, so konnte ich die Geschmeidigkeit, derer unser Deutsch wohl auch fähig ist, nicht einmal anwenden.

Das Streben nach gewissenhafter Sachlichkeit und Treue macht ja alle Kunstwerke so leicht etwas unbeholfen und hart. Aber die Schwierigkeiten, diesen Sang ins Verstandesmäßige zu übersetzen, waren auch gar groß, außerdem, daß der Wind oft ganze Sätze aus dem Zusammenhang heraus nach dem Gebirge zu säuselte, mußte ich manche Worte, die mir noch nicht bekannt waren, im Wörterbuch nachschlagen. — Es war so viel Unausgesprochenes in dem Gesang, eine Eintönigkeit, oft schien das Plätschern und Rauschen des Anio gerade so viel zu sagen, wie der singende Hirte.

Der freundliche Leser möge mir auch hier die Härten, gewissermaßen Verzeichnungen, gütigst entschuldigen. — Der freundliche Leser! ich weiß, daß ich viele solche habe. Der Kritiker gibt sich ja überhaupt nicht damit ab, er weiß von vornherein, daß so ein Malerdeutsch „unter aller Kritik“ ist. Es blüht ja doch auch manches so tief unten, daß es die Kritik gar nicht sieht und nicht erreicht — Gott sei dank! In behaglicher Abendmüdigkeit kehrten wir dann in die Stadt zurück und stärkten uns in irgendeiner Restauration, oft mitten unter Italienern, denn wir hatten, wie gesagt, keine Zeit, deutsche Bekanntschaften zu machen; wenn wir dann in eine Art von Unterhaltung hineinkamen, so wunderten sich die Italiener nicht darüber, daß ich der Sprache nicht kundig sei — wohl aber waren sie verwundert, daß meine Frau die Sprache nicht könnte, denn sie sah aus wie eine Römerin.

Wir gingen auch nach Tivoli, ich hatte den Auftrag, dort die Wasserfälle zu malen.

Dort nahmen wir viel Ärgernis an Tierquälereien, deren wir täglich Zeuge sein mußten — fast immer, wenn wir auf die Straße kamen, am Morgen schon passierte eine solche immer ganz unnötige Roheit und ich hatte oft zu wehren, daß meine Frau in der Lebhaftigkeit ihres Mitleides nicht tätlich dagegen einschritt. — Wir flüchteten dann und meist hatten wir unter den Olivenbäumen noch lange zu warten, bis die Stimmung wieder ins Gleichgewicht kam.

Diese Mißhandlung von Tieren und auch von Menschenkindern, die wir ansehen mußten, hat uns den Eindruck von dem schönen Tivoli geradezu verleidet.

Man darf solche Scheußlichkeiten nicht erzählen!

Da ich für Tivoli überhaupt nicht viel Zeit hatte, so mußte ich mich sehr ans Malen machen und wir waren immer recht froh, wenn wir zur Stadt hinaus unter den Ölbäumen bei den Wasserfällen waren.

Es war in den Tagen ein großes Kirchenfest, zu dem die ganze Bevölkerung der Umgegend zusammenströmte, aber auch die Tage vorher die Schlachttiere auf die rücksichtsloseste Weise von überall her auf Wagen dahergeschleppt wurden.

Wie meine Mappen und Skizzenbücher sich füllten, so nahmen die Lire im Portemonnaie ab.

Meine Aufträge lauteten auch noch auf die oberitalienischen Seen und so kam die Notwendigkeit der Abreise aus dem römischen Gebiete.

In Siena verweilten wir noch 14 Tage — ein alter Freund, Huntziker, er ist nun auch schon tot, begleitete uns in der schönen Stadt und in den lieblichen Tälchen, die um Siena herum liegen. — So ein kundiger Begleiter ist doch auch wieder etwas sehr Bequemes — freilich kam ich dadurch weniger zum Arbeiten als in Neapel und Rom. Aber der schon lange in Siena ansäßige Freund beschäftigte sich mit Majolikamalerei und er führte mich in eine primitive Töpferwerkstätte, wo noch in einfacher Art die alte italienische Majolika hergestellt wird — ich malte in der Geschwindigkeit auch ein paar Teller, die mehr oder weniger gut gerieten.

Die Reize von Siena sind zu bekannt, als daß ich hier darüber berichten könnte; ich konstatiere hier nur, daß ich also zweimal in Siena war. — Stark in der Erinnerung ist es mir geblieben, daß es in Siena ganz entsetzlich regnen kann, das ganze Erdreich scheint aufgeweicht und in Bewegung zu kommen; wenn es so in Striemen regnet, erscheint auch der Regenschirm als eine lächerliche Erfindung. Hier möchte ich aber doch reisenden Ehepaaren den Rat geben, daß der Mann seine Frau anhalten möge, auch einen gleich großen Schirm mitzunehmen, sonst bekommt er, wenn es regnet, den kleinen und wenn es schön Wetter ist, darf er den großen tragen.

Am 24. Mai 1880 fuhren wir wieder nach Florenz; es lag Schnee auf den Bergen. — Ein paar Tage später fuhren wir nach Stresa am Lago Maggiore — dort zeichnete ich die Isola bella. — Wir machten an einem blauen Sonntagmorgen auch eine Kahnfahrt nach der schönen Insel — unterwegs sahen wir auf den Wellen ein glänzendes Etwas treiben, die Ruderer fuhren nach ihm und fischten ein Blechkästlein heraus, das wir vorsichtig, begierig öffneten, da duftete uns ein Strauß der herrlichsten, frisch gepflückten Rosen entgegen und da wir weit und breit kein Schiff sahen, so erklärte ich es als ein Geschenk des Sees, das er meiner Blumenmalerin gemacht habe. Nach den Herrlichkeiten der Isola bella erfreuten wir uns noch sehr an der Isola bei Pescatori mit ihren kleinen Häuschen.

Mitte Juni fuhren wir sodann direkt über den Gotthard nach Frankfurt, wo ich mich daran machte, die zwölf bestellten Bilder zu malen. Das war die zweite italienische Reise, doch die dritte kommt sogleich, d. h. die Beschreibung derselben, die Reise selbst erfolgte erst sechs Jahre später.

* * *

Die dritte italienische Reise erfolgte 1886 und zwar ging ich diesmal allein. — Ein Freund, ein großer Künstler, der in Florenz wohnt, hatte mich eingeladen, es war Aussicht vorhanden, daß ich in einem Florentiner Kreise Porträte zu malen bekomme. — Das wäre mir damals recht lieb gewesen und es wäre wohl auch gelungen, wenn ich mir in der Absicht, es klug anzufangen, die Sache nicht selber verdorben hätte. Ich nahm nämlich — in der Meinung, die Sache recht sicher zu machen, einige Porträtmuster

mit, z. B. das Selbstporträt mit Frau, welches sich jetzt in der Hamburger Kunsthalle befindet, dann ein Bild meiner Frau mit einem Kind in einem Bauerngärtchen. — Mein Freund freute sich freilich an meinen Mustern — aber die Porträtbesteller wurden durch dieselben gänzlich abgeschreckt, und da gerade eine Pastellengländerin eingetroffen war, unterlag ich der Konkurrenz und sie pastellte den ganzen Kreis ab; — ich bekam keinen einzigen Auftrag auf Porträte.

Ich erzähle die Sache zur Mahnung an junge Künstler, daß sie in der Wahl der Muster bei Porträtsbestellungsaussichten nicht vorsichtig genug sein können.

Aber ich malte im Atelier meines Freundes einen Bogenschützen und anderes, auch malte ich zwei ausgeführte Aquarelle, Ansicht von Florenz und Ansicht einer kleinen Villa. Dr. Conrad Fiedler war damals auch in Florenz und da ist mir der Umgang mit diesem feinsinnigen Kunstfreund besonders lieb geworden — und die anregenden Unterhaltungen, die wir zu dritt in S. Francesco öfters führten, waren, besonders da sie in der Kunststadt Florenz stattfanden, auch von bleibendem Wert.

Florenz lernte ich diesmal bei dem dreimonatlichen Aufenthalt recht gut kennen — und wer liebt Florenz nicht, wenn er es kennt. — Der Aufenthalt blieb diesmal auf Florenz beschränkt; ein schöner Ausflug nach Pisa zum Besuche des Domes und seiner so wunderbaren seltsamen Umgebung wurde unternommen; von Pisa sodann eine Fahrt an das Meer durch den herrlichen Pinienwald. — Dort glänzten und lockten die Carraraberge wie in einem Silberschleier hinter dem dunkeln Streifen der Meeresflut.

Ohne besonderen Aufenthalt unterwegs fuhr ich von Florenz nach Frankfurt zurück. — So eine rastlose Eisenbahnfahrt führt Bild an Bild an uns vorüber, eins verwischt das andere — aber im ganzen habe ich dies Dahinfliegen gern und einzelne Flugbilder bleiben mir stark in der Erinnerung — und ich habe auch versucht, solche Eindrücke zu malen — sie fallen oft mit Traumbildern zusammen — sind aber doch viel leichter zu malen als letztere, wo man gar keine Basis, gar keinen Standpunkt hat, von dem aus man sie fassen könnte.

Die Eisenbahnbank ist immerhin eine Realität, ein Punkt, von dem aus ein paar optische Gesetze sich anwenden lassen — aber so ein Traum, da hat man ja ein Auge, als ob man rundum alles auf einmal sehen könnte — alles, — ohne Gesetz und Schranken.

Auf der Hinreise nach Florenz sah ich die Carraraberge so schön daliegen, auf der Station Massa hielt der Zug 5 Minuten, ich zog das Skizzenbuch — eins, zwei, drei, ein paar Striche, den Berg, eine Wolke um den Kopf, zwischen schlanken Bäumen hindurchschimmernd. — Später habe ich aus diesen Strichen eine Carraralandschaft aufgebaut, ziemlich groß, die noch irgendwo sich befinden mag.

Auf der Heimreise war der Frühmorgen in der lombardischen Ebne so schön — leichte grüne Bäume an stillen Wassern und alles von dem kräftigsten Morgenrot bestrahlt, was ich je gesehen habe, die roten Wolkenschafe spiegelten sich in den Wassern und das Grün war fast so licht und hellleuchtend wie das Morgenrot.

Auch dies Flugbild zu malen habe ich versucht, es ist mir aber doch noch nicht so recht gelungen.

Als ich das drittemal von Italien zurückgekehrt und wieder in

Frankfurt war, litt ich an einem Übel, das, wie ich bemerkt habe, schon manche Vielgereiste befallen hat — besonders die, welche aus dem Süden kommen, es ist eine gewisse überlegene Unzufriedenheit mit dem, was die Heimat zu bieten vermag —, so wollte auch mir nichts mehr so recht gefallen. Der trübgraue oder doch milchlich blau umflorte Himmel, wie er besonders für die Maingegend charakteristisch ist, konnte sich nicht messen mit der italienischen Klarheit; auch die im Junischmuck so bunt gesprenkelten Wiesen, die ich immer so geliebt hatte, erschienen mir jetzt kleinlich-bunt, die Wälder im jungen Frühlingsgrün aufdringlich grell, formlos die Terrainbildungen, die alten und neuen Häuserchen ohne Stil vom Zufall gebildet, die neue Architektur protzig ohne Pracht, dumm-baugewerbschulmäßig.

Die Menschen ließ ich auch nicht recht gelten, sie waren so alltäglich, verstanden eigentlich gar nichts von Kunst usw., wie schon so manche sogenannte „Vorzugsmenschen" vor und nach mir über ihre Mitbürger geurteilt haben.

Gleichgültigkeit, ja Verdrießlichkeit gegen das, mit dem ich mich nun doch einmal abfinden mußte, mit dem ich leben mußte, nahm mich gefangen — schon fing ich darauf hochmütig zu werden an, mit welch kritischen Augen ich von der dritten Reise zurückgekehrt sei.

Freilich, da ich im ganzen ein sparsamer Mensch bin, kam es mir fast vor, als ob die Kosten einer italienischen Reise für uns verloren wären, wenn unsere Augen nicht weiterkommen als bis zur kritischen Erkenntnis, wenn eine solche Reise uns die unschuldige Freude an all unserem Kram raubt und uns nur unfruchtbare Unzufriedenheit übrig läßt.

Eine solche Reise müßte die Empfänglichkeit des Auges stärken, so daß es auch die oft leiseren, zarteren, oft bunteren gröberen Reize, die es bei uns empfängt, zu einem harmonischen Ganzen vereinigen kann.

Denn die Harmonie, die Schönheit liegt nicht in der Welt da draußen, sie ist nur eine Fähigkeit der Seele, das zu empfangen, was die Sinne ihr zuführen.

An der Kraft und Eindringlichkeit, mit der in Italien Kunst und Natur zu uns sprechen, sollten wir Herz und Auge stärken, dann scheint die Sonne Homers auch uns.

Nun war ich aber einmal in einem solchen Zustande und wollte und konnte mich nicht daraus befreien, da mußte schon ein Anstoß von anderer Seite kommen, um mich wieder ins Gleichgewicht zu bringen; dieser Anstoß kam auch bald in folgender Weise:

Von Italien erzählend, aber sonst gleichgültig, machte ich mit den Meinigen bei dem schönsten Wetter einen Nachmittagsspaziergang durch Wiesen und Felder nach einer abgelegenen kleinen Wirtschaft; ein Bauerngärtlein mit kleinen Zwetschgenbäumchen, Hollunderbüschen — ich dachte an Goldorangen, die aus dunklem Laube glühn und an den immergrünen Lorbeer; — fast ärgerten mich die Hühner, die um die, auf eingeschlagenen Pflöcken befestigten Tische herumschmarotzten — Apfelwein tranken wir statt Chianti, dazu auch den mageren Mainzer Handkäse, der nebenbei gesagt recht gut war, so saß ich da, der Vielgereiste, dem nichts mehr gefallen wollte.

Bis auf einmal von einem entfernteren Tische in wohlgeschultem vierstimmigen Gesange das alte Lied ertönte: „Es waren zwei Königskinder". — Ja, was war denn das? wie rüttelte und packte mich auf einmal

das! wie wurde da auf einmal meine Seele von diesem unerwarteten Anstoß so weich, so voll, daß sie überfließen wollte, wie war ich da auf einmal mitten in Deutschland und wie schön offenbarte sich mir seine Seele.

Vier Männer hatten sich an dem Tische dort niedergelassen, es waren Lehrer aus Offenbach, die so ganz den freien Nachmittag für sich benützten, sie sangen noch andere Volkslieder mit der ganzen Innerlichkeit deutschen Wesens.

Der Anstoß, den ich auf die Ohren bekommen, schaute mir auch gleich wieder aus den Augen heraus, ich sah die heimliche Schönheit des Zwetschgenbäumleingartens, die Pracht des blühenden Hollunders, der Hahn und die Hühner wurden schöne Kreaturen und auch die hölzernen Tische wurden schön, zumal goldene Abendstrahlen jetzt das Ganze umarmten, da war die Weltharmonie wieder wahrhaftig unleugbar sichtbar bei uns mitten in Deutschland. Der Heimweg durch Wiesen und Felder, durch die zitternden Blumen war jetzt ganz anders. — Und als das Abendlicht in die grüne Dämmerung versank, so war es bei uns so schön, wie es nur irgendwo in der Welt sein konnte. Nun war in der ganzen Natur ein Klingen und Tönen erwacht, wie es die gestillte Seele jederzeit zu vernehmen vermag, als Zusammenfassen zur harmonischen Einheit aus dem vieltönigen Allerlei.

Die vierte italienische Reise traten ich und meine Frau am 1. April 1893 an, wir gingen über den Bodensee nach München, Innsbruck und waren ein paar Tage in dem schönen Verona. In Venedig erwarteten uns liebe Freunde; ich freue mich, sie nicht mit Namen nennen zu müssen, weil sie sich hoffentlich noch lange ihres Lebens freuen mögen. — Mit diesen zusammen all die Schönheiten dieser einzigen Stadt genießen zu können, war nun gar schön, und wir eilten von Sammlung zu Sammlung, von Kirche zu Kirche, geführt von diesen kundigen Freunden, sogar der Bädeker verlor seinen Wert. So ein guter Freund hat denn selbst seine Freude an den steigernden Überraschungen, zu denen er einen führt — so z. B. führte mich der Freund in der Akademie, als ich schon fast müde zu werden anfing, zuletzt zu den kleinen Bildchen von Bellini, von denen er wußte, daß sie mir noch einen besonders intimen Eindruck machen würden, und er hat sich nicht getäuscht. — Die Sachen waren mir ganz neu, aber ich habe sie gut verstanden; — so gut, daß alle Müdigkeit weg war.

Das schöne Venedig! aber wenn es so unbändig regnet, wie es ein paar Tage lang der Fall war während dieses Aufenthaltes, so ist es entsetzlich naß — die Betten selbst sind dann feucht; Wasser unten und oben — man bekommt eine förmliche Sehnsucht nach ländlichem Staub. — Wir gingen auch, nicht gerade deshalb, sondern um die dortigen Kunstwerke zu sehen, auf einen Tag nach Padua.

Aber wie schönfarbig glatt und glänzend wie in einer perlmutterfarbigen Riesenmuschel liegend ist dann Venedig bei Sonnenschein. — Das Schmuck- und Schatzkästchen S. Marco paßt so gut hinein. — Das farbige Dunkel in dem braungoldenen Raume ist einer der raffiniertesten Farbengegensatzgedanken die es gibt — der beim Hereintreten aus dem Lichte des blauen Tages ebenso überrascht, wie beim Heraustreten in die Luftfluten.

Das Wiegen und Gondeln auf dem Wasser trägt auch sehr dazu bei, das Leben in Venedig wohlig zu machen.

Großen Eindruck machten mir die antiken Löwen vor dem Arsenal, es ist wie gebändigtes Leben, das wieder zu erwachen scheint in diesen einfachen Steinkolossen; — das stammt doch noch aus einer andern Welt als die venetianischen Marcuslöwen, die sich grimmassenhaft eindringlich zu machen suchen.

Als wir an die Heimreise denken mußten, fuhr unser Freund mit nach Castelfranco zum Giorgione.

Nachdem wir gute Makkaroni im Wirtshaus gegessen, nahmen wir einen Wagen zur Fahrt nach Bassano. — Als der Kutscher zum Städtchen hinausfuhr, stieg hinter uns eine schreckliche Gewitterwand auf und schon wirbelte der Sturm die Staubwolken der Landstraße empor. — Es war ein enger, primitiver Wagen mit Halbverdeck, und wir sagten dem Kutscher, daß er umkehren solle, um das Wetter abzuwarten — aber ja — so ein Kutscher auf seinem Bock — ich glaube, daß der Ausdruck bockbeinig davon herrührt — der tut was er will und peitschte die Pferde zum Galopp, und sehr bald waren wir im dichten Regen — doch gelang es dann, das Ärgste in einem kleinen Bauernhaus bei freundlichen Leuten abzuwarten; bald darauf war auch wieder Sonnenschein und wir fuhren weiter — wir kamen an eine früher der Königin Cornara gehörende Villa — ein langes, niedriges, sehr schön gegliedertes Gebäude wurde als Scheune benutzt — außen waren noch schöne Fresken teilweise erhalten — ihre Wirkung war beinahe etwas wie Majolika — auf weißer Tünche die Hauptfarben gelb und blau. Mythologische Figuren in schöner Landschaft, dazwischen Blumen und Fruchtgehänge. — Wir fuhren dann zur herrlichen Villa Maser, die von Paul Veronese so fröhlich ausgemalt ist — so heiter vornehm, wie das Leben in so einer Villa gewesen sein muß. — In Asola wurden die Pferde gewechselt — es ging sehr lang, bis wir fortkamen — und unter mancherlei Fährlichkeit bei stockfinsterer Nacht kamen wir nach Bassano, endlich in ein behagliches Gasthaus.

Den andern Morgen war es eisig kalt und unfreundlich und die wilde Brenta, die aus dem Gebirge hervorbricht und unter hoher Brücke hindurchschäumt, machte einen düstern Eindruck. — Es sind viele Bilder vom Maler Bassano — es scheint eine Familie zu sein — in dem Museum. Große venetianische Handwerkstradition mit ein wenig kleinstädtisch-provinzieller Naivität kommt darin zum Ausdruck. Venetianer Vornehmheit angestrebt, aber oft unter- und durchbrochen von schöner Natürlichkeit, die aus guter, echter Quelle strömt.

Wir fuhren dann nach Vicenza, wo der Freund uns verließ, um nach Venedig zurückzukehren. — Wir kehrten in einem Hotel ein, das gewiß früher ein Palazzo war, ein schöner Bau — am Abend waren auch feingedeckte Tische, es waren auch elegante Frackkellner da. — Aber am Morgen war alles wie verwandelt, wir gingen ziemlich spät hinunter und freuten uns auf den Kaffee — aber das gestern elegante Restaurationszimmer war unmöglich — kein Kellner vorhanden und auf unsre Frage, wo wir denn unsern Kaffee trinken könnten, erst verwunderte Gesichter von zwei Hausknechten, sodann streifte einer mit dem Arm eine Anzahl Stiefel, die er gerade reinigte, vom Tisch zurück und sagte: Hier! Der zweite Hemdärmelhausknecht trottete auch fort, um Kaffee zu besorgen — aber wir waren doch ein wenig erstaunt,

als er nach längerer Zeit mit zwei Tassen Kaffee in den Händen durch die Säulenhalle, die zum Hotel führt herbeischritt. — Zwei Brötchen hatte er unter den Armen — er hatte die Sachen in einem benachbarten Caffé geholt. Wir sahen dann noch die Stadt an, die schönen Architekturen, machten eine Rundfahrt durch die schöne Umgebung der Stadt — wo immer die Alpen von Norden so schön schneeleuchtend herübersehen —. Der artige Droschkenkutscher war aber wieder einmal schlau, ich hatte vorher den Tarif gesehen und wußte so ungefähr, was er zu bekommen hat — für die Rundfahrt hatte er aber eine Kappe aufgesetzt und ein leichteres Wägelchen genommen und als ich die Forderung gegen Tarif mehr als doppelt hoch fand und Einwendungen machte, mich auf das Gesetz berufend, da lachte er und machte mir klar, daß wir in einem Privatfuhrwerk den Weg gemacht hätten; — ich war blamiert und infolgedessen gab ich ihm auch noch sein gutes Trinkgeld.

Wir fuhren von Vicenza nach Mailand, wo wir übernachteten, dann nach Lugano, wo wir ein paar Tage geblieben sind — dann nach Biasco, wo wir wieder übernachteten, um am Morgen mit der Post über den Gotthard zu fahren. — Ein Ehepaar aus Hannover, welches wir zufällig trafen, verabredete sich mit uns, daß wir zu viert einen Wagen nahmen und so die Reise machten — es war schön, aber in der Höhe bitter kalt — haushohe Schneewände neben dem Wege, die Telegraphendrähte mit Eiskristallnadeln armdick umsponnen. — Es wurde auch nicht wärmer auf der Nordseite hinunter und als wir in Andermatt ankamen, schlotterten wir vor Kälte — und ich dachte: na, das ist eine gehörige Erkältung, — aber des anderen Morgens waren alle viere sehr munter und wir fuhren vergnügt nach Flülen herunter, um dann in Luzern noch kurzen Halt von zwei Tagen zu machen. — Von da fuhren wir nach Frankfurt.

Das war die vierte italienische Reise.

Die fünfte erfolgte im Jahre 1897, nachdem meine Mutter am Vorabend ihres 93. Geburtstages gestorben war. Es war die erste große Störung, welche der Schnitter Tod in unser stillruhiges Leben in der Frankfurter Wolfsgangstraße gebracht hat.

Die gute Mutter, die ja im Grunde daran schuld ist, daß ich Maler geworden bin, einige Herren Kritiker mögen ihr dies verzeihen, hat sich eigentlich im ganzen Leben nie von mir getrennt und als ich schon lange einen grauen Bart hatte, war ich eigentlich immer noch ihr Bub, den sie mit ihrer ganzen Muttersorge umgab. — So etwas gibt einem doch ein Gefühl von Jungsein, das etwas ganz anderes ist, als ein gewalsames Jungseinwollen. — Ich habe dies stark empfunden, denn als meine Mutter starb, hatte ich das erstemal das Gefühl, daß ich alt geworden sei.

Gerne folgte ich der Einladung lieber Freunde und die ganze Familie ging an den schönen Gardasee — nach Gardone, wo mir in der Villa Cargnaco in der schönen Frühlingswelt neues Leben aufblühte, denn, Gott sei dank, der Frühling wiederholt sich auch gar oft im Menschenleben und über die Stürme hinaus, der die Blätter verweht — aus allem Dunkel heraus muß er immer wiederkehren — das ist ja Bedingung des Lebens.

Nach schweren Ereignissen findet gar oft eine ganz eigenartige Em-

pfänglichkeit der Seele statt und wir wurden dessen gewahr, als wir in der kleinen Bahn von Mori an den See hinüberfuhren. Das Landschaftsbild von den Höhen aus, wo der blaue See von den steilen Höhen umgeben sich hinausstreckt nach der Ebene hin, ist eine der großartigsten Landschaftsszenerien, die man sich denken kann, die ganze Schönheit der Erde scheint sich hier zu vereinigen — dazu der ganze Glanz der südlichen Sonne, die Abhänge mit Ölbäumen, und ernst im Schnee der kalte Montebaldo.

Am Gardasee zeichnete ich nun wieder viel nach der Natur und eine ruhige Stimmung gewann die Oberhand. Wir gingen dann auch noch nach Venedig — besuchten das Armenierkloster, ein ganz zauberhaftes Ding in dieser Wasserflut. — Wir hielten uns in Padua auf, in Verona und Mailand. — Dann über Basel zurück nach Frankfurt.

Somit bin ich am Schlusse meiner Reiseerinnerungen angelangt und es kommt mir vielleicht selber am seltsamsten vor, warum ich dies alles geschrieben habe.

Ich denke, daran hat ein großer Teil die Einsamkeit schuld, in der ich jetzt zu leben habe — Traumbilder von vergangenem Glück ziehen bunt an mir vorüber in langen Abenden, und wenn ein gewisser, in mir steckender Tätigkeitsdrang es versucht, sie festzuhalten, so ist es um andere Bilder, Schreckbilder deutlichster Erinnerung aus den schwersten Tagen meines Lebens, ein wenig zurückzuscheuchen. — Es gibt wohl in jedem Menschenleben solche Bilder der tiefsten Trauer, mir sind sie mit photographischer Treue mit den kleinsten nebensächlichsten Umständen im Auge hängen geblieben.

Warum ich dies schreibe, wäre somit einigermaßen erklärt, aber warum ich dies auch veröffentliche, dafür weiß ich keine so rechte Ausflucht und es bleibt mir nur übrig, den ungeneigten Leser um Entschuldigung zu bitten.

Und doch, wer sieht sich nicht immer gern, wenn er etwas unternimmt, von dem er nicht sicher weiß, ob er recht oder unrecht daran tut, nach etwas um das daran schuldig ist; auch ich will hier angeben, wer eigentlich schuld daran ist, daß ich das, was ich geschrieben, auch angefangen habe zu veröffentlichen.

Möge dies Ausplaudern über die Anfänge meiner Schreiberei nun hier am Schlusse stehen, — es macht sich gut, denn ich habe die Artikelreihe in diesen Süddeutschen Monatsheften mit dem Anfang der Kunst eingeleitet. Wer daran meist schuld ist, daß ich Maler geworden, wird der Leser gut herausgefunden haben. Aber an meiner Schriftstellerei ist meine Mutter nicht schuld, sondern, es muß gesagt sein — die Frankfurter Zeitung! — Sie hat einige Berichtigungen über Dinge, die über mich falsch ausgesagt worden — sodann auch die Abwehr einer ungerechtfertigten Kritik über die Bilder eines Freundes sehr freundlich aufgenommen, freundliche Mitarbeiter an derselben haben gefunden, daß ich mich bei solchen Abwehren ganz gut deutsch ausdrücken könne und ziemlich deutlich auch das in aller Kürze sagen könne, was ich sagen wolle.

Auf die freundliche Gesinnung der Frankfurter, die bei meinem Abschied von dort zu öffentlichem Ausdruck gelangte, mußte ich doch danken — auch diesen Dank nahm die Frankfurter Zeitung auf und brachte ihn in einem längern Artikel — ich war nun einmal an und in der Öffentlichkeit und

ich fühlte das Recht in mir, die mir anhaftende Scheu vor der Öffentlichkeit abzulegen. Ja, es wurde mir dies zur Pflicht — denn alles hat seine Zeit, schweigen hat seine Zeit und reden hat seine Zeit.

Die Frankfurter Zeitung wird die Verantwortung, die ich ihr hier aufgebürdet habe, wohl tragen können.

Ich bin ein höflicher Mensch und daher kommt es, daß ich der Entschuldigungen kein Ende finde, daß ich dem Leser zugemutet habe, mich so lange anzuhören und es täte mir so leid, wenn er darüber unwillig sein würde, daß ich ihm Zeit geraubt habe.

Beim Bilderausstellen habe ich nie dies Gefühl gehabt, mich entschuldigen zu sollen, das kommt aber daher, daß ich weiß, daß der Bilderbeschauer, wenn er will, eins zwei drei mit dem, was er sieht fertig ist. Er braucht nur Künstlernamen und etwa Benennung des Bildwerkes zu lesen, dann weiß er gleich woran er ist, was er von dem Bilde zu halten hat — es steht ihm dann frei, sich mit überlegenem Lächeln vom Bilde abzuwenden und ist fertig damit — oder aber er bleibt aus eignem freien Entschluß davor stehen, fängt an zu sehen. Aber bei einem Schriftstück weiß man doch nicht so schnell, was darin steht, das Lesen kostet Zeit und erst am Schlusse bemerkt man, ob man Zeit verloren oder Zeit gewonnen hat.

Mein Erzählen ist etwas ganz Persönliches und da tritt der Fall ein, daß ich dem Leser auch persönlich näher treten muß und das kann nicht jeder leiden. — Ich selber bin z. B. nicht einmal ein großer Freund von diesem „Distanzverlieren" und begreife es nur allzuwohl, wenn einer sagt, was gehen mich denn deine Erlebnisse an — es sind ja doch nichts anderes als „Erlebnisse", die du da mitteilst.

Nun, ich habe schon die Türklinke in der Hand.

Nichts für ungut!

Erinnerungen an Erwin Rohde.

Von Ernst Weber in Kiel.

„Mancher, der neben ihm gelebt hat, wird noch mit ihm leben" — und mancher auch der nach ihm lebt.

Otto Crusius hat uns in seiner schönen Biographie die Gesamtpersönlichkeit des Mannes getreulich und mit anhänglichem Sinne geschildert.[1]) Er verfügte vor allem anderen, was sein Werk auszeichnet,

[1]) E. Rohde. Ein biographischer Versuch von O. Crusius. Tübingen-Leipzig 1902.

über den Schlüssel, der Rohdes innere Welt der Gedanken und Stimmungen erschloss. Denn Rohde als Mensch war fast unbekannt. Er hat sich nur den Eltern und wenigen Freunden offenbart; den anderen blieb er ein Rätsel, mit dessen Lösung sich viele, zurückgestossen durch seine Schroffheit im Verkehr, überhaupt nicht abgeben mochten, das zu lösen aber auch den Gutwilligen nicht gelang, die sich durch den nicht so tief versteckten edeln Kern seines Wesens für manchen augenblicklichen Verdruss entschädigt und innerlichst angezogen fühlten. An die Familie und Freunde hat sich denn auch Crusius gehalten und einen reichen Vorrat von Briefen und Mitteilungen zusammengebracht; er selbst hat in Briefwechsel und persönlichem Verkehr mit Rohde gestanden und dann auch aus dem Nachlass, besonders aus einer an Selbstbekenntnissen ergiebigen Sammlung von Aphorismen („Cogitata" S. 217ff.) neue Einsichten gewonnen. Der intime Charakter dieser Schriften und ihre terriblen, aber nicht bloss gegen ganze philologische Heerscharen, sondern auch gegen die Korrespondenten selbst gerichteten Offenheiten legten dem Biographen Beschränkung der Mitteilung auf. Crusius hat sich aber auch mit Rücksicht auf Rohdes Empfinden gescheut, an das Tiefste und Ergreifendste in Rohdes Selbstbekenntnissen zu rühren. „Es gibt", schreibt Rohde an Nietzsche, „ein zart empfindliches Schamgefühl auch des Gedankens: man kämpft es nur nieder, um den Edelsten sich, mit der rückhaltlosen Offenheit der Liebe, mitzuteilen." Rohde hätte freilich, meint Crusius (S. 210), nur gewinnen können. Das Urteil ist richtig. Seitdem die Briefe an Nietzsche veröffentlicht sind,[1]) leuchtet Rohdes adliges Wesen noch unmittelbarer überzeugend hervor. Jeder kann nun auch den Biographen in seiner Arbeitsweise beobachten. Wenn ich recht sehe, sind seine Maximen gewesen: möglichst nichts verloren gehen zu lassen, auch wenn es durch „Abbreviatur" gerettet werden musste; den Überschwang der Empfindung nach eigner Art und künstlerischen Zwecken der Darstellung zu dämpfen, Stimmungen nach dem Massstab des ungetrübten Wesens abzuschätzen; unparteiisch und versöhnlich zu sein bei Streitsachen. Es ist aber nun auch jedem erlaubt, aus den veröffentlichten Briefen für die Charakteristik zu entnehmen, was er mag, und wenn einer beispielsweise mit Wonne liest, dass „ein solides Paar Stiefeln" eigentlich mehr Wert hat, als eine mit noch so redlicher Mühe zustande gebrachte philologische Arbeit, so muss er das auch wiedergeben dürfen — er wird sich zugleich erinnern, dass Rohde in dieser „Wertlosigkeit" den Adelsbrief seiner Wissenschaft sah. Und wiederholt: der ganze Rohde ist bei Crusius zu finden. Die Art der Darstellung spricht für ihre Treue selbst. Aus handschriftlichem Vorrat sind viele wörtliche Auszüge, auch einzelne Wendungen, die der Hamburger Schnäcke nennt, in den Text eingewebt oder im Anhang abgedruckt: so kommt Rohde immer selbst zu Wort, es teilt sich dem Buche „etwas von dem ganz individuellen Reiz mit, der jedes Wort erfüllt, das Rohde

[1]) In Nietzsches gesammelten Briefen Bd. 2, erläutert von Fritz Schöll, allerdings auch hier mit Auslassungen, vgl. S. XVIIff.

schrieb". Ich kann daher immer nur wieder auf dieses Werk verweisen und auffordern, Philologen und Nichtphilologen, es zu lesen.

* * *

Rohde gehört nach dem Lauf seines Schicksals nach Nicht-Preussen, nach Süddeutschland. München bezeichnete er als die einzige Universitätsstadt, in der er gerne wäre und bliebe und er war sozusagen ein Münchner in *partibus* (vgl. Crusius, S. 125 und S. 142). Man wird daher begreifen, dass ich meine Erinnerungen gerade in den Süddeutschen Monatsheften zu veröffentlichen wünschte. Sonderliche Heimlichkeiten, ausser philologischen, hat mir Rohde nicht verraten. Zur Jugendgeschichte könnte ich aus einem Briefe beisteuern, dass er sich schon als Schüler mit Gelehrtengeschichte abgegeben, Wyttenbachs *Vita Ruhnkenii* und ähnliche Bücher, auch Briefsammlungen gelesen hat. Ich will aber wenigstens in Kürze schildern, wie mir Rohde erschienen ist, weil ich an diesen Erinnerungen hänge und ein Zeugnis meiner Dankbarkeit ablegen möchte.

Ich habe ihn in meinen ersten Semestern 1883—85 in Tübingen gehört, dann wieder in der leider so kurzen Zeit seines Leipziger Wirkens. Eines schönen Tages 1890, begegnete er uns unter den Linden, behaglich schlendernd, und „sich durch seine Mitbürger durchschupsend". Da haben wir ihn zum letzten Male gesehen. Ein Kaffeestündchen bei Kranzler: Zwei Tübinger Schüler und Freunde sitzen mit ihrem Lehrer nach Jahren einmal zusammen, die Schüler nach der Weise der Schüler mit einer Art von Schadenfreude, ihn in Berlin wandeln zu sehen, das er in Grund und Boden zu reden pflegte. Er liess sich von unserem Ergehen berichten, bald lenkte er über zum Absprechen und Räsonnieren, das seine Lust war, zu jenem von uns gern gehörten scheltenden, unmutig aufbegehrenden Gesprächston, in dem er das „vorhabende" Thema in unerschöpflichen, auch lustigen und launigen Variationen hin und herwarf. Damals nahm er sich einen Philologen vor, um ihn rings herum zu drehen und allseitig zu beleuchten. Er bedauerte dann, dass die alte Berliner Posse von einem wenig originellen Lustspiel verdrängt worden sei, dass er überhaupt hier wäre — und fuhr ins Belle-Alliance-Theater, „für Operetten, Lustspiele und Possen, ein in vielen Kreisen sehr beliebtes Theater", sagt ein Berliner Führer. Ich meinte manchmal etwas Spiegelfechterei herauszuspüren; er konnte das Zweifelloseste in Abrede stellen, und zweifellos ist doch und war eben von Ribbeck bewiesen, dass meine Landsleute, die Thüringer, die geborenen Philologen sind, er wollte es aber nicht gelten lassen.

Ich habe wohl sagen hören, dass mit ihm schlecht Kirschen essen sei. Ich möchte aber die These aufstellen, dass er von fremden Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, den Studenten, den strebenden Studenten (besonders wenn er geborener und bewiesener Hamburger war) am liebenswürdigsten behandelt hat. Freilich die Kurialien, die dem Studenten

eignen und gebühren, schenkte er sich. Wenn ich ihn besuchte, traf ich ihn gewöhnlich am Schreibtisch, er erhob sich aber nicht; gleichwohl fühlte ich mich freundlich aufgenommen. Dafür gestattete er auch eine legere Art. A. v. Gutschmid erschien bei seinen Besuchern nach langem Warten immer frisch angezogen und sächsisch höflich. Anders Rohde. Einmal bei grosser Hitze sass er am Schreibtisch, von der entbehrlichsten Kleidung erleichtert und forderte mich auf: Ziehen Sie den Rock aus, ziehen Sie den Rock aus, es ist eine grässliche Hitze. Ein guter Dämon hielt mich ab, dem Folge zu leisten; Frau Rohde trat dann ein, mich in ihrer still herzlichen Weise begrüssend. Er kannte ausgezeichnete Mittel, Leute, die ihm zu lange sassen, zum Gehen zu bewegen. Fand man ihn in dringender Beschäftigung, genierte er sich nicht. Aber die päpstliche Superiorität von Halbgöttern, die wirklich beleidigt, hat er sich nie herausgenommen. Er geizte mit seiner Zeit und ich erinnere mich wohl, wie er ein schlecht vorbereitetes Seminarmitglied gehörig angelassen hat. „Meine Herren" hat er sich wohl fast immer gespart.

Ein Fall nicht beobachteter Kurialien führte in Leipzig zu einer Aristeia, wobei sich die Leipziger Studenten weniger unbefangen erwiesen als die Tübinger. Beim Eintritt in den Hörsaal pflegte Rohde die Tür mit elegantem Schwunge hinter sich zuzuwerfen. Das gefiel den Leipzigern nicht und sie scharrten. Zur Rede gestellt, schwiegen sie und schon war er unterwegs nach der Tür, er hatte augenblickliches Einstellen des Kollegs angedroht, als der Famulus sich ins Mittel legte. Nach einer Auseinandersetzung über Schülertum und Lehrertum fuhr er fort zu lesen, er hat aber seit dieser Stunde die Tür nicht mehr zugemacht, sondern dem Famulus hat es obgelegen, „den Stall zu schliessen".

Also was Ärgernis geben und wie ein Sieb fungieren mochte, waren im Grunde nur burschikose Allüren. Wer wirklich etwas von ihm profitieren wollte, liess sich dadurch nicht abschrecken, sah es sogar mit Wohlgefallen an. Solchen hat er sich mit Drangabe seiner Zeit teilnehmend und behilflich erwiesen. Er ermunterte, bestimmte Aufgaben in Angriff zu nehmen, er überwachte die Arbeit und drang auf immer tieferes Bohren. Seine Kritik war nicht die sanfteste, es hat aber keinem geschadet, ordentlich angefasst zu werden; übrigens nicht anders hat er dem Grossherzog von Weimar seine Erinnerungen an Italien korrigiert. Wenn man etwas anfange, meinte er, müsse man auch immer etwas herausbringen, so gehöre es sich. Aber die Themata, die er aus weitem Überblick parat hatte, waren an und für sich fruchtbar. Auch im Kolleg hat er auf viele Dinge hingewiesen, wo selbständige Arbeit einzusetzen habe. Anregendere und anziehendere Kollegs habe ich nicht gehört. Im Streite der Meinungen, wer der reichere Geist sei, Gutschmid oder Rohde, habe ich mich immer mehr zur Partei Rohdes gestellt. Gutschmid war eine kühle Natur, die selten in Feuer geriet, und verlor sich ins einzelne. Rohde hatte jugendlicheren Schwung und ging elastischeren Schritt — ich will den Vergleich nicht

„durchfugieren". Er gab, was der Student am nötigsten braucht, wobei er in Zug kommt, immer ein Ganzes, Übersichten über grosse Gebiete. So las er römische Literaturgeschichte in einem Semester, griechische von Homer bis auf die Zeit Justinians in zwei kurzen Semestern, und doch hatte er immer Zeit. Er entfaltete, hoch über Kompendienwesen und Examensluft erhaben, eine reiche Fülle des Stoffs und der Gedanken, befasste sich eingehend mit den literarischen Fragen, zitierte viel von entscheidenden Stellen der Texte und Arbeiten der Neueren. Dabei trug er zwar in flottestem Tempo vor, das die Hörer fortwährend in Atem erhielt, auch ausser Atem setzte, doch ohne Hast, ja in behaglicher Breite; er war immer aufgelegt, frisch und rührig, er las wohl gern und nahm es ernst mit seiner Lehrerpflicht. Aber das eigentliche Geheimnis, fertig zu werden, war eben doch, dass er den ungeheuren Stoff gründlich durchdacht hatte, klar übersah, klar disponieren und mit Meisterhand beschränken konnte. Ordnung der Gedanken, so lehren auch seine Schriften, ist der halbe Beweis. Er hielt den Hörer „nicht mit verneinender Diskutierung aller möglichen Meinungen anderer Leute auf, sondern das hatte er bei sich vorher abgemacht und konnte sich nun positiv, nicht nur kritisch verhalten. Er hatte die schönste Gabe des leichten Diskutierens und des Simplifizierens und also Klarmachens der Probleme" (so Rohde über Zielinski bei Crusius S. 276f., auch eine Selbstschilderung). *Quaestiunculae* wurden gelegentlich schlank erledigt mit bemerkenswerten Argumenten. „Bei den langweiligen Ägyptern hat sich Plato nicht 12 Jahre aufgehalten," und zum Beweis, dass Tacitus Germanien nicht selbst besucht hat, kam der sonst unbeachtete Topos vor, dass wenn er die „dreckigen Kerle" gesehen hätte, er sie anders geschildert haben würde. Für die einzelne Stunde war er wohl vorbereitet, in seinen Heften kamen „Blattversetzungen" nicht vor, und wenn er einmal klagt, dass ihm Kollegien und Seminar seine Zeit so sehr in Anspruch nähmen, die reifen Früchte dieser Anstrengungen hat er sicherlich mit freigebiger Hand seinen Schülern gespendet. So trat er vor sie hin, allezeit fertig, bestimmt und selbstbewusst in sicher befestigtem Urteil. Anerkennung liess er den Leistungen anderer ebenso selten wie nachdrücklich zuteil werden; der Tadel geriet dem temperamentvollen Manne vielfach heftig und hochfahrend, aber er wusste die gelehrte Art der „Trefflichen", „Edlen" und „Verehrten" schlagend und witzig zu charakterisieren, durch mimisches Gebärdenspiel und komisches Pathos zu parodieren. Das stand ihm vortrefflich und weckte unsere studentische Sympathie; Zweifel an seiner wissenschaftlichen bona fides liess die Offenheit und Selbständigkeit seines Wesens nicht aufkommen. Ein verborgenes Feuer, das seine getragene Rede erwärmte, begeisterte auch uns. Jener Zug zum Dunklen, wie es Crusius nennt, hatte etwas Zauberisches und Lockendes, etwa wenn er über das unheimliche Eindringen des orgiastischen Dionysosdienstes in Griechenland, über die Verinnerlichung griechischen Empfindens sprach, wenn er beiläufig auf Ruisdaels Judenkirchhof kam, in so eindrucksvoller Weise, dass bei mir feststand, dies

Bild müsste ich bei erster bester Gelegenheit aufsuchen — und immer wenn ich Ruisdael sehe, ist auch Rohdes Bild mir nahe. Die griechische Literaturgeschichte, das schönste Kolleg, das ich bei ihm gehört habe, schloss er mit den bewegten Worten: *Vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!* Das laute Pathos, in anderer Form als der komischen, vermied er; diese von Crusius gemachte Beobachtung möchte ich bestätigen und ebenfalls bezeugen, dass auch solche heiklen Dinge wie Rhetorik und Metrik Anziehung ausübten in seiner klaren Darstellung und seinem lebendigen Vortrag, der bald ernst, bald heiter, mit dem Inhalt selbst in natürlicher und innerlicher Folge wechselte, in der Regel sich auf der Höhe eines kunstmässig behandelten Gesprächstones hielt, frei und angenehm dahinfliessend. Das Freisprechen fingierte er, so schien es, bei kunstvoll ausgearbeiteten Partien. Eine behaglichere Atmosphäre habe ich in keinem Hörsaal empfunden. Es bildete sich zwischen Lehrer und Schüler ein gewisses trauliches Verhältnis aus; wir sahen zu ihm auf wie zu einem Heros, nicht wie zu der fernen Majestät eines oberen Gottes; wir sahen gern seine bedeutenden Züge, sein reizendes Lachen, seine elegante, von gelehrten Manieren befreite Erscheinung, und auch er schien mit Wohlgefallen auf seine Tübinger herabzublicken. Seine Photographie war in Tübingen nicht aufzutreiben; er wollte sich wohl nicht unter die Leute bringen.

* * *

Ich habe meine Erinnerungen an Rohde, mit denen ich also vorlieb zu nehmen bitte, absichtlich schon niedergeschrieben, ehe ich den Nachruf seines Schülers Wilhelm Schmid verglichen habe.[1]) Er hat von den Vorlesungen Rohdes den Eindruck einer strengen, fast düstern Haltung gehabt und erzählt, dass Rohde von seiner Abneigung, Vorlesungen und insbesondere Seminarübungen zu halten, kein Hehl gemacht habe. Gilt also meine im Feuer selbst gemachte Beobachtung des Gegenteils nicht für Rohdes eigentliche Meinung, so folgt eben, dass er nicht zu denen gehörte, die, weil sie nicht gern lesen, in einen unwürdigen Schlendrian verfallen. Man wird die weiter ausgreifende Arbeit Schmids, in der viel Treffendes schlicht und anmutig gesagt wird, gern lesen. Die mildere und gedämpftere Färbung seiner Darstellung lässt die geistigen Züge des Porträts um so heller und lebendiger hervortreten. Es ist dasselbe Bild, wie es sich in den nun uns allen geschenkten Briefen an Nietzsche zeigt, aber hier glüht es in den Farben des unmittelbaren Ausdrucks leidenschaftlichster Empfindung und wird nie verblassen.

[1]) Biograph. Jahrbuch f. Altertumskunde Jahrg. 22, 1899, S. 87—114, mit Schriftenverzeichnis von Fritz Schöll.

Juristentum und Philosophie.

Von Valentin Isemann in Kolmar.

Soviel Menschen, soviele Welten. Die Beziehungen des einzelnen zum einzelnen werden nur ermöglicht durch die Elastizität der Form, innerhalb deren die Persönlichkeit zu ihrer Veräußerlichung gelangt. Der Kern selbst, die Individualität, die allein dieser Form den Inhalt gibt, ist etwas für sich Abgeschlossenes, der Außenwelt gegenüber Fremdes, Feindseliges.

Um die Handlung eines andern zu verstehen, muß man deshalb, da sie ja nur die Außenseite seines Wesens darstellt, den Kreis der eigenen Ideenwelt verlassen und in die des andern sich begeben oder sich ihr wenigstens zu nähern versuchen. Es geschieht dies auf jenem einzig gangbaren Wege, der in einer Reihe von gemeinsamen, d. h. rein menschlichen, der Gattung anhaftenden Neigungen und Anschauungen die Abgründe überbrückt, die diese Einzelwelten von einander scheiden. Nur wer es fertig bringt, seine Eigenart auf einen Augenblick abzustreifen, wird Verständnis für fremde zeigen und nur wer sich auf den freien, gemeinsamen Boden der Menschlichkeit begibt, kann hoffen, auf fremden Willen Einfluß zu gewinnen.

Wenn man in letzter Zeit immer häufiger von einer Inkongruenz gewisser richterlicher Urteile und des allgemeinen Rechtsbewußtseins spricht, so mag wohl eine gesteigerte Empfindlichkeit und ein von der Zeitströmung getragenes, allgemeines Mißtrauen gegen autoritäre Entscheidungen etwas laut hierbei mitsprechen; es wäre aber ein unnützes und kurzsichtiges Bemühen, die Berechtigung des Vorwurfs für alle Fälle abzuleugnen. Ich denke dabei nicht einmal an jene Kritik, die sich gegen ein zu hohes oder zu niedriges Strafmaß richtet; das dunkle Gefühl, das ihr gewöhnlich zugrunde liegt und das geneigt ist, die instinktiven Regungen entweder rein individueller oder rein gemeinsamer Interessen uneingeschränkt walten zu lassen, ist ein einseitiger und unkluger Ratgeber. Auch kann man jeden Tag aufs neue die Erfahrung machen, daß dieselben Leute, die beim Lesen ihrer Morgenzeitung sich über den milden Richter empören, die nachsichtigsten sind, wenn sie selbst als Geschworene an das psychologische Problem des Verbrechens herantreten müssen.

Geht man den in der Presse lautgewordenen Vorwürfen etwas mehr auf den Grund, so findet man auch, daß sie sich weniger gegen die Entscheidungen selbst richten, als gegen das, was ihnen vorausgeht, gegen jene Vorgänge, die, indem sie das Medium der persönlichen Auffassung des Richters passieren, das Endergebnis herbeiführen. Wie ein an sich ganz richtiges Urteil unrichtig begründet sein kann, so kann es auch vorkommen, daß eine Entscheidung, deren Begründung der schärfsten Kritik standhält, trotzdem als eine unbillige empfunden wird — und zwar nicht nur von dem Betroffenen — aus dem einzigen Grunde, weil damit der Lebensanschauung, als deren Ausfluß sich die dem Richter zur Beurteilung unterworfene Handlung darstellt, von vornherein, wenn auch nur stillschweigend, die Berechtigung ab-

gesprochen wird, ohne daß Gelegenheit geboten wäre, diesen Denkprozeß den Beteiligten zum Bewußtsein zu bringen. Man kann sich nicht verstehen, weil man sich auf verschiedenen Gebieten bewegt.

Auf der andern Seite werde ich wohl keinem Widerspruche begegnen, wenn ich sage, daß jedes Urteil zuerst vom Gefühle, aus der dunkeln Tiefe des Gemüts heraus, gesprochen wird; hintennach sucht der Verstand nach den Gründen, die sich immer irgendwo finden lassen. Es muß schon ein ganz schwerer Stein im Wege liegen, wenn es dem Verstande nicht gelingen sollte, an das ihm im voraus bezeichnete Ziel zu gelangen. Also auch hier eine Unterströmung, die sich der Kritik entzieht und sich nur an der Richtung erkennen läßt, die das von ihr getragene Schifflein einschlägt; und diese Unterströmung ist so stark, daß trotz veränderter Steuer- und Segelstellung, die der Leipziger Lotse etwa vornimmt, es doch immer wieder gerne in denselben Hafen einbiegt, dem es vorher schon zugekehrt war.

Die Kritik bewegt sich eben nur auf dem Gebiete des Denkens und kann deshalb die eigentlich bewegenden Faktoren nicht erreichen.

Wer sich einmal darüber klar geworden ist, wird um so mehr verlangen, daß im Gerichtssaale die Verhandlung von allen Beteiligten in derselben Sprache geführt wird, d. h. daß der Richter Verständnis hat für die Weltanschauung desjenigen, über den er zu Gericht sitzt. Wenn der Verurteilte die Türe hinter sich zumacht, muß er das Bewußtsein mit sich forttragen, nicht etwa, daß es einen Paragraphen gibt, der eine gewisse Handlung mit einer bestimmten Strafe belegt, sondern daß *seine* Auffassung von der Welt sich mit der gesellschaftlichen nicht verträgt und ihr deshalb zu weichen hat. Dazu gehört aber unbedingt das Verständnis oder vielmehr das Mitfühlen dieser widerborstigen Anschauung. Wohl kenne ich die abstumpfende Wirkung einer stets wiederkehrenden Gleichförmigkeit und die Schwerkraft der zur Verflachung geneigten Gewöhnung — aber der Gedanke, daß es sich auf der anderen Seite immer wieder um eine neuerwachte Kraft und die Äußerung einer einzig dastehenden Gedankenwelt handelt, sollte wohl imstande sein, dieser Neigung das Gegengewicht zu halten.

Ich denke dabei auch nicht an die sensationellen Fälle, die die Bänke der Berichterstatter füllen, sondern an jene allergewöhnlichsten, die Tag für Tag sich in den Gerichtssälen abspielen. Einem aufmerksamen Beobachter würde es nicht schwer fallen, festzustellen, wie oft hier ganz unvermittelt zwei Lebensanschauungen aufeinanderstoßen, die nicht das geringste miteinander gemein haben, die sich nicht verstehen können, selbst wenn sie es wollten, weil ihre Anschauungen über die Grenzen des Erlaubten und Gebotenen auf sozialem, rechtlichem und ethischem Gebiete himmelweit auseinandergehen.

Woher dieser Widerstreit? Er datiert nicht von heute und nicht von gestern, aber in den täglich weiter auseinander klaffenden Gesellschaftsschichten ist das Bewußtsein der innern Ungleichheit mehr und mehr geweckt und genährt worden und den vielerlei Kräften, die dabei mitwirken, hat unsre Volkserziehung sich nicht entgegenzustemmen vermocht; im Gegenteil, sie hat dazu beigetragen, dieses Bewußtwerden noch mehr zu verdichten!

Während vor einem Menschenalter fast in ganz Deutschland alle Ge-

sellschaftsklassen ihre Kinder während mehrerer Jahre in die gemeinsame Volksschule schickten, hat sich dies im Laufe der Zeit geändert und die sog. Vorschulen sind fast überall mit Ausnahme von Bayern, Westfalen und einigen anderen Gebieten an die Stelle der früheren Unterrichtsgemeinschaft getreten. Interessant wäre es festzustellen, ob nicht die Klagen, von denen wir oben gesprochen haben, lauter und dringender aus jenen Gebieten ertönen, wo sich die Volksbildung von Grund aus in getrennter Weise aufbaut und einen Keil in das Volksganze treibt, das hier, noch ungleich stärker wie auf politischem Gebiete, nach Einheit und Gleichheit dürstet. Gerade die ersten Unterrichtsjahre fallen in jene Zeit, wo sich die Kindesseele noch nicht differenziert hat, wo sie, in dem gemeinsamen Strome unbewußter Anlagen dahintreibend, sich vermittelst einer instinktiven und deshalb untrüglichen Beobachtung einen festen Niederschlag für späteres Denken und Fühlen erwirbt; während dieser Zeit lernt und spricht das Kind die Sprache, in der das innere Leben der großen Mehrheit zum Ausdruck kommt. Schlimm wäre es, wenn das Wissen nur auf Kosten des Gefühls der Zusammengehörigkeit erworben werden könnte; nur eine nationale, nicht eine Klassenkultur bietet die Garantie ihres Bestandes und ihrer Entwicklung! Jedenfalls scheint mir der Hinweis gerechtfertigt, daß allem Anschein nach in den Gebieten der Unterrichtsgemeinschaft die Klassenkämpfe nicht jene Schärfe angenommen haben, als anderswo, wo das „bessere" Kind von vornherein in eine antiseptische Separatbehandlung genommen wird, und wo die Vorurteile der Familie keinen Ausgleich finden in dem Verkehr mit Andersgearteten. Kein Wunder, wenn das spätere Denken und Fühlen in Kurven verläuft, die sich immer mehr von dem Mittel- und Schwerpunkte entfernen. Dem Manne, der diesen inneren Widerstreit fühlt und dem die ohnehin seltene Gabe einer gewissermaßen künstlerischen Intuition fehlt, kann hier nur eines zu Hilfe kommen, die Abstraktion, d. h. das Bestreben, die seiner Beurteilung unterliegenden Vorgänge auf ihren rein menschlichen Wert zurückzuführen und auf diesem gemeinsamen Boden den Menschen und Dingen die ihnen zukommende Bedeutung zu geben und zu lassen.

Damit allein schon — und dies soll hier hervorgehoben werden — ist die Notwendigkeit einer stärkeren Ausbildung und Hervorkehrung philosophischer und insbesondere psychologischer Kenntnisse für den Juristen gegeben. Es mag wohl richtig sein, was Prof. A. Pauly mir unlängst schrieb, daß unsere nach Philosophie dürstende Zeit dringend nach Erkenntnis verlangt, die ihren überreichen Erfahrungsstoff durchdringen und vergeistigen soll; für die Naturwissenschaften trifft dies ja zweifellos zu. Aber bei dem juristischen Nachwuchs habe ich von diesem Durste bis jetzt wenig gemerkt. Es scheint vielmehr, als ob durch die einheitliche Festlegung unseres bürgerlichen Rechts die schon vorhandene Neigung zu einer äußern Umspannung des allerdings weitläufigen und mit Details gespickten Materials noch eine Begünstigung erfahren habe und daß die früher nur vereinzelte „Einpaukerei" allmählich die gebräuchliche Lernmethode werden soll. Wie wenig geeignet die letzere ist, um als Grundlage zu dienen für eine philosophische Durchdringung der positiven Rechtsregeln, die unserem empfindlicher gewordenen Rechtsbewußtsein nachzufühlen imstande ist, brauche ich nicht zu

sagen. Und doch ist es ein selbstverständliches Postulat jedes Wissenszweiges, das Material genau und gründlich zu kennen, das zur Verarbeitung gelangen soll, und dieses Material — das vergißt man so leicht — ist hier wie anderswo, nichts anderes als der Mensch, hier nur nach der Seite seines Egoismus und seiner antisozialen Neigungen. Und dieses Postulat bleibt dasselbe, mag man in der Jurisprudenz eine Wissenschaft oder mit Chamberlain (Grundlagen 4. Aufl. S. 157 ff.) nur eine bloße Technik sehen.[1])

Heute schon hat die Anbahnung einer der naturwissenschaftlichen nachgebildeten Methode unter dem Vortritt Lißts überraschende Ergebnisse geliefert, überraschend wenigstens für den, der die Außenwelt nach äußerlichen und feststehenden Klassifikationen zu bewerten geneigt ist. Man vergegenwärtige sich nur die große Bedeutung, die den Zeugenaussagen zukommt und die weniger von der moralischen Beschaffenheit des Aussagenden, auf die die Eidesabnahme es doch ausschließlich absieht, als von seiner Fähigkeit bestimmt wird, in normaler Weise Wahrnehmungen zu machen und diese in adäquater Weise wiederzugeben, wobei die wichtige prinzipielle Frage noch nebenherläuft, wieweit überhaupt eine normale Wahrnehmung sich mit dem äußern Vorgange decken muß. Wie manche der erweislichen Fehlgriffe mögen einfach darauf zurückzuführen sein, daß die Möglichkeit dieser Inkongruenz dem Richter nicht fortwährend vor Augen stand! Wenn dies schon für die zivilistische Rechtsprechung gilt, wie vielmehr für das weite Feld des Strafrechts, wo dieses unentbehrliche Beweisinstrument selbst in der Hand eines erfahrenen Richters so leicht zerbricht, wie dies der Kwilecka-Prozeß mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt hat. Gerade hier ist ein gereiftes psychologisches Wissen eine unbedingte Notwendigkeit, wenn die Gefahren einer schiefen Beurteilung der Zeugenwahrnehmungen vermieden werden sollen. Was dem Geschwornen-Institut noch auf lange Zeit seine Existenz wahren wird, ist gerade dieses intuitive Verständnis der Tatrichter für die verschiedenartige Bewertung der einzelnen Lebensvorgänge, von denen die Entscheidung abhängt, ein Verständnis, das dem Rechtsgelehrten, der vornehmlich mit Kommentaren und Reichsgerichtsentscheidungen operiert, allmählich immermehr droht, abhanden zu kommen! Man darf heute wohl sagen: das Problem des Verbrechens oder besser: des Verbrechers ist mehr ein psychologisches als ein juristisches, denn das, was die Tat zum Verbrechen macht, ist der Wille und der Grad seiner Energie, die die schützenden Schranken durchbricht und zuerst muß diese, aus der innersten Individualität heraus, abgemessen werden, sollen die dem Richter in die Hand gelegten Gegengewichte das Zünglein der Wage in die rechte Mitte bringen!

Aber auch in der Gesetzgebung macht sich mehr und mehr ein unphilosophischer Zug bemerkbar, der der Rechtsprechung immer häufiger

---

[1]) Seine Definition des Rechts, die dieser Auffassung gerecht zu werden sucht, verkennt die Gesetzmäßigkeit, mit der sich der Allgemeinwille genau so äußert wie der individuelle und begeht damit gerade jenen Denkfehler, den er Kant vorwirft. Wie in so manch andern Dingen gerät auch hier Ch. mit sich selbst und seiner formalistischen Rechtsauffassung in Widerspruch, wenn er bei Besprechung der Frage, ob sich Juden zu Richtern eignen, die Notwendigkeit betont, das so „erfundene" Recht auch innerlich als ein solches zu fühlen. Der Dilettantismus, den er so oft für sich anruft, mag ihm hier zugute gerechnet werden.

psychologische Aufgaben stellt, zu deren Lösung ihr jedes Mittel gebricht. Eine instinktive Abneigung gegen arbiträre Entscheidungen hatte sowohl in der römischen, wie ganz besonders in der deutschen Rechtsauffassung den Eintritt von Rechtsfolgen, wo es nur irgend möglich war, an weithin sichtbare äußere Vorgänge geknüpft. Heute wimmelt es in unserem bürgerlichen Rechte von Bestimmungen, die den Schwerpunkt in rein innere, also nicht nachzuweisende Momente verlegt, wie z. B. in die „Absicht und die Kenntnis dieser Absicht". Die einzige Planke, die auf diesem sumpfigen Boden der Gewissenserforschung für den Richter betretbar ist, ist natürlich auch hier wieder der Zeugenbeweis und wie schlüpfrig und schwankend diese Planke ist, davon weiß jeder Praktiker zu erzählen. Zur Erklärung dieses Mißtrauens möge nur daran erinnert werden, daß vor 100 Jahren, also zu einer Zeit wo das Analphabetentum noch die gewöhnliche Erscheinung war, die Franzosen — nebenbei gesagt, das einzige Volk, in dessen Gesetzgebung und Rechtsprechung sich ein Nachklang der genialen römischen Veranlagung findet[1]) — sich als bewährte Menschenkenner bewiesen, wenn sie, von ihrer Abneigung gegen den Zeugenbeweis geleitet, die Schriftlichkeit der Verträge — abgesehen von Bagatellen — zur Voraussetzung für die Klagbarkeit machten. Heute, wo jedermann lesen und schreiben kann, werden bei uns für die wichtigsten Rechtsvorgänge, deren Bedeutung oft von der Wahl eines bestimmten Wortes abhängt, Zeugen vorgeführt und was für Zeugen! „Vater, Mutter, Schwester, Bruder" wie es im Liede heißt und widerwillig müssen die Gerichte oft einem solchen Parteibegehren stattgeben, wollen sie nicht ihre Entscheidung von der formalistischen Auffassung einer höheren Instanz beseitigt sehen!

Wenn die Gesetzgebung die Aufgabe hat, ein Volk zur klareren Rechtseinsicht zu erziehen, so hat die unsere mit dem fast uneingeschränkten Zeugenbeweis diese Aufgabe von vornherein verkannt. Und auf der anderen Seite erhält der Grundsatz von Treu und Glaube eine eigentümliche Illustration durch die Bestimmung, daß bei Eigentumsübertragung an Grundstücken die Verletzung selbst privatschriftlicher Abmachungen nicht einmal einen Schadensersatzanspruch gewährt. Les extrêmes se touchent! Auch unserm Strafrecht gegenüber darf die Forderung erhoben werden, daß es den Ergebnissen und dem heutigen Stande der Psychologie bereitwilliger entgegenkommt und daß es Begriffe beseitigt, deren verwirrende Folgerungen nur durch völlige Ignorierung umgangen werden können, wie z. B. die „freie Willensbestimmung" des § 51, die den Deterministen ein Greuel, den andern aber eine nichtssagende Formel ist, die, wenn ernst genommen, nur zu psychologischen Fehlschlüssen führt und die sich so leicht durch eine nach allen Seiten einwandfreie Fassung ersetzen ließe.

Je feinfühliger das allgemeine Rechtsbewußtsein wird, desto schwerer wird die Aufgabe des Richters. Mit äußern Hilfsmitteln, selbst wenn sie von der größten Gewissenhaftigkeit, dem ernstesten Fleiß und der belesensten Gesetzeskenntnis angewandt werden, wird diese Aufgabe niemals gelöst werden.

Was not tut ist eine größere Verinnerlichung, Vertiefung des eigenen

---

[1]) Gemeint ist die zivilistische Judikatur, denn die Strafjustiz hat sich dort jederzeit als die dienende Magd der jeweils herrschenden Strömung gezeigt.

Denkens und Fühlens, Verständnis für das Fühlen und Denken anderer, Heraustreten aus den Grenzen der bloßen Technik, das Verlassen schematischer Gleise, welche Kommentare und Präjudizien für die Bequemlichkeit gelegt haben und die gedankliche Zurückführung einer äußerlichen und gespreizten Terminologie auf ihre innere Wahrheit! Nur auf diesem Wege wird die Rechtsprechung in den Stand gesetzt, sich innerhalb der Grenzen des allgemeinen Rechtbewußtseins zu entfalten und dessen Entwicklung zu fördern und damit, als eine ebenbürtige Helferin der Gesetzgebung, deren Lücken und Risse auszufüllen, statt sie einfach dem Auge bloßzulegen oder gar sie noch zu erweitern.

Dann wird auch das häßliche Wort „Klassenjustiz" aus den Betrachtungen über deutsches Gerichtsverfahren verschwinden! —

Nach Abschluss der Handelsverträge.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Posadowsky schreibt:

Endlich ist die Last von mir genommen. Es ist, wie wenn das Gefängnis sich öffnet und draussen der Mai über den Garten hinzieht. Soviel Arbeit hat selten ein Sterblicher gehabt. O diese Konferenzen, diese Eingaben, diese hunderttausend Wünsche, Interessen und Menschlichkeiten! Ich begreife mein eigenes armes Gehirn nicht mehr, dass es dieses hat aushalten können. Auch meine Beamten haben tüchtig schaffen müssen. Kein Mensch ahnt, wieviel Gehirn in dieses Werk hinein gebaut worden ist. Selbst wenn seine Wirkung ungünstig sein sollte, so bleibt doch der Fleiss dieser Arbeit eine geschichtliche Tatsache. Noch keine Regierung in der Welt hat so viel Zahlen verarbeitet. Auf! Die Arbeit ist zu Ende! Was ist alles übrige Regieren gegen diese Mühe? Und wie leicht hätten wir noch auf Sand fahren können! Aber in Wien habe ich es fein gemacht. Überhaupt wenn ich erzählen könnte! Allein die Anekdoten vom Handelsvertrag würden die Reichsdruckerei beschäftigen können. Die Ausländer dachten, sie könnten uns etwas von oben herab behandeln. Da haben wir in edlem Stolze darauf hingewiesen, dass wir uns vor unseren einheimischen Agrariern fürchten und infolgedessen sehr tapfer sein müssten. Das haben die fremden Herren verstanden, denn auch sie waren ja aus Abhängigkeit tapfer. Es gibt nichts seltsameres als so ein Verhandeln, wo

man immer sagt: unsere Interessen sind ja im Grunde sehr verwandt! Manchmal wurde eine Position beim Anbieten einer Zigarre erledigt und dann wieder waren wir alle steif wie Tapetenblumen. Den alten Russen muss ich mir ins Zimmer hängen. Prachtkerl! Hatte uns fabelhaft studiert und musste doch nachgeben, weil die Finanzlage es forderte. Tragisch! Und der kleine Belgier! Aber ich kann ja nichts erzählen, denn der Marmorblock soll rein und klar dastehen. In diesem Moment des Aufatmens habe selbst ich einmal etwas wie Freude am Leben. Meine liebe Frau ist unendlich glücklich, dass wir endlich so weit sind. Es ist wie wenn bei uns zu Hause gesungen wurde: Das Haupt, die Füss' und Hände sind froh, dass nun zu Ende die Arbeit kommen sei! O wie leicht haben es die Herren im Reichstag und die Zeitungsschreiber und auch . . .

Bülow schreibt:

Der Vorhang ist gefallen. Eben stand ich noch mit meinem Lorbeerkranze vor der Menge. Der Beifall hat mich, der ich sonst auf solche mehr populären Erfolge wenig gebe, doch selbst mit bewegt. Ich habe angefangen daran zu glauben, dass ich ein fundamentales Werk vollendet habe. So etwas zu glauben, ist schwer, wenn man es selbst erlebt. Man macht Geschichte wie man Karte spielt. Plötzlich tourniert man gut. Das nennt man: er ist ein sehr geschickter Spieler. Mit der guten Karte sagt man ein Grand an. Wenn es schief geht, so ist man ein Dummkopf, geht es aber gut, dann kommt man in die Annalen der Weltgeschichte und alle späteren Sybels und Rankes müssen sagen, warum und weshalb man es gerade so gemacht hat. Das muss ein schöner Spass sein, die Geschichte meiner Handelspolitik zu schreiben. Ich werde es selber nie tun. Wahrhaftig nicht! So etwas muss erst Legende werden, ehe es Geschichte werden kann. Wozu brauchen die Leute zu wissen, was ich gewusst habe?! Jetzt heisst es: dieses ungeheure Werk hat Bülow entstehen lassen. Wäre es missglückt, so hätte man gesagt: der arme Posadowsky! Überhaupt . . . andere Leute arbeiten lassen, ist die Grundlage aller Grösse. Nur muss man die Fäden in der Hand behalten. Das hat der Alte immer getan. Ob er wohl mit mir zufrieden sein würde? Zufrieden? Das brachte er ja nicht mehr fertig, aber ob er mich nicht zu sehr verlacht hätte? Er konnte so abscheulich lachen. Immer wenn ich an Friedrichsruh denke, ist es mir, als ob es dort am grossen Schreibtisch lacht. Ich weiss gar nicht: warum? Ich wandle doch in seinen Bahnen. Auch er hätte im Grund nichts anderes machen können. Unterschiede in der Methode mag es geben, aber der Geist . . . es lacht wieder. Greuliches altes Haus, das an ihn erinnert! Kein Mensch weiss, worin der Unterschied liegt und doch empfinden ihn alle, auch ich. Er war so schrecklich ernsthaft bei solchen Sachen. Das aber war doch eben nur sein Temperament, fast möchte ich sagen: sein physiologischer Zustand. Auch er spielte ja mit den Dingen und mit den Parteien und mit — aber er spielte so ernsthaft wie ein Kind mit grossen Augen. Diese Ernsthaftigkeit im

Spiel kann man nicht imitieren. Selbst wenn ich Handelsverträge fertig gebracht habe, die niemand für möglich gehalten hat, nach solchem exzeptionellem Erfolge, sagen die Leute, ich sei ein netter Kerl. Verfluchte Nettigkeit! An ihr wird mein ganzer Nachruhm zugrunde gehen. Von jetzt an aber will ich den politischen Heldenvater machen, Bernhard den Siegreichen! O, o, ich bin ja selber wie das Volk! Ich, ich lache über den Bülow. O Welt wie bist du wunderlich!

Doch im Ernst gesprochen: es ist etwas in der Tat sehr bedeutendes, was durch mich fertig geworden ist. Mag ich dabei viel oder wenig getan haben, darauf kommt es nicht an. Die Sache selber ist bedeutsam. Bis 1918 ist handelspolitischer Friede. Das ist mehr wert als alle kaiserlichen Gnaden. Nicht als ob ich diese verachte. Keineswegs! Aber ich habe zu oft bei solchen Gnaden mitgeholfen, um ihnen naiv gegenüberzustehen. Das Eintreffen der Gnade erfreut weniger als das Ausbleiben schmerzen würde. Es gibt aber doch Augenblicke, wo man sich im Metallspiegel der Geschichte betrachten möchte. Da verschwinden die Titel und Orden. Welche Schafe sind schon dekoriert worden! Was wird die Geschichte sagen? Ich will denken, ich sei eins der Gehirne, in denen sich später die Geschichte dieser Zeit bildet. Ich sitze irgendwo in einer kleinen Villa im Grunewald und schreibe über das Werk des Grafen Bülow:

„Er war besonders befähigt eine grosse volkswirtschaftliche Aufgabe in die Hand zu nehmen, denn er umfasste alle Handelsbeziehungen mit wunderbarem Weitblick.“

Unsinn! So darf er nicht schreiben. Das ist ja trivial und so dumm ist der Mann nicht, der diese Geschichte schreiben wird. Ich fange also noch einmal an:

„Mit dem gesunden Gefühl für das Notwendige fand er die mittlere Linie in der grossen Streitfrage der Zeit. Er korrigierte den verhängnisvollen Irrtum seines Vorgängers Caprivi und behütete Deutschland davor, ein reiner Industriestaat zu werden.“

Das ist besser! Ja, ich halte den Industrialismus auf. Das ist meine geschichtliche Rolle. Merkwürdig, dass ich so etwas machen muss. Es passt so gar nicht zu mir, aber — das ist ja eben die Geschichte.

Ein Zentrumsmann schreibt:

Die schwerste Prüfung unserer Einheit ist vorüber. Im Anfang dieser handelspolitischen Fragen war uns wirklich bange. Es lagen so viele Fussangeln in diesem Acker. Man wusste nicht, was unsere Arbeiter tun würden. Hätten wir niedrigere Zölle heimgebracht, würden uns die Bauern ausgepfiffen haben. Nun aber ist alles gut. Jetzt gibt es auf lange Zeit hinaus kein gefährliches Problem mehr. Wir haben die Sache prachtvoll überstanden. Eine Partei, die das aushält, ist nicht tot zu machen. Wir haben für alle gesorgt: Der Bauer hat seinen Getreidepreis, der Arbeiter seine zukünftige Versicherung und die Eisenfabriken haben ihre Zölle. Je mehr Interessen man verbindet, desto

einfacher wird die Sache. Man muss Verwicklungen schaffen, um vorwärts zu kommen. Und kein Reichskanzler kann jetzt von uns los. Es wird zwar etwas Bewegung auf der linken Seite geben, aber sie wird sich gegen die Regierung richten und diese um so mehr in unsere Arme treiben. Jetzt sollte Bülow gehen! Der Kaiser müsste einen Kanzler nehmen, der mit uns ginge! Bülow tut ja auch, was wir wollen, aber er ist doch zu wenig unser Mann. Man fühlt bei ihm den Weltmenschen, der uns nur aus Politik dient. Sein Herz ist nicht bei uns, wenn er überhaupt etwas hat, was man so nennen kann. Er hat seine Schuldigkeit getan, nun aber ist es Zeit, dass er ersetzt wird. Gott gebe uns den rechten Mann! Dann sind wir über den Berg.

Es gibt so viel Dinge, die unendlich wichtiger sind als Handelspolitik; alle materiellen Angelegenheiten haben ja doch schliesslich nur sekundären Wert. Immerhin ist es gut, dass der blöden Industrieschwärmerei ein Halt geboten wurde. Man soll uns nicht das ganze Deutschland mit Fabriken verschandeln. Das Handwerk ist der wahre Volksboden; der Mittelstand muss erhalten werden. Dort sitzen die tüchtigsten Elemente. Was taugen denn die Sozialdemokraten? Zersetzung und Ärgernis, Unglaube und Widerspenstigkeit! Die neuen Verträge sind vortrefflich als allgemeine Schule der Demut. Man muss nicht mit Dampfkraft vorwärts wollen. Geduld, Gemüt, Gehorsam, das sind die grossen Güter, die Gott uns gab. Die wollen wir erhalten. Dazu aber müssen wir uns jetzt den Schulfragen zuwenden. Besonders auf den Universitäten ist vieles faul. Da gibt es Professoren, welche ...

Ein Sozialdemokrat schreibt:

Verfluchte Wirtschaft! dass wir jetzt nicht siegen würden, haben wir gewusst, aber böse ist es doch, die Brotverteuerer in ihrer Siegesfreude sich wälzen zu sehen. Irgendwann wird es ihnen ja mit Donnergepolter heimgezahlt werden, aber es fragt sich nur: wann? Ich wollte es so gern noch erleben, dass die ganze schnöde Gesellschaft zu Boden geworfen wird. Wahrhaftig, das wäre ein Lohn nach allen Mühen. Was haben wir gearbeitet und geredet! Im Reichstag und überall im Lande haben wir nach Kräften geschrien. Es waren grossartige Versammlungen. Es war als ob ganz Deutschland ein brausendes Meer werden wollte, und nun müssen wir doch die Dinge gehen lassen wie sie gehen. Die bürgerliche Gesellschaft ist stärker als wir es ihr vorreden. Ja, sie ist stärker als wir selber es glauben. Es mag viel Dummheit in ihr sein, denn auch vom bürgerlichen Standpunkt aus sind diese Verträge dumm, aber auch die positive Dummheit ist ein Faktor. Was hilft es uns denn, wenn wir über die Unmoral dieser schmachvollen Handelspolitik schimpfen? Nichts hilft es uns, nichts! Die Kerle wollen ja gar nicht moralich sein, gewinnen wollen sie, nur gewinnen! Und der dumme Tross läuft mit. Was für Intelligenzen haben schliesslich diese Sache entschieden? Die Mitläufer des Zentrums sind die Regenten Deutschlands. Vor ihnen können wir uns verbeugen: guten Tag, meine Herren, guten Tag, lasst es euch schmecken, fresst euch satt, wir werden

hungern für euch! Ich will nicht von mir reden. Mir geht es nicht schlecht, aber alle die zahllosen armen Menschen tun mir leid. Was können nur die dafür, dass sie noch schwerer kämpfen müssen als bisher? Und auch die Bildung des Volkes geht zurück, wenn nur die schweren Industrien mit den ungelernten Arbeitern Vorteil haben. Die Zusammensetzung im ganzen verschlechtert sich. Das ist nun nicht zu ändern. Wenn ich an Gott glauben würde, müsste ich sagen: Gott strafe die Bande!

Ein Grosskaufmann schreibt:

Das Geld, das wir zum Handelsvertragsverein gegeben haben, war eine vergebliche Ausgabe. Entweder es war zu wenig oder zu viel. Zuviel, weil jede unnütze Ausgabe zu viel ist. Zu wenig, weil es eine Illusion ist, mit einmaliger Leistung von etlichen Tausendmarkscheinen das gut zu machen, was wir im langen gewöhnlichen Lauf der Dinge unachtsam haben verfallen lassen. Wir haben tatenlos zugesehen, wie der Bund der Landwirte gearbeitet hat. Er hat, kaufmännisch gesprochen, etwa 5 Millionen Mark verausgabt, um jährlich etwa 150 Millionen zu gewinnen. Genaue Ziffern lassen sich nicht angeben aber der Sachverhalt mag etwa so sein. Das ist das grösste Geschäft, das mir überhaupt vorgekommen ist. Man konstruiert einen Verein zur Steigerung der Bodenrente. Für diesen Verein lässt man 200000 Kleinbauern zahlen. Zugegeben, dass auch diese kleinen Bauern etwas Vorteil haben, was ich übrigens noch nicht glaube, so ist doch klar, dass der Hauptvorteil beim ländlichen Grossbesitz liegt. Mit dem Gelde wird agitiert. Das haben wir immer für unkaufmännisch gehalten. O was waren wir blind! Jährlich 6000 Versammlungen kosten vielleicht mit allen Nebenkosten jährlich 240000 Mk. Es können auch 300000 Mk. sein. Was ist das gegenüber dem Ertrag? Was wir brauchen, ist nicht einmalige Schröpfung der Wohlwollenden bei der Wahl, sondern regelrechte Belagerung des Feindes Jahr für Jahr. Kommt das zustande, dann kann es besser werden. Bei Fortsetzung des bisherigen Dilettantismus auf unserer Seite wird es nie besser. Aber wer soll es machen? Wir sind alle so beschäftigt, dass wir für die grössten Geschäfte keine Zeit haben . . .

Rundschau.

*

Die neuen Handelsverträge.

„Wer auf die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands zurückblickt, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß Industrie und Handel während der letzten Jahrzehnte an Umfang und an Bedeutung sehr erheblich zugenommen haben. Unter dem Schutze des Tarifs von 1879 und seiner Ergänzungen erstarkte allmählich die deutsche Industrie und setzte ihre Entwicklung zum Großbetriebe fort. Zwar trat in den achtziger Jahren bei den Handelsstaaten die Tendenz hervor, sich mit hohen Zollschranken abzuschließen und der deutschen Industrie den Absatz ihrer überschüssigen Erzeugnisse nach dem Auslande zu erschweren. Aber diese unserer Industrie drohende Gefahr des Erstickens in der eigenen Uberproduktion wurde anfangs der neunziger Jahre durch den Abschluß der Handelsverträge im wesentlichen beschworen und durch jene Handelsverträge eine feste Grundlage für den internationalen Warenaustausch für eine längere Reihe von Jahren geschaffen. Seitdem nahmen Industrie und Handel bei uns einen glänzenden Aufschwung."

Diese Ausführungen des Grafen Bülow, mit denen er seine Rede bei der Vorlegung der Handelsverträge im Reichstage begann, muß man sich gegenwärtig halten, wenn man sein eigenes Vertragswerk beurteilen will. Es ist darin anerkannt: 1. Die große Bedeutung der Industrie für Deutschland. 2. Die Notwendigkeit für sie, überschüssige Waren zu exportieren. 3. Die Notwendigkeit des Abschlusses der Caprivischen Handelsverträge. 4. Die segensreiche Wirkung dieser Verträge auf Handel und Industrie und damit auf unsere Volkswirtschaft, da mehr als die Hälfte des deutschen Volkes den Berufsabteilungen Industrie und Handel angehört. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die vor 14 Jahren zum Abschlusse der Verträge zwangen, dauern nicht nur fort, sondern haben sich noch erheblich verschärft. Unsere Bevölkerung vermehrt sich rapide, unsere Industrie und ihre Produktionskraft sind gewachsen, unser Außenhandel stieg von 7 auf 11 Milliarden Mark, die schutzzöllnerischen Neigungen im Auslande sind (wohl nicht ohne unsere Schuld) stärker als je. Trotzdem erleben wir kein Fortschreiten auf dem Wege Caprivis, sondern eine vollständige Umkehr der Handelspolitik. Der Grund ist bekannt: der Einfluß der „notleidenden" Landwirtschaft. Über die Notwendigkeit oder die Möglichkeit ihr mit hohen Schutzzöllen aufzuhelfen, ist beim Kampfe um den neuen deutschen Zolltarif genugsam gestritten worden. Ich glaube auch heute noch nicht, daß man mit rentensteigernden hohen Getreidezöllen das wichtigste Ziel unserer Agrarpolitik fördern kann: Die Schaffung einer zahlreichen ländlichen Bevölkerung, die Zurückdrängung des östlichen Großgrundbesitzes durch selbständiges Kleinbauerntum. Aber ein Staatsmann, der vom Segen hoher Agrarzölle überzeugt war, konnte den Versuch machen, im Rahmen der Vertragspolitik einen erhöhten „Schutz der Landwirtschaft" zu erreichen. Nur mußte er sich freien Blick und freie Hand wahren, weil er sich im voraus sagen mußte, daß bei dem starken Exportbedürfnisse unserer Vertragsgegner gerade an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, bei unserem eigenen starken Importbedürfnisse an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, Exportbedürfnisse für Fabrikate, diesem Streben enge Grenzen gezogen sind. Das hat unsere Regierung versäumt, die Schutzzollbewegung ist ihr über den Kopf gewachsen, hat ihr mit dem Zolltarife von 1902 die Hände gebunden und ihre Gedanken so mit den Ideen des „geschlossenen

Handelsstaates" erfüllt, daß die Begründung zu den Handelsverträgen noch schutzzöllnerischer ausgefallen ist als die zum Zolltarife. Man steht vollkommen unter dem Zwange des Schlagwortes vom „Schutze der nationalen Arbeit" und übersieht, daß (nach einem Kanzlerworte von 1891) „die Arbeit für den äußeren Markt auch eine nationale Arbeit ist". Man vergißt, daß im deutschen Außenhandel die Einfuhr heute das primäre, das wichtigste ist, daß Deutschland nicht für 60 Millionen Menschen Brot, Fleisch, Molkereierzeugnisse und sonstige Nahrungsmittel, Holz, Leder, Spinnstoffe usw. hervorbringen kann, und daß unsere Ausfuhr notwendig ist, um diese Einfuhr zu bezahlen. Man sieht jede Einfuhr als ein Übel an und richtet sein Hauptaugenmerk darauf, diese zurückzudrängen, nicht darauf, unseren Absatz nach dem Auslande zu erweitern.

Daher sind die neuen Verträge das Gegenteil dessen, was sie dem Namen und Begriffe nach sein sollten. Der Zusatzvertrag zum Handelsvertrage zwischen Deutschland und Rußland beginnt zwar mit den Worten:

> „Seine Majestät der deutsche Kaiser, König von Preußen, im Namen des Deutschen Reiches einerseits, und Seine Majestät der Kaiser von Rußland andererseits, von dem Wunsche geleitet, die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland noch lebhafter zu gestalten, haben den Abschluß eines Zusatzvertrages . . . beschlossen."

Aber der Inhalt des Zusatzvertrages steht in so schneidendem Gegensatze zur Einleitung, daß es sich nur um ein grobes Versehen der Unterhändler oder um einen sehr bitteren Witz handeln kann. Die neuen Verträge sind nicht für, sondern gegen den Handel gemacht.

Daß die „möglichste Steigerung des Schutzes der landwirtschaftlichen Produkte" das „oberste Prinzip" ist, wußte man ja längst. Aber eine so ausgesprochene, grundsätzliche Verkehrsfeindschaft, wie sie die Verträge und ihre Begründung beweisen, hat man doch wohl nicht für möglich gehalten. Auch die vernünftigsten „Konzessionen", das Herabgehen mit den Zöllen für Futtergerste und Rundholz unter die bisherigen Sätze, hat man nur ungern zugestanden, nur, weil sie „nicht zu umgehen waren" (Denkschrift S. 3). Von vornherein verzichtet hat man auf den Versuch einer Ermäßigung fremder Zollsätze überall dort, wo es sich um Roh- und Hilfsstoffe handelt, deren ungehinderte Einfuhr nach Ansicht unserer Unterhändler im eigenen Interesse des Vertragsgegners, seiner Industrie oder seines Konsums liegt. Die Nutzanwendung auf die eigenen Verhältnisse zu ziehen, etwa die Gerbstoffzölle zu beseitigen im Interesse der deutschen Lederindustrie, die Lebensmittelzölle im Interesse der Konsumenten, fällt ihnen natürlich nicht ein. Ich wage nicht zu entscheiden, ob sie die fremden Staatsmänner für so viel dümmer oder klüger halten, daß sie eine autonome Ermäßigung solcher Zölle erwarten, oder ob sie sich über die Beeinträchtigung unserer Ausfuhr mit dem vermeintlich noch größeren Schaden trösten, den der Gegner sich selbst zufügt. Verzichtet ist ferner ausdrücklich auf alle solche Konzessionen, von denen andere Staaten den gleichen oder einen größeren Nutzen haben könnten als Deutschland. [1]) Als ob nicht das Erstarken unserer Industrie und ihrer Ausfuhr das Ziel von Handelsverträgen wäre! Als ob nicht die absolute Zunahme unserer Versendungen nach einem anderen Staate viel wichtiger wäre als deren Verhältnis zur Einfuhr aus dritten Ländern! Als ob es für unsere Industrie ein Trost wäre, wenn andere noch mehr unter den neuen Verhältnissen leiden als sie selbst!

Schließlich ist in verschiedenen Fällen, so z. B. den schweizerischen Maschinenzöllen

[1]) Infolgedessen bieten die deutschen Verträge durchaus noch nichts endgültiges für die künftigen Exportbedingungen. Im Gegenteile ist zu hoffen, daß durch die Verträge der fremden Staaten untereinander noch eine Reihe von Verbesserungen eintreten werden, so namentlich Rumänien gegenüber durch dessen Vertrag mit Österreich, diesem gegenüber durch den Vertrag mit der Schweiz usw. Aber als sicheren Posten dürfen wir diese Hoffnung nicht in unsere Rechnung einstellen.

gegenüber, die sich für unseren Export teilweise sehr ungünstig stellen, ausdrücklich zugestanden worden, daß man nicht auf eine Ermäßigung der beiderseitigen Zölle das Hauptgewicht gelegt habe, sondern daß die Unterhändler geglaubt haben, „den von ihnen zu vertretenden Interessen am besten dadurch gerecht zu werden, daß den Erhöhungen auf der einen Seite gleichwertige Erhöhungen auf der anderen Seite gegenüberständen". Und nach der Begründung in der Norddeutschen Allgem. Ztg. kam es Rumänien gegenüber nur „darauf an, den neuen Vertrag so zu gestalten, daß die unvermeidlichen Einbußen beider vertragschließender Teile im richtigen Verhältnis zueinander blieben". Also man war zufrieden, wenn man dem Gegner noch weher tun konnte, als dieser uns.

Die Folge derartiger Grundsätze ist natürlich die absolute Vernachlässigung der Interessen von Handel und Industrie. Es war ja als selbstverständlich zu erwarten, daß die Vertragsstaaten die Abkehr Deutschlands von der bisherigen Bahn nachmachen würden, daß ihr Gegenschlag die industrielle Einfuhr treffen würde. Aber daß in dem Maße, wie es eine nähere Beleuchtung der einzelnen Verträge jetzt zeigt, geschlagen würde, hat wohl niemand geahnt. Tatsächlich sind alle „Schwierigkeiten, die sich für unsere Unterhändler aus der entschiedenen Betonung der landwirtschaftlichen Interessen ergaben", auf Kosten der Industrie beseitigt worden. Eine natürliche Folge, denn wenn wir den Agrarstaaten die ihrer Verschuldung wegen notwendige Ausfuhr ihrer ländlichen Produkte übermäßig erschweren, so zwingen wir sie damit zu dem Versuche, andere Quellen wirtschaftlichen Wohlstandes und finanzieller Macht zu schaffen; da liegt nichts näher als die Entwicklung eigener Industrie durch hohen Zollschutz.

Graf Bülow weiß das, aber er setzt sich darüber hinweg; und um sich aus der Verlegenheit zu helfen, zitiert er eine Antwort, die Fürst Bismarck 1886 dem russischen Minister v. Giers erteilt haben soll, als dieser sich über die Steigerung der deutschen Getreidezölle beklagte: „Weinen Sie nicht, unseren Agrarzöllen werden Sie eine russische Industrie zu danken haben". Mit dieser Anekdote hat unser Reichskanzler dem Andenken seines Vorgängers keinen Dienst erwiesen. Er hat ihm aber auch Unrecht getan. Bismarck hat die ungeheure Gefahr eines deutschen Hochschutzzolles für agrarische Erzeugnisse nicht nur erkannt, sondern auch beachtet. Er hat den Fünfmarkzoll für Getreide nur eingeführt als Antwort auf russische Zollsteigerungen. Er wollte damit Rußland zwingen zum Abschlusse eines Tarifvertrages im Interesse unserer Industrie. Er war überzeugt von der Notwendigkeit eines exportfördernden Vertrages und war bereit, um ihn zu erreichen, mit den Getreidezöllen wieder herunterzugehen. Bismarcks Taten sollte Graf Bülow sich zum Muster nehmen, nicht gelegentliche Bemerkungen, von denen man nicht weiß, ob sie ernst gemeint waren.

Die Betroffenen wissen wahrscheinlich heute zum Teile noch nicht, was ihnen bevorsteht, denn weder die Reichstagsvorlage noch die Anlagen dazu geben volle Klarheit. Sie stellen nur die in den neuen Verträgen ermäßigten oder gebundenen Zollsätze den Sätzen der alten Verträge und denen der neuen (noch nicht gültigen) Generaltarife gegenüber, verschweigen aber alle die noch zahlreicheren, meist noch viel stärkeren Zollerhöhungen, die für vertragsmäßig nicht gebundene Positionen bevorstehen.[1]) Die Auszüge in der Nordd. Allg. Ztg. Nr. 25 vom 29. Januar aber sind derartig „frisiert", daß sie vielmehr zur Verschleierung als zur Erkenntnis der Tatsachen dienen. Von vornherein falsch ist der Gesichtspunkt, von dem die Regierung bei der Darstellung der neuen Verhältnisse ausgeht. Um ihre „Erfolge" in recht helles Licht zu setzen, vergleicht sie die neuen deutschen Zölle, insbesondere die neuen Agrarzölle mit den bisher gültigen Sätzen, die neuen Vertragstarife der fremden Staaten aber mit den Sätzen

[1]) Inzwischen sind vollständige Gegenüberstellungen veröffentlicht worden des russischen Tarifes vom Deutsch-russischen Vereine, des schweizerischen und des österreichisch-ungarischen vom Handelsvertragsvereine.

der neuen Generaltarife. Aber nicht gegen diese soll unsere Industrie die neuen Verträge eintauschen, sondern gegen die alten Verträge. Nicht um die neuen autonomen Tarife abzuwehren, sind die neuen Verträge notwendig und abgeschlossen worden, sondern umgekehrt, um sie in Kraft zu setzen! Das ist ja gerade der Widersinn der neuesten Vertragspolitik.

Bei einem Vergleiche der neuen Zölle mit den alten zeigt sich nun ein wesentlich anderes Bild, als es die Regierungsveröffentlichung malt. Wo diese von Verbesserungen, von weitgehenden Zugeständnissen redet, da findet sich in Wahrheit eine Verdoppelung und Verdreifachung der Zölle. In Wirklichkeit bedeutet nur der Vertrag mit Belgien eine Verbesserung der bestehenden Exportbedingungen. Hier ist im wesentlichen die Zollbelastung gleich geblieben, die Zahl der Bindungen aber wesentlich vergrößert. Schon im Vertrage mit Italien stehen den Vorteilen ungefähr gleichwertige Nachteile gegenüber: neuen Bindungen der Verzicht auf andere, den Zollermäßigungen Zollerhöhungen. Ja, Deutschland hat sich auch mit verschiedenen künftigen Erhöhungen über den jetzigen Generaltarif hinaus einverstanden erklären müssen (bei elektrischen Lampen, Leinenplüsch, baumwollenen Wirkwaren, wollenen Strümpfen und Handschuhen).

Wenn also schon diesen Staaten gegenüber, die sich nicht mit neuen Zolltarifen „gerüstet" hatten, denen gegenüber unsere wichtigsten Agrarzölle wenig Bedeutung haben, der neue deutsche Tarif sich nicht als vortreffliches Instrument zur Erlangung günstiger Verträge bewährt hat, so kann man sich denken, wie die anderen Verträge aussehen. In den allgemeinen Bestimmungen finden sich zwar überall Verbesserungen der bestehenden Zustände, wenn auch die Regierung manche unbedeutenden oder selbstverständlichen „Erfolge" stark aufgebauscht hat. Aber was bedeuten diese kleinen Erleichterungen des Handels gegenüber dem Wachsen der Zollschranken!

Schon im Vertrage mit der Schweiz stehen den wenigen Zollermäßigungen so viele und so erhebliche Zollsteigerungen gegenüber, daß der Erfolg eine wesentliche Beeinträchtigung unserer Ausfuhr sein muß. Im russischen Vertrage werden durch niedrigere Zölle begünstigt Waren im Werte von 2 bis 3 Millionen Rubeln russischer Einfuhr über Deutschland. Dagegen wird von Zollerhöhungen betroffen eine deutsche Einfuhr von über 90 Millionen Rubeln. Die Zölle sind erhöht für Eisen um 15—40 %, Eisenwaren 100 %, Erzeugnisse der Kleineisenindustrie 10—80 %, Maschinen 50, 100 und 300 %, elektrotechnische Instrumente 20 %, Glühlampen 200 und 500 %, rohe Metalle 50 und 400 %, Garne 10 %, Baumwollengewebe 20—40 %, Wollengewebe 30 %; chemische Erzeugnisse sind teilweise auf das zwei-, fünf- und zehnfache des bisherigen Satzes gesteigert. Von derartigen Zollerhöhungen werden betroffen mindestens 1/2 unserer Ausfuhr in Maschinen, etwa 2/3 der chemischen Erzeugnisse, gegen 5/6 unserer Textilausfuhr und 9/10 von Eisen und Eisenwaren. Außerdem sind erheblich in Mitleidenschaft gezogen Metallwaren, keramische Industrie, Lederwaren, Holzwaren, Stein-, Uhren-, Papierindustrie, Galanteriewaren.

Noch geringer sind die Verbesserungen, noch erheblicher im Verhältnisse dazu die Verschlechterungen in den Verträgen mit Rumänien und Serbien. Der Vertrag mit Österreich-Ungarn aber ist der schlechteste von allen. Nur ein paar ganz kleine Zollpositionen sind unter die bisherigen Sätze ermäßigt; nur in wenigen Fällen ist der alte Zoll geblieben; sämtliche übrigen 1200 Tarifnummern sind erhöht, und zwar derartig kräftig erhöht, daß die Nordd. Allg. Ztg. sich gar nicht getraute, die Veränderungen zahlenmäßig anzugeben, sondern sich mit Andeutungen begnügte.

Schon aus diesen Andeutungen geht hervor, daß für Handel und Industrie die neuen Verträge sehr schlecht sind. Nicht so sehr für den Handel, denn ihm bringen sie in den allgemeinen Bestimmungen manche Verkehrserleichterungen, desto mehr aber für die Industrie. Und zwar nicht nur für den exportierenden Teil, sondern für die Gesamtheit. Denn selbstverständlich wird durch die Waren, die nicht mehr über die Grenze können und nun auch Absatz im Inlande suchen, ein allgemeiner Druck auf den

deutschen Markt ausgeübt. Damit ist aber den Verträgen allgemein das Urteil gesprochen. Die Erhöhung der deutschen Agrarzölle, gegen die der Sozialpolitiker kämpfen **muß**, wäre wirtschaftlich zu ertragen, wenn der Bevölkerung, insbesondere der Arbeiterschaft, ein steigendes Einkommen, d. h. gute Beschäftigung und gute Löhne gesichert wären. Eine solche Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die Belastung durch die Zölle auf Roh- und Hilfsstoffe könnte die Industrie vielleicht tragen, wenn ihre Absatzbedingungen günstig blieben. Das war ja die große Aufgabe der Handelsverträge, die Verschlechterung der Produktionsbedingungen durch Sicherung und Verbesserung des Absatzes auszugleichen. An dieser Aufgabe ist unsere Handelspolitik völlig gescheitert.

Es ist charakteristisch, daß die amtliche Denkschrift unsere Industriellen über die unleugbar schweren Schäden de. Verträge zu trösten sucht durch den Hinweis auf die Erhöhung deutscher Industriezölle. Als ob damit geholfen wäre! Die deutsche Industrie ist im großen und ganzen so entwickelt, daß sie keines Schutzzolles bedarf und gern darauf verzichten könnte, wenn man ihr nicht künstlich die Produktionskosten erhöhte. Außerdem kommt bei den nichtkartellierten Industrien der Zoll im Preise nicht zum Ausdruck. Im Gegenteil kann die gegenwärtige Absperrung für unsere Industrie nur die „Gefahr des Erstickens in der eigenen Überproduktion" bringen. Die Kartelle der schweren Industrie haben ja in unbegreiflicher Verblendung die Hochschutzzollpolitik mitgemacht, den Sieg der Agrarier erst ermöglicht. Sie werden in verstärktem Maße fortfahren unter dem Schutz der Zölle die Preise im Inlande hochzuhalten und die Überschüsse mit Hilfe von Exportprämien billig ins Ausland zu werfen. Dadurch werden sie wieder dazu beitragen, dem wichtigsten Teil unserer Industrie, der auf qualifizierter Arbeit beruhenden Fabrikation fertiger, hochwertiger Waren, den Wettbewerb auf dem Weltmarkte zu erschweren. Nicht nur deutschen Zöllen, sondern auch deutschen Kartellen wird mancher Agrarstaat eine Industrie zu verdanken haben!

Es nützt auch nichts, auf gesteigerten Absatz im Inlande hinzuweisen, denn dazu wäre Voraussetzung, daß die neuen Zollverhältnisse eine Vermehrung des Konsums brächten. Das ist aber nicht zu erwarten. Die Millionen der Arbeiterschaft werden bei geringerer Beschäftigung, bei gesteigerten Lebensmittelpreisen weniger kaufkräftig für gewerbliche Erzeugnisse sein. Und auch auf eine vermehrte Kaufkraft der Landwirtschaft ist nicht zu hoffen. Im Gegenteil, die hohen Kornzölle stärken den Großgrundbesitz gegenüber dem Bauernstande. Jener aber wirkt entvölkernd. Die paar Junker mit ihren miserabel gelohnten Arbeitern sind weit schlechtere Käufer als die Bauern. Deren wirtschaftliche Verhältnisse, die vorwiegend auf der lohnenden Verwertung von tierischen und Gartenbauerzeugnissen beruhen, werden sich aber nicht verbessern, wenn die Einnahmen der Arbeiterschaft zurückgehen und ihre Aufwendungen für die notwendigsten Lebensmittel sich steigern.

Alledem gegenüber beruft man sich auf die bewährte „Anpassungsfähigkeit"; die Industrie wird sich schon „einzurichten" wissen. Ja, wie soll sie sich denn einrichten?! Gegenüber der neuen Zollbelastung muß sie an einem anderen Punkte die Produktionskosten ermäßigen. Das kann vielleicht teilweise durch technische und organisatorische Verbesserungen geschehen, im übrigen aber nur durch einen Druck auf die Löhne oder sonstige Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen. Das wäre aber die schlimmste Folge der Zollpolitik. Sie würde sich auch sehr bald in einer Verringerung der Arbeitsleistung und Verschlechterung der deutschen Erzeugnisse rächen. Sonst bleibt der Industrie nur noch ein Ausweg, um der Verteuerung der Produktion, der Belastung des Exportes und der Unterstützung ausländischer Konkurrenz durch deutsche Rohstoff- und Halbzeugkartelle zu entgehen: das ist, **Fabrikationsfilialen** im Auslande zu errichten. Schon bisher ist das vielfach von großen Werken der chemischen, elektrotechnischen und Eisenindustrie geschehen. Es wird in steigendem Maße künftig geschehen müssen. Natürlich sind nur große Werke dazu imstande. Also die neue Zollpolitik wirkt auf Konzentration des Kapitals und der Betriebe hin und schädigt die kleineren

Gewerbetreibenden mehr, als alle „Mittelstandspolitik" ihnen hat nützen können. Gern wandert unsere Industrie nicht aus, denn die Rechtsverhältnisse, Arbeitsverhältnisse usw. sind weniger angenehm als in der Heimat. Aber unsere Handelspolitik zwingt zu dem Schritte. Und gerade in dieser Beziehung birgt die zwölfjährige Dauer der neuen Verträge eine sehr ernste Gefahr. Die Regierung kann sich gar nicht genug tun mit der Hervorhebung des Nutzens, den auch bei erhöhten Zöllen die Bindung haben soll, und die Denkschrift versteigt sich sogar zu dem Satze: daß die Industrie „auf die Stetigkeit der Zollverhältnisse mit Recht weit größeres Gewicht legt als auf die Frage der Höhe der fremden Zölle". Das ist zunächst auch nur in beschränktem Umfange richtig, denn der Wert der Zollbindungen hat seine Grenze dort, wo die Zollsätze prohibitiv werden. Außerdem sind bei weitem nicht alle wichtigen Zollsätze in den neuen Verträgen gebunden. Im Vertrage mit Rumänien ist nur $^1/_6$ der Zollpositionen gebunden gegen $^1/_3$ im bisherigen Vertrage (trotzdem die Nummern des Tarifes von 576 auf 854 gestiegen sind, ist die Zahl der Bindungen von 185 auf 146 zurückgegangen). Und auch im Vertrage mit Rußland ist eine Reihe von wichtigen Sätzen nicht vertragsmäßig festgelegt, so für Kohlen, Koks, Roheisen, Eisen- und Stahlschienen, Kupfer, Zinn, Blei, Buchdrucklettern, elektrische Glühlampen, Brillen und Fernrohre, Seide, Kunstwolle, Baumwolle und manche leinenen Gewebe, Hüte, manche Rauchwaren, Kork, Wein, Konserven, fette Öle, Guttapercha, manche Steinbildhauerarbeiten usw. Andererseits wird gerade durch die zwölfjährige Festlegung der Anreiz zur Auswanderung verstärkt. Zwölf Jahr prohibitiver Zölle, das macht die Anlage einer Produktionsstätte rentabel. Es ist ja bekannt, daß die Besitzer solcher Filialen später die schlimmsten Schutzzöllner werden. (Die Vervierfachung der russischen Zölle auf elektrische Maschinen ist nicht ohne Mitwirkung der großen deutschen Elektrizitäts-Gesellschaften erfolgt.) Das eigene Interesse der Unternehmer widerstreitet hier dem allgemeinen Interesse. Der Schaden, der dadurch hervorgerufen wird, ist dauernd und kann auch durch eine spätere Ermäßigung der Zölle nicht wieder gut gemacht werden. Ist erst einmal mit deutschem Kapital und deutscher Intelligenz eine fremde Industrie hochgebracht, so ist der Verlust für unsere Volkswirtschaft nicht wieder einzubringen. Das ist der Grund, weshalb viele Industrielle, die nicht selbst auswandern wollen oder können, einen kurzen Zollkrieg dem langsamen aber sicheren Aushungern durch die neuen Handelsverträge vorziehen.

Also, an den neuen Generaltarifen dürfen die Handelsverträge nicht gemessen werden, denn jene sind allein praktisch nicht möglich. An dem bisherigen Zustande gemessen aber sind die Handelsverträge grundschlecht, denn (von allem anderen abgesehen) sie erschweren ungeheuer das größte Problem, dessen Lösung uns obliegt; für die von Jahr zu Jahr um eine Million Menschen wachsende Bevölkerung in Deutschland Beschäftigung und Unterhalt zu schaffen. Das Gesetz, das unter dem Schlagworte vom Schutz der nationalen Arbeit geschaffen ist, wird die Arbeit aus dem Lande treiben, und es wird sich zeigen, daß Caprivi recht gehabt hat: Wenn wir nicht mehr genügend Waren exportieren können, werden wir wieder anfangen, Menschen zu exportieren.

Charlottenburg. Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.

*

Fragen der Frauenbildung.

„Die gegenwärtige Erziehung der jungen Mädchen läßt die herrlichsten Fähigkeiten, die ihnen selbst wie uns Männern das meiste Glück bringen, verkümmern. Was für eine herrliche Beraterin könnte der Mann in seiner Frau finden, wenn sie zu denken verstünde! Wenn ich die Macht hätte, Gesetze zu geben, so würde ich den jungen Mädchen möglichst genau dieselbe Erziehung angedeihen lassen, wie den Knaben. Wenn auch die heutige Erziehung der Knaben nicht ganz richtig ist, so ist es doch immer noch besser, die jungen Mädchen ebenso zu erziehen, als sie nur Musik, Malen und Sticken

zu lehren. Da die heutige Erziehung der Frauen vielleicht die lächerlichste Geschmacklosigkeit des modernen Europas ist, so sind die Frauen um so mehr wert, je weniger sie diese sogenannte Erziehung gehabt haben. Das lächerlichste der heutigen Erziehung liegt darin, daß man die jungen Mädchen lauter Dinge lehrt, die sie schnell wieder vergessen müssen, sobald sie verheiratet sind. Nur Ignoranten feinden die Frauenbildung instinktiv an." Kein Mensch würde erraten, wer diese Sätze geschrieben hat: Stendhal. Der skeptischeste Epikureer, der uns Aufzeichnungen hinterlassen hat, denkt und schreibt über die Frauenbildung ganz ähnlich, wie der moderne Vorkämpfer der Bewegung, der Frankfurter Stadtschulrat Wilhelm Lüngen. Die sechs Vorträge, die dieser unter dem Titel Fragen der Frauenbildung gesammelt hat (Leipzig, Teubner) gehören zum Besten. Sie rütteln auf, machen Altes fragwürdig, scheinbar Utopisches plausibel. Ihr Inhalt sei, möglichst mit den eignen Worten des Verfassers, kurz angegeben: Das Leben der jungen Mädchen unserer höheren Gesellschaftsklassen ist ein leeres Getändel, ein kaum notdürftig verstecktes, entwürdigendes Lauern nach Ballerfolg, ein unwürdiges Warten auf den Bräutigam, ja Haschen nach dem Manne, nach möglichst früher Verlobung. Unseren Mädchen ist dringend nötig eine tiefere Geistesbildung. Sie sollen durch die strenge Schule der Pflicht geistigen Erwerbes hindurchgehen, sollen einen Schatz von tüchtigem, vielseitigem Wissen in ernster, jahrelanger Arbeit gewinnen, sollen zu Persönlichkeiten heranreifen, vor deren besonnenem, sachlich begründetem Urteil auch der Gatte Achtung hat. Manche Ehe wäre dauernd glücklicher, die jetzt unter dem Fluche der Flitterbildung des Frauengeschlechts leidet. Der Mann muß sicher sein, bei der Frau in regem und verständigem Austausch der Gedanken die geistige Mannesnahrung zu finden, die er wie die leibliche braucht. Die Erziehung der Kinder stellt an die deutsche Frauenwelt immer höhere Forderungen. Immer mehr wird die Mutter auch zur geistigen Pflegerin des Kindes; darum braucht sie eine Geistesbildung, die sie befähigt, die Arbeit des Kindes für die Schule mit Liebe und Sachkenntnis zu überwachen und zu unterstützen. Bisher mußte die Mutter leider in tausend Fällen dem gemieteten Fräulein, dem bezahlten Privatlehrer die Arbeit mit ihrem Kinde überlassen. Aber auch das Mädchen, das nicht zum Heiraten kommt, braucht tiefere Bildung. Als Ärztin, vor allem als Frauenärztin, als Lehrerin kann das willensstarke und geisteskräftige Weib mit reichem Segen wirken. Nur ordinärer Egoismus fürchtet den Wettbewerb der Frau. Unsere höheren Mädchenschulen sind reformbedürftig: eine übergroße Zahl von Mädchen verlassen sie, ohne ein klares Wissen, ein sicheres Können erworben zu haben, ohne an scharfes Denken, an überlegtes Urteilen gewöhnt worden zu sein, ohne Sinn für strenge Pflichterfüllung, ohne ernstes Streben nach Vertiefung und Erweiterung ihrer Bildung. Und doch schlummert in der Seele einer großen Menge von Mädchen eine Fülle von guten und edlen Keimen, die nur nicht zur Entwicklung gelangen. Unser Erziehungsstandpunkt ist verkehrt: Den Mann, der bei vollkommener Gesundheit sich nicht zu einem bestimmten Berufe ausgebildet hat, nennen wir einen Tagdieb; die Tausende von jungen Mädchen, die ein inhaltloses Drohnenleben führen, preisen wir als feinste Blüten der Kultur. Wie oft werden durch das elende Absonderungsprinzip unserer „besseren" Mädcheninstitute die guten Grundlagen der Erziehung und Bildung zerstört, die die Volksschule gelegt hat! Darum gehören an die Mädchenmittelschulen nur pädagogisch tüchtige, akademisch gründlich gebildete Lehrer. Unsere sogenannten höheren Mädchenschulen unterscheiden sich von den Volksschulen nur dadurch, daß sie in den Elementarfächern weniger leisten als diese und im übrigen etwas im Französischen und Englischen herumstümpern; höchstens werden die armen Mädchen von schlechten Lehrern mit unsinnig viel Memorierstoff gequält. — Es sind ernste Bilder, die Wilhelm Lüngen uns zeigt, und ernste Mahnungen, die er an uns richtet. Der jetzige Zustand der Frauenbildung ist unhaltbar; es ist Pflicht eines jeden, nach Kräften zu seiner Besserung beizutragen.

München. J. Hofmiller.

*

Vom fortschrittlichen Musikvereinsmichel.

Neben dem „Wiener akademischen Wagnerverein" haben sich an der schönen blauen Donau seit kurzem ein „Ansorgeverein" und ein Verein schaffender Tonkünstler aufgetan. Alle wollen dem musikalischen Fortschritt dienen und glauben dies vermutlich durch Zersplitterung der Kräfte am wirksamsten erreichen zu können. Anderenorts jagen sich ein Hugo Wolf-, ein Brucknerbund und womöglich ein Smetanaklub die Zuhörer und die ausführenden Sänger und Instrumentalisten ab. Aus Berlin kommt die Nachricht von der Gründung einer Lisztgesellschaft. Sie will, was an sich gewiß höchst verdienstlich ist, neben der Lösung künstlerischer Aufgaben sich die Hebung der sozialen Lage der Musiker angelegen sein lassen.

Recht schön. Aber mußte, um derartige gute Werke in Angriff zu nehmen, schlechterdings wieder der große Apparat der Vereinsgründung in Tätigkeit gesetzt werden? Haben wir denn nicht den „Allgemeinen deutschen Musikverein"? Von Liszt begründet, im Sinne dieses Meisters durch berufene Tonsetzer und Dirigenten unserer Tage weitergeführt, ist er doch sozusagen eine durchaus rechtschaffene Lisztgesellschaft, die, bei einer in allem Wesentlichen bestens bewährten und dazu eines mannigfachen Ausbaus fähigen Organisation, auch ihrerseits sich mit der „Lösung künstlerischer Aufgaben" fortschrittlicher Natur zu vielfacher Befriedigung befaßt hat, und die, wenn sie wollte, insgleichen für die Besserung der materiellen Verhältnisse der Musiker recht kräftig und segensreich zu wirken imstande wäre. Was soll man sich nun davon für einen Nutzen versprechen, daß jetzt bis auf weiteres — hoffentlich nicht für allzulange Zeit! — zwei Lisztgenossenschaften nebeneinander bestehen werden, deren beiderseitige Vorstände sich vermutlich alles erdenkliche zuliebe tun dürften?

„Das Geheimnis starker und dauernder Erfolge" — so schrieb ich vor zwei Jahren in der „Musik" — „ruht heutzutage in einer einheitlichen, weitverzweigten, festgefügten, auf Jahre und länger hinaus gesicherten Organisation. Wir kennen die politischen Parteien, die just durch planmäßig geförderten emsigen Ausbau einer solchen Organisation zu gewaltiger Machtstellung emporgewachsen sind. Ähnlich im sozialen, im industriellen Leben Europas und Amerikas. Was den Einzelnen zurückwirft, was kleine Gruppen nicht besiegen, das bezwingt die Genossenschaft, die dadurch erstarkt, daß die ihr zugehörigen lokalen Verbände verschiedener Orte sich wechselseitig stützen. Warum von derartigen Vorbildern nicht lernen, warum sich beachtenswerte Erfahrungen nicht zunutze machen?"

In jeder einigermaßen größeren Stadt Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der deutschen Schweiz müßte sich eine Ortsgruppe des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" bilden, die als Zentrum der fortschrittlich musikalischen Bestrebungen des betreffenden Ortes, beziehungsweise der um diesen geistigen Kern gelagerten Provinz zu gelten hätte. Denn in einem Allgemeinen deutschen Musikverein ist für jedwede Arbeit Raum, die ein Vorwärtsgehen bedeutet und eine Entwicklung verheißt. Mit Rücksicht auf ein unumgänglich notwendiges Einsparen und Zusammenfassen der Kräfte sind somit die Ortsvertretungen dazu berufen, alle noch bestehenden, vom Fortschrittsgeist durchdrungenen Sonderverbände gewissermaßen in sich aufzusaugen . . . auch die Wagner- und die Lisztvereine, die mit der Durchführung der ihnen ehedem gestellten, durch ihren Namen bezeichneten Teilaufgaben zu Ende gekommen sind und daher gegenwärtig nur noch ein Scheindasein führen . . . Hinwiederum ist es nach dem Herzen Wagners und Liszts gehandelt, daß man begabten Tonsetzern, die neue Pfade suchen, es ermögliche, sich durchzuringen, sich bei der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen. Und viel energischer als ein auf schmale Einkünfte und auf eine mehr oder weniger bescheidene Teilnehmerzahl angewiesener Hugo Wolf- oder Ansorge-, Pfitzner- oder Regerverein kann dazu die große Gemeinschaft des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" mithelfen . . .

Gerade im fortschrittlichen Lager ist bisher mit dem Auf- und Abrüsten von Spezialvereinen sträflich viel Zeit und Mühe verloren, sträflich viel Aufwand unnütz vertan worden. Man mache es sich doch endlich einmal klar, welcher außerordentliche Nutzen für fortschrittliche Bestrebungen jeglicher Art daraus erwachsen muß, wenn sich deren Träger einer auf Grund weitherziger Anschauungen vom hochsinnigen selbstlosen Liszt ins Dasein gerufenen, festgefügten, einflußreichen Organisation einordnen. Und sollte wirklich, wie mein Freund Chlodwig Senffsauer meint, der unausbleibliche, über kurz oder lang doch erfolgende Verschmelzungsprozeß einstweilen wieder etwas ins Stocken geraten sein, weil verschiedentliche Leute mit gutgemästetem Privatehrgeiz schlechterdings vor einigen Busenfreunden und -freundinnen eine Solovereinsfahne schwingen wollen: nun, so können ja diese regsamen Geister auch in „Ortsgruppen" des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" à discrétion präsidieren, paradieren, dirigieren, und, wenn damit eine arme Seele noch im letzten Augenblick ihres Erdendaseins für den Fortschritt zu gewinnen ist, meinetwegen auch die Tasten schlagen.

Allen Ernstes: es täte bitter not, daß die ehrlichen Fortschrittsfreunde in straffem Zusammenschluß ihre Kraft verdoppeln! Anzeichen der Lauheit, der Erschlaffung, der fatalen Kompromißgemütlichkeit sind manchenorts wahrzunehmen. Auch gescheite Leute, auch interessante Musikschriftsteller, die einst mannhaft für die neuen Ideale kämpften, beginnen mit dem Begriff Reaktion zu kokettieren. Wenn nur nicht das Spiel über die Spielenden Herr wird! Ausgenützte Formen sind allerdings nicht frisch aufzubügeln. Und zurückschrauben läßt sich die Kunst nicht. Aber oberflächlich machen. Schon beginnen die Philister, die Amüsementsdudler, die Schön- und Breitschwätzer, die den Massenvertrieb leichter Ware begünstigenden Agenten ihren Kopf wieder höher zu tragen, nachdem sie etliche Zeit über recht geduckt umhergegangen waren. Schließen Sie fest die Reihen, meine Herren Fortschrittler, die Sie der Sache dienen wollen und können! „Habt acht, es droh'n uns üble Streich'!"

München. Paul Marsop.

*

Ludwig Ganghofers Roman „Der Hohe Schein".

Im ersten Jahrgange der Süddeutschen Monatshefte durften wir Ganghofers Jägertypen veröffentlichen: den „Machtnix", den melancholischen Jochei Schuemacher, den allezeit stotternden Bachmayer. Heute sei ein wenig von dem neuesten Romane des Verfassers die Rede, von der künstlerischen Gattung zu der er gehört, von ihrer Aufgabe und ihren Hoffnungen.

„Der Hohe Schein" (2 Bd., Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.) — so heißt der Berg, zu dessen Füßen sich die Entwicklung des jungen Naturforschers Walter Horhammer vollzieht. Eine Erziehungsgeschichte also, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, wie das Wort auf verschiedene Romane der allerletzten Zeit anwendbar ist. Nicht aufdringlich und selbstgefällig aufgeputzte Autobiographie, zu deren Persönlichkeiten der Stadtklatsch den Schlüssel liefert, sondern ruhige Entwicklung eines mit sich und dem Leben zerfallenen Menschenkindes zum Manne, eines müßigen Grüblers zum tätigen Landwirt, eines einseitig naturwissenschaftlich gebildeten Fachmenschen zum künstlerisch empfindenden Vollmenschen. Nicht, als ob es sich um ein Werk handelte, wie das „Sinngedicht" oder den „Nachsommer"; man erwiese Ganghofer einen schlechten Dienst, wollte man durch unangebrachte Vergleiche seinen „Hohen Schein" dem Genre entrücken, zu dem er nun doch einmal gehört: der Unterhaltungsliteratur. Das schreckliche Wort ist ausgesprochen: Unterhaltungsliteratur! Unterhaltungsmusik! Beinahe so verächtlich klingt es, wie „Inhaltsmalerei". Als ob es nicht edelstes Recht des Künstlers wäre, uns zu unterhalten. Ja gerade als ob es ein Vorwurf wäre, wenn ein Werk uns unterhielte! Als ob die Langeweile, die es ausströmt und verbreitet, das Kennzeichen

das wahrhaften Kunstwerks wäre! Wodurch ist der französische und englische Roman zu einer respektablen Gattung geworden? Durch den stetigen Kontakt mit einem gebildeten Publikum, durch die Notwendigkeit, zu unterhalten, gebildete Menschen auf gebildete Weise zu unterhalten. Si la poésie raisonne, elle nous est une fatigue comme la vie même. Man sollte die unverwüstliche Lust zu fabulieren in unserer langweiligen Zeit nicht unterschätzen; sollte nicht den ältesten und ursprünglichsten Ehrentitel des epischen Erzählers, daß er uns unterhält, ihm tadelnd vorhalten. Von jedem Schriftsteller zu verlangen, daß er ohne die geringste Rücksicht auf ein Publikum schreibe, heißt, von jedem verlangen, daß er ein Genie sei. Als Genie aber hätte er das Recht, auch von jedem Leser Genialität der Rezeption zu fordern. Es ist jedenfalls nicht das schlechteste Publikum, an das Ganghofer sich wendet: ein Publikum, das Goethe liebt, und sich dafür interessiert, wie ein junger Mann langsam die ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Werke Goethes in sich aufnimmt, wie sie in ihm gleichsam zu quellen und zu rumoren anfangen; wie ein junger Landpriester vom Goethehasser zum Goethefreunde durch schweres innerliches Erlebnis sich durchringt; wie eine Aufführung der Iphigenie auf Tauris den Helden und seine Freunde in harmlose und ernsthafte Fährlichkeiten bringt; wie ein paar hauptstädtische Schauspieler sich in übermütiger Laune zu einer Schmieren-Truppe zusammentun und die Namen des Wilhelm Meister annehmen; wie endlich der vornehme Fremdling, den sie mit sich als Liebhaber genommen haben, die ästhetische Welt des Scheines in Realität umsetzen will und dabei ein junges blühendes Geschöpf zugrunde richtet. Wenig nur ist vom Intrigenapparate des alten Romanes im Hohen Scheine zu verspüren: die eben erwähnte Episode mit der armen kleinen Nannerl gehört vielleicht dazu, sowie die Geschichte mit dem Sonnweber. Der Sonnweber hat vor vielen Jahren dem Forstmeister ein paar tausend Gulden Amtsgelder gestohlen und den Verdacht auf dem Forstmeister ruhen lassen; ist inzwischen angesehen und hoch beliebt geworden, Hausfreund des Bestohlenen, der schönste Mann im Orte, mit wunderschön tiefer Stimme, immer redlich bemüht, den Verdacht des Forstmeisters auf bestimmte Personen zu lenken; erst da der Alte stirbt, restituiert er das Geld, ohne jedoch seine Schuld zu bekennen. Hier hat sich Ganghofer ein wundervolles Motiv entgehen lassen. Er hätte zeigen können, wie die erste schlimme Tat dem Täter aus augenblicklicher Not zu Mitteln verhilft, wie er sich zu einem wohlhabenden Manne emporarbeitet; wie tüchtiges Streben und die Achtung der andern ihm Beruhigung des Gewissens und Gewissenspein zugleich geben; wie er in harter treuer Arbeit Ansehen und Glück sich Brocken um Brocken verdient; wie er dem Bestohlenen werkkräftig der wackerste Freund wird; wie so aus schlimmem Reise dennoch ein gesunder Stamm erwächst: Anzengruber hätte sich das Motiv nicht entgehen lassen. Die Ironie, mit der Ganghofer den Mann malt, fällt aus dem Tone. Desto schöner ist die Episode mit dem Moosjäger, der gerade aus dem Zuchthaus kommt, und dem der Held zu Arbeit und Selbstachtung verhilft, sogar zum glücklichen Einrenken des unverdient grausamen Geschickes der früheren Geliebten. Es geht ein erquickender und sonniger Optimismus durch das Buch, ein frohes Vertrauen auf die dem Menschen angeborene Güte, die durch schlimmes Geschick nur verschüttet, aber nie vernichtet werden kann, sondern rein und ruhig aufglänzt, sobald nur Schutt und Unrat von milder Hand entfernt wird. Dasselbe schöne Vertrauen auf die menschliche Güte zeigt die Wendung im Charakter des jungen Geistlichen. Das gleichmäßige, idyllische Behagen des Buches wird nur durch den Tod des Nannerl und des kleinen Buben zerstört: hätten die beiden Kinder z. B. dem Sonnweber gehört, so wäre wenigstens eine Art fatalistisch-tragischer Kompensation vorhanden gewesen. Doch wir wollen uns dadurch den Genuß an dem Werk als Ganzes nicht vergällen lassen, sondern uns freuen, daß die erhaltenden Mächte des Menschenlebens in ihm verherrlicht werden: tätige Menschenliebe, die dem Gefallenen freundlich die starke Hand reicht; ruhige Einfachheit ländlichen Lebens und bäuerlicher Arbeit; Duldsamkeit gegen fremde Meinung und anderer Wesen; die Kunst, die auch

in die dörfliche Welt noch ihren verklärenden Glanz wirft; die Familie als Grundform und Grundvoraussetzung menschlichen Glückes; die Natur, in deren heilender Quelle der Wunde sich gesundbadet. Es steckt viel Arbeit in dem Buche, und ein schönes Ziel ist mit einfachen gesunden Mitteln würdig erreicht. Volkstümlich im besten Sinne des Wortes, wird es auch den gebildeten Leser fesseln, für den es zunächst bestimmt ist. Es ist erfreulich, daß Ganghofer so darangeht, das im „Schloß Hubertus" begonnene Werk fortzuführen, und Menschen- und Stoffkreis des Gebirgsromanes zu erweitern, zu bereichern und zu vertiefen. Die Romanliteratur wird durch Spezialisten eines bestimmten Gebietes und einer begrenzten Gattung nur gefördert; das lehrt uns jeder Blick in den Katalog der Tauchnitz-Edition. In diesem Sinne mag Ganghofer frohgemut sich einen Spezialisten nennen lassen, und sich des Namens ebenso, wie wir seines neusten Buches, aufrichtig freuen.

München. J. Hofmiller.

*

Bücher der Weisheit und Schönheit.

Wir verachten mit Recht den Protzen, der in prunkvollen Schreinen üppig gebundene Bücher zur Schau stellt, von deren Inhalt er keine Ahnung hat. Wir sind nachgerade aber auch so weit gekommen, daß wir den Asketen belächeln, der am liebsten seine Weisheit aus abgegriffenen Scharteken bezieht. Wir sind uns bewußt geworden, daß Einklang von Inhalt und Form wie zur Verschönerung des Lebens so auch zur Veredlung des Gemütes beiträgt. Wir freuen uns, schöne Frauen in Gewändern zu sehen, die ihre Reize heben, wir lieben es, edle Weine aus feingeschliffenen Kristallgläsern zu genießen und besitzen ebenso Perlen des Schrifttums gerne in edler Buchfassung. Die vorgeschrittene Technik des Zeitalters gestattet solchen Luxus nicht ausschließlich den Reichen. Eine neu veranstaltete, zunächst in einem Dutzend Probebänden vorliegende Sammlung von Werken der Weltliteratur, die den stolzen Titel „Bücher der Weisheit und Schönheit"[1]) führt, bringt uns nach dieser Richtung wiederum einen Schritt vorwärts. Da haben wir hübsche Ausstattung ohne Überladung, guten Druck mit angenehmer Raumverschwendung, geschmackvollen Buchschmuck von Franz Staßens erfindungsreicher Künstlerhand. Die Wahl des Inhalts ist nicht, wie bei den meisten derartigen Unternehmen, von buchhändlerischen Gesichtspunkten aus getroffen, trägt vielmehr das stark persönliche Gepräge des Herausgebers. Falls sich der Leiter des Türmers auch damit, wie mit seiner Zeitschrift, vorwiegend an positiv-christliche Kreise wenden will, kann man es wohl zufrieden sein; denn es ist der beste Weg, um diese aus den Banden der Einseitigkeit zu befreien. Gewiß aber wird die Sammlung auch sonst Freunde gewinnen. Die Heilige Schrift und Kant eröffnen den Reigen, in buntem Zuge folgen Montesquieu, die Brüder Grimm, der lose Spötter Lucian, der derbe Kapuzinadenmann Abraham a Santa Clara, Maxim Gorki als Novellist. Und dann ein paar Unbekannte: der altenglische Dramatiker Philipp Massinger mit seinem „Herzog von Mailand", ein verschollener Dichter namens Karl Freiherr von Fircks, für den Grotthuß persönlich um Teilnahme wirbt. Man muß diesen schon 1871 im 43. Lebensjahre verstorbenen Kurländer in der Tat als ein starkes Talent anerkennen, dem das zarteste lyrische Empfinden, das sittliche Pathos des Satirikers und der Balladenton gleichermaßen zu Gebote stehen, der aber bei aller sprachlichen Ausdrucksfähigkeit doch nicht genug Bestimmtheit in der Darstellung und Sicherheit in der Formgebung besitzt, um den Namen eines kurländischen Uhland vollauf zu verdienen. Man kann ja darüber geteilter Ansicht sein, ob gerade unter „Büchern der Weisheit und Schönheit" eine

[1]) Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

solche literarische Totenerweckung am rechten Platze ist, und mehr noch wird vielleicht die Aufnahme des idealistischen Sonderlings Bogumil Goltz auf Widerstand stoßen. Aber andrerseits darf gerade das Bestreben des Herausgebers, neben allbekannten und allgemein anerkannten Erzeugnissen des Schrifttums auch von der breiten Heerstraße Abliegendes zu bieten, Anspruch auf Dank erheben. Schließlich mußte sein persönlicher Geschmack den Ausschlag geben, und das ganze Schicksal des Unternehmens wird von dem Maße des Vertrauens, das man ihm entgegenbringt, abhängen. Dieses Vertrauen muß sich auch auf die Schar von Grotthuß' Mitarbeitern ausdehnen, die im einzelnen die Auswahl vorgenommen und die Bände mit biographisch-kritischen Einleitungen versehen haben. Man wird den fast durchweg waltenden Grundsatz der Auswahl billigen, sobald man sich darüber klar ist, daß man Bücher nicht bloß zum Besitzen, sondern zum Lesen erwerben soll, und daß die überwiegende Mehrzahl weder imstande ist, umfassende Werke in vollem Umfang zu bewältigen, noch selbst Auslese zu halten vermag. Mancher wird sich leichter entschließen, die Kantsche Kritik der reinen Vernunft, wenn sie auf ein Drittel gekürzt ist, als im Originale zu studieren, und Belebungsversuche, wie der mit Bogumil Goltz angestellte, bekommen erst durch geschickt getroffene Auswahl ihre Berechtigung. Auf den gehörigen Takt kommt es freilich dabei an. Im Durchschnitt haben die Herausgeber ihre Sache gut gemacht. Was aber die Hauptsache ist: die ganze Sammlung stellt sich bis jetzt als eine geschlossene Einheit dar, die, wenn die Fortschritte den Anfängen entsprechen, schon für sich eine begehrenswerte Hausbibliothek bedeutet.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

*

Hauptmanns Elga.

Der Grillparzer-Preis besteht seit dreißig Jahren und ist bis jetzt achtmal vergeben worden. Gesamtsumme: zweiunddreißigtausendachthundert Kronen. Gerhart Hauptmann hat ihn dreimal erhalten: vierzehntausendsechshundert Kronen. Fast die Hälfte der Gesamtsumme. Wenn irgendein deutscher Schriftsteller, hatte Hauptmann allen Grund, Grillparzer dankbar zu sein; den Mann und sein Werk zu respektieren; ihm posthume Umdrehungen zu ersparen.

Wenn aber je sein Ergeiz den Schlesier trieb, in irgendwelchem Werke den Spuren Grillparzers nachzufolgen, so mußte er sich selbst sagen, daß seine ganze Kunst und sein ganzer Fleiß aufzubieten waren. Seine Selbstachtung mußte ihm das sagen: er durfte keine schlechte Gabe opfern. Niemand zwang ihn, Grillparzer zu huldigen. Tat ers aber aus freien Stücken, so mußt es eines Dichters, nicht eines Literaten Huldigung sein. Die Aufgabe aber war klar: das Estherfragment war zu vollenden. Hier konnte der leicht Anregbare zeigen, wie tief er in Grillparzers dichterisches Wesen eingedrungen sei, wie sehr ihm geistesverwandt, wie wert des Preises. Dem ruhelosen Experimentator, dessen Anschmiegungstalent an fremdes Genie selbst seine Freunde schon nachdenklich stimmen könnte, mußte es gern geübte Kunst sein, Grillparzers Torso auszugestalten; ihn grillparzerisch, nicht hauptmannisch weiterzuführen und zu beschließen.

Er hat es vorgezogen, Grillparzers Schauererzählung „Das Kloster bei Sendomir" zu dramatisieren. Eine allgemeine Bemerkung über Theaterbearbeitungen erzählender Werke sei erlaubt: Von ihnen gilt, was der heilige Franz von Sales von den Schwämmen und den Tänzen sagt: die besten taugen nichts. Es gibt eine einzige Dramatisierung, die auf der Höhe der Erzählung steht: Ohnets Hüttenbesitzer. Hier sind Drama und Roman gleich schlecht. Eine Zeit allerdings, die in das Drama unbekümmert die technischen Mittel der Novelle herübernahm, war nur in ihrer Art konsequent, wenn sie die „Handlungs"stellen, die Affektszenen einer Novelle zu einem Theaterstücke verarbeitete. So hat Richard Voß den Jürg Jenatsch, Roman Wörner die Richterin verarbeitet, um noch relativ anständige Bearbeitungen zu nennen. Von den schlimmeren

seien nur ein paar Namen erwähnt: die schauderhafte Verstümmelung von Tolstois Auferstehung durch H. Bataille, der Neßlersche Trompeter von Säckingen, Leoncavallos Roland von Berlin. Wenn eine Novelle mit starker äußerlicher Handlung dramatisiert wird, so kommt fast immer etwas im rohen und äußerlichen Sinne Bühnenwirksames heraus: die starken Geschehnisse, Schlag auf Schlag, von ihrer psychologischen Vorbereitung, ihrer landschaftlichen Stimmung und Umgebung, kurz von all dem befreit, was der Durchschnittsleser als langweilig überschlägt, das muß auf den Durchschnittszuschauer wirken. Nur vergessen wir nicht, daß dies keine künstlerische, sondern eine roh-stoffliche Wirkung ist, nicht Drama, sondern Kolportage- und Spektakelstück, bestenfalls brutales Libretto! Vergessen wir ferner nicht, daß nicht die mindeste Kunst dazu gehört, aus einem leidlich lückenlos motivierten Meisterwerk der Erzählung die funkelndsten Szenen herauszubrechen und in die rohe Fassung eines Theaterstückes zu löten! Das kann jeder geschickte Primaner. Es ist z. B. ein spottleichtes Ding, aus C. F. Meyers Novelle „Der Heilige" ein Traumstück zu machen, etwa in der Weise, daß Heinz der Armbruster dem Chorherrn ein paar dunkle Vermutungen ausspricht, und dem Schlummernden das Geschick des Thomas von Canterbury wie ein traumhaft wirrer und in leiser Glut leuchtender Teppich sich vor die erregte Seele stellt.

Grillparzers „Kloster bei Sendomir" wird um seines Verfassers willen etwas überschätzt. Es steckt schlechte Romantik darin, es ist pedantisch erzählt, ohne rechte Stimmung, zu gemütlich, mehr epischer Bericht eines Unbeteiligten als Konfession eines Verbrechers aus gekränkter Liebe, eines der hart am Wahnsinn steht. Was aber die Novelle künstlerisch auszeichnet und interessant macht, ist die ungemeine Sauberkeit der Ausführung. Strich um Strich fügt sich das Bild zusammen, aufs sorgfältigste wird jede neue Wendung motiviert, mit echt Grillparzerscher Kunst des Details. Der Graf Starschensky, guter Bursche von Natur, tapfer, ein wenig Sonderling, Weiberfeind aus Mangel an Gelegenheit, schüchtern, aber, sowie er Elga sein eigen nennt, rasend als Liebhaber, als Eifersüchtiger, als Rächer. Ungemein umsichtig und solid ist das Mißtrauen des Starschensky gegen die Lascheks motiviert: revolutionäre Verschwörer, entdeckt, verbannt, ihrer Güter beraubt: Starschensky erwirkt ihnen Gnade und Heimkehr, bezahlt ihre Schulden, streckt der liederlichen Gesellschaft immer neue, immer größere Summen vor, da sie die Freigebigkeit des verliebten Schwagers schamlos ausnützen; die Undankbaren konspirieren aufs neue, der Graf sagt sich von ihnen los, Elga ist ganz auf seiner Seite, ja sie überschüttet die Brüder mit Vorwürfen, man scheidet in Feindschaft: das heiße ich motivieren! Wenn jetzt der alte Hausverwalter seinen Herrn kniend beschwört, doch sich mit den Aufrührern nicht einzulassen, muß dieser wie vom Blitz getroffen werden: „Wie? die Schwäger kommen noch aufs Schloß? Heimlich? Tagelang ist einer in der Warte? Und stets kommt er nachts?" Nun ist der Tropfen Gift im Blute und kreist und tobt, bis der starke Mann zur ungeheuerlichsten Tat aufgewühlt ist. — Prachtvoll führt Grillparzer die Entwicklung weiter: Der rätselhafte Unbekannte wird wieder gesehen. In tiefem Frieden, wie er nur dem wildesten Toben vorangeht, denkt der Graf des holden Weibes. Nein, sie ist rein und schuldlos, die ruhig Schlummernde dort im Schlosse. Teufel, da jagt der Fremde davon. Nur die Zofe wird erwischt an dem kleinen Pförtchen, zu dem nur der Graf selbst den Schlüssel hat. Er stürmt zu Elga. Sie ist noch wach. Er erwartet sie entweder verlegen zu finden, dann ist sie schuldig; oder auf seiner Seite, zornig gegen die Dirne, dann ist sie unschuldig. Er findet sie kalt, teilnahmslos, überlegen, sie fühlt sich durch das Mißtrauen gegen die Zofe gekränkt und entzieht sie seinem gerechten Zorne. Am anderen Morgen lügt die Zofe ihm ein schlecht genug erfundenes Märchen vor, Elga scherzt, als wäre nichts vorgefallen. Der Graf geht in dumpfer Gedankenlosigkeit umher. — So hat der Dichter alles aufs weiseste vorbereitet, als das kleine Ereignis eintritt, das die Katastrophe bedeutet: Der Graf entdeckt in dem Schmuckkästchen das Porträt Oginskys. Er hat diese Züge schon gesehen; wo nur, wo nur? Da, sein Kind vor ihm, Zug um Zug: „Das oft besprochene

Naturspiel mit den schwarzen Augen und blondem Haare . . . Da schaute ihn sein Kind wie mit schwarzen Schlangenaugen an und die blonden Haare loderten wie Flammen." Später, am Abend (Stümper, der an solcher Szene vorbeigeht!) verlangt der Graf nach dem Kinde, führt es in den Garten, dort wo er am einsamsten ist, nimmt immer wieder das Porträt in die Hand und vergleicht, vergleicht, vergleicht! — In Warschau erfährt er den ganzen Umfang seiner Schmach. Nun kommen herrliche Szenen, über denen Shakespearescher Hauch ruht. Nochmals: Ein Stümper, der an solchen Szenen vorbeigeht! Zuerst ruhigste Auseinandersetzung: Ich habe Unrecht, ich hätte dich nicht auf diese traurige Burg bringen dürfen, dich Schöne, dich Lebenslustige! Aber weiß Gott, ich mußte es tun, ich bin ein armer Edelmann. Darauf Elga: Sind dir solche Gedanken auf deiner alten Warte gekommen? Dort, wo du deine Geliebte verbirgst? Eine Prachtszene: das lügnerische, schmeichelnde Weib, die vom Vorwurf zur Betörung übergeht, jedes Mittel versuchend, — aber jedes Mittel verschlägt; denn der Mann neben ihr ist furchtbar und weiß alles! Letzte Szene: Vor der alten Warte: Weib, eh du hier eintrittst, schwöre, bei deines Kindes Haupt schwöre, daß du rein bist! — Elga macht Ausflüchte. Der Graf, noch ruhiger: Elga, wenn du einen Makel in deinem Leben weißt, ich bitte, flehe dich an, so tritt nicht ein! Du trittst mir nicht über diese Schwelle, eh du auf dieses Kindes Haupt geschworen! — Sie schwört, mit Grausen hört es der Graf. Drinnen aber wäre die Feige bereit, ihr und ihres Buhlen Kind zu töten, um ihr erbärmliches Dasein zu retten. Da streckt der rächende Gatte sie nieder; denn nichts Menschliches lebt in dieser schönen Dirne.

Es ist keine kleine Kunst, aus dieser glänzend motivierten Geschichte ein schlecht motiviertes Stück zu machen. Hauptmann hat es fertig gebracht. Er hat die ganze Sache, soweit es überhaupt möglich war, verdorben. Das Naturspiel — blondes Haar und schwarzes Auge — ist ihm entgangen: bei ihm sieht das Kind der Mutter ähnlich, nicht dem Buhlen. So aufmerksam hat er seinen Grillparzer gelesen! Die Vettern sind beim Grafen zu Gaste. Starschenski ist ein echt hauptmannischer Schwächling, der die Ehebrecherin um Liebe bettelt, der damit schon vollkommen zu finden wäre, wenn sie nur Oginsky nicht mehr liebte. Sie aber wirft sich über den Leichnam und ruft ihrem Gatten zu: Ich hasse dich, ich speie dich an! Sehr interessant, sehr modern, nicht wahr? — Wie erfährt Elga, daß sie des Ehebruchs überführt ist? „Der Hausverwalter beginnt laut und langsam ein Pergament abzulesen." Im spannendsten Augenblick, da alles auf Tod und Grausen steht, weiß der Dramatiker Hauptmann nichts Passenderes, als den Hausverwalter ein Pergament vorlesen zu lassen: „Es lebte vor alten Zeiten ein treuer Mann und reicher Graf." Der Herr Portier scheint in seinen Mußestunden zu schriftstellern. Er und der Herr Graf scheinen zuvor Hauptprobe gehalten zu haben: der Graf hat wohl dem Alten die Novelle einstudiert, ihm gesagt, wie er deklamieren müsse, die Ehebrecherin zu entlarven . . . Es ehrt Elga, daß ihr dieser Scherz zu dumm ist; lieber gleich das Entsetzlichste, als derlei retardierende Mätzchen. Mätzchen sind alle Angeln des Stückes. Was tut Starschensky, den Buhlen zu entlarven? Liest er ihm etwa ein Pergament vor? Nein, viel feiner: er erzählt ihm einen Traum! Was tut der Buhle daraufhin? Liest er ihm ein Pergament vor? Nein, er erzählt ihm auch einen Traum! Wenn schon das ganze Stück die Traumvision eines Ritters ist, wenn die bedeutsamste Stelle durch einen Traum und einen zweiten Traum erkünstelt wird, warum nannte Hauptmann sein Stück nicht einfach einen Traumulus? Es wäre genau so passend gewesen, wie Nokturnus. Denn als Nokturnus bezeichnet der Verfasser sein Stück. Nokturnus aber heißt das zum Nachtoffizium gehörige Psalmengebet mit seinen sämtlichen Lektionen und Antiphonen, Vers, Absolution, Benediktionen, Responsorien. Hätte Hauptmann je die kirchlichen Tagzeiten gelesen, so wüßte er, daß es keinen unpassenderen Vergleich gibt, als den des feierlichen nächtlichen Chorgebetes mit seinem Stücke.

Hauptmann schickt seinem Drama die Bemerkung voraus, er habe das Werk in nur vier Tagen „entworfen". Wirklich? Vier Tage, und nichts Besseres! Vier Tage,

und nur diese sechs schlecht genug aus Grillparzer exzerpierten Tableaux! In vier Tagen mag Hauptmann vielleicht die Rose Bernd, die Versunkene Glocke geschrieben haben; Elga aber — ist für einen Tag noch zu schlecht. Wer hieß Hauptmann, diese schlimm unfertige, verschwommene Skizze veröffentlichen? Schätzte er sie so hoch, oder seine Leser so gering? Wer hieß ihn zugeben, daß die dramatisch wertlose, poetisch unfeine und kraftlose, sprachlich reizlose Skizze auf die Bretter gezerrt werde? Wir habens in der Tat weit gebracht: Ein Schriftsteller gibt seinen eignen Nachlaß heraus, ein Theaterdirektor bringt Brouillons auf die Bühne, Brouillons, in denen ein feines, künstlerisch aufs liebevollste durchgebildetes Werk Franz Grillparzers mit ungeübtem Finger durchgepaust, von ungeschickter Hand verbösert, von unvornehmem Geschmacke verkünstelt worden ist! Und wer ist der, der so an Grillparzer sündigt? Der dreifache Träger des Grillparzerpreises!

München. J. Hofmiller.

*

An die Redaktion der Süddeutschen Monatshefte.

Erinnerungen an Karl von Pidoll — denen, die den vortrefflichen Mann gekannt haben, werden gute, liebe, durch den Tod so jäh zerrissene Beziehungen in den Sinn gekommen sein beim Lesen der Mitteilungen von Wilhelm Porte (Nr. 2/1905 dieser Hefte).

Vor mir liegt das kleine Kärtchen, welches mir Pidoll von Rom aus schrieb am 28. Dezember 1900, als er mir Neujahrswünsche sandte mit dem Versprechen eines Briefes, „wenn einmal der Kopf wieder besser geworden ist". Ein paar Wochen später, und der Freund war nicht mehr. Vor mir liegen auch die Efeublätter von seinem Grab, die mir Ottilie Röderstein geschickt hat. Ich werde sehr weich, wenn ich von Zeit zu Zeit diese Dinge ansehe. Die Trauer ist noch nicht tot und ganz gewiß nicht die tiefe Dankbarkeit für das, was ich aus einem reichen geistigen Verkehr gewonnen habe von ihm, der zwanzig Jahre älter war als ich. Ich werde mich an seinen Manen nicht versündigen, wenn auch ich einiges über ihn sage; denn im Leben wollte er nicht, daß man mit seiner Person öffentlich sich beschäftigte.

Die Person des Künstlers bedeute in Fragen der Kunst nichts, nur seine Leistungen unterlägen dem Urteile, und nur im Kunstwerk selbst sei der Maßstab zu suchen, der dessen Wert oder Unwert begründe, und nichts war ihm mehr zuwider, als die übliche Tagesschreiberei, die Namen gegen Namen stellt und ohne Grundsatz und Anschauung das Widrigste durcheinander rührt.

So ging sein Streben nach Vollendung.

Ich weiß zu wohl, daß er die meisten seiner Arbeiten unfertig zurückgelassen, daß er in dem, was er suchte, den letzten Abschluß nicht erreicht hat, aber das ist sicher, daß er mit männlichem Sinn weiter und weiter trieb. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was ihm gelungen ist, was er verfehlt hat, sondern ich will nur den Sinn kennzeichnen des Mannes.

Bei ihm galt kein Kompromiß in der Art, daß er als fertig weggegeben hätte, was ihm nicht fertig schien, und von der Würde seiner Aufgabe war er fest überzeugt. Daran ändern auch nichts gelegentliche Zweifel und Mißstimmungen. Wer hätte solche nicht, der nach einem ernsten, hohen Ziele hinwill? Wer suchte nicht die glückliche Insel, wo Wunsch und Erfüllung gleichsam zur selben Zeit da sind, wo alles, was verletzt und stört, entfernt ist, wo man, seinen Launen und Einfällen fröhlich folgend, zufrieden ein freundliches Leben hinbringt? Von einer solchen Insel hat er auch mir gesprochen, und er hat gemeint, diese könne er jeden Tag finden, wenn er wolle. Malen, wies stehe, ohne weiteres zu suchen. Aber gleich drauf fand man ihn wieder beim alten Werke, mit Zuversicht von seinem Abschlusse sprechend.

Wie er die künstlerische Arbeit faßte, war ihm das Talent, die Gabe selbstverständliche Voraussetzung für den Beruf. Das hat man von Natur, oder man hat es nicht. Die Arbeit des Künstlers begann für ihn dort, wo es galt, die Gabe auszugeben, und dann allerdings verlangte er strengste Selbstkritik, erschöpfende Darstellung schlechtweg. Wenn das Ausdrucksvermögen nicht reiche, müsse man so lang arbeiten, bis es reiche, und es komme darauf an, gutes, nicht vieles zustandezubringen. Er hätte nie zugegeben, daß seine Arbeit ohne eigenes Ergebnis gewesen sei, ja, wenn ich einmal, was selten genug vorkam, von der Ungeduld etwas sagte, die die Freunde fühlten, daß er so gar nicht ein Ende machen wollte, dann antwortete er:

„Sie sollten mich verstehen. Die Arbeit ist nicht umsonst. Es ist ein Resultat drin, seis wies will."

Die Anschauung von dem Wert seiner Arbeit hat er noch unmittelbar vor dem Tod bezeugt, als er seine reichen Studien als das wertvollste bezeichnete, was er hinterlasse.

Pidoll war ein durch und durch positiver Mensch, in seinen guten Zeiten von einer entzückenden Lebendigkeit und Frische, von einer Lebensfreudigkeit und einer unmittelbaren Wahrhaftigkeit, wie sie selten genug gefunden werden mögen, und Begeisterung hatte er im Herzen die Fülle.

Zuletzt jedoch war er sehr krank.

Das war das schöne, daß ihn voll faßte, wenn ihm irgendeine Leistung ankam, die Geist, Kraft und Eigenart aufwies, und da mags ihm dann zugestoßen sein, daß ihn widersprechendes mit gleicher Wärme bewegte, ja, daß er den Versuch machte, es zu vereinigen und auszugleichen.

Newton und Goethe — ich habe ebenfalls mit Pidoll und auch mit dem uns befreundeten Albert Lang über die Farbenlehre gesprochen. Der letztere meinte:

„Wir Maler machen eigentlich nichts anderes, als daß wir Goethesche Prinzipien anwenden."

Läg nicht vielleicht hier der Schlüssel zu Pidolls Ansicht?

Alles ist im Flusse. Es ist gut, wenn wir manchmal von dem Flusse uns tragen lassen. Wir stehen auch wieder am Ufer und überschauen ihn.

Als ich einst Pidoll Fiedlers Schriften über Marées, die ich von ihm entliehen hatte, zurückgab, habe ich seine besondere Freude durch folgende Anmerkung erweckt:

„Was ist das nun mit den Äußerungen von Unmut und seelischen Kämpfen? Sie gehören ja zum Menschen. Aber steckt in den Bildern Marées', wie sie sind, nichts bleibendes? Und was haben diejenigen, die ihn gekannt haben, nicht alles genießen dürfen? Dem gegenüber bedeutet das andere nichts."

Herr Porte wird mir nicht übelnehmen, daß ich manches ein bißchen anders fasse wie er. Wir habe beide Pidoll lieb gehabt, und schließlich legen zwei Erlebtes immer verschieden zusammen. Schön ists, wenn ein Mann bei vielen vieles anregte. Wir schätzen uns glücklich im Besitze des Gewinns.

Ich möchte mit einem Worte von Hans Thoma schließen, das er zur Witwe des Verstorbenen gesagt haben soll, als sie die unvollendeten Bilder des Nachlasses betrachteten:

„Für den Künstler sind sie fertig."

Offenbach a./M., im März 1905. Max Hermanny.

*

Reine Zeit und andere Betrachtungen

von Alexander von Gleichen-Rußwurm.[1])

Es ist gewiß ein bemerkenswertes Schauspiel, den Urenkel Schillers in den philosophisch-ästhetischen Bahnen seines großen Ahnherrn wandeln zu sehen. Nicht, wie

[1]) Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

dieser, tritt er uns als tiefgründiger systematischer Denker mit dem schweren Rüstzeug Kantscher Kunstsprache entgegen, vielmehr als ein geistreicher Plauderer, der seiner historischen und philosophischen Veranlagung eine starke Gabe weltmännischer Feinheit beigemischt hat. Und dennoch leitet den Nachkommen so gut wie den Vorfahren eine entschiedene moralische Absicht, nämlich die, zu praktischer Lebenskunst die Menschen zu erziehen. In Schönheit zu leben und zu sterben — das ist der Grundgedanke, der die verschiedenartigen Aufsätze des Buches bindet. Mit Vorbedacht ist eine Betrachtung über „die Pflicht zur Schönheit“ an den Schluß gestellt. Das edle Maß der Dinge preist Gleichen-Rußwurm, das uns lehrt, zwischen gedankenlos banausischem Daseinsgenuß und finsterer Verachtung der Weltfreuden und Kulturfortschritte den goldenen Mittelweg zu finden. Jeder Leser, auch der anspruchsvollste, wird sich zum mindesten einmal durch irgendeine wahre Beobachtung getroffen fühlen, sich einen praktischen Wink für die Vervollkommnung seines innern Menschen zunutze machen. Manche aber werden sich gerne in umfassenderem Maße der Führung des Schriftstellers durch Leben und Kunst anvertrauen, die für diesen ineinander fließen.

Gleichen-Rußwurm bewegt sich zwischen Schiller und Nietzsche, aus deren Schätzen an geflügelten Worten er auch mit Vorliebe schöpft. Das ist keineswegs ein so böser Widerspruch, als es auf den ersten Blick scheinen mag, wenn man dabei nur an den modernen Philosophen selbst und nicht an seine sich noch moderner gebärdenden Affen denkt. Denn wie weit die beiden großen Geister in ihren ethischen Anschauungen auseinandergehen, treffen sie doch in dem einen Punkte zusammen, daß sie begeisterungstrunken dem höchsten Schönheitsideale huldigen, das allerdings für jeden eine besondere, durch den Unterschied der Individualitäten und den wechselnden Charakter der Zeiten bedingte Form angenommen hat. An der Darstellung Gleichen-Rußwurms wirkt für meinen Geschmack nur die Überfülle von Zitaten aus der ganzen Weltliteratur störend, die ein wenig an den Hardenschen Belesenheitsstil erinnert. Und er hätte es gar nicht nötig, weil er oft die gleichen Gedanken mindestens ebenso gut wie die von ihm beschworenen Eideshelfer auszudrücken versteht. Gerade durch seine sorgsam gewählte, bei allem Reichtum an Bildern und Gleichnissen stets klare und verständliche Sprache weist er sich als eine feinfühlige Künstlernatur aus, der ohne Frage auch Stücke spezifisch poetischer Begabung anhaften.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

*

Sozialfinanzielle Rundschau.

Die Erbitterung, welche die weitesten Kreise des Bürgertums über unsere neuen Handelsverträge erfüllt, sollte durch die kurze Besprechung in der letzten Sozialfinanziellen Rundschau natürlich nur erst angedeutet werden. Richtig ist allerdings, daß die für die Zukunft reservierte Absperrung der österreich.-ungarischen Fleischeinfuhr das Charakteristischte jener Verträge bleibt. Denn damit wird das klassische Zeugnis erhärtet, daß unsere, man kann ruhig sagen: agrarisch werdende Regierung den fremden Ländern nicht nur wegen der ab 1906 in Kraft tretenden Getreidezölle schwerwiegende industrielle Zugeständnisse macht, sondern mit solchen verhängnisvollen Taten sogar wegen zukünftiger Entschlüsse zugunsten der Großgrundbesitzer fortgefahren ist. Von einer Partei, die ihre Interessen so laut manifestiert, daß sie einst die Margarine nur blaugefärbt dulden wollte, konnte man neben der Verteuerung der Brotnahrung, auch die der Fleischnahrung von vornherein erwarten. Anders aber von den verantwortlichen Ministern Preußens, das ja die übrigen Bundesstaaten rasch genug majorisieren kann. Binnen einem Jahre haben wir also unser fremdes Getreide so hoch zu verzollen, daß dieses zusammen mit den dann rasch gesteigerten inländischen Roggen und Weizen zwischen 1200 Millionen und 1500 Millionen Mark teurer zu bezahlen ist. Nun hätten die

deutschen Unterhändler den Vertretern von Österreich-Ungarn, Rußland, Rumänien, der Union, Argentinien so ziemlich sicher nachweisen können, daß wir: die Konsumenten jene neuen Hochschutzzölle tragen würden. Indessen scheinen jene fremden Länder hiervon alles eher, als überzeugt worden zu sein. Weshalb hätte sonst die Reichsregierung auf Kosten unserer Fabrikation und unseres Handels Zugeständnisse machen müssen, die ohne Übertreibung in Tausende von mühsam gepflegten und hochentwickelten Tätigkeiten aufs allerschärfste einschneiden? Diese ungeheuerliche Rücksichtslosigkeit ist noch gleichsam mit lächelnder Miene begangen worden, da vorher fast alle unsere Industrien zu eingehenden Beratungen, also zur intensiven Mitarbeiterschaft herangezogen worden waren, und deren mit einem wahren Bienenfleiß zusammengestelltes Material dann unversehens zur Makulatur wurde. Miquel meinte einmal: ein Volk mit einem allgemeinen Wahlrecht könne auf die Dauer keine künstliche Getreideverteuerung vertragen. Jene Großinteressenten, welche hinter den neuen Handelsverträgen stehen, würden gewiß auch gegen Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts nichts einzuwenden haben.

* * *

Seit einigen Monaten werden von Newyork und London aus (die deutschen Börsen arbeiten mehr mit London) einzelne höchst zweifelhafte Staatspapiere empfohlen. Es handelt sich dabei um solche südamerikanische und mittelamerikanische Länder, deren Regierungen verlottert sind, deren Renten in der Folge ganz niedrig stehen und die früh oder später eine wirksame Intervention seitens der Union zu erwarten haben. Alsdann würde auch eine Finanzkontrolle eintreten, durch die jene Staatspapiere eine geregelte Zinszahlung, demnach beträchtlich höhere Kurse erwarten dürften. Deutschland hat sich ja mit einem solchen Eingreifen der Vereinigten Staaten einverstanden erklärt und auch die anderen Großmächte werden allmählich ihren Vorteil darin zu finden wissen. Anders aber in Washington selbst, wo der Senat schon wegen der Politik des Präsidenten gegenüber St. Domingo eine keineswegs aussichtslose Opposition entfaltet. Fälschlicherweise haben deutsche Zeitungen den nordamerikanischen Senat einen Klub von Millionären genannt, der also aus finanziellen Ursachen mit ja, oder nein stimme. Das ist aber in diesem Falle durchaus unzutreffend. Der Senat will hier einfach den Präsidenten an einer Art von Diktatur hindern und es scheint, als ob Herr Roosevelt es sein müßte, der auch in auswärtigen Fragen, wo es sich um die freie Entschließung des Kongresses handelt, schließlich nachgeben werde.

* * *

Die gegenwärtige Geldflüssigkeit, welche einen Reichsbankdiskont von nur 3 Prozent gestattet, ist nach offiziellen Darlegungen wohl mit den Verhältnissen des Jahres 1902 zu vergleichen, wo eine ähnliche Abundanz vom Februar bis zum Oktober mit dessen dann üblichen Herbstansprüchen, anhielt. Indessen liegt doch hier insofern ein Unterschied vor, als damals unsere Industrie noch darnieder lag und infolgedessen wenig Kredit gebrauchte, oder auch erhielt. Seit vielen Monaten holt aber unsere Fabrikation dieses Nachlassen ihres Bedarfes eifrig ein, so daß nach dieser wichtigen Seite sich gewiß ein weiterer Geldabfluß fortsetzt. Diese Erscheinung dürfte noch umfassender werden, als bis zum Inkrafttreten der neuen Handelsverträge nur noch ein Jahr übrig bleibt und unsere Kaufleute und Fabrikanten diese verhältnißmäßig kurzer Zeit zu verdoppelten Anstrengungen benutzen werden, um noch vorher recht viel zu exportieren. Und es wird dies sicher Hand in Hand mit den Zwischenhändlern Österreich-Ungarns, Rußland usw. geschehen, die ja ihrerseits ebenfalls unter den Hochschutzzöllen leiden werden. Das alles kann aber die gegenwärtige Abundanz kaum berühren, da zugunsten derselben zwei sehr bedeutende Faktoren weiter wirken. Es sind dies die Goldförderung in Transvaal, welche die Welt bald alljährlich um viele hundert Millionen reicher macht, sowie die Fülle der Barmittel in der Union, wo die Konzentration des Goldes im Schatzdepartement

sehr leichte Dispositionen nach den europäischen Plätzen ermöglicht. Selbst so starke Börsen wie Paris machen von solchen billigen Gelegenheiten Gebrauch, da die Russenkurse durchzuhalten, — jetzt geschieht dies bereits seit 13 Monaten — schon einen starken Kraftaufwand erfordert. In dem Augenblick, wo der Friede käme, würde übrigens der Geldmarkt sofort ein anderes Gesicht machen. Die ungeheuren Wiederanschaffungen an zerstörtem, oder ausgeliefertem Material hätten dann zunächst zahlreiche Industrien mit den Mitteln zur Ausführung all der Aufträge zu versehen.

* * *

Die Betriebsmittelgemeinschaft aller deutschen Eisenbahnen, wie sie jetzt im Plane ist, würde natürlich von Berlin aus geleitet werden. Das stößt als „Verpreußung" in Süddeutschland auf Widerstand, der aber in der Hauptsache nicht allzulange anzuhalten brauchte. Einst war es freilich den süddeutschen Staaten leichter als Preußen gemacht, seine Schienen, Laschen, Lokomotiven, sogar Wagen auf dem Wege eines freien Wettbewerbes anzuschaffen. Preußen andererseits hatte auf seine großen Zentren in Rheinland-Westfalen, sowie Oberschlesien Rücksicht zu nehmen. Allein es kam eine Zeit, wo Berliner Vorstellungen in Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart es, wenn auch langsam, bewirkten, daß die fremdländischen Submittenten ausgeschlossen wurden. Hatte aber eine preußische Eisenbahndirektion einen internationalen Wettbewerb ausgeschrieben, so war es — ob fair oder unfair — ganz sicher, daß die billigeren ausländischen Werke dennoch leer ausgingen. Man benutzte dann bei uns diese Angebote, um sie der eigenen Industrie mahnend vorzuhalten, und der Schluß blieb regelmäßig, daß in einem engeren Wettbewerb die heimischen Etablissements mit ihren Preisen herabgingen und den Zuschlag erhielten. Nach und nach verlor das Ausland natürlich die Lust, sich als bloßes Anreizungsmittel gegen die deutsche Konkurrenz mißbrauchen zu lassen, bis sie sich endlich ganz vom Schauplatz zurückzog. Immerhin erhielt einst das internationale Schienenkartell von unsern Werken sehr große Summen, in deren Folge sie bei den Lieferungen für die preußischen Bahnen nicht mehr mitbot. Mit andern Worten, man machte sich bei uns Raum, um dem eigenen Staate höhere Preise gleichsam diktieren zu können.

* * *

Die russische Regierung hat sich in Berlin das Material für die Arbeiterversicherung ausgebeten! Hat sie denn auch hierzu die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit unserer Beamten verlangt? Gewiß wissen die gelehrten Mitglieder im dortigen Reichsrat und es sind wirkliche Gelehrte darin, zu welchen unermeßlichen Summen jene Fonds bei uns in all den Jahren angewachsen sind. Ähnliche Fonds aber in Petersburg, Moskau, Odessa usw. zu verwalten, resp. regelmäßig und auch gerecht auszuzahlen, dürfte unübersehbare Schwierigkeiten hervorrufen. Selbst wenn die Millionen und Millionen wirklich in den Kassen verblieben, anstatt im Stile des Roten Kreuzes gestohlen zu werden, hätte man sich noch auf die geschäftliche Gewissenhaftigkeit der Ärzte, der Buchhalter, der Geldausträger, der Revisoren usw. zu verlassen. Es könnte sich dann leicht herausstellen, daß durch ein Heer von wieder ganz neuen Mißbräuchen jene ganze sonst so willkommene Sozialpolitik unwirksam gemacht wird. Rußland, das sich plötzlich auf die Biederkeit und Treue seiner Beamten verlassen möchte, ähnelt dem Amor, der mit der Keule des Herkules spielt.

Frankfurt a. M. S. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

In der alten Sonne.

Von Hermann Hesse in Gaienhofen am Bodensee.

Wenn im Frühling oder Sommer oder auch noch im Frühherbst ein linder Tag ist und eine angenehme, auch wieder nicht zu heftige Wärme den Aufenthalt im Freien zu einem Vergnügen macht, dann ist die ausschweifend gebogene halbrunde Straßenkehle am Allpacher Weg, vor den letzten hochgelegenen Häusern der Stadt, ein prächtiger Winkel. Auf der berghinan sich schlängelnden Straße sammelt sich die schöne Sonnenwärme stetig an, die Lage ist vor jedem Winde wohl beschützt, ein paar krumme alte Obstbäume spenden wenn auch kein Obst so doch ein wenig Schatten, und der Straßenrand, ein breiter, sanfter, rasiger Rain, verlockt mit seiner wohlig sich schmiegenden Krümmung freundlich zum Sitzen oder Liegen. Das weiße Sträßlein glänzt im Lichte und hebt sich schön langsam bergan, schickt jedem Bauernwagen oder Landauer oder Postkarren ein dünnes Stäublein nach, so viel es vermag, und schaut über eine schiefe, von Baumkronen da und dort unterbrochene Flucht von schwärzlichen Dächern hinweg gerade ins Herz der Stadt, auf den Marktplatz, der von hier aus gesehen freilich an Stattlichkeit stark verliert und nur als ein sonderbar verschobenes Viereck mit krummen Häusern und drollig herausspringenden Vortreppen und Kellerhälsen erscheint.

An solchen sonnig milden Tagen ist der wohlige Rain jener hohen Bergstraßenkrümmung unwandelbar stets von einer kleinen Schar ausruhender Männer besetzt, deren kühne und verwitterte Gesichter nicht recht zu ihren zahmen und trägen Gebärden passen und von denen der Jüngste mindestens ein hoher Fünfziger ist. Sie sitzen und liegen bequem in der Wärme, schweigen oder führen kurze, brummende und knurrende Gespräche untereinander, rauchen kleine schwarze Pfeifenstrünke und spucken häufig weltverächterisch in kühnem Bogen bergabwärts. Die etwa vorübertapernden Handwerksburschen werden von ihnen scharf betrachtet und peinlich begutachtet und je nach Befund mit einem wohlwollend zugenickten „Servus, Kunde!" begrüßt oder schweigend verachtet.

Der Fremdling, der die alten Männlein so hocken sah und sich in der nächsten Gasse über das seltsame Häuflein grauer Bärenhäuter erkundigte,

konnte von jedem Kinde erfahren, daß dieses die Sonnenbrüder seien, und mancher schaute dann noch einmal zurück, sah die müde Schar träg in die Sonne blinzeln und wunderte sich, woher ihr wohl ein so hoher, wohllautender und dichterischer Name gekommen sei. Etwaige reisende Enthusiasten empfanden mytische Schauer dabei und machten aus dem Halbdutzend grauer Faulpelze die überbliebenen Reste einer aussterbenden uralten Gemeinschaft von Verehrern des Tagesgestirns. Das Gestirn aber, nach welchem die Sonnenbrüder genannt wurden, stand längst an keinem Himmel mehr, sondern war nur der Schildname eines ärmlichen und schon vor manchen Jahren eingegangenen Wirtshauses gewesen, dessen Schild und Glanz dahin waren, denn das Haus diente neuerdings als Spittel, das heißt als städtisches Armenasyl, und beherbergte freilich manche Gäste, die das Abendrot der vom Schild genommenen Sonne noch erlebt und sich hinter dem Schenktisch derselben die Anwartschaft auf ihre Bevormundung und jetzige Unterkunft erschöppelt hatten.

Das Häuschen stand, als vorletztes der steilen Gasse und der Stadt, zunächst jenem sonnigen Straßenrand, bot ein windschiefes und ermüdetes Ansehen, als mache das beständige Aufrechtstehen ihm viele Beschwerde, und ließ sich nichts mehr davon anmerken, wie viel Lust und Gläserklang, Witz und Gelächter und flotte Freinächte es erlebt hatte, die fröhlichen Raufereien und Messergeschichten gar nicht zu rechnen. Seit der alte rosenrote Verputz der Vorderseite vollends erblaßt und in rissigen Feldern abgeblättert war, entsprach die alte Lotterfalle in ihrem Äußeren vollkommen ihrer Bestimmung, was bei städtischen Bauten unserer Zeit immerhin eine Seltenheit ist. Ehrlich und deutlich, ja sogar fast beredt gab sie zu erkennen, daß sie ein Unterschlupf und Notdächlein für Schiffbrüchige und Zurückgebliebene war, das betrübliche Ende einer geringen Sackgasse, von wo aus keine Pläne und verborgenen Kräfte mehr ins Leben zurückstreben mögen.

Von der Melancholie solcher Betrachtungen war glücklicherweise im Kreis der Sonnenbrüder meistens nur wenig zu finden. Vielmehr lebten sie fast alle nach Menschenart ihre späten Tage hin, als ginge es noch immer aus dem Vollen, bliesen ihre kleinen Gezänke und Lustbarkeiten und Spielereien, Brüderschaften und Eifersüchteleien nach Kräften zu wichtigen Angelegenheiten und Staatsaktionen auf und nahmen zwar nicht einander, aber doch jeder sich selber so ernst wie möglich. Ja sie taten, als fange jetzt, da sie sich aus den geräuschvollen Gassen des tätigen Lebens beiseite gedrückt hatten, der Hallo erst recht an, und betrieben ihre jetzigen unbedeutenden Affären mit einer Wucht und Zähigkeit, welche sie in ihren früheren Betätigungen leider meist hatten vermissen lassen. Gleich manchem anderen Völklein glaubten sie, obwohl sie vom Spittelvater absolut monarchisch und als rechtlose Scheinexistenzen regiert wurden, eine kleine Republik zu sein, in welcher jeder freie Bürger den andern genau um Rang und Stellung ansah und emsig darauf bedacht war, ja nirgends um ein Haarbreit zu wenig ästimiert zu werden.

Auch das hatten die Sonnenbrüder mit anderen Leuten gemein, daß sie die Mehrzahl ihrer Schicksale, Befriedigungen, Freuden und Schmerzen mehr im Gemüt oder in der Einbildung als in greifbarer Wirklichkeit erlebten. Ein frivoler Mensch könnte ja überhaupt den Unterschied zwischen dem Dasein dieser Ausrangierten und Steckengebliebenen und demjenigen der

tätigen Bürger als lediglich in der Einbildung begründet hinstellen, indem diese wie jene ihre großen und kleinen Geschäfte und Taten mit derselben emsigen Wichtigkeit verrichten und schließlich doch vor Gottes Augen so ein armer Spittelgast möglicherweise nicht viel schlechter dasteht als mancher große und geehrte Herr. Aber auch ohne so weit zu gehen, kann man wohl finden, daß für den behaglichen Zuschauer das Leben dieser Sonnenbrüder kein unwürdiger Gegenstand der Betrachtung sei, da das Menschenleben auch auf einer geringen Bühne immer noch ein amüsantes und nachdenkliches Schauspiel darbietet.

Je näher die Zeiten heranrücken, da das jetzt aufwachsende Geschlecht den Namen der ehemaligen Sonne und der Sonnenbrüder vergessen und seine Armen und Auswürflinge anders und in anderen Räumen versorgen wird, desto wünschenswerter wäre es, eine Geschichte des alten Hauses und seiner Gäste zu haben. Als chronistischer Beitrag zu einer solchen soll auf diesen Blättern einiges vom Leben der ersten Sonnenbrüder berichtet werden.

*

In den Zeiten, da die heutigen Jungbürger von Gerbersau noch kurze Hosen oder gar noch Röckchen trugen, und da über der Haustüre des nachmaligen Spittels noch aus der rosenroten Fassade ein schmiedeiserner Schildarm mit der blechernen Sonne in die Gasse hinaus prangte, kehrte an einem Tage spät im Herbste Karl Hürlin, ein Sohn des vor vielen Jahren verstorbenen Schlossers Hürlin in der Senfgasse, in seine Heimatstadt zurück. Er war etwas über die Vierzig hinaus, und niemand kannte ihn mehr, da er seinerzeit als ein blutjunges Bürschlein weggewandert und seither nie mehr in der Stadt erblickt worden war. Nun trug er einen sehr guten und reinen Anzug, Knebelbart und kurzgeschnittenes Haar, eine silberne Uhrkette, einen steifen Hut und hohe saubere Hemdkragen. Er besuchte einige von den ehemaligen Bekannten seiner Familie, ein paar alte Schulkameraden und Kollegen, und trat überall als ein fremd und vornehm gewordener Mann auf, der seines Wertes ohne Überhebung bewußt ist. Dann ging er aufs Rathaus, wies seine Papiere vor und erklärte, sich hierorts niederlassen zu wollen. Als das Nötige eingeleitet war, entfaltete Herr Hürlin eine emsige und geheimnisvolle Tätigkeit und Korrespondenz, unternahm öftere kleine Reisen, kaufte ein Grundstück im Talgrunde und begann daselbst an Stelle einer abgebrannten Ölmühle ein neues Haus aus Backsteinen zu erbauen und neben dem Hause einen Schuppen und Remise und zwischen Haus und Schuppen einen gewaltigen backsteinernen Schlot. Zwischenein sah man ihn in der Stadt gelegentlich bei einem Abendschoppen, wobei er zwar anfangs still und vornehm tat, nach wenigen Gläsern aber laut und mächtig redete und nicht damit hinterm Berge hielt, wie er zwar Geld genug im Sack habe, um sich ein schönes Herrenleben zu gönnen, doch sei der eine ein Faulpelz und Dickkopf, ein anderer aber ein Genie und Geschäftsgeist, und was ihn betreffe, so gehöre er zur letzteren Sorte und habe nicht im Sinn, sich zur Ruhe zu setzen, ehe er sechs Nullen hinter die Ziffer seines Vermögens setzen könne.

Geschäftsleute, bei denen er Kredit zu genießen wünschte, taten sich

nach seiner Vergangenheit um und brachten in Erfahrung, daß Hürlin zwar bisher nirgends eine erhebliche Rolle gespielt hatte, sondern da und dort in Werkstätten und Fabriken, zuletzt als Aufseher, gearbeitet, vor kurzem hingegen eine erkleckliche Erbschaft gemacht hatte. Also ließ man ihn gewähren und gönnte ihm ein bestimmtes Maß von Respekt, einige unternehmende Leute steckten auch noch Geld in seine Sache, so daß bald eine mäßig große, schmucke Fabrik samt Wohnhäuschen im Tale erstand, in welcher Hürlin gewisse für die Wollwebeindustrie notwendige Walzen und Maschinenteile herzustellen gedachte.

Kaum war der Betrieb eröffnet, so wurde der Unternehmer von jener selben Fabrik, deren Aufseher er früher gewesen war, gerichtlich belangt, indem er gewisse technische Geheimnisse, die er sich dort angeeignet, widerrechtlich als eigene Erfindung ausgeben und ausnützen sollte. Aus dem endlosen Prozeß zog er sich schließlich, wenn auch ohne Schande, so doch mit erheblichen Kosten, betrieb aber nun sein Geschäft mit doppeltem Eifer, indem er seine Preise etwas niedriger ansetzte und die Welt mit Anpreisungen überschwemmte. Die Aufträge blieben nicht aus, der große Schlot rauchte Tag und Nacht, und ein paar Jahre lang florierte Hürlin und seine Fabrik auf das erfreulichste und genoß Ansehen und ausgiebigen Kredit.

Damit war sein Ideal erreicht und sein alter Lieblingstraum in Erfüllung gegangen. Wohl hatte er schon in jüngeren Jahren des öfteren Anläufe zum Reichwerden gemacht, aber erst jene ihm fast unerwartet zugefallene Erbschaft hatte ihn flott gemacht und ihm erlaubt, seine alten kühnen Pläne auszuführen. Übrigens war der Reichtum nicht sein einziges Sehnen gewesen, sondern seine heißesten Wünsche hatten zeitlebens dahin gezielt, eine gebietende und große Stellung einzunehmen. Er wäre als Indianerhäuptling oder als Regierungsrat oder auch etwa als berittener Landjäger ganz ebenso in seinem Element gewesen, doch schien ihm nun das Leben eines Fabrikbesitzers sowohl bequemer als selbstherrlicher. Eine Zigarre in den Mundwinkeln und ein sorgenvoll gewichtiges Lächeln im Gesicht, am Fenster stehend oder am Schreibtisch sitzend allerlei Befehle zu erteilen, Verträge zu unterzeichnen, Vorschläge und Bitten anzuhören, mit der faltigen Miene des Vielbeschäftigten eine gelassene Behaglichkeit zu vereinigen, bald unnahbar streng, bald gutmütig herablassend zu sein und bei allem stets zu fühlen, daß er ein Hauptkerl sei, und daß viel in der Welt auf ihn ankomme, das war seine leider erst spät zu ihrem vollen Recht gekommene Gabe. Aber nun hatte er das alles reichlich, konnte tun, was er mochte, Leute anstellen und entlassen, wohlige Seufzer des sorgenschweren Reichtums ausstoßen und sich von vielen beneiden lassen. Das alles genoß und übte er auch mit Kennerschaft und Hingabe, er wiegte sich weich im Glücke und fühlte sich endlich vom Schicksal an den ihm gebührenden Platz gestellt.

Inzwischen hatte aber jener geschädigte Konkurrent, auf dessen Kosten Hürlin groß geworden war, eine neue Erfindung gemacht, nach deren Einführung mehrere der früheren Artikel teils ganz entbehrlich, teils viel wohlfeiler wurden, und da Hürlin trotz seines Glaubens und seiner Versicherungen eben keine Genie war und nur das Äußerliche seines Geschäftes verstand, sank er anfänglich langsam, dann aber immer schneller von seiner

Höhe und konnte am Ende nicht verbergen, daß er abgewirtschaftet habe. Er versuchte es in der Verzweiflung noch mit ein paar waghalsigen Finanzkünsten, durch welche er sich selber und mit ihm eine Reihe von Kreditoren schließlich in einen gewaltigen und unsauberen Bankrott hineinritt. Er entfloh, wurde aber eingebracht, verurteilt und ins Loch gesteckt, und als er nach mehreren Jahren wieder in der Stadt erschien, war er ein entwerteter und lahmer Mensch, mit dem nichts mehr anzufangen war.

Eine Zeitlang drückte er sich in unbedeutenden Stellungen herum; doch hatte er schon in den schwülen Zeiten, da er den Krach herankommen sah, sich zum heimlichen Trinker entwickelt, und was damals heimlich gewesen und wenig beachtet worden war, wurde nun öffentlich und zu einem Ärgernis. Aus einer mageren Schreibersstelle wegen Unzuverlässigkeit entlassen, ward er Agent einer Versicherungsgesellschaft, trieb sich als solcher in allen Schenken der Gegend herum, wurde auch da wieder entlassen und fiel, als auch ein Hausierhandel mit Zündhölzern und Bleistiften nichts abwerfen wollte, am End der Stadt zur Last. Er war in diesen Jahren schnell vollends alt und elend geworden, hatte aber aus seiner fallitgegangenen Herrlichkeit einen Vorrat kleiner Künste und Äußerlichkeiten herübergerettet, die ihm über das Gröbste hinweghalfen und in geringeren Wirtshäusern noch immer einige Wirkung taten. Er brachte gewisse schwungvoll großartige Gesten und nicht wenige wohltönende Redensarten in die Kneipen mit, die ihm längst nur noch äußerlich anhafteten, auf Grund deren er aber doch noch immer eine gewisse Schätzung unter den Lumpen der Stadt genoß.

Damals gab es in Gerbersau noch kein Armenhaus, sondern die Unbrauchbaren wurden gegen eine geringe Entschädigung aus dem Stadtsäckel da und dort in Familien als Kostgänger gegeben, wo man sie mit dem Notwendigsten versah und nach Möglichkeit zu kleinen häuslichen Arbeiten anhielt. Da nun hieraus in letzter Zeit allerlei Unzuträglichkeiten entstanden waren und da den verkommenen Fabrikanten, der den Haß der Bevölkerung genoß, durchaus niemand aufnehmen wollte, sah sich die Gemeinde genötigt, ein besonderes Haus als Asyl zu beschaffen. Und da gerade das ärmliche alte Wirtshäuslein zur Sonne unter den Hammer kam, erwarb es die Stadt und setzte nebst einem Hausvater als ersten Gast den Karl Hürlin hinein, dem in Kürze mehrere andere folgten. Diese nannte man die Sonnenbrüder.

Nun hatte Hürlin schon lange zur Sonne nahe Beziehungen gehabt, denn seit seinem Niedergang war er nach und nach in immer kleinere und ärmere Schenken gelaufen und schließlich am meisten in die Sonne, wo er zu den täglichen Gästen gehörte und beim Abendschnaps mit manchen Kumpanen am selben Tische saß, die ihm später, als auch ihre Zeit gekommen war, als Spittelbrüder und verachtete Stadtarme in eben dasselbe Haus nachfolgen sollten. Ihn freute es, gerade dorthin zu wohnen zu kommen, und in den Tagen nach der Gant, als Zimmermann und Schreiner das alte Schankhaus für seinen neuen Zweck eilig und bescheiden zurichteten, stand er von früh bis spät dabei und hatte Maulaffen feil.

Eines Morgens, da es schön mild und sonnig war, hatte er sich wieder daselbst eingefunden, stellte sich neben die Haustüre und sah dem Hantieren der Arbeiter im Inneren zu. Es wurde ein Dielenboden ausgebrochen und

neu gelegt, die ausgetretene Stiege geflickt und mit einer festen Brüstung versehen, ein paar dünne Wände eingezogen, der Stadtbaumeister schimpfte hinter den Meistern her, die Gesellen heuchelten großen Fleiß, und die Lehrbuben drückten sich von Wand zu Wand. Dieser Umtrieb gefiel dem alten Hürlin wohl, er guckte hingerissen und freudig zu und überhörte gern die bösartigen Bemerkungen der Arbeiter, hielt die Fäuste in den tiefen Taschen seines schmierigen Rockes und warf mit seinen geschenkten, viel zu langen und zu weiten Beinkleidern spiralförmige Falten, in denen seine Beine wie Zapfenzieher aussahen. Daneben sog er emsig an einem defekten Tonpfeifchen, das zwar nicht brannte, aber doch nach Tabak roch. Der bevorstehende Einzug in die neue Bude, von dem er sich ein bequemes und schöneres Leben versprach, erfüllte den alten Tropf mit glücklicher Neugierde und Unruhe.

Indem er dem Legen der neuen Stiegenbretter zuschaute und stillschweigend die dünnen tannenen Dielen auf ihre Güte und mutmaßliche Haltbarkeit abschätzte, fühlte er sich plötzlich beiseite geschoben, und als er sich gegen die Straße umkehrte, stand da ein Schlossergeselle mit einer großen Bockleiter, die er mit großer Mühe und vielen untergelegten Bretterstücken auf dem abschüssigen Straßenboden aufzustellen versuchte. Hürlin verfügte sich auf die andere Seite der Gasse hinüber, lehnte sich an den Prellstein und verfolgte die Tätigkeit des Schlossers mit großer Aufmerksamkeit. Dieser hatte nun seine Leiter aufgerichtet und gesichert, stieg hinauf und begann über der Haustüre am Mörtel herumzukratzen, um das alte Wirtsschild hinwegzunehmen. Seine Bemühungen erfüllten den Exfabrikanten mit Spannung und auch mit Wehmut, indem er der vergangenen Tage gedachte, der vielen unter dem jetzt fallenden Wahrzeichen genossenen Schoppen und Schnäpse und der früheren Zeiten überhaupt. Es bereitete ihm keine kleine Freude, daß der schmiedeiserne Schildarm so fest in der Wand saß, und daß der Schlossergesell sich so damit abmühen mußte, ihn herunterzubringen. Es war doch unter dem armen alten Schilde oft heillos munter zugegangen! Als der Schlosser zu fluchen begann, schmunzelte der Alte, und als jener wieder daran zog und bog und wand und zerrte, in Schweiß geriet und fast von der Leiter stürzte, empfand der Zuschauer eine nicht geringe Genugtuung. Da ging der Geselle fort und kam nach einer Viertelstunde mit einer Eisensäge wieder. Hürlin sah wohl, daß es nun um den ehrwürdigen Zierat geschehen sei. Die Säge pfiff klingend in dem guten Eisen und nach wenig Augenblicken bog sich der eiserne Arm klagend ein wenig abwärts und fiel gleich darauf klingelnd und rasselnd aufs Pflaster.

Da kam Hürlin herüber. „Du, Schlosser," bat er demütig, „gib mir das Ding! 's hat ja keinen Wert mehr."

„Warum auch? Wer bist denn du?" schnauzte der Bursch.

„Ich bin doch von der gleichen Religion," flehte Hürlin, „mein Alter war Schlosser, und ich bin auch einer gewesen. Gelt gib's her!"

Der Geselle hatte indessen das Schild aufgehoben und betrachtet.

„Der Arm ist noch gut," entschied er, „das war zu seiner Zeit keine schlechte Arbeit. Aber wenn du das Blechzeug willst, das hat keinen Wert mehr."

Er riß den grün bemalten, blechernen Blätterkranz, in welchem mit kupferig gewordenen und verbeulten Strahlen die goldene Sonne hing,

herunter und gab ihn her. Der Alte bedankte sich und machte sich eilig mit seiner Beute davon, um sie weiter oben im dicken Holdergebüsche vor fremder Habgier und Schaulust zu verbergen. So verbirgt nach verlorener Schlacht ein Paladin die Insignien der Herrschaft, um sie für bessere Tage und neue Glorien zu retten. Als er wiederkam, um von neuem die Arbeiten der Zimmerleute zu inspizieren, kam ihm das Haus so sonderbar anders und verödet vor, lediglich, weil die Sonne fehlte und statt ihrer ob der Tür nur noch ein brüchiges Loch im Verputz zu sehen war.

Wenige Tage darauf fand ohne viel Sang und Klang die Einweihung des dürftig hergerichteten neuen Armenhauses statt. Es waren ein paar Betten beschafft worden, der übrige Hausrat stammte noch aus der Wirtsgant her, außerdem hatte ein Gönner in jedes der drei Schlafstüblein einen von gemalten Blumengewinden umgebenen Bibelspruch auf Pappdeckel gestiftet. Zu der ausgeschriebenen Hausvaterstelle hatten sich nicht eben sehr viele Bewerber gemeldet, und die Wahl war sogleich auf Herrn Andreas Sauberle gefallen, einen verwitweten Wollenstricker von gutem Leumund, der seinen Strickstuhl mitbrachte und sein Gewerbe weiter betrieb, denn die Stelle reichte knapp zum Leben aus, und er hatte keine Lust, auf seine alten Tage einmal selber ein Sonnenbruder zu werden.

Als der alte Hürlin seine Stube angewiesen bekam, unterzog er sie sogleich einer genauen Besichtigung. Er fand ein gegen das Höflein gehendes Fenster, zwei Türen, ein Bett, eine Truhe, zwei Stühle, einen Nachttopf, einen Kehrbesen und einen Staubwischlappen vor, ferner ein mit Wachstuch bezogenes Eckbrett, auf welchem ein Wasserglas, ein blechernes Waschbecken, eine Kleiderbürste und ein Neues Testament lagen und standen. Er befühlte das solide Bettzeug, probierte die Bürste an seinem Hut, hielt Glas und Becken prüfend gegen das Tageslicht, setzte sich versuchsweise auf beide Stühle und fand, es sei alles befriedigend und in Ordnung. Nur der stattliche Wandspruch mit den Blumen wurde von ihm mißbilligt. Er sah ihn eine Weile höhnisch an, las die Worte: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ und schüttelte unzufrieden den struppigen Kopf. Dann riß er das Ding herunter und hängte mit vieler Sorgfalt an dessen Stelle das alte Sonnenschild auf, das er als einziges Wertstück in die neue Wohnung mitgebracht hatte. Aber da kam gerade der Hausvater wieder herein und gebot ihm scheltend, den Spruch wieder an seinen Platz zu hängen. Die Sonne wollte er mitnehmen und wegwerfen, aber Karl Hürlin klammerte sich ingrimmig daran, trotzte zeternd auf sein Eigentumsrecht und verbarg nachher die Trophäe schimpfend unter der Bettstatt.

Das Leben, das mit dem folgenden Tage seinen Anfang nahm, entsprach nicht ganz seinen Erwartungen und gefiel ihm zunächst keineswegs. Er mußte des Morgens um sieben Uhr aufstehen und zum Kaffee in die Stube des Strickers kommen, dann sollte das Bett gemacht, das Waschbecken gereinigt, die Stiefel geputzt und die Stube sauber aufgeräumt werden. Um zehn Uhr gab es ein Stück Schwarzbrot und dann sollte die gefürchtete Spittelarbeit losgehen. Es war im Hof eine große Beuge buchenes Holz angefahren und das sollte gesägt und gespalten werden.

Da es noch weit hin bis zum Winter war, hatte es Hürlin mit dem

Holz nicht eben eilig. Langsam und vorsichtig legte er ein Buchenscheit auf den Bock, rückte es sorgfältig und umständlich zurecht und besann sich eine Weile, wo er es zuerst ansägen solle, rechts oder links oder in der Mitte. Dann setzte er behutsam die Säge an, stellte sie noch einmal weg, spuckte in die Hände und nahm dann die Säge wieder vor. Nun tat er drei, vier Striche, etwa eine Fingerbreite tief ins Holz, zog aber sogleich die Säge wieder weg und prüfte sie aufs peinlichste, drehte am Strick, befühlte das Sägblatt, stellte es etwas schiefer, hielt es lange blinzelnd vors Auge, seufzte alsdann tief auf und rastete ein wenig. Hierauf begann er von neuem und sägte wieder einen halben Zoll tief, aber da wurde es ihm unerträglich warm und er mußte seinen Rock ausziehen. Das vollführte er langsam und mit Bedacht, suchte auch eine gute Weile nach einem sauberen und sicheren Ort, um den Rock dahin zu legen. Als dies doch endlich geschehen war, fing er wieder an zu sägen, jedoch nicht lange, denn nun war die Sonne übers Dach gestiegen und schien ihm gerade ins Gesicht. Also mußte er den Bock und das Scheit und die Säge, jedes Stück einzeln, an einen anderen Platz tragen, wo noch Schatten war; dies brachte ihn in Schweiß und nun brauchte er sein Sacktuch, um sich die Stirne abzuwischen. Das Tuch war aber in keiner Tasche, und da fiel ihm ein, er habe es ja im Rock gehabt, und so ging er denn dort hinüber, wo der Rock lag, breitete ihn säuberlich auseinander, suchte und fand das farbige Nastuch, wischte den Schweiß ab und schneuzte auch gleich, brachte das Tuch wieder unter, legte den Rock mit Aufmerksamkeit zusammen und kehrte erfrischt zum Sägebock zurück. Hier fand er nun bald, er habe vorher das Sägeblatt vielleicht doch allzuschräg gestellt, daher operierte er von neuem lange daran herum und sägte schließlich unter großem Stöhnen das Scheit vollends durch. Aber nun war es Mittag geworden und läutete vom Turm, und eilig zog er den Rock an, stellte die Säge beiseite und verfügte sich ins Haus zum Essen.

„Pünktlich seid Ihr, das muß man Euch lassen," sagte der Stricker. Die Lauffrau trug die Suppe herein, danach gab es noch Wirsing und eine Scheibe Speck und Hürlin langte fleißig zu. Nach Tisch sollte das Sägen wieder losgehen, aber da weigerte er sich entschieden.

„Das bin ich nicht gewöhnt," sagte er entrüstet und blieb dabei. „Ich bin jetzt todesmüd und muß nun auch eine Ruhe haben."

Der Stricker zuckte die Achseln und meinte: „Tut was Ihr möget, aber wer nichts arbeitet, bekommt auch kein Vesper. Um vier Uhr gibt's Most und Brot, wenn Ihr gesägt habet, im anderen Fall nichts mehr bis zur Abendsuppe."

Most und Brot, dachte Hürlin und besann sich in schweren Zweifeln. Er ging auch hinunter und holte die Säge wieder hervor, aber da graute ihm doch vor der heißen mittäglichen Arbeit und er ließ das Holz liegen, ging auf die Gasse hinaus, fand gleich einen Zigarrenstumpen auf dem Pflaster, steckte ihn zu sich und stieg langsam die fünfzig Schritte bis zur Wegebiegung hinan. Dort hielt er veratmend an, setzte sich abseits der Straße an den schön erwärmten Rain, sah auf die vielen Dächer und auf den Marktplatz hinunter, konnte im Talgrund auch seine ehemalige Fabrik liegen sehen und weihte also diesen Platz als erster Sonnenbruder ein, an

welchem seither bis auf heute so viele von seinen Kameraden und Nachfolgern ihre Sommernachmittage, und oft auch die Vormittage und Abende, versessen und verduselt haben.

Die wohltuend sanfte Beschaulichkeit eines von Sorgen und Plagen befreiten Alters, die er sich vom Aufenthalt im Spittel versprochen hatte, und die ihm am Morgen bei der sauren Arbeit wie ein schönes Trugbild zeronnen war, fand sich nun allmählich ein. Die Gefühle eines für Lebzeiten vor Sorge, Hunger und Obdachlosigkeit gesicherten Pensionärs im Busen, beharrte er mollig faul im Rasen, fühlte auf seiner welken Haut die schöne Sonnenwärme, überschaute weithin den Schauplatz seiner früheren Umtriebe, Arbeit und Leiden und wartete ohne Ungeduld bis jemand käme, den er um Feuer für seinen Zigarrenstumpen bitten könnte. Das schrille Blechgehämmer einer Spenglerwerkstatt, das ferne Amboßgeläut einer Schmiede, das leise Knarren entfernter Lastwagen stieg, mit einigem Straßenstaub und dünnem Rauch aus großen und kleinen Schornsteinen vermischt, zur Höhe herauf und zeigte an, daß drunten in der Stadt brav gehämmert, gefeilt, gearbeitet und geschwitzt würde, während Karl Hürlin still und ungeplagt in vornehmer Entrücktheit darüber thronte.

Um vier Uhr trat er leise in die Stube des Hausvaters, der den Hebel seiner kleinen Strickmaschine taktmäßig hin und her bewegte. Er wartete eine Weile, ob es nicht doch am Ende Most und Brot gäbe, aber der Stricker lachte ihn aus und schickte ihn weg. Da ging er enttäuscht an seinen Ruheplatz zurück, brummte vor sich hin, verbrachte eine Stunde oder mehr im Halbschlaf und schaute dann dem Abendwerden im engen Tale zu. Es war droben noch so warm und behaglich wie zuvor, aber seine gute Stimmung ließ mehr und mehr nach, denn trotz seiner Trägheit überfiel ihn eine gewaltige Langweile, auch kehrten seine Gedanken unaufhörlich zu dem entgangenen Vesper zurück. Er sah ein hohes Schoppenglas voll Most vor sich stehen, gelb und glänzend und mit süßer Herbe duftend. Er stellte sich vor, wie er es in die Hand nähme, das kühle runde Glas, und wie er es ansetzte, und wie er zuerst einen vollen starken Schluck nehmen, dann aber langsam sparend schlürfen würde. Wütend seufzte er auf, so oft er aus dem schönen Traum erwachte, und sein ganzer Zorn richtete sich gegen den unbarmherzigen Hausvater, den Stricker, den elenden Knauser, Knorzer, Schinder, Seelenverkäufer und Giftjuden. Nachdem er genug getobt hatte, fing er an sich selber leid zu tun und wurde weinerlich, schließlich aber beschloß er, morgen zu arbeiten.

Er sah nicht, wie das Tal bleicher und von zarten Schatten erfüllt und wie die Wolken rosig wurden, noch die abendmilde, süße Färbung des Himmels und das heimliche Blauwerden der entfernteren Berge; er sah nur das ihm entgangene Glas Most, die morgen unabwendbar seiner harrende Arbeit und die Härte seines Schicksals. Denn in derartige Betrachtungen verfiel er jedesmal, wenn er einen Tag lang nichts zu trinken bekommen hatte. Wie es wäre, jetzt einen Schnaps zu haben, daran durfte er gar nicht denken.

Gebeugt und verdrossen stieg er zur Abendessenszeit ins Haus hinunter und setzte sich mürrisch an den Tisch. Es gab Suppe, Brot und

Zwiebeln, und er aß grimmig, so lange etwas in der Schüssel war, aber zu trinken gab es nichts. Und nach dem Essen saß er verlassen da, und wußte nicht was anfangen. Nichts zu trinken, nichts zu rauchen, nichts zu schwätzen! Der Stricker nämlich arbeitete bei Lampenlicht geschäftig weiter, um Hürlin unbekümmert.

Dieser saß eine halbe Stunde lang am leeren Tische, horchte auf Sauberles klappende Maschine, starrte in die gelbe Flamme der Hänglampe und versank in Abgründe von Unzufriedenheit, Selbstbedauern, Neid, Zorn und Bosheit, aus denen er keinen Ausweg fand und suchte. Endlich überwältigte ihn die stille Wut und Hoffnungslosigkeit. Hoch ausholend hieb er mit der Faust auf die Tischplatte, daß es knallte, und rief: „Himmelsternkreuzteufelsludernoch'nmal!"

„Hollah," rief der Stricker und kam herüber, „was ist denn wieder los? Geflucht wird bei mir fein nicht!"

„Ja, was in's heiligs Teufels Namen soll man denn anfangen?"

„Ja so, Langweile? Ihr dürfet ins Bett."

„So, auch noch? Um die Zeit schickt man kleine Buben ins Bett, nicht mich."

„Dann will ich Euch eine kleine Arbeit holen."

„Arbeit? Danke für die Schinderei, Ihr Sklavenhändler, Ihr!"

„Oha, nur kalt Blut! Aber da, leset was!"

Er legte ihm ein paar Bände aus dem dürftig besetzten Wandregal hin und ging wieder an sein Geschäft. Hürlin hatte durchaus keine Lust zum Lesen, nahm aber doch eins von den Büchern in die Hand und machte es auf. Es war ein Kalender, und er begann die Bilder darin anzusehen. Auf dem ersten Blatt war irgendeine phantastisch gekleidete ideale Frauen- oder Mädchengestalt als Titelfigur abgebildet, mit bloßen Füßen und offenen Locken. Hürlin erinnerte sich sogleich an ein Restlein Bleistift, das er besaß. Er zog es aus der Tasche, machte es naß und malte dem Frauenzimmer zwei große runde Brüste aufs Mieder, die er so lange mit immer wieder benetztem Beistift nachfuhr und ausmalte, bis das Papier mürb war und zu reißen drohte. Er wendete das Blatt um und sah mit Befriedigung, daß der Abdruck seiner Zeichnung durch viele Seiten sichtbar war. Das nächste Bild, auf daß er stieß, gehörte zu einem Märchen und stellte einen Kobold oder Wüterich mit bösen Augen, gefährlich kriegerischem Schnauzbart und aufgesperrtem Riesenmaul vor. Begierig netzte der Alte seinen Bleistift an der Lippe und schrieb mit großen deutlichen Buchstaben neben den Unhold die Worte: „Das ist der Stricker Sauberle, Hausvater."

Er beschloß, womöglich das ganze Buch so zu vermalen und verschweinigeln. Aber die folgende Abbildung fesselte ihn stark, und er vergaß sich darüber. Sie zeigte die Explosion einer großen Fabrik und bestand fast nur aus einem mächtigen Dampf- und Feuerkegel, um welchen und über welchem halbe und ganze Menschenleiber, Mauerstücke, Ziegel, Stühle, Balken und Latten durch die Lüfte sausten. Das zog ihn an und zwang ihn, sich die ganze Geschichte dazu auszudenken und sich namentlich vorzustellen, wie es den Emporgeschleuderten wohl im Augenblick des Ausbruches zu Mut gewesen sein möchte. Darin lag ein Reiz und eine Befriedigung, die ihn

lange in Atem hielten, denn bei aller Selbstsucht gehörte er zu den vielen Menschen, denen anderer Leute Schicksale, namentlich wenn sie gehörig illustriert erscheinen, viel näher liegen und viel mehr nachzudenken und innerlich zu erleben geben als ihre eigenen.

Als er seine Einbildungskraft an diesem aufregenden Bilde erschöpft und gesättigt hatte, fuhr er fort zu blättern und stieß bald auf ein Bildlein, das ihn wieder festhielt, aber auf eine ganz andere Art. Es war ein lichter, freundlicher Holzschnitt: eine schöne Laube, an deren äußerstem Zweige ein Schenkenstern aushing, und über dem Sterne saß mit geschwelltem Hals und offenem Schnäblein und sang ein kleiner Vogel. In der Laube aber erblickte man um einen rohen Gartentisch eine kleine Gesellschaft junger Männer, Studenten oder Wanderburschen, die plauderten und tranken aus heiteren Glasflaschen einen guten Wein. Seitwärts sah man am Rande des Bildchens eine zerfallene Feste mit Tor und Türmen in den Himmel stehen, und in den Hintergrund hinein verlor sich eine schöne Landschaft, etwa das Rheintal, mit Strom und Schiffen und fernhin entschwindenden Höhenzügen. Die Zecher waren lauter junge, hübsche Leute, glatt oder mit jugendlichen Bärtchen, liebenswürdige und heitere Burschen, welche offenbar bei ihrem Wein die Freundschaft und die Liebe, den alten Rhein und Gottes blauen Sommerhimmel priesen.

Zunächst erinnerte dieser Holzschnitt den einsamen und mürrischen Betrachter an seine besseren Zeiten, da er sich noch Wein hatte leisten können und an die zahlreichen Gläser und Becher guten Getränkes, die er damals genossen hatte. Dann aber wollte es ihm vorkommen, so vergnügt und herzlich heiter wie diese jungen Zecher sei er doch niemals gewesen, selbst nicht vor Zeiten in den leichtblütigen Wanderjahren, da er noch als junger Schlossergeselle unterwegs gewesen war. Diese sommerliche Fröhlichkeit in der Laube, diese hellen, guten und freudigen Jünglingsgesichter machten ihn traurig und zornig; er zweifelte, ob alles nur die Erfindung eines Malers sei, verschönert und verlogen, oder ob es auch in Wirklichkeit etwa irgendwo solche Lauben und so hübsche, frohe und sorgenlose junge Leute gebe. Ihr heiterer Anblick erfüllte ihn mit Neid und Sehnsucht und je länger er sie anschaute, desto mehr hatte er die Empfindung, er blicke durch ein schmales Fensterlein für Augenblicke in eine andere Welt, in ein schöneres Land und zu freieren und gütigeren Menschen hinüber als ihm jemals im Leben begegnet waren. Er wußte nicht, in was für ein fremdes Reich er hineinschaue, und daß er dieselbe Art von Gefühlen habe wie Leute, die in Dichtungen lesen, indem ihre Freude an der Schönheit des Dargestellten durch die Überlegung, wie viel geringer die alltägliche Wirklichkeit sei, zu einer leichten, süßen Trauer und Sehnsucht wird. Diese Art Trauer und Heimweh als etwas Süßes auszukosten, verstand er vollends nicht, also klappte er das Büchlein zu, schmiß es zornig auf den Tisch, brummte unwillig Gutnacht und begab sich in seine Stube hinüber, wo über Bett und Diele und Truhe das Mondzwielicht hingebreitet lag und in dem gefüllten Waschbecken leise leuchtete. Die große Stille zu der noch frühen Stunde, das ruhige Mondlicht und das leere, für eine bloße Schlafstelle fast zu große Zimmer riefen in dem alten Rauhbein ein Gefühl von unerträglicher Vereinsamung hervor, dem

er leise murmelnd und fluchend erst spät ins stille Land des Schlummers entrann.

Es kamen nun Tage, an denen er Holz sägte und Most und Brot bekam, wechselnd mit Tagen, an denen er faullenzte und ohne Vesper blieb. Oft saß er oben am Straßenrain, giftig und ganz mit Bosheit geladen, spuckte auf die Stadt hinab und trug Groll und Verbitterung in seinem zuchtlosen Herzen. Das ersehnte Gefühl, bequem in einem sicheren Hafen zu liegen, blieb aus und statt dessen kam er sich verkauft und verraten vor, führte Gewaltszenen mit dem Stricker auf oder fraß das Gefühl der Zurücksetzung und Unlust und Langeweile still in sich hinein.

Mittlerweile lief der Pensionstermin eines der in Privathäusern versorgten Stadtarmen ab, und eines Tages rückte in der Sonne als zweiter Gast der frühere Seilermeister Lukas Heller ein.

Wenn die schlechten Geschäfte aus Hürlin einen Trinker gemacht hatten, war es mit diesem Heller umgekehrt gegangen. Auch war er nicht wie jener plötzlich aus Pracht und Reichtum herabgestürzt, sondern hatte sich langsam und stetig, mit den nötigen Pausen und Zwischenstufen, vom bescheidenen Handwerksmann zum unbescheidenen Lumpen heruntergesüffelt, wovor ihn auch sein tüchtiges und energisches Weib nicht hatte retten können. Vielmehr war sie, die ihm an Kräften weit überlegen schien, dem nutzlosen Kampf erlegen und längst gestorben, während ihr nichtsnutziger Mann sich einer zähen Gesundheit erfreute, noch einige Jahre weiterlumpte und dann, nachdem er ruiniert und bevormundet war, träg und ungeschwächt einem höheren Alter entgegenbummelte. Natürlich war er überzeugt, daß er mit dem Weib so gut wie mit der Seilerei ein unbegreifliches Pech gehabt und nach seinen Gaben und Leistungen ein ganz anderes Schicksal verdient habe.

Hürlin hatte die Ankunft dieses Mannes mit der sehnlichsten Spannung erwartet, denn er war nachgerade des Alleinseins unsäglich müd geworden. Als Heller aber anrückte, tat der Fabrikant vornehm und machte sich kaum mit ihm zu schaffen. Er schimpfte sogar darüber, daß Hellers Bett in seine Stube gestellt wurde, obwohl er heimlich froh daran war.

Nach der Abendsuppe griff der Seiler, da sein Kamerad so störrisch schweigsam war, zu einem Buch und fing zu lesen an. Hürlin saß ihm gegenüber und warf ihm mißtrauisch beobachtende Blicke zu. Einmal, als der Lesende über irgend etwas Witziges lachen mußte, hatte der andere große Lust, ihn danach zu fragen. Als aber Heller im gleichen Augenblick vom Buch aufschaute, offenbar bereit, den Witz zu erzählen, schnitt Hürlin sofort ein finsteres Gesicht und tat, als sei er ganz in die Betrachtung einer über den Tisch hinwegkriechenden Mücke versunken.

So blieben sie hocken, den ganzen langen Abend. Der eine las und blickte zuweilen plaudersüchtig auf, der andere beobachtete ihn ohne Pause, wandte aber den Blick stolz zur Seite, so oft jener herüberschaute. Der Hausvater strickte unverdrossen in die Nacht hinein. Hürlins Mienenspiel wurde immer verbissener und feindseliger, obwohl er eigentlich seelenfroh war, nun nicht mehr allein in der Schlafstube liegen zu müssen. Als es zehn Uhr schlug, sagte der Hausvater: „Jetzt könntet ihr auch ins Bett gehen, ihr zwei.“ Beide standen auf und gingen hinüber.

Während die beiden Männlein in der halbdunkeln Stube sich langsam und steif entkleideten, schien Hürlin die rechte Zeit gekommen, um ein prüfendes Gespräch anzubinden und über den lang ersehnten Haus- und Leidensgenossen ins klare zu kommen.

„Also jetzt sind wir zu zweit," fing er an und warf seine Weste auf den Stuhl.

„Ja," sagte Heller.

„Eine Saubude ist's," fuhr der andere fort.

„So? Weißt's gewiß?"

„Ob ich's weiß! — Aber jetzt muß ein Leben reinkommen, sag' ich, jetzt! Jawohl."

„Du?" fragte Heller. „Ziehst du 's Hemd aus in der Nacht oder behältst's an?"

„Im Sommer zieh ich's aus."

Auch Heller zog sein Hemd aus und legte sich nackt ins krachende Bett. Er begann laut zu schnaufen. Aber Hürlin wollte noch mehr erfahren.

„Schlafst schon, Heller?

„Nein."

„Pressiert auch nicht so. — Gelt, du bist 'n Seiler?"

„Gewesen, ja. Meister bin ich gewesen."

„Und jetzt?"

„Und jetzt — kannst du mich gern haben, wenn du dumme Fragen tust."

„Jerum, so spritzig! Narr, du bist wohl Meister gewesen, aber das ist noch lange nichts. Ich bin Fabrikant gewesen. Fabrikant, verstanden?"

„Mußt nicht so schreien, ich weiß schon lang. Und nachher, was hast denn nachher fabriziert?"

„Wieso nachher?"

„Frag auch noch! Im Zuchthaus mein' ich."

Hürlin meckerte belustigt.

„Du bist wohl 'n Frommer, was? So ein Hallelujazapfen?"

„Ich? Das fehlt grad noch! Fromm bin ich nicht, aber im Zuchthaus bin ich auch noch nicht gewesen."

„Hättest auch nicht hineingepaßt. Da sind meistens ganz feine Herren."

„O jegerle, so feine Herren wie du einer bist? Freilich, da hätt' ich mich geniert."

„'s redet ein jeder, wie er's versteht oder nicht versteht."

„Ja, das mein' ich auch."

„Also sei gescheit, du! Warum hast du die Seilerei aufgesteckt?"

„Ach, laß mich in Ruh! Die Seilerei war schon recht, der Teufel ist aber ganz wo anderst gesessen. Das Weib war schuld."

„Das Weib? — Hat sie gesoffen?"

„Das hätte noch gefehlt! Nein, gesoffen hab ich, wie's der Brauch ist, und nicht das Weib. Aber sie ist schuld gewesen."

„So? Was hat sie denn angestellt?"

„Frag nicht so viel!"

„Hast auch Kinder?"

„Ein Bub. In Amerika."

„Der hat recht. Dem geht's besser als uns."

„Ja, wenn's nur wahr wär. Um Geld schreibt er, der Dackel! Hat auch geheiratet. Wie er fortgegangen ist, sag ich zu ihm: Frieder, sag ich, mach's gut und bleib gesund; hantier, was du magst, aber wenn du heiratest, geht's Elend los. — Jetzt hockt er drin. Gelt, du hast kein Weib gehabt?"

„Nein. Siehst, man kann auch ohne Weib ins Pech kommen. Was meinst?"

„Danach man einer ist. Ich wär heut noch Meister, wenn die Dundersfrau nicht gewesen wär."

„Na ja!"

„Hast Du was gesagt?"

Hürlin schwieg still und tat so, als wäre er eingeschlafen. Eine warnende Ahnung sagte ihm, daß der Seiler, wenn er erst einmal recht angefangen habe, über sein Weib loszuziehen, kein Ende finden würde.

„Schlaf nur, Dickkopf!" rief Heller herüber. Er ließ sich aber nimmer reizen, sondern stieß noch eine Weile künstliche große Atemzüge aus, bis er wirklich schlief.

Der Seiler, der mit seinen sechzig Jahren schon einen kürzeren Schlummer hatte, wachte am folgenden Morgen zuerst auf. Eine halbe Stunde blieb er liegen und starrte die weiße Stubendecke an. Dann stieg er, der sonst schwerfällig und steif von Gliedern erschien, leicht und leise wie ein Morgenlüftchen aus seinem Bette, lief barfuß und unhörbar zu Hürlins Lagerstatt hinüber und machte sich an dessen über den Stuhl gebreiteten Kleidern zu schaffen. Er durchsuchte sie mit Vorsicht, fand aber nichts darin als das Bleistiftstümpchen in der Westentasche, das er herausnahm und für sich behielt. Ein Loch im linken Strumpf seines Schlafkameraden vergrößerte er mit Hilfe beider Daumen um ein beträchtliches. Sodann kehrte er sachte in sein warmes Bett zurück und regte sich erst wieder, als Hürlin schon erwacht und aufgestanden war und ihm ein paar Wassertropfen ins Gesicht spritzte, da sprang er hurtig auf, kroch in die Hosen und sagte guten Morgen. Mit dem Ankleiden hatte er es gar nicht eilig, und als der Fabrikant ihn antrieb, vorwärts zu machen, rief er behaglich: „Ja, geh nur einstweilen hinüber, ich komm dann schon auch bald." Der andere ging und Heller atmete erleichtert auf. Er griff behende zum Waschbecken und leerte das klare Wasser zum Fenster in den Hof hinaus, denn vor dem Waschen hatte er ein tiefes Grauen. Als er sich dieser ihm widerstrebenden Handlung entzogen hatte, war er im Umsehen mit dem Ankleiden fertig und hatte es eilig, zum Kaffee zu kommen.

Bettmachen, Zimmeraufräumen und Stiefelputzen ward besorgt, natürlich ohne Hast und mit reichlichen Plauderpausen. Dem Fabrikanten schien das alles zu zweien doch viel freundlicher und bequemer zu gehen als früher allein, und er fing an, dem Kameraden die freundschaftlichsten Gefühle entgegenzubringen und sich auf ein ersprießliches und fröhliches Zusammenleben zu freuen. Sogar die unentrinnbar bevorstehende Arbeit flößte ihm heute etwas weniger Schrecken ein als sonst, und er ging, wenn auch zögernd, mit fast heiterer Miene auf die Mahnung des Hausvaters mit dem Seiler ins Höflein hinunter.

Trotz heftiger Entrüstungsausbrüche des Strickers und trotz seines zähen Kampfes mit der Unlust des Pfleglings war in den vergangenen paar Wochen an dem Holzvorrat kaum eine wahrnehmbare Veränderung vor sich gegangen. Die Beuge schien noch so groß und so hoch wie je, als hätte sie die gesegnete Haltbarkeit jenes Ölkrugs und Kades der Witwe, und das in einer Ecke liegende Häuflein zersägter Rollen, kaum zwei Dutzend, erinnerte etwa an die in einer Laune begonnene und in einer neuen Laune liegengelassene spielerische Arbeit eines Kindes.

Nun sollten also die beiden Graufköpfe zu zweien daran arbeiten, es galt, sich ineinander zu finden und einander in die Hände zu schaffen, denn es war nur ein einziger Sägbock und auch nur eine Säge vorhanden. Nach einigen vorbereitenden Gebärden, Seufzern und Redensarten überwanden die Leutlein denn auch ihr inneres Sträuben und schickten sich an, das Geschäft in die Hand zu nehmen. Und nun zeigte sich leider, daß Karl Hürlins frohe Hoffnungen eitel Träume gewesen waren, denn sogleich trat in der Arbeitsweise der zwei Tröpfe ein tiefer Wesensunterschied zutage.

Jeder von ihnen hatte seine besondere Art, tätig zu sein. In beider Seelen mahnte nämlich, neben der eingebornen übermächtigen Trägheit, ein Rest von Gewissen schüchtern zum Fleißigsein; wenigstens wollten beide zwar nicht wirklich arbeiten, aber doch vor sich selber den Anschein gewinnen, als seien sie etwas nütze. Dies erstrebten sie nun auf durchaus verschiedene Weise und es trat hier in diesen abgenützten, verwischten und scheinbar vom Schicksal zu Brüdern gemachten Männern ein unerwarteter Zwiespalt der Anlagen und Neigungen hervor.

Hürlin hatte die Methode, zwar so gut wie nichts zu leisten, aber doch fortwährend sehr beschäftigt zu sein oder zu scheinen. Ein einfacher Handgriff wurde bei ihm zu einem höchst verwickelten Manöver, indem mit jeder noch so kleinen Bewegung ein sparsam zähes Ritardando verschwistert war; überdies erfand und übte er zwischen zwei einfachen Bewegungen, beispielsweise zwischen dem Ergreifen und dem Ansetzen der Säge, beständig ganze Reihen von wertlosen und mühelosen Zwischentätigkeiten und war immer vollauf beschäftigt, sich durch solche unnütze Plempereien die eigentliche Arbeit möglichst noch ein wenig vom Leibe zu halten. Darin glich er einem Verurteilten, der dies und das und immer noch etwas ausheckt, was noch geschehen und stattfinden und getan und besorgt werden muß, ehe es ans Erleiden des Unvermeidlichen geht. Und so gelang es ihm wirklich, die vorgeschriebenen Stunden mit einer ununterbrochenen Geschäftigkeit auszufüllen und es zu einem Schimmer von ehrlichem Schweiß zu bringen, ohne sich doch anzugreifen und eine nennenswerte Arbeit zu tun.

In diesem eigentümlichen, jedoch praktischen System hatte er gehofft von Heller verstanden und unterstützt zu werden, und fand sich nun völlig enttäuscht. Der Seiler nämlich befolgte, seinem inneren Wesen entsprechend, eine entgegengesetzte Methode. Er steigerte sich durch krampfhaften Entschluß in einen schäumenden Furor hinein, stürzte sich mit Todesverachtung in die Arbeit und wütete, daß der Schweiß rann und die Späne flogen. Aber das hielt nur Minuten an, dann war er erschöpft, hatte sein Gewissen befriedigt und rastete tatenlos zusammengesunken, bis nach geraumer Zeit

der Raptus wieder kam und wieder wütete und verrauchte. Die Resultate dieser Arbeitsart übertrafen die des Fabrikanten nicht erheblich.

Unter solchen Umständen mußte von den beiden jeder dem andern zum schweren Hindernis und Ärgernis werden. Die gewaltsame und hastige, ruckweise einsetzende Art des Heller war dem Fabrikanten im Innersten zuwider, während dessen stetig träges Schäffeln wieder jenem ein Greuel war. Wenn der Seiler einen seiner wütenden Anfälle von Fleiß bekam, zog sich der erschreckte Hürlin einige Schritte weit zurück und schaute verächtlich zu, indessen jener keuchend und schwitzend sich abmühte, und doch noch einen Rest von Atem übrig behielt, um Hürlin seine Faullenzerei vorzuwerfen.

„Guck nur," schrie er ihn, „guck nur, faules Luder, Tagdieb du! Gelt, das gefällt dir, wenn sich andere Leut für dich abschinden? Natürlich, der Herr ist ja Fabrikant! Ich glaub, du wärst imstand und tätest vier Wochen am gleichen Scheit herumsägen."

Weder die Ehrenrührigkeit noch die Wahrheit dieser Vorwürfe regte Hürlin stark auf, dennoch blieb er den Seiler nichts schuldig. Sobald Heller ermattet beiseite hockte, gab er ihm sein Schimpfen heim. Er nannte ihn Dickkopf, Ladstock, Hauderer, Seilersjackel, Turmspitzenvergolder, Kartoffelkönig, Allerweltsdreckler, Schoote, Schlangenfanger, Mohrenhäuptling, alte Schnapsbouteille, und erbot sich mit herausfordernden Gesten ihm so lang auf seinen Wasserkopf zu hauen, bis er die Welt für ein Erdäpfelgemüs und die zwölf Apostel für eine Räuberbande ansähe. Zur Ausführung solcher Drohungen kam es natürlich nie, sie waren rein oratorische Leistungen und wurden auch vom Gegner als nichts anderes betrachtet. Ein paar mal verklagten sie einander beim Hausvater, aber Sauberle war gescheit genug, sich das gründlich zu verbitten.

„Kerle," sagte er ärgerlich, „ihr seid doch bigost keine Schulbuben mehr. Auf so Stänkereien laß ich mich nicht ein; fertig, basta!"

Trotzdem kamen beide wieder, jeder für sich, um einander zu verklagen. Da bekam beim Mittagessen der Fabrikant kein Fleisch und als er trotzig aufbegehrte, meinte der Stricker: „Reget Euch nicht so auf, Hürlin, Strafe muß sein. Der Heller hat mir erzählt, was Ihr heut wieder für Reden verführt habt." Der Seiler triumphierte über diesen unerwarteten Erfolg nicht wenig. Aber abends ging es umgekehrt, Heller bekam keine Suppe und die zwei Schlaumeier merkten, daß sie überlistet waren. Von da an hatte die Angeberei ein Ende.

Untereinander aber ließen sie sich keine Ruhe. Nur selten einmal, wenn sie nebeneinander am Rain droben kauerten und den Vorübergehenden ihr faltigen Hälse nachstreckten, spann sich vielleicht für eine Stunde eine flüchtige Seelengemeinschaft zwischen ihnen an, indem sie miteinander über den Lauf der Welt, über den Stricker, über die Armenpflege und über den dünnen Kaffee im Spittel räsonierten oder ihre kleinen idealen Güter austauschten, welche bei dem Seiler in einer bündigen Psychologie der Weiber, bei Hürlin hingegen aus Wandererinnerungen und phantastischen Plänen zu Finanzspekulationen großen Stils bestanden.

„Siehst du, wenn halt einer heiratet —" fing es bei Heller allemal an. Und Hürlin, wenn an ihm die Reihe war, begann stets: „Tausend

Mark wenn mir einer lehnte —" oder: „Wie ich dazumal in Solingen drunten war." Drei Monate hatte er vor Jahren einmal dort gearbeitet, aber es war erstaunlich, was ihm alles gerade in Solingen passiert und zu Gesicht gekommen war.

Wenn sie sich müdgesprochen hatten, nagten sie schweigend an ihren meistens kalten Pfeifen, legten die Arme auf die spitzigen Knie, spuckten in ungleichen Zwischenräumen auf die Straße und stierten an den krummen alten Apfelbaumstämmen vorüber in die Stadt hinunter, deren Auswürflinge sie waren und der sie in ihrer Torheit schuld an ihrem Unglück gaben. Da wurden sie wehmütig, seufzten, machten mutlose Handbewegungen und fühlten, daß sie alt und erloschen seien. Dieses dauerte stets solange, bis die Wehmut wieder in Bosheit umschlug, wozu meistens eine halbe Stunde hinreichte. Dann war es gewöhnlich Lukas Heller, der den Reigen eröffnete, zuerst mit irgendeiner Neckerei.

„Sieh einmal da drunten!" rief er und deutete talwärts.

„Was denn?" brummte der andere.

„Mußt auch noch fragen! Ich weiß was ich sehe."

„Also was, zum Deihenker?"

„Ich sehe die sogenannte Walzenfabrik von weiland Hürlin und Schwindelmeier, jetzt Dallas und Kompagnie. Reiche Leute das, reiche Leute!"

„Kannst mich im Adler treffen!" murrte Hürlin.

„So? Danke schön."

„Willst mich falsch machen?"

„Tut gar nicht not, bist's schon."

„Dreckiger Seilersknorze, du!"

„Zuchthäusler!"

„Schnapslump!"

„Selber einer! Du hast's grad nötig, daß du ordentliche Leute schimpfst."

„Ich schlag dir sieben Zähne ein."

„Und ich hau dich lahm, du Bankröttler, du naseweiser!"

Damit war das Gefecht eröffnet. Nach Erschöpfung der ortsüblichen Schimpfnamen und Schandwörter erging sich die Phantasie der beiden Hanswürste in üppigen Neubildungen von verwegenem Klange, bis auch dies Kapital aufgebraucht war und die zwei Kampfhähne erschöpft und erbittert hintereinander her ins Haus zurückzottelten.

Jeder hatte keinen anderen Wunsch, als den Kameraden möglichst unterzukriegen und sich ihm überlegen zu fühlen, aber wenn Hürlin der Gescheitere war, so war Heller der Schlauere, und da der Stricker keine Partei nahm, wollte keinem ein rechter Trumpf gelingen. Die geachtetere und angenehmere Stellung im Spittel einzunehmen, war beider sehnliches Verlangen; sie verwandten darauf so viel Energie, Mißtrauen, Nachdenken und geheime Zähigkeit, daß mit der Hälfte davon ein jeder, wenn er sie seinerzeit nicht gespart hätte, sein Schifflein hätte flott erhalten können, anstatt ein Sonnenbruder zu werden.

*

Unterdessen war die große Holzladung im Hof langsam kleiner geworden. Den Rest hatte man für später liegen lassen und einstweilen andere Geschäfte vorgenommen. Heller arbeitete tagweise in des Stadtschultheißen Garten, und Hürlin war unter hausväterlicher Aufsicht mit friedlichen Tätigkeiten wie Salatputzen, Linsenlesen, Bohnenschnitzeln und dergleichen beschäftigt, wobei er sich nicht zu übernehmen brauchte und doch etwas nütze sein konnte. Darüber schien die Feindschaft der Spittelbrüder langsam heilen zu wollen, denn da sie nimmer den ganzen Tag beisammen waren, hatte jeder in den Mußestunden genug zu klagen und zu berichten. Auch bildete jeder sich ein, man habe ihm gerade diese Arbeit seiner besonderen Vorzüge wegen zugeteilt und ihm damit über den andern einen Vorrang zugestanden. So zog sich der Sommer hin, bis schon das Laub braun anzulaufen begann und die Abende, an denen man bis neun Uhr ohne Licht sein konnte, ein Ende nahmen.

Da begegnete es dem Fabrikanten, als er eines Nachmittags allein im Torgang saß und sich schläfrig die Welt betrachtete, daß ein fremder junger Mensch den Berg herunterkam, vor der Sonne stehen blieb und ihn fragte, wo es denn zum Rathaus gehe. Hürlin war aus Langeweile höflich, lief zwei Gassen weit mit, stand dem Fremden Rede und bekam für seine Mühe zwei Zigarren geschenkt. Er bat den nächsten Fuhrmann um Feuer, steckte eine an und kehrte an seinen Schattenplatz bei der Haustüre zurück, wo er mit überschwenglichen Lustgefühlen sich dem lang entbehrten Genusse der guten Zigarre hingab, deren letzten Rest er schließlich noch im Pfeiflein aufrauchte, bis nur noch Asche und ein paar braune Tropfen übrig waren. Am Abend, da der Seiler vom Schulzengarten kam und wie gewöhnlich viel davon zu erzählen wußte, was für feinen Birnenmost und Weißbrot und Rettiche er zum Vesper gekriegt und wie nobel man ihn behandelt hatte, da berichtete Hürlin auch sein Abenteuer mit ausführlicher Beredsamkeit, zu Hellers großem Neide.

„Und wo hast denn jetzt die Zigarren?“ fragte dieser alsbald mit Interesse.

„Geraucht hab' ich sie,“ lachte Hürlin protzig.

„Alle beide?“

„Jawohl, alter Schwed, alle beide.“

„Auf einmal?“

„Nein, du Narr, sondern auf zweimal, eine hinter der anderen.“

„Ist's wahr?“

„Was soll's nicht wahr sein?“

„So,“ meinte der Seiler, der es nicht glaubte, listig; „dann will ich dir was sagen. Dann bist du nämlich ein Rindvieh und das kein kleines.“

„So? Warum denn?“

„Hättest eine aufgehebt, dann hättest morgen auch was gehabt. Was hast jetzt davon?“

Das hielt der Fabrikant nicht aus. Grinsend zog er die noch übrige Zigarre aus der Brusttasche und hielt sie dem neidischen Seiler vors Auge, um ihn vollends recht zu ärgern.

„Siehst was? Ja gelt, so gottverlassen dumm bin ich auch nicht, wie du meinst.“

„So so. Also da ist noch eine. Zeig einmal!“

„Halt da, wenn ich nur müßte!“

„Ach was, bloß ansehen! Ich versteh' mich darauf, ob's eine feine ist. Du kriegst sie gleich wieder.“

Da gab ihm Hürlin die Zigarre hin, er drehte sie in den Fingern herum, hielt sie an die Nase, roch ein wenig dran und sagte, indem er sie ungern zurückgab, mitleidig: „Da, nimm sie nur wieder. Das ist vom allergeringsten Kraut, von der Sorte bekommt man zwei für den Kreuzer.“

Es entspann sich nun ein Streiten um die Güte und den Preis der Zigarre, das bis zum Bettgehen dauerte. Beim Auskleiden legte Hürlin den Schatz auf sein Kopfkissen und bewachte ihn ängstlich. Heller höhnte: „Ja nimm sie nur mit ins Bett! Vielleicht kriegt sie Junge.“ Der Fabrikant gab keine Antwort, und als jener im Bett lag, legte er die Zigarre behutsam auf den Fenstersimsen und stieg dann gleichfalls zu Nest. Wohlig streckte er sich aus und durchkostete vor dem Einschlafen noch einmal in der Erinnerung den Genuß vom Nachmittag, wo er den feinen Rauch so stolz und prahlend in die Sonne geblasen hatte und wo mit dem guten Dufte ein Rest seiner früheren Herrlichkeit und Großmannsgefühle in ihm aufgewacht war. So hatte er früher zwischen Bureau und Fabriksaal am feinen Stengel gesogen und sorglose, herrschaftliche, großkaufmännische Wolken hinausgeblasen! Und dann schlief er ein und während der Traum ihm das Bild jener versunkenen Glanzzeit vollends in aller Glorie zurückbeschwor, streckte er schlafend seine gerötete und aus dem Richtmaß geratene Nase mit der ganzen vornehm stolzen Weltverachtung seiner besten Zeiten in die Lüfte.

Allein mitten in der Nacht wachte er ganz wider alle Gewohnheit plötzlich auf, und da sah er im halben Licht den Seilersmann zu Häupten seines Bettes stehen und die magere Hand nach der auf dem Simsen liegenden Zigarre ausstrecken.

Mit einem Wutschrei warf er sich aus dem Bette und versperrte dem Missetäter den Rückweg. Eine Weile wurde kein Wort gesprochen, sondern die beiden Feinde standen einander regungslos und faselnackend gegenüber, musterten sich mit durchbohrenden Zornblicken und wußten selber nicht, war es Angst oder Übermaß der Überraschung, daß sie einander nicht schon an den Haaren hatten.

„Leg die Zigarre weg!“ rief endlich Hürlin keuchend.

Der Seiler rührte sich nicht.

„Weg legst sie!“ schrie der andere noch einmal, und als Heller wieder nicht folgte, holte er aus und hätte ihm ohne Zweifel eine saftige Ohrfeige gegeben, wenn der Seiler sich nicht beizeiten gebückt hätte. Dabei entfiel demselben aber die Zigarre, Hürlin wollte eiligst nach ihr langen, da trat Heller mit der Ferse drauf, daß sie mit leisem Knistern in Stücke ging. Jetzt bekam er vom Fabrikanten einen Puff in die Rippen, und es begann eine gelinde Balgerei. Es war zum erstenmal, daß die beiden handgemein wurden, aber die Feigheit wog den Zorn so ziemlich auf, und es kam nichts Erkleckliches dabei heraus. Bald trat der eine einen Schritt vor und bald der andere, so schoben die nackten Alten ohne viel Geräusch in der Stube

herum, als übten sie einen antiken Tanz, und jeder war ein Held und keiner bekam Hiebe. Das ging so lange, bis in einem günstigen Augenblick dem Fabrikanten seine leere Waschschüssel in die Hand geriet; er schwang sie wild über sich durch die Luft und ließ sie machtvoll auf den Schädel seines unbewaffneten Feindes herabsausen. Sonderlich weh tat es gewiß nicht, aber dieser Hauptschlag mit der Blechschüssel gab einen so kriegerisch schmetternden Klang durchs ganze Haus, daß sogleich die Türe ging, der Hausvater im Hemde hereintrat und mit Schimpfen und Lachen vor den Zweikämpfern stehen blieb.

„Ihr seid doch die reinen Lausbuben," rief er scharf, „boret euch da splitternackt in der Bude herum, so zwei alte Geißböcke! Packet euch ins Bett, und wenn ich noch einen Ton hör', könnt ihr euch gratulieren."

„Gestohlen hat er" — schrie Hürlin, vor Zorn und Beleidigung fast heulend. Er ward aber sofort unterbrochen und zur Ruhe verwiesen. Die Geißböcke zogen sich murrend in ihre Betten zurück, der Stricker horchte noch eine kleine Weile vor der Türe und auch als er fort war, blieb in der Stube alles still. Neben dem Waschbecken lagen die Trümmer der Zigarre am Boden, durchs Fenster sah die blasse Spätsommernacht herein und über den beiden tödlich ergrimmten Taugenichtsen hing an der Wand von Blumen umrankt der Spruch: „Kindlein, liebet euch untereinander!"

Wenigstens einen kleinen Triumph trug Hürlin am andern Tage aus dieser Affäre davon. Er weigerte sich standhaft, fernerhin mit dem Seiler nachts die Stube zu teilen, und nach hartnäckigem Widerstand mußte der Stricker sich dazu verstehen, jenem das andere Stübchen anzuweisen. So war der Fabrikant wieder zum Einsiedler geworden, und so gerne er die Gesellschaft des Seilermeisters los war, machte es ihn doch schwermütig, so daß er zum erstenmal deutlich spürte, in was für eine hoffnungslose Sackgasse ihn das Schicksal auf seine alten Tage gestoßen hatte.

Das waren keine fröhlichen Vorstellungen für den armen Alten. Früher war er, ging es wie es mochte, doch wenigstens frei gewesen, hatte auch in den elendesten Zeiten je und je noch ein paar Batzen fürs Wirtshaus gehabt und konnte, wenn er nur wollte, jeden Tag wieder auf die Wanderschaft gehen. Jetzt aber saß er da, rechtlos und bevormundet, bekam niemals einen blutigen Batzen zu sehen und hatte in der Welt nichts mehr vor sich als vollends alt und mürb zu werden und zu seiner Zeit sich hinzulegen.

Er begann, was er sonst nie getan hatte, von seiner hohen Warte am Allpacher Straßenrain über die Stadt hinweg das Tal hinab- und hinaufzuäugen, die weißen Landstraßen mit dem Blick zu messen und den fliegenden Vögeln und Wolken, den vorbeifahrenden Wagen und den ab- und zugehenden Fußwanderern mit Sehnsucht nachzublicken, als ein trauernder Ausgeschlossener und Liegengebliebener, der nimmer mitkann. Für die Abende gewöhnte er sich nun sogar das Lesen an, aber aus den erbaulichen Geschichten der Kalender und frommen Zeitschriften heraus hob er oft fremd und bedrückt den Blick, empfand, daß er mit diesen Leuten und Begebenheiten nichts gemein und nichts zu tun habe, erinnerte sich an seine jungen Jahre, an Solingen, an seine Fabrik, ans Zuchthaus, an die Abende in der ehemaligen Sonne und dachte immer wieder daran, daß er nun allein sei, hoffnungslos allein.

Der Seiler Heller musterte ihn mit bösartigen Seitenblicken, versuchte aber nach einiger Zeit doch den Verkehr wieder ins Geleise zu bringen. So daß er etwa gelegentlich, wenn er den Fabrikanten draußen am Ruheplatz antraf, ein freundliches Gesicht schnitt und ihm zurief: „Schönes Wetter, Hürlin! Das gibt einen guten Herbst, was meinst?" Aber Hürlin sah ihn nur an, nickte träg und gab keinen Ton von sich.

Vermutlich hätte sich allmählich trotzdem wieder irgendein Fädlein zwischen den Trutzköpfen angesponnen, denn aus seinem verstockten Tiefsinn und Gram heraus hätte Hürlin doch ums Leben gern nach dem nächsten besten Menschenwesen gegriffen, um nur das elende Gefühl der Vereinsamung und Leere zeitweise loszuwerden. Der Hausvater, dem des Fabrikanten stilles Schwermüteln gar nicht gefiel, tat auch, was er konnte, um seine beiden Pfleglinge wieder aneinanderzubringen. Da kam endlich allen dreien eine Erlösung, wenn schon eine zweifelhafte.

(Schluß folgt.)

Zur Hundertjahrfeier von Schillers Tell.

Von **Adolf Frey** in Zürich.

Ort der Handlung: Vor der Tellskapelle am Vierwaldstättersee.

I.

Kinder kommen und tanzen, wozu sie singen:

Frau Frene hat einen Feigenbaum,
Da legt sich Tannhauser schlafen;
Es kommt ihm vor in seinem Traum,
Nach Rom muss er wallfahrten.
    Gib mir die Hand und spring
    Mit mir in diesem Ring!
    Tannhauser und Frau Frene!

Da stand er auf und ging zum Papst,
Er ging mit blutten Füssen,
Er fiel wohl nieder auf seine Knie,
Seine Sünden wollt' er büssen.
    Gib mir die Hand . . .

Der Papst hält einen dürren Stab,
Den stösst er wider die Erden:

„So wenig dieser Stab ergrünt,
Wird dir vergeben werden!“
Gib mir die Hand . . .

Da zog er heim in Frau Frenes Berg
Und ewig ohne Ende,
Da fand er ihren roten Mund
Und ihre schlohweissen Hände.
Gib mir die Hand . . .

Es währt wohl an den dritten Tag,
Der Stab trägt Laub und Blumen,
Tannhauser ist vom Papst gelöst
Von aller Schuld und Sünde.
Gib mir die Hand . . .

Wildmann und Wildfrau, ganz in Tannenreiser eingehüllt, kommen herbei gesprungen.

Platz, ihr Chinder, für d' Chilbilüt!

Es erscheinen die Kilbeleute, voran eine Musik, bestehend aus Geige, Bassgeige und Klarinette. Wildmann und Wildfrau treten vor.

Wildmann.

Wenn i-n-emol es Fraueli ha,
So weiss i, was i mache:
I legge-n-em e Kummet a
Und fahre mit em z' Acher.

Wildweib.

Wenn eine es steinigs Acherli het
Und au e mutze Pflug,
Derzue n-es rüdigs Fraueli,
So het er z' chratze gnue.

Wildmann.

Dreckigs Buremeiteli,
Wie viel Eier um e Batze?

Wildweib.

Gnädige Herr us der Stadt,
Schläcket mi ab, so wird i glatt —
Drü Eier um e Batze.

Beide.

Wie höcher uf em Bergli,
Wie chüeler der Wind:
Wie nächer bim Schätzli,
Wie chliner die Sünd.

Schön Rosen im Garte,
Meirisli im Wald,

Chund der Gugger cho rüefe,
So ghöre si's bald.

Wildmann.

Meitli, i will d'r en Batze ge,
Wenn d' mi lost es Chüssli ne!

Wildweib.

Bisch du nid e närsches Chind?
Bhalt din Batze und chüss mi gschwind!

Beide.

Bald so lüchtet der Obestärn
Und i möcht zue mim Schätzeli gärn.

Wo-n-i chume vor's Schätzelis Hus,
Ist mis Schätzeli nümmen uf.

Wo-n-i chume vor's Schätzelis Tür,
Sind scho alli Rigeli für.

Do legg i mi under e Birlibaum,
Bis's mir vo mim Schätzeli traumt.

Ein Fahnenschwinger tritt vor und vollzieht das Fahnenschwingen unter Musikbegleitung.

Wie er fertig und zurückgetreten ist, setzt die Musik von neuem ein, ein Paar tritt vor und tanzt einen alten Tanz. Hierauf stimmen alle Anwesenden das Lied an:

Es pfeift ein Vöglein heuer
Im Wald zum letztenmal:
Da klingeln von den Alpen
Die Senten in das Tal.
In unserm Hirtenlande
Da steht ein güldner Thron,
Drauf sitzt die Muttergottes
Mit ihrem heiligen Sohn.
Sie ist in Ewigkeit
Mit Gnaden übergossen
Und hält uns allezeit
In ihrer Hut beschlossen.

Stäubt Sturm den Schnee zum Gaden,
So lacht das Hirtenkind:
Bald blinzelt durch den Laden
Der Lenz und sein Gesind.
In unserm Hirtenlande . . .

Dann fegt von Bühl und Halde
Der Föhn den Winterwust
Und alle Raine stolzieren
Mit Jodler und mit Blust.
In unserm Hirtenlande . . .

Auf wieder mit den Herden!
Gesegnet ist das Jahr
Mit Frieden und mit Tagwerk,
Wie es den Ahnen war.
In unserm Hirtenlande . . .

Während des Gesanges gehen alle Anwesenden ab. Den letzten noch begegnend und von ihnen neugierig betrachtet, erscheint Goethe mit einem alten Schiffer und zwei jungen Schifferinnen.

Goethe.

Heut blüht das Hirtenjahr mit Lust und Lied ab
Nach Väterbräuchen, die der Enkel hütet,
In seinen Felsenzirkeln unberührt
Von Sturm und Brandung aufgeregter Welt.

Wie lieblich lauscht im Sonnenblick der See
Und spielt die Schmeichelwogen ans Gestad,
Indessen ungeheure Steingebilde,
Das Haupt mit weissen Wolken überschleiert,
In den Bezirk der dünnen Lüfte steigen.
Sanft lagern zwischen ernsten Felsensäulen,
Von Kluft und dunkeln Wäldern abgegrenzt,
Die grünen Täler mit den braunen Hütten.
Der Herdenglockenlaut von Trift und Halden
Und Ruderschlag auf sanftbewegter Welle
Umklingen dieser Hirten Lebenslauf
Und den gemessnen Gang der stillen Horen.

Hier ist dir mancher Pfad bereitet, Muse,
Sei's nah der Flut, sei's im Gebirge droben
Auf Ziegensteigen zwischen Trümmerblöcken,
Wo du dem Fremdling aus dem fernen Norden
Das Lied der Hirtenhelden singen magst,
Die Zwingherrnwillkür männlich abgeschüttelt.
Von Bucht zu Bucht, von Berg zu Bergen lispelt
Die graue Sage ungewohnte Taten,
Und wo ein Ruder schlägt, ein Wandrer schreitet,
Blickt sie aus ernsten Augen sinnend auf.
Dort drüben in der Hut des Waldgeländes
Erwuchs der Schwur in herber Spätherbstnacht
Und schüttete den Samen der Empörung
Bergaufwärts ins entlegenste Gelass.
Auf Weg und Stegen flüsterte Verschwörung,
Und jeder sah den andern wissend an,
Denn kein Verrat gedieh in diesem Volke.
Hier auf die Klippe wagte Tell den Sprung,
Der Schütze, Ferge und Achill der Hirten,
Und stiess des Drängers Fahrzeug in den Sturm.
Von dieser Stelle brach er auf zum Schusse,

Der ihn unsterblich machte, wie der erste.
Gewähre mir am heim'schen Herde, Muse,
Der Männer Werke mit dem Licht der Matten
Und mit der Felsennacht in eins zu weben,
Nacheifernd dem Gesange des Homer!
Im Norden gönne mir, mit frischen Augen
Mein eingesammelt Reisegut zu schauen,
Das ich von Tag zu Tage glücklich mehrte:
Den See im Mondenstrahl, im Mittagsglast,
Darauf der starren Berge schwankend Bild;
Die Nebelschleppen an den Felsenfüssen,
Vom ersten Morgenleuchten zart entzündet;
Den Sturm, der aus den Schluchten in die Flut stürzt
Und brüllend rings der Berge Flanken peitscht;
Die Wiesen und den Wald im Morgentau,
Vom Jauchzen neuerwachten Lebens klingend;
Den alten Weg zum rauhen Haupt des Gotthard,
Wo die beeisten Zacken niederstarren,
Wildwasser aus den Urgesteinen tosen,
Die Nebel steigen, sinken, ziehen, schwinden!

(Sinnend vor sich hinblickend. Pause.)

Auf diesen Pfaden wandert harmlos Tell,
Die schweren Lasten durch die Höhen schleppend,
Und singt beim Niederstieg ein altes Lied,
Er, der ein halb Jahrtausend schon zum Lied
Im Mund der Männer und der Frauen ward!

(Sich zu den Schifferinnen wendend.)

Ihr Maidlein, singt mir noch einmal das Lied
Vom Tell, das ihr mir überm Wasser sangt!
Auf diesen Uferaltarsteinen blüht
Am würdigsten Gesang dem Heros auf.

(Die zwei Schifferinnen treten vor und singen, vom Alten begleitet.)

Wilhelm bin ich der Telle
Aus altem Heldenblut,
Dem Vaterland erworben
Hab ich der Freiheit Gut.
Es trieb auf wilden Wellen
Das Schiff und der Tyrann,
Doch auf die Felsenplatte
Dem Zwingherrn ich entrann.

Wohl über der hohlen Gassen
Stand ich dem Vogt bereit,
Bei einer Haselstauden
Erharrt' ich meine Zeit.
Und als er kam geritten
Mit seinen Knechten vorbei,

Traf ich ins Herz ihn mitten
Und brach die Tyrannei.

Wir drei Gesellen haben
Geschlossen einen Bund,
Da wurden die Burgen und Festen
Gebrochen auf den Grund.
Dran denket, Eidgenossen!
Ein Tell kommt nimmermehr;
Drum haltet fest in Händen
Der Väter Ehr und Wehr!

Goethe.

Wie hold der Widerhall von Fels und Flut!
O möchte künftig wie seit grauen Zeiten
Nur Jauchzer und die hirtliche Schalmei
Das Echo dieser Felsentempel hören!
(Nachdenklich)
Der Kriegsgott macht den Rundgang durch die Welt —
Vielleicht, dass er dies Paradies verschont!
(Ab mit den andern.)

II.

Ein Haufen Weiber, Kinder und Greise erscheinen, und einige halten Ausschau auf den See hinaus.

Maria Vonmatt.

Seht, seht! schon wiederum ein Floss und voll
Mit Kriegsvolk!

Kaspar Durrer.

Wie die blanken Büchsen blitzen!

Anton Zumbühl.

Und auch Kanonen sind dabei — zwei — drei!

Remi Amstad
(links auf der Bühne, auf seinen Stab gestützt).

Schon gestern ging es den geschlagnen Tag
Und heut die ganze Nacht mit Flössen und
Mit Nauen. Blutig züngelten die Fackeln
Und zeigten unser nahend Unheil an.
Es kauerte im Schiff wie Teufelsfratzen,
Und das Gerufe gellte das Gestad auf.

Ignaz Imboden
(in der Mitte, auf den Stab gestützt).

Und auch zu Lande rückten sie herbei,
Husaren, Grenadiere, Voltigeurs.

Seitdem die Schweden in das Land gezogen
Vor unvordenklich abgelaufner Zeit,
Ward nie bei uns ein solches Heer erhört.

Jöri Anderrüti
(rechts, gleichfalls auf einen Stab gestützt).

Ein schandbar Volk! Es hat im eignen Lande
Gemordet und Gottshäuser eingeäschert,
Italien ausgeraubt und Bern geplündert
Und Freveltat auf Freveltat gestossen.
Das ist ein Kampf mit Teufeln, nicht mit Menschen!
(Man hört Sturm läuten.)

Maria Vonmatt.

Die Kirchen und Kapellen stürmen wieder!

Katharina Schriber.

Die Not muss gross sein!

Kaspar Durrer.

Ach, wie steht's mit Unsern!

Maria Vonmatt.

Allmächt'ger Gott, wie wird es uns ergehen!

Kaspar Durrer
(zu dem bewaffnet dahereilenden Benedikt Joller).

Wohin so schnell des Wegs?

Benedikt Joller (vierzehnjährig).

Wohin? Dahin,
Wo's heute jeden treibt, der helfen will.

Kaspar Durrer.

O junges Blut —

Benedikt Joller.

Was junges Blut? Ob jung,
Ob alt, es ist ein jeder recht, der dreinschlägt! (Ab.)

Kaspar Durrer.

Der Väter Mannheit ist uns noch geblieben!
Die Kinder selber zieht es in den Streit,
Wie's in den alten Heldenbüchern heisst.

Anton Zumbühl.

Da Tapferkeit nicht mangelt, und Gebete
Zum Himmel sendet, was nicht kämpfen kann,
So lassen wir die Hoffnung nicht auf Sieg.

Remi Amstad.

Die Hoffnung lass ich fahren! Die Altvordern
Erharrten ihren Feind nicht hinterm Bollwerk,
Sie rückten an die Marken ihm entgegen
Und rüsteten ihm Schmaus und Willkomm zu,
Dass er mit seinem Blut die Zeche zahlte
Und keinen mehr nach Wiederkehr verlangte.
Heut aber steht der Feind in unserm Bergland,
Dass uns der Raum gebricht zu Lauf und Ansprung.

Ignaz Imboden.

Zur Zeit der Bundesblüte zuckten alle
Geschwornen Banner samthaft in die Lüfte,
Sobald der Kriegshauch eins erst aufgeweht,
Wie Flammen aus demselben Schindeldach.
Ein Land, ein Zorn, ein Heer und eine Schlacht —
Das machte uns den grossen Herren furchtbar.
Jetzt aber tritt der Feind ein Flämmchen nach
Dem andern mühlos aus — und uns zuletzt!

Jöri Anderrüti.

Den Ahnen würzte Krieg den faden Frieden.
In Fehden aufgenährt, nach Fehden dürstend,
Vererbten sie vom Vater auf den Enkel
Der Schlachtengänger ungestümen Geist.
Doch wir zermürbten mählich mit dem Ruhm,
Den wie die Kriegswehr heimlich Rost zerfrass.
Uns blieb nur ungefüge Tapferkeit,
Die den Gefahren trotzt, doch sie nicht vorsieht!

Kaspar Durrer
(zu dem verbunden herbeiwankenden Hans von Flüe).

Um aller Heiligen willen sag, wo kommst
Du her? Und sag, wie siehst du aus?

Hans von Flüe.

Sei froh,
Dass du nicht warst, wo ich! Es war das Rauhste,
Was ich erlebt, fast, denk' ich, auch das Letzte!

Maria Vonmatt.

Hast du den Seppi nicht gesehn?

Katharina Schriber.

Was weist du
Vom Toni? Lebt er noch?

Josefa Kaiser.

Wo ist mein Mann?

Hans von Flüe.

Gebt Ruh! Mir brennt der Kopf wie Höllenglut!
Es ist mir rot vor meinen Augen, rot
Vom vielen Blut und schwarz vom Pulverdampf!
Glaubt mir, wer heut zu Boden kam, der springt
Sobald nicht wiederum auf seine Beine.
Das Leben war so wohlfeil heut wie Schnitze
Lebkuchen auf der Kilbe sind. Ich will
Nicht selig werden, wenn ich weniger
Als Finger hier an dieser meiner Hand
Von den Weisshosen in das Gras gelegt.

Kaspar Durrer.

Wie ging's denn zu? Ist alles hin und fertig?

Hans von Flüe.

Der Streit ist hin, das Land dazu! Wir haben
Mannhaftig uns zur Wehr gesetzt. Was half's!
Die Überzahl erdrückte uns am Ende.
Kaum tagt' es recht am Berg, so spratzelte
Das Pulver schon auf unsern Pfannen. Finstre,
Totstille Reihen schlichen vom Gestad her,
Und immer neue Dränger schütteten
Die Flösse und die Nauen an das Land.
Wir zielten sauber, doch wo einer stürzte,
Da standen zwei und drückten Schritt für Schritt uns
Zurück und zehnteten uns manchen Mann.
Das Pulver ging uns aus. Da brauchten wir
Die Kolben. Einen traf ich, dass der Schaft
Zersprang. Dann schlug ich mit dem Rohr drein. Plötzlich
Wird's Nacht um mich. Weiss nicht, wie lang ich lag.
Jetzt, wie ich wieder zu mir komme, tobt
Der Kampf schon weit bergauf. Die Häuser brennen,
Es tost von Schüssen, Glocken und Geschrei.
Aus einem Büschel Toter wind' ich mich
Heraus und weiss nicht, wie ich hierher kam —
Hier hat mein Weg ein Ende — Betet, betet
Für meine arme Seele! Ach, ich hab'
Es bitter nötig, nötiger als ihr!

(Wankt zur Seite.)

Josef Blättler

(mit Hans Niederberger auf einer aus Zweigen geflochtenen Tragbahre eine Verwundete herbeibringend).

Da, sorgt für sie, was noch zu sorgen ist!
Wir haben keine Zeit! Die Teufel sind
Uns auf dem Hals! (Ab.)

Maria Vonmatt.

Die Esther Odermatt!

Katharina Schriber
(beugt sich über sie).

Es ist vorbei! Sie ist im Schoss der Heiligen!

Remi Amstad.

Die arge Zeit steht auf dem Kopfe! Mädchen
Verbluten im Gefechte für die Heimat,
Indes ein langer Friede uns ergrauen
Und kraftlos werden liess, den Untergang
Des Landes jammervoll mit anzuschauen.

Aloys Aschwanden
(graubärtig, blutig, ein Gewehr in der Hand, herbeieilend).

Mit glüher Rute stäupte uns der Herr!
Das ganze Tal ist eine einz'ge Brandstatt,
Die Kirche brennt, der letzte Stadel lodert!
Kein Brett ist mehr, worauf der Müde rasten,
Kein Winkel, wo der Kranke sterben kann!
Das Feld ist wüst, die Herden sind geraubt!
Wo Brunnen strudelten, da sickert Blut,
Wo fromme Kreuze standen, grinst der Mord!
Denn Greis und Mann und Jüngling schlug das Schwert! (Ab.)

Ein Senne tritt auf, einen Wunden stützend, der eine fast leere Fahnenstange trägt. Ein Schuss knallt. Die beiden stürzen über dem Banner zusammen. Ein Haufe Franken erscheint. Einige von ihnen rufen: liberté, fraternité, égalité! Andere feuern Schüsse ab. Unter den Klängen der Marseillaise entfernen sie sich. Die Anwesenden verharren in ängstlicher Beklommenheit. Ernste Musik ertönt und nimmt dann eine hellere, kräftige Färbung an. Da erscheint

Schiller.

Mit Schmerzen klag' ich eure herbe Drangsal,
Die selbst dem starren Auge des Barbaren
Der Tränen ungewohnten Zoll erpresste.
Der Franke brachte euch die neue Freiheit
Und brach die alte Freiheit euch in Stücke,
Zugleich der Bünde grauen Bau zerschmetternd,
Der lang vor Wetterunbill euch beschirmt.
Errichtet ist der neuen Freiheit Altar,
Jedoch erschlagen liegt davor der Hirt
In seinem Blut, und seine Hütte lodert
Als grauser Opferbrand anklagend auf.
Doch auf die Herzen über Los und Fügung!
Noch trägt und hegt euch heil'ge Muttererde,
Die aufgewühlte Trift begrast sich wieder,
Das Leben überblüht die tiefsten Grüfte,

Dem Trümmerschutt entsteigen neue Hütten,
Und stillvertraute Weisen singend schüttet
Geneigt Geschick die Lose aus der Urne.
Um eure Stirnen spült noch heut der Berghauch,
Der schon der Vordern kräftiges Geschlecht
Genährt; von Felsenstaufen setzen Bäche,
Darein der Ahne schon die Lippe tauchte;
Es blitzt dieselbe Flut um euern Kiel,
Die störrisch einst das Ruder Tells umschäumte.
Noch schreitet das gelenke Volk der Sennen
Am jähen Fluhband jodelnd durch die Nebel,
Und in die schneebehangnen Schlüfte klettert
Der Jäger auf, das Gemswild zu belauern
Und in den Horst des Adlers einzuklimmen,
Der im Gewölke seinen Fittig netzt.
Und gleich dem Ahnen, der mit harten Fäusten
Furchtlos die stahlgeschiente Zwingherrnkralle
Zerdrückte und der erzgebundnen Garbe
Von Widersachern Streit und Fehde bot,
So standet mutig ihr dem Feind und Tod!
Zwar euch verliess der Väter Glück, jedoch
Ihr Mannsinn blieb euch und die Heimatliebe.
Das ist ein Heiltum, das Dämonen bändigt!
Wer diese Tugenden im Busen trägt,
Ertrotzt vom spröden Schicksal sich das Glück.
Vertraut! euch lächeln wieder sel'ge Tage,
Wo ihr, vereint mit treuen Bundgenossen,
Im lieblichsten und trotzigsten Gelände
Der Welt die angestammte Flur bebaut.
Und wo ihr friedsam eure Herden hirtet,
Auf windgekrausten Wogen Segel spannt,
Die braune Scholle grabt, die Gemse pirscht,
Im ernsten Spiel die blanke Waffe probt,
Da gehn allüberall mit euch die Ahnen,
Die in den gleichen Gründen einst geatmet.
Dreifach beglückt, wem auf des Lebens Pfaden
Die Vorderhut der hehren Schatten vorgeht!
Mit stillen Augen, sanft wie Mitnachtsterne,
Betrachten sie des Enkels werdend Werk
Und weisen mit den ausgestreckten Händen
Lautlos, doch dringlich auf das rechte Ziel.

Die Kunde von dem Hochsinn eurer Väter
Strahlt auf den Erdkreis wie der Firnen Schneeschein,
Und Märe schlägt in alterswürdiger Chronik
Die sieggefüllten Blätter freudig um.
Begierig trank ich ihre hohe Botschaft,

Und kühnliches Geschehnis, heldische
Gestalten füllten mächtig meinen Busen.

Während der folgenden Worte erscheinen hinter Schiller Tell, den Knaben an der Hand, Walther Fürst, Stauffacher usw. und stellen sich im Halbkreis auf.

Schon sah ich hier an Uferfelsgebreiten
Und drüben an dem schwesterlichen Hange
Des Sees den Tell mit seiner sichern Armbrust,
Den greisen Freiherrn und die kluge Gertrud,
Sah die beherzten drei, die allererst
Die Hand zum Schwur erhoben, sah gewicht'gen
Ratschlag am Feuer in der Rütlinacht!
Ich sah die vögtische Gewalt und Untat,
Ich sah den Strafpfeil von der Sehne schwirren,
Sah Zwingherrnhuten brechen, Burgen lodern!
Fast wie im Traum aus sonn'gen Geisterweiten
Umtönt von Herdenreigen und Schalmeien
Und überstrahlt von Silbergletscherlicht,
Goss ich in Dichterworte, was ich sah!
Und meine Seele goss ich ganz hinein,
Mit meinem Hauch versunkne Welt belebend!
Wenn fürderhin der Ahn, der Vorzeit Schleier
Abstreifend, greifbar, blutwarm vor euch tritt,
So trachtet, seiner würdig stets zu bleiben,
Und seid des Sängers eingedenk, dem schon
Die Schatten ewiger Nacht entgegendunkeln
Und der, zu unterst auf des Lebens Stufe
Vom letzten Sonnenblick gestreift, sein Werk
Dem Volk der Schweizer in die Hände legt!

Es erscheinen zwei schwarzgekleidete Genien, nehmen den Dichter in die Mitte, führen ihn nach vorwärts die Stufen herunter in einen bereitstehenden Kahn und rudern mit ihm davon. Unterdessen ertönen die wehmütigen Klänge eines Alphorns. Die Gestalten aus seinem Tell treten, dem Dichter nachfolgend, in den Vordergrund. Gesang der Insassen der drei grossen bekränzten Nauen, in welchen sich die Vertreter der drei Stände Uri, Schwyz und Unterwalden befinden und in welche während des Gesangs alle Spielenden einsteigen. Sobald die letzten eingestiegen sind, setzen sich die Nauen in Bewegung, um zum Schillerstein hinüberzufahren.

Halbchor.

Lasset uns seeüber steuern
Zu dem wettergrauen Steine,
Der auf grünem Wogenschilde
Trotzig Strand und Flut bewacht!

Seht auf seiner Stirn die Zeichen,
Die in Gottes Sonne funkeln!
Seht des Dichters hehren Namen,
Der uns wie ein Gott beschenkt!

Schwenkt die Fahnen in die Lüfte!
Streuet Lieder auf die Wellen,
Dass es von den Felsensöllern
Klingend auf die Wasser träuft!

Gesang aller.

Es schlief am felsbesäumten Strande
Die Sage ein beim Flutensang;
Da brachen ihre Schlummerbande,
Als ihr dein Saitenspiel erklang.

Du hast des Ahnen Mund entsiegelt
Und deiner Seele Glut und Hort
In seiner Seele abgespiegelt
Und ihn gefürstet durch dein Wort.

Es wird dein Name bei uns blühen,
So lang am Berg die Gemse springt,
So lang von absturzsteilen Flühen
Des Alphorns tiefes Heimweh klingt!

Rede bei der Einweihung des Schillermuseums in Marbach am 10. November 1903.

Gehalten von Karl Weitbrecht, gest. 10. Juni 1904.

Die nachstehende Rede war die letzte, die Karl Weitbrecht gehalten hat, und so ist das letzte, was er öffentlich gesprochen, seinem Lieblingsdichter gewidmet gewesen, für den er sein Leben lang, am eifrigsten im letzten Jahrzehnt seines Lebens, im Kampfe gestanden ist. Davon zeugen am lautesten die zwei Bücher: „Schiller in seinen Dramen" (Stuttgart Fr. Frommanns Verlag. 1897) und „Schiller und die deutsche Gegenwart" (Stuttgart A. Bonz & Cie. 1901), aber auch vielfache sonstige Ausführungen auf dem Katheder und in anderen Büchern. Daß er zu Schiller in ein besonderes Verhältnis trat, hatte seinen Grund nicht etwa in einer landsmannschaftlichen Vorliebe für Schiller, also in schwäbischem Partikularismus, sondern war durch verschiedene andere Gründe bedingt. Es lag einmal in seinem Lebensgang: so ganz verschieden der Schillers und Karl Weitbrechts war: in der Überwindung der Lebenswiderstände schon fast von der Schule an, im unausgesetzten Kampf mit dem Druck des Lebensschicksals, mit der Not und Sorge, mit all den Beschränkungen und Hemmungen des äußeren Lebens, „die schwache Naturen zu Brei quetschen, starke Naturen zu Stahl hämmern" — in all

diesen Dingen fühlte Karl Weitbrecht eine innere Verwandtschaft mit Schiller und hat sich an ihm und mit ihm durch sie durchgearbeitet und sie bezwungen. Das zweite, das ihn zu Schiller führte, war, was ihm zeitlebens als Dichter wie als Ästhetiker ein heiliges Anliegen war: Ethik und Ästhetik als eine untrennbare Einheit, und er hat stets die Ansicht vertreten, daß Schillers eigentümliche Wucht und Größe sich nur dem Auge offenbare, das ethische und ästhetische Werte ungetrennt in einem zu messen vermöge. Auf einen Mangel in diesem Stück führte er auch die Schillerverachtung der Modernen wenigstens mit zurück, und diese Schillermißachtung war's, die ihn für Schiller auf den Kampfplatz führte. Er fand, daß wie einst den Romantikern so auch den Heutigen bei ihrer ästhetischen und ethischen Zucht- und Gesetzlosigkeit das starke ethische Pathos Schillers so wenig paßte wie seine ästhetische Strenge und Geschlossenheit; daß ihrem eitlen Spiel mit Leben und Dichtung Schillers hoher Ernst, ihrer kleinen, im üblen Sinn ästhetisierenden Weltbetrachtung die Größe des Schillerschen Horizontes unbequem war; daß die nervöse Sucht nach Umwertung aller Worte sich übel gestoßen habe an den festen Positionen Schillers, und daß man, da man ihn als einen Großen nicht so geschwind aus dem Wege räumen konnte, an ihm mit einem Seitenblicke knabenhafter Verachtung vorbeigegangen sei. Er forderte dagegen bei aller Kritik unsern Großen doch Liebe und Respekt und jene Wärme, die aus einem persönlichen Verhältnis zu der Persönlichkeit des großen Dichters, aus der Fähigkeit kommt, ihn mit dem eigenen Wesen im Kern seines Wesens zu erfassen.

Und so ist er denn gegen das Übereinkunftsmärchen vom veralteten Schiller kräftig in die Schranken getreten, wo und wie er konnte. Und er hatte dazu noch ganz besonderen Grund. Denn er war der Ansicht, daß Schiller gerade unserer Zeit recht viel zu sagen habe, und nahm mit Freuden wahr, daß, im Gegensatz zu seinen Verächtern unter den Literaten, in unserem Volke sich wieder ein stärkeres Bedürfnis nach Schiller regte; „denn das deutsche Volk pflegt sich allemal wieder seines Schillers zu erinnern, wenn es sich selbst finden und sich selbst fühlen will, wenn es ihm not tut, sich in seinen besten Lebenskräften zu sammeln zu energischer Selbstbehauptung, wenn es seine eigenen Ideale, seinen angeborenen Nationalwillen wieder hervorzugraben sucht unter dem Schutt, den seine Bildungsirrungen und fremde Begriffsverwirrungen darüber gehäuft haben". Und so tritt Schiller „mit der Wucht seiner geistigen und ethischen Persönlichkeit auch vor unsere deutsche Gegenwart wieder als ein Wecker und Mahner und Warner, als ein Rufer und Führer zu dem, was eine Nation bedarf, wenn sie bestehen soll unter den andern und leisten soll, wozu sie berufen ist". Was unsere deutsche Gegenwart bedarf und von Schiller lernen kann und soll, ist Männlichkeit, weite Horizonte, Zucht und Gewissen, Begeisterung und eine einheitlich geschlossene Weltanschauung, wie Karl Weitbrecht das in dem zweiten Aufsatz des Buches: „Schiller und die deutsche Gegenwart" packend ausgeführt hat.

Ob Karl Weitbrecht an der jetzt beliebten Art der Schillerfeier, an dem ganzen „Getue" früherer Schillerverächter eine besondere Freude gehabt hätte? Der von 1859 rühmte er nach, daß es sich damals nicht um eine Jubiläumsmode, um keine Mache sensationsbedürftiger Literaten gehandelt habe, sondern um ein wahres und echtes Bedürfnis des deutschen Volkes. Wenn dieses auch jetzt im deutschen Volke vorhanden ist, so hat Karl Weitbrecht jedenfalls das seinige dazu getan, daß es so ist, daß die Kenntnis und Wertschätzung Schillers nicht bloß als des größten Tragikers, sondern nach seiner ganzen gewaltigen Persönlichkeit in weite Kreise getragen wurde, und darum wäre es ihm zu gönnen gewesen, wenn er einige Früchte seines Wirkens in diesem Schillerjahr hätte schauen dürfen.

Auch dichterisch ist Karl Weitbrecht von Schiller angeregt worden. Mit besonders feinem Spürsinn hat er das Humoristische an Schillers Wesen dargelegt, er hat sogar dem Lester in Maria Stuart gerade von diese Seite beizukommen und schauspielerisch aufzuhelfen versucht; und so ist ihm eine Episode aus Schillers Leben zu einem

hübschen Verslustspiel geworden: Doktor Schmidt, Lustspiel in drei Akten (Stuttgart Fr. Frommanns Verlag, 1890). Unter diesem Namen hielt sich bekanntlich Schiller nach seiner Flucht im Herbst 1782 im Gasthof zum Viehhof in Oggersheim bei Mannheim auf, wie Andreas Streicher, der treue Gehilfe der Flucht, dem Karl Weitbrecht bei dieser Gelegenheit ein Ehrendenkmal setzen wollte, berichtet, unter dem Namen Doktor Wolf. Ursprünglich sollte das Lustspiel „Der Verehrungsmichel" heißen, und er hat sich zu seinem Schaden, wie die Aufführungen und die Kritiken zeigten, bestimmen lassen, den Decknamen Schillers auf den Titel zu setzen. Denn die blöde Verehrungsmichelei eines Dichters, die darin die eigene Eitelkeit bespiegelt, aber nicht imstande ist, etwas für ihn zu tun, wenn er in Not kommt, war ihm die Hauptsache, und der Held ist nicht Schiller, sondern eben der blamierte Verehrungsmichel, Kaufmann Derain. Wie sich über Schillers Haupt die Gefahr zusammenzuballen scheint, wie die damalige Mannheimer Schillergemeinde ihren verehrten Dichter zu retten sucht, und wie sich schließlich alles in Wohlgefallen auflöst, das ist namentlich im dritten Akte mit guter dramatischer Steigerung und viel Humor aber auch mit einem Einschlag warmen Gefühls zur Darstellung gebracht. Da die Aufführung keinerlei Schwierigkeiten macht, so dürfte das Stück wohl im Schillerjahr da und dort auch von Dilettanten zur Aufführung gewählt werden. Die Farben des Stückes sind echt, und so wenig bedeutend die paar Worte sind, die Schiller spricht: von der aufsteigenden Größe des geflüchteten Regimentsmedikus bekommt man durch das Stück einen tiefen Eindruck. „Von der Größe" handelt ein Aufsatz Karl Weitbrechts in dem genannten Buche: an Schiller zeigt er, was Größe ist, und spricht am Schlusse Worte, die wie für unsere Tage geschrieben scheinen: „Wie im Jahre 1859 die große Schillerfeier mit elementarer Gewalt alle Deutschen um Schiller sammelte, so regt sich auch jetzt wieder etwas wie eine neu wachsende Erkenntnis oder wenigstens ein stärkeres Gefühl davon, daß Schillers Größe nicht veraltet ist, daß die Nation ihn noch nicht entbehren kann, daß sie ihn vielmehr gerade jetzt wieder braucht und brauchen kann als eine wirkende Kraft für die neuen Zukunftsaufgaben, die so dringend an die Pforten des Nationalgewissens pochen. — — Wenn sich erweisen läßt — und es läßt sich erweisen — daß Schiller nach einem reichen Jahrhundert der einschneidendsten Neuerungen und Umwälzungen nicht nur mit seiner Persönlichkeit und seinen Werken noch lebendig wirksam in seiner Nation ist, sondern daß er unter so mannigfach veränderten Bedingungen des nationalen und Kulturlebens gerade den neuesten Bedürfnissen der Nation wieder zu dienen vermöchte, daß gerade die deutsche Gegenwart ihn wieder brauchen kann wie nur einen: dann ist er jedenfalls keiner von denen, die ein Jahrzehnt oder auch ein Vierteljahrhundert erschafft und verschlingt, kein Produkt und Knecht eines vorüberrauschenden Zeitgeists, sondern einer von denen, die wesentliche Bedeutung für ihre Nation und damit auch für die Menschheit haben, einer von den wahrhaft Großen, an denen man nicht vorbeikommt! An ihm mögen die Kleinen, die Scheingrößen und Gernegroßen, die Modischen und Neuerungssüchtigen, die Zeitgeistlichtlein und Tagesknechte kritteln und nörgeln, bröckeln und rütteln, so lange sie wollen: was einmal groß ist, besteht und wirkt weiter, wenn jene längst klanglos zum Orkus hinabgegangen sind."

Und ein selbstloser Herold wahrer Größe gewesen zu sein, wie Karl Weitbrecht, ist ein Ruhm, der dem viel zu früh dahingeschiedenen schwäbischen Dichter und Ästhetiker bleiben wird auch über das Schillerjahr hinaus.

Wimpfen am Neckar. Richard Weitbrecht.

Die Zeugnisse und Urkunden zu sammeln und zu bewahren, die Urkunden in Schrift und Bild, die Kunde geben von dem vergänglichen Leben und unvergänglichen Wirken eines Großen, sie zugänglich zu machen für alle, die sich das Bild des Geistes, den sie verehren, deutlicher machen, erweitern, vertiefen, es auch bis in die Tiefe seines Äußeren, seines Irdischen

und Sterblichen verfolgen möchten: solch ein Tun ehrerbietiger Liebe und dankbaren Gedenkens ist wohlbegründet und natürlich gewurzelt in den edelsten Trieben der Menschenseele, und wehe dem Volke oder der Zeit, da diese Triebe verdorrt oder gewaltsam ausgerottet sind! Nicht als ob alle diese Dokumente das unsterbliche Leben selbst wären, als ob in ihnen schon der Geist lebte und rauschte, den wir lieben und verehren: sie sind Schutt und Moder, so wie wir sie zu Schutt und Moder fallen lassen; der Genius lebt sein unsterbliches Leben in uns, in all den Geistern, die sein lebendiges Wirken verspüren, in der Nation, der er unzerstörbares Geistesleben geschenkt hat, Geist vom Geiste, fortzeugendes Leben aus seinem Leben. Es wäre wider seinen Sinn, wenn wir den äußeren Spuren seines Erdenlebens einen Wert für sich beimessen, wenn wir aus ihnen und vor ihnen einen geistlosen Dienst aufrichten wollten, der Überbleibsel anbetet und mit den tausend Nichtigkeiten wichtig tut, die auch um das Erdenleben des Größten sich aufhäufen. Aber das sei fern von uns! Nur mahnen sollen uns diese äußeren Zeichen, daß auch er ein Mensch unter Menschen gewesen ist und dem Menschlichen seinen Zoll entrichtet hat; nur eindringlicher, anschaulicher, sinnenfälliger machen sollen sie uns das Bild eines Lebens, das aufwärts sich gerungen hat zum Höchsten, was ein Mann gewinnen kann, dauernde Geistestaten für sein Volk; und je lebendiger jene äußeren Zeichen in innerer Beziehung stehen zu diesen Geistestaten, je mehr sie imstande sind, uns das Licht zu verstärken, das aus seinen Werken strahlt, uns die Kraft zu vermitteln, die uns aus den Werken berührt, desto wertvoller sollen uns die Zeugnisse und Urkunden sein, desto mehr Recht haben wir, auch sie zu sammeln und zu hüten und so auch einen äußerlich sichtbaren Beweis zu liefern, daß man in Deutschland noch nicht verlernt hat, den wahrhaft Großen, den Helden, Verehrung, Bewunderung und Liebe darzubringen. Denn ein Volk, das seine Helden und großen Männer, von welcher Art sie seien, zu mißachten und zu vergessen beginnt, beginnt selbst zu sinken der Nacht des Vergessens entgegen.

Und so steht nun — nicht weit von dem bescheidenen Hause seiner Geburt, das lichte Haus, das hüten und zeigen soll, was der Schwäbische Schillerverein über Schillers Leben und Schaffen an Dokumenten jeglicher Art zu hüten und zu zeigen hat. Wer will sich wundern, wer will es schelten, daß auf schwäbischem Boden dieses Haus steht, daß es gerade hier steht bei Marbach, in der weihevollen, stimmungsvollen Einsamkeit dieses Hügels? Gewiß gehört ja Schiller der ganzen deutschen Nation, nicht bloß dem Schwabenland und Schwabenstamm; es hieße das Maß seiner Größe mindern, wenn man aus ihm nur eine Stammesgröße machen wollte; und wir brauchen uns nicht um den törichten Vowurf zu kümmern, der immer von Zeit zu Zeit wieder laut wird, daß schwäbische Eigenliebe Schiller für sich in Anspruch nehme, um ihn dann allerdings wieder zu einer Größe empor zn schrauben, die ihm nicht gebühre. Ja, gottlob, wir lieben noch unser Eigenes und halten es hoch, und zum besten Eigenen, was wir Schwaben haben, gehört noch immer Friedrich Schiller; er gilt noch im Schwabenland als das, als was er mit Fug und Recht zu gelten hat, vom Königspalast bis zum bescheidensten Hause — aber wo lebt der Tor bei uns, der ihn für

schwäbisches Wesen unter Schloß und Riegel nehmen wollte? Wenn das schwäbische Eigenliebe ist, was uns Schiller nicht vergessen und seine Größe nicht mindern läßt, was das Königshaus mit dem Volk in der Liebe zu diesem Eigenen zusammenschließt — nun wohlan: das ist doch gerade ein echter Zug deutschen Wesens, daß die Stämme ihr Eigenes zu pflegen und zu hüten und zu ehren wissen und daß sie eben damit ihr Bestes beisteuern für das nationale Besitztum des ganzen deutschen Volks, daß der Deutsche die Mannigfaltigkeit will und wahrt in der Einheit und die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Das ist ja dem Deutschen schon zur Schwäche geworden, aber darin liegt auch seine geistige Stärke, und der Schwabenstamm braucht sich nicht zu schämen, wenn er sich dessen bewußt bleibt, was er zum allgemeinen deutschen Geistesbesitz schon beigesteuert hat. Darin braucht ihn auch nicht irre zu machen, wenn ihm vorgeworfen wird, daß seine Eigenliebe es sei, welche die Größe Schillers über das Maß hinaus hebe, das ihm gebühre. Was in dieser und ähnlicher Weise Schiller zu verkleinern beflissen ist, das ist die arme Weisheit einer um die festen Maßstäbe gekommenen Zeit, einer Zeit und Geistesrichtung, die in unseligem Eifer, alle Werte umzuwerten, die Schätzung für Schillers Größe verloren hat, weil Schiller allerdings nicht ist, wie die lärmenden Wortführer des Tages oder Jahrzehntes übereingekommen sind, daß ein Großer sein sollte, weil er nicht so ist, sondern viel viel größer, freier, fester, klarer, reicher und reiner. Mag jene Zeitrichtung noch eine Weile sich brüsten, Schiller wird sie überdauern; und inzwischen ist es gut, daß auf schwäbischem Boden dieses ihm geweihte Haus steht als ein Zeugnis, daß die Schwaben unter ihres Königs Führung unbewegt vom Winde der Zeit an Schiller festhalten. Und daß dies Haus hier in der Stille Marbachs steht, statt im Rauschen einer großen Stadt — ist's nicht auch gut so? Die Stadt Marbach hat schon lange mit besonderer Treue das Andenken Schillers gepflegt — warum soll sie nicht auch dieses Haus in ihre besondere Obhut nehmen dürfen? Aber das ist's nicht allein. Die Stille und weihevolle Einsamkeit hier außen, seitab und doch nicht allzufern von den großen Verkehrswegen, sie eignet sich doch ganz besonders für die stille Sammlung, mit der ein jeder dem Genius nahen soll, wenn er sich tiefer in sein Bild versenken will. Es ist ja nicht unmöglich, Stille und Sammlung sich zu gewinnen auch im lautesten Getriebe; aber es ist doch etwas anderes, wenn schon der Ort und die Umgebung dazu einladen und dem Geiste sagen: hier sollst du ruhen und einsam sein, einsam vernehmen den Flügelschlag eines anderen Geistes, mit ihm emporschweben zu den lichten Höhen, von denen sich's weitum schaut über Welt und Zeit, mit ihm eindringen in die Tiefen, wo die Seele etwas ahnt vom Rätsel des Daseins, von den Rätsellösungen des Ewigen! Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen: wer einem Genius wie Schiller wirklich nahekommen, wer in die Welt seines Geistes eindringen will, zu wirklichem Verständnis und Mitleben, der muß eine ganze gesammelte Persönlichkeit dazu mitbringen, muß in der Stille Aug in Aug' gegenübertreten. Das Stöbern im Papier allein, das bloße gelehrte Wissen tut's nicht; es kann einer sehr beschlagen sein in Buchstaben von ihm und über ihn und doch von seinem Geiste, von seiner persönlichen Kraft noch wenig verspürt haben. Mit dem Verstande

allein faßt man den großen Geist nicht, man muß ihn mit der Seele, mit den innersten Kräften des Gemüts ergreifen, mit einem rein und hochgestimmten Wissen, mit dem zum Schauen geöffneten geistigen Auge. Auch gelehrte Forscherarbeit kann nur gedeihen auf dem Grunde solcher Seelenverfassung. Und dazu braucht's Stille und jene Einsamkeit der Seele, in der sie sich selbst vernehmen kann und was ein Geist zum andern spricht. Ist doch auch ein Geist wie Schiller selbst nur in solcher Stille und Einsamkeit zu der Größe und Höhe, zu der Kraft und Wucht gewachsen und gediehen, die wir an ihm verehren. Wohl ist er äußerlich aus der Stille und Einsamkeit herausgetreten, die ihn in der Jugend umfingen, wohl hat er immer weitere Kreise durch die Welt gezogen, hat sich mit der Welt eingelassen und mit ihr auseinandergesetzt in hartem Kampf wie in friedlichem Verständnis. Er hat nie zu jenen weichen Ruheseelen gehört, die von jeder unsanften Berührung der Außenwelt ängstlich in sich zusammenzucken. Er war eine tapfere, unerschrockene Kampfnatur, er hatte etwas Soldatisches wie sein Vater, er setzte das Leben ein, um das Leben zu gewinnen. Aber die schwersten, die entscheidendsten Kämpfe hat er doch ausgekämpft in der Stille und Einsamkeit der eigenen Seele; dort und in diesen Kämpfen ist der Dichter in ihm zu der Größe gewachsen, in der er jetzt vor uns steht, so sind die Werke in ihm gereift, die zum unverlierbaren Besitz des deutschen Volkes gehören. Wenn eines Dichters Ruhm in die Jahrhunderte geht und Jahrhunderte überdauert, wenn Marmor und Erz von ihm zeugen, wenn ein Blättlein, von seiner Hand geschrieben, als ein Wertgegenstand gilt — wie viele sind wohl unter den Tausenden, die das als selbstverständlich hinnehmen, wie viele sind unter ihnen, die ahnen und empfinden, womit der Gefeierte in den stillen Tiefen seiner Seele den Ruhm und die Größe erkauft hat, die ihm so heiter von der Stirne strahlen? Auch den Werken des Genius, wenn sie nun dastehen und die Zeit überdauern in göttlicher Leichtigkeit und unverwelklicher Jugend, sieht man es nicht mehr an, unter wie viel Nöten sie gewachsen sind, welches Maß von Mühsal und Arbeit, Kummer und Sorge, Leid und Bitterkeit von einer tapferen Seele überwunden und niedergezwungen werden mußte, daß sie so schön werden konnten, jene Werke, so reich und stark, so licht und heiter. Schiller aber ist wahrlich auch in diesem Stück der ersten einer, in Kampf und Leiden erprobt ein Tapferer der edelsten Art, sein Lebensgang ist der Gang eines Helden, der die Welt bezwingt und am Ende als Sieger fällt. Ja, einem Helden ist dies Haus geweiht, und so oft wir es betreten, begleitet von den Bildern und Gestalten seiner Dichtung, umgeben von der Fülle seiner Gedanken und Gesichte, so mag an seinem Bilde auch der tapfere Mut sich heben, den wir alle brauchen, um das Leben zu bestehen und zu überwinden und, jeder in seiner Weise, reif zu werden, wie Schiller reif gewesen ist, als er das Leben von der Höhe des Wirkens wog. Und wenn zu den Erinnerungen an Schiller in diesem Hause auch die Erinnerungen an andere schwäbische Dichter sich gesellen, an einen Uhland, einen Mörike, oder wer es auch sei, freuen wir uns, daß unter dem Banner der Dichtung, das Schiller vorangetragen hat, noch eine Schar von wackeren Schwaben mitzieht! Freuen wir uns dessen als eines Zeugnisses, daß die Poesie nicht stirbt, daß sie nicht flieht

aus dem deutschen und dem schwäbischen Lande, auch wenn noch andere Aufgaben als die der Kunst und Dichtung den Deutschen gebieterisch zum Kampfe und zur Arbeit rufen, wenn das deutsche Volk allmählich auch wieder zu einem Volk der Tat und der Macht heranreift, nachdem unsere Helden des Geistes ihm vorlängst den Namen eines Volks der Dichter und Denker erworben haben. Und die Dichtung ist die größte und mächtigste, die auch zur Tat und zur Macht, zum Kampf um Herrschaft und Freiheit nicht lähmt, nicht weich und schlaff macht, sondern stärkt und stählt und zugleich veredelt, eine Dichtung wie die Friedrich Schillers.

Vom russisch-japanischen Krieg.[1]

Von General Wilhelm von Scherff in München.

Es war gegen die Mitte der letzten 70er Jahre, daß ich in Berlin zu einem Diner geladen war, welches der neuernannte Ministerresident in Tokio, Kapitain v. Eisendecher, vor seiner Ausreise einer Anzahl befreundeter Diplomaten, Abgeordneten und Offizieren gab, und dem selbstverständlich auch der japanische Vertreter am Kaiserhofe anwohnte.

Im preußischen Abgeordnetenhause spielten sich z. Z. gerade ziemlich heftige Debatten über eine neue Provinzial- und Gemeindeordnung ab, und es konnte in dieser Gesellschaft nicht ausbleiben, daß das Tischgespräch sich sehr bald um diese Kämpfe drehte.

Da mischte sich denn auch der damals noch sehr junge japanische Gesandte Aoki in die Unterhaltung, indem er in fließendem Deutsch die Bemerkung einwarf, die Verhandlungen interessierten ihn insofern ganz besonders, als sie durchweg Fragen berührten, welche in seinem Vaterlande bereits seit 200 Jahren (dem Sturze der Feudalherrschaft der Daimos und ihrer Ersetzung durch eine Beamtenregierung) zu allseitiger Befriedigung gelöst seien; Japans Fehler sei seitdem nur gewesen, daß es sich nach außen vollkommen abgeschlossen, und die Regierung geglaubt habe: eine gute innere bedürfe keiner äußeren Politik!

Wohl niemand unter uns hat damals daran gedacht, daß diese, im Grunde erst Ende der 60er Jahre durch die Errichtung ständiger Vertretungen inaugurierte „neue japanische äußere Politik“ sich bereits ein kleines Menschenalter später soweit herausgewachsen haben werde, um aus eigener

[1]) Vortrag gehalten im Kolonial-Verein München am 30. März 1905.

Kraft einen welthistorischen Krieg mit der größten europäischen Militärmacht — man kann dreist sagen — zu provozieren!

Wenn ich in dieser Stunde, ehrenvoller Aufforderung Folge leistend, Ihnen von diesem Kriege zu sprechen, unternommen habe, so schicke ich gleich voraus, daß ich Sie dabei weder mit militärischem Detail zu überbürden, noch mit theoretischen Streitfragen zu langweilen beabsichtige.

Immerhin wird es für ein richtiges Verständnis der Dinge nicht ganz vermieden werden können, vorher kurz an einige Grundwahrheiten zu erinnern, die — seit überhaupt Krieg geführt wird — den Erfolg oder Mißerfolg im kriegerischen Handeln beherrscht haben.

Den Lesern der Monatshefte gegenüber kann ich mich in betreff dieser Wahrheiten auf meine früheren Ausführungen in diesen Blättern beziehen und will hier nur noch einmal kurz hervorheben, daß,
insofern man eine zweck- und zielbewußte Anwendung kriegerischer Mittel mit Vorliebe als „Strategie" zu bezeichnen pflegt, man in diesem „strategischen Handeln" je nach dem „politischen Kriegszweck" oder dem „militärischen Kriegsziele" eine doppelte Seite zu unterscheiden hat, von welcher der einen „die Bereitstellung der nötigen Mittel für den gewollten Zweck", der anderen „die Anwendung der verfügbaren Mittel für ein erreichbares Ziel" obliegt.

Jene habe ich früher als „kriegspolitische", diese als „rein-militärische Strategie" bezeichnet.

Angesichts dieser „Wechselwirkung" erklärt Feldmarschall Moltke ausdrücklich, daß

> „die Politik sich des Krieges zur Erreichung ihrer Zwecke bediene, so zwar, daß sie sich vorbehalte in seinem Verlaufe ihre Ansprüche zu steigern oder mit einem minderen Erfolge sich zu begnügen",

daß aber unbedingt

> „diejenige Strategie der Politik am besten in die Hand arbeite, welche ihr Streben stets auf das mit den gebotenen Mitteln überhaupt erreichbar höchste Ziel richte!"

Für eine richtige Würdigung von Verantwortung und Verdienst im gegenwärtigem Kriege mußte hier erst nochmals auf diesen theoretischen Unterschied verwiesen werden, ehe ich mich zu dem historischen Verlaufe selbst wenden konnte.

*

Die offizielle, unmittelbare Veranlassung des Konfliktes ist wohl noch in allseitiger Erinnerung.

Im Jahre 1897 hatte Rußland — zweifellos auf das gleiche Ziel gerichteten englischen Bestrebungen das Prävenire spielend — den befestigten chinesischen Hafen von Port Arthur und sein als Kwan-tun bezeichnetes nächstes Hinterland von der kaiserlichen Regierung in Peking erpachtet, und seitdem die Anlagen dieses, im Kriege von 1895 von den Japanern eroberten, beim Friedensschlusse aber auf russisch-deutsch-französische Vermittelung hin wieder an China zurückgegebenen Platzes, sowie seinen Eisen-

bahnanschluß über Mukden auf Charbin an die große sibirische Linie in rascher Arbeit zum Ausbau gebracht.

Als die Boxer-Wirren von 1900 das Einschreiten der Weltmächte gegen China veranlaßt hatten, waren russische Heeresabteilungen auch in die chinesische Mandschurei eingerückt, und dann „zum Schutze der Bahn gegen tschungusische Räuberbanden“ noch dort verblieben, nachdem die anderen Mächte ihre Truppen aus den pazifizierten Gebieten wieder zurückgezogen hatten.

Trotz wiederholter Zusagen „man werde die Mandschurei räumen, sobald man mit China über die Modalitäten zu einem befriedigenden Abschlusse gekommen sei“, war russischerseits bis in den Winter 1903/04 damit noch kein ernstlicher Anfang gemacht.

Da sah sich denn die japanische Regierung, die schon zwei Jahre vorher ein Bündnis mit England zum Schutze des beiderseitigen Besitzstandes gegen einen kombinierten feindlichen Angriff geschlossen hatte, veranlaßt, darüber, wie namentlich auch über neuere russische Bestrebungen auf Erwerb gewisser Gerechtsame im souveränen Kaiserstaate Korea mit dem Petersburger Kabinett in direkte Verhandlungen einzutreten, die sehr bald mehr und mehr zu einem Konflikte sich zuzuspitzen drohten.

Unter dem — wohl auch nicht ganz unbegründeten — Vorwurfe einer absichtlichen Verschleppung dieser Unterhandlungen ist dann — offenbar von Rußland nicht so rasch erwartet — am 7. Februar 1904 japanischerseits in Petersburg „der Abbruch der diplomatischen Beziehungen“ verkündet worden, und dieser Mitteilung, ohne weitere besondere Kriegserklärung, schon in der Nacht vom 8. zum 9. Februar der Überfall auf die russische Flotte vor Port Arthur gefolgt!

Ein Krieg war ausgebrochen, dessen beiderseitige Menschen- und Geldopfer zur Stunde schon kaum von irgendeinem der Weltkämpfe des vorigen Jahrhunderts übertroffen sein dürfte!

Man wird mit der Behauptung kaum irregehen, daß es sich angesichts solcher Hartnäckigkeit des politischen Willens doch zweifellos hier noch um andere Kriegszwecke handeln muß, als um jene „platonischen“ Motive, um derentwillen das soviel kleinere Japan dem mächtigen Zarenreich in den Arm gefallen sein soll!

Schwerlich doch bloß um der „schönen Schlitzaugen“ seines weitläufigen Vetters in China willen, der selbst bis zur Stunde noch keinen Finger gerührt hat; unwahrscheinlicher noch des uneigennützigen Schutzes der durch die Russen bedroht erscheinenden Schattensouveränität des schwachen Kaisers von Korea wegen: sondern einzig und allein aus schwerwiegendsten eigenen Staatsinteressen hat offenbar Japan zum Schwert gegriffen.

Sicherlich nicht bloß, weil er ein von ihm — nach englischem Muster in Ägypten, französischem in Tunis, amerikanischem in Kolumbien — dazu noch in vollem Einverständnisse mit dem rechtmäßigen Herrn besetztes — wie man immer wiederholt: für Rußland gänzlich wertloses — Gebiet, nur anderen Mächten zum Tort, nicht alsbald wieder räumen will, sondern lediglich weil dort wichtigste staatliche Lebensfragen auf dem Spiele stehen, sendet der friedfertige Zar Korps auf Korps nach dem fernen Osten.

Auch ohne hier hohe Politik treiben zu wollen, wird man sagen müssen: nicht schrankenlose Eroberungssucht oder überschäumender Tatendrang, sondern einzig und allein: die Natur der Dinge drängt einerseits das insulare Japan dazu, sich einen gesicherten Zugang zum rückwärtigen Festlande suchen, nötigt andererseits das kontinentale Rußland dazu, sich einen offenen Zutritt zum Weltmeer schaffen zu müssen, und treibt beide Mächte damit in einen geographisch unversöhnlichen Konflikt, nicht des Rechtes, sondern — der Macht!

Japan, das mit seinen vierhundert Inseln und Inselchen auf dreißig Breitegrade hin das ostasiatische Festland umspannt, hatte schon in alten Zeiten wiederholt seine Hand auf das immer wieder mit Erfolg widerstrebende Korea gelegt, und es ist nur derselbe Drang, der einst England zu seinen mittelalterlichen Eroberungszügen nach Frankreich getrieben hatte, welcher heute die wieder aufgelebte „äußere Politik" des asiatischen Inselreiches aufs neue veranlaßt, es mit einer modernen pénétration pacifique des spröden Kaiserreiches zu versuchen.

Den russischen Bestrebungen nach einer offenen Ausgangstür ins Weltmeer aber tritt auf dem Bogen von Archangel bis Wladiwostok die Natur mit ihrer Eissperre, auf dem südlichen Bogen von der Nordsee bis zum Gelben Meer der englische Einfluß entgegen, der allerwege nur das Recht einer offenen Eingangstür ins Binnenland anerkennen will!

Angesichts solcher Sachlage erscheint der gänzliche Mangel an historischem Geiste nahezu unverständlich, der da immer noch an die Möglichkeit glauben machen will: die klaffenden Risse des Kampfes ums Dasein im Völkerleben mit dem „englischen Pflaster" von Schiedsverträgen verkleben zu können, und unwillkürlich gemahnt einen der Gedanke: den russisch-japanischen Konflikt beim Haager Schiedsgericht zum Austrage haben bringen zu sollen, an jenen berühmten Prozeß in den „Fliegenden Blättern"!

Da hat ein Bauer den anderen verklagt, daß „er mit seinen Gespannen immer über seinen Acker fahre, das brauche er sich nicht gefallen zu lassen!"

„Da hat Er recht!" — entscheidet der Richter.

Demgegenüber wendet der Verklagte ein: „sein Acker liege einerseits am Flusse, werde andererseits vom Besitz des Nachbarn rings umschlossen und er müßte doch auf sein Feld kommen können!"

„Da hat Er recht!" — lautet auch hier der richterliche Spruch!

Da mischt sich der Gerichtsdiener mit der Bemerkung ein: „Aber Herr Richter, beide können doch nicht Recht haben!"

Und drauf der Mann des Gesetzes — „Jetzt hat Er recht!"

Kein Salomo im Haag würde anders urteilen können, wo der russische Weg ins Meer und der japanische ins Hinterland China einander kreuzend, jeder über des anderen Acker führt!

Wie dort die Bauern, so müssen hier die Staaten selbst: „sich schlagen oder vertragen" und nicht das Recht, das ihnen nach richterlichem Spruche ja beiden zur Seite steht, sondern einzig und allein — die Gewalt kann entscheiden!

Wie es damit bestellt war und ist? — davon weiter.

*

Wenn der politische Kriegszweck nur auf dem Wege der Wehrlosmachung des Gegners;
wenn solche Wehrlosmachung des Feindes nur auf dem Wege der Besiegung seiner lebendigen Streitkräfte und der Eroberung des denselben als Basis dienenden Landes verfolgt werden kann: so ist klar, daß wo das Meer die beiden Gegner trennt: die Erringung der Seeherrschaft für beide Teile das erste und wichtigste militärische Kriegsziel bilden muß!

Trotzdem die Russen deshalb in richtiger Voraussicht eines jedenfalls „nicht unmöglichen" Konfliktes in Ostasien sich in der letzten Zeit die Verstärkung ihrer Seestreitkräfte im Stillen Ozean mit großem Eifer hatten angelegen sein lassen, war doch beim Kriegsausbruch ein numerisches Gleichgewicht mit der japanischen Flotte nur in bezug auf die vorhandenen (7) Linienschiffe erreicht, indes dem Gegner an Kreuzern (27 : 12) und namentlich an Torpedofahrzeugen (± 100 : 44) noch eine nicht unwesentliche Übermacht zur Verfügung stand.

Nachteiliger aber noch als nach dieser numerischen Seite lagen die Verhältnisse für die Russen auch dadurch, daß während die japanische Flotte im Hafen von Sahebo (der südlichen Küste von Korea nahe gegenüber) in sich vereinigt lag (und nur gegen Port Arthur und Wladiwostok patrouillierte): die russische Flotte im Moment des Kriegsausbruches, sich

mit den Linienschiffen und nur 6 Kreuzern auf Port Arthur,
mit 3 großen und 1 kleinen Kreuzer auf Wladiwostok, und
mit 2 Kreuzern auf Tschemulpo (den Hafen der koreanischen Hauptstadt Söul)

verteilt befand!

Wie aber so „kriegspolitisch" Japan besser wie Rußland verstanden hatte: schon im Frieden

für den gewollten Kriegszweck ausreichende Kräfte rechtzeitig an zweckentsprechender Stelle bereit zu stellen;

so hat auch die japanische Kriegführung „militärstrategisch" dem Gegner die Initiative des Handelns vorweg zu nehmen gewußt! —

Bereits am 6. Februar 1904 — einen Tag vor der Peterburger Erklärung — war das Gros der japanischen Schlachtflotte mit „Order für Port Arthur" in See gegangen, auf dessen Außenreede — wie man japanischerseits wohl sicher wußte! — die russische Flotte keines Kriegszustandes gewärtig ohne alle Sicherungsmaßregeln vor Anker lag.

In der Nacht vom 8. zum 9. Februar erfolgt dann kurz nach Mitternacht der unter obwaltenden Umständen allerdings sehr erleichterte, aber auch schneidig durchgeführte Torpedoüberfall, dem in kurzer Zeit die russischen Linienschiffe „Cesarewitsch" und „Retwisan" und der geschützte Kreuzer „Pallada" erliegen, die sich mit Mühe nach den Innenhafen zurückschleppen mußten.

Trotz dieses unglücklichen Anfanges geht Admiral Stark den mit Tagesanbruch näher herangekommenen japanischen Schlachtschiffen entschlossen entgegen; Admiral Togo aber weicht nach kurzer Kanonade dem russischen Gegenangriffe auf die hohe See aus.

Dem schweren Schlage vor Port Arthur folgt unmittelbar auch der

Verlust der beiden russischen Kreuzer in Tschemulpo, die beide gleichfalls ohne alle Kenntnis von einem Kriegsausbruche, durch die den ersten japanischen Landtransport nach Söul eskortierenden überlegenen Kräfte überrascht, dem Feinde nach heldenmütiger Gegenwehr erliegen.

Innerhalb weniger Tage ist so die russische Schlachtflotte bereits um ein starkes Viertel ihres Bestandes geschwächt!

Die russische Regierung hat das Verfahren der Japaner den Weltmächten als „völkerrechtswidrigen Friedensbruch" denunzirt; die Mächte aber haben bekanntlich daraus keine Veranlassung genommen: gegen den Friedensbrecher eine Exekutionsflotte auszurüsten, damit also sein Vorgehen stillschweigend als „berechtigt" anerkannt! Wenn wir in den letzten Septembertagen erlebt haben, wie außerordentlich leicht ein unglücklicher, an sich selbst unbedeutender „Zwischenfall" das Volksempfinden in einer Weise aufzuregen vermag, daß selbst eine friedfertigste Regierung sich dadurch vielleicht schon innerhalb vierundzwanzig Stunden in einem ungeahnten Konflikt hineingerissen sehen kann: so wird es „für jeden, den es treffen kann" die eindringlichste Lehre der Vorgänge von Port Arthur und Tschemulpo bilden müssen, daß nur die rascheste, eigen Kriegsfertigkeit ihn vor ähnlichen, „politischen Überfällen" zu schützen vermag!

Der russischen Regierung und vor allem ihrem mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüsteten „Statthalter im fernen Osten", dem Admiral Alexejew wird der Vorwurf nicht erspart bleiben können: sich in leichtfertiger Weise im kriegsungünstigen Momente durch den „Übergang des Gegners von der Unterhandlung zur Gewalthandlung", haben überraschen zu lassen!

Bis zur Stunde leidet die russische Kriegsführung unter diesen Sünden einer mangelhaften, diplomatischen und militärischen Kriegsvorbereitung, zu denen sich dann offenbar auch noch der gröbliche Fehler einer anfänglichen Unterschätzung des Gegners gesellt hat!

Anders dieser Gegner! —

Angesichts der „verfügbaren eigenen Kräfte" hat selbstverständlich von Hause aus die japanische Strategie nicht mit dem „letzten militärischen Kriegszweck der vollen Wehrlosmachung des Gegners" rechnen können.

Immerhin brauchte es unter den obwaltenden — in Tokio zweifellos ziemlich genau bekannten — Umständen keineswegs als eine Unmöglichkeit zu gelten: mit eigener Übermacht die relativ schwachen russischen Streitkräfte in einem ersten siegreichen Feldzuge aus der Mandschurei vertreiben zu können, um dann z. B. durch eine baldige Rückgabe dieses Landes an den rechtmäßigen Besitzer sich die chinesische Regierung zum — mehr oder minder freiwilligen — Bundesgenossen zu gewinnen!

Kam man auf diesem Wege vielleicht mit Rußland zu einen raschen Frieden; etwa auf der Grundlage des „beschränkteren Kriegszieles" einer freien Hand in Korea, so war damit jedenfalls ein guter Anfang für später gemacht!

Entstanden aber anderen Falles aus einem fortgesetzten Widerstande Rußlands gegen die japanisch-chinesische Koalition weitgehendere Verwicklungen zwischen den Weltmächten selbst, so konnte die japanische Regierung

sicher sein, dabei jedenfalls das seemächtige England auf ihrer Seite zu sehen!

Wie aber auch immer man sich in Tokio die Fortentwicklung der Dinge gedacht haben mag: erste und unerläßliche Vorbedingung für den zu verfolgenden „engeren oder erweiterten Kriegszweck" bildete unter allen Umständen: der rasche militärische Erfolg und zu dem Ende: die richtige Wahl des ersten militärischen Kriegszieles.

Die Unschädlichmachung der russischen Flotte,

die Eroberung von Port Arthur, als ihres z. Z. wichtigsten strategischen Stützpunktes, und

die Vertreibung der feindlichen Landstreitkräfte aus der Mandschurei jedenfalls bis über die heilige Hauptstadt Mukden hinaus, stellten sich klar erkenntlich als die drei Hauptetappen für eine „zweckentsprechende Anwendung der verfügbaren Kriegsmittel" dar.

Je rascher und vollkommener es dabei gelang, die feindlichen Seestreitkräfte auf einen Stand herabzudrücken, der dem Transporte der eigenen Landstreitkräfte keine ernsten Schwierigkeiten mehr zu bereiten vermochte, desto mehr konnte die Eroberung von Port Arthur vor der Vertreibung des Gegners aus der Mandschurei in zweite Linie zurücktreten und desto größer die Wahrscheinlichkeit werden, für diesen wichtigsten Kriegszweck überlegene Kräfte verfügbar stellen zu können!

Die — wie wir später sehen werden — auffallend weite Zurückverlegung der Landung der 1. japanischen Armee (bei Söul, 350 km von der Grenze) und der späte Abtransport (erst Anfang Mai) ihrer 2. Armee führen beide sich zweifellos allein auf die Bedenken zurück, welche der japanischen obersten Heeresleitung selbst nach dem glücklichen Februaranfang die russische Flotte noch immer einzuflößen vermocht hat, die damit — zum wesentlichen Vorteil ihrer Landarmee — die ersten ernstlicheren Zusammenstöße zu Lande um gut sechs Wochen weiter hinausgeschoben hat, als ohnedem wohl nötig gewesen wäre!

Schon in diesem ersten vorbereitenden Maßnahmen erkennt man aber gleich von Hause aus, den auch später überall zutage getretenen charakteristischen Grundzug berechneter, äußerster Vorsicht, durch welchen die japanische Kriegführung sich bis jetzt — vielleicht nicht immer zu ihrem Vorteile — ganz besonders ausgezeichnet hat, und der uns schon — meines Erachtens hier sogar zum ausgesprochenen Nachteile für die so hochwichtigen ersten Operationen! — in dem Seegefecht von Port Arthur entgegengetreten war! —

Auch ohne Seemann zu sein, möchte ich nämlich behaupten, daß in der Nacht vom 8. zum 9. Februar sich der Admiral Togo eine in der Kriegsgeschichte wohl selten unter gleich günstigen Umständen gebotene Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage gegen den Feind hat entgehen lassen!

Wenn der japanische Flottenführer an jenem Frühmorgen — sei es selbst erst nachdem ihm der glückliche Erfolg des einleitenden Torpedoangriffes bekannt geworden war — sich alsbald mit der Vollgewalt seiner Schlachtschiffe auf den überraschten, schwächeren, seine Küstenbatterien selbst maskierenden Gegner geworfen hätte, so ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er

demselben schon jetzt eine vollkommene Niederlage hätte beibringen können, deren Nachwirkung auf den Landkrieg — wie später ersichtlich werden wird — für die Russen in diesem Moment geradezu verhängnisvoll geworden sein würde!

Das Risiko einer Schlacht, dem er hier freiwillig ausgewichen, wo ihm ein seltener eigener Glücksfall für den Sieg zur Seite gestanden, ist dem Admiral Togo noch zweimal doch nur durch unberechenbare Unglücksfälle auf feindlicher Seite erspart geblieben. Was aber so die Flotte versäumt, hat die japanische Armee in zehnmonatlichen schwersten Kämpfen nachholen müssen. —

Seit dem 9. Februar hatte sich der Admiral Togo auf die Beobachtung von Port Arthur beschränkt; seine wiederholten Versuche, die in der Hafeneinfahrt festgelaufene „Retwisan" durch Torpedos zu zerstören, waren ebenso erfolglos verlaufen, wie die Bestrebungen, die Hafenausfahrt durch Senkschiffe zu sperren.

Umgekehrt hatten aber auch wiederholt ziemlich weit in die offene See hinausgeführte Ausfälle der russischen Flotte, deren Oberbefehl der als hervorragend tüchtig bekannte Admiral Makarow übernommen hatte, zu keinen ernstlicheren Zusammenstößen geführt.

Erst in der dunkelen und regnerischen Nacht vom 12. zum 13. April war es japanischen Torpedobooten gelungen, von den russischen Wachtschiffen unbemerkt, der Festung ziemlich nahe zu kommen und — wie sich später zeigen sollte — an verschiedenen Stellen der Außenreede Minen zu legen.

Mit Tagesanbruch hatten sich diese Torpedoboote auf ein kleines ihnen von der See entgegenkommendes Kreuzergeschwader zurückgezogen und Admiral Makarow war um 8 Uhr mit zwei Linienschiffen und einigen Kreuzern zur Vertreibung dieses Gegners ausgelaufen.

Erst als man den eiligen Rückzug der Japaner einige 30 km weit auf die hohe See verfolgt hatte, entdecken die Russen im Nebel das rasche Herankommen stark überlegener feindlicher Kräfte.

Rechtzeitig erkennt Admiral Makarow die Falle, macht kehrt; geht dann aber auf der Außenreede durch drei weitere Linienschiffe verstärkt, dem inzwischen auf 18 km herangekommenen feindlichen Geschwader aufs neue entgegen.

„An Bord der russischen Schiffe erwartet man die Schlacht" — schreibt das M. W. Bl. — als vormittags 9[43] Uhr das Flaggschiff des Admirals, die "Petropawlowsk" auf eine japanische Mine stößt, deren Entzündung wahrscheinlich eine der Pulverkammern zur Explosion gebracht hat. In wenig Augenblicken steht das ganze Schiff in Flammen, kentert und versinkt nach 2 Minuten.

Der Nächstkommandierende, Fürst Uchtomski, gibt nach der Katastrophe alsbald das Signal zur Rückkehr in den Hafen, nicht ohne daß dabei das Linienschiff „Pobjäda" — das 4. der Flotte — durch eine Mine stark havariert wird!

Zwei Monate des Seekrieges sind verflossen, und die unter die Hälfte ihres ursprünglichen Bestandes zurückgeführte russische Flotte bildet hinfort keine ernstlichere Gefahr mehr für die japanische Landungen. —

Vier weitere Monate vergehen, ohne daß — wie es die Natur

der Dinge erklärlich macht — vor Port Arthur die beiderseitigen Seestreitkräfte mit größeren Unternehmungen in den begonnenen Kampf der Landstreitkräfte um die Festung einzugreifen vermögen.

Ein volles halbes Jahr läßt so die russische oberste Heeresleitung dahingehen, ohne sich anscheinend darüber klar zu werden, daß, wo man den „letzten Kriegszweck der Wehrlosmachung des Gegners“ nur auf dem Wege der „Wiedergewinnung der Seeherrschaft“ wird erreichen können, man auch „die nötigen Kräfte dafür bereitstellen“ müsse!

An und für sich haben diese Kräfte der russischen Marine nicht gefehlt! in der baltischen und Schwarzen Meer-Flotte besaß Rußland eine der japanischen nahezu doppelt überlegene Seemacht, die sich bei einer rechtzeitigen Vereinigung mit dem Pazifik-Geschwader — im Sommer 1904 — zu einer fast dreifachen Übermacht hätte ausgestalten können.

Tatsächlich sollen ja denn auch schon ziemlich bald nach den unglücklichen Februarereignissen ähnliche Absichten in Petersburg geherrscht und mindestens die sofortige Entsendung der baltischen Flotte auf den Kriegsschauplatz im Plane gelegen haben.

Die Gründe, warum dieser Entschluß erst soviel später — um nicht zu sagen zu spät! — zur Verwirklichung gekommen: entziehen sich annoch der Einsicht der Außenwelt!

Schwerlich wohl würde schon damals — noch vor jeglichen japanischen Landerfolgen — der deutungsweite Dardanellenvertrag englischerseits die heute beliebte Auslegung gefunden haben, und jedenfalls mindestens nicht eine etwa für nötig erachtete Ablösung des baltischen durch das tschernamorische Geschwader haben verhindern können.

Lag aber der Zurückhaltung der Flotten in Kronstadt und Sebastopol die kriegspolitische Besorgnis vor einem etwa doch noch möglichen späteren Konflikte mit England zugrunde, so stände auch diesem Motiv die alte militärische Grundwahrheit entgegen, daß

„wer alles decken will, nichts deckt!“

Statt durch rechtzeitige Vereinigung überlegener Kräfte gegen Japan sich mindestens hier den Sieg zu sichern: würde die russische oberste Heeresleitung sich in diesem äußersten Falle nur der Gefahr ausgesetzt gesehen haben: Hier wie dort vereinzelt geschlagen zu werden!

Je unbegreiflicher aber nach alledem vom Standpunkte einer gesunden Strategie aus der verspätete Entschluß der russischen Admiralität erscheint: desto wahrscheinlicher wird es für das Versäumnis nicht sowohl einen Mangel an richtigem Verständnisse, als vielmehr ausschließlich die Kriegsunfertigkeit der Flotten verantwortlich machen zu müssen!

Was in dieser Richtung seither auch nur über die baltische Flotte in die Öffentlichkeit gedrungen ist, erscheint mehr als genügend für den Nachweis, daß es sich hier nicht sowohl um Fehler der militärischen Kriegsführung, als vielmehr um gröblichste — sagen wir — Vernachlässigungen in der nötigen Kriegsvorbereitung gehandelt hat! Nicht den Führern, sondern den Leitern des russischen Seewesens fällt in erster Linie die Katastrophe von Port Arthur zur Last! —

Mit einer bei den mangelhaften Werftanlagen doppelt anzuerkennenden

Energie war man inzwischen in Port Arthur an die Ausbesserung der havarierten Schiffe gegangen und bereits am 23. Juni hatte sich der neuernannte Admiral Witthöft wieder mit stärkeren Kräften auf die offene See hinausgewagt.

Ende Juni sind die japanischen Angriffskräfte von der Landseite her im näheren Rayon der Seefeste erschienen und bis Anfang August ihre Belagerungsarbeiten soweit vorgeschritten, daß die feindlichen Granaten in naher Zukunft das innere Hafenbecken zu erreichen drohen.

Admiral Witthöft erachtete den Moment für gekommen, wo ihm für diesen Fall von Petersburg der Durchbruch nach Wladiwostok befohlen war.

Mit 6 Linienschiffen, 4 Kreuzern und einigen Torpedobootszerstörern läuft er am 10. August 9 Uhr früh — unter dem Signal „nach Wladiwostok fahren" — aus dem Innenhafen aus, und obgleich von den Japanern auf weite Entfernungen beschossen, gelingt es ihm anfänglich doch, einen gewissen Vorsprung zu gewinnen.

Gegen 5 Uhr abends jedoch haben ihn die rascheren Japaner mit überlegenen Kräften wiederum überholt und gleich im Beginn des entbrennenden Kampfes wird das russische Flaggschiff — die „Cäsarewitsch" — ernstlicher beschädigt und — Admiral Witthöft von einer Granate buchstäblich zerrissen!

Unter Befehl des Fürsten Uchtomski — des „Jammermannes" sagen die Russen — setzt die Flotte noch einige Zeit, ziemlich energie- und gänzlich planlos den Kampf fort; dann aber löst sich unter den heftigen feindlichen Torpedoangriffen der Zusammenhalt auf: die Linienschiffe und der Kreuzer „Pallada" retten sich einzeln nach Port Arthur zurück, nur die „Cäsarewitsch" schleppt sich nach dem deutschen Hafen von Tsingtau, um dort desarmiert zu werden. Die Kreuzer „Diana" und „Askold" flüchten in die neutralen Häfen von Schanghai und Saigon; die „Nowik" muß nach Umsegelung der Südküste der japanischen Inseln schließlich doch im Hafen von Korssakowo auf Sachalin versenkt werden!

Der russische Flottendurchbruch ist endgültig gescheitert! — wie eben auch jeder Landdurchbruchsversuch scheitern wird, der, statt seinen Erfolg in einer entscheidenden siegreichen Schlacht zu suchen, ihn darin zu finden hofft — dem Feinde ohne ernsten Kampf entkommen zu können!

Nach allem, was man über den Admiral Witthöft gehört, muß sein Tod, gleich im Beginn des Kampfes, als ein neuer schwerer Schicksalsschlag für die Russen empfunden werden!

Wenn auch kaum noch einen entscheideuden Sieg, so würde seine Energie vielleicht doch noch eine solche Schädigung der feindlichen Flotte haben erkämpfen können, daß damit — der baltischen Flotte der Weg freigemacht gewesen wäre!

Dem nach dem Tode Witthöfts auf seinen Platz berufenen — vierten und letzten — Höchstkommandierenden des Pazifikgeschwaders, dem Admiral Wirenius haben namentlich die Engländer einen Vorwurf daraus gemacht, daß er in die Entwaffnung und schließlich auch Versenkung seiner Schiffe gewilligt und sich mit seinen Leuten und Geschützen in den Dienst der Landverteidigung von Port Arthur gestellt hat!

Meines Erachtens aber ist dem tapferen Admiral kein anderer Ausweg mehr übrig geblieben.

Mit seinen abermals numerisch und materiell nicht unwesentlich geschwächten Kräften dem überlegenen Gegner nochmals auf die hohe See entgegenzugehen: hätte, wie die Dinge lagen, nur in einer tragischen Donquichottiade enden können.

Schwerlich wäre solches Ende „ehrenvoller", jedenfalls aber „unnützer" gewesen, wie jetzt!

Mit dem Tode Witthöfts und — dem Ausbleiben der baltischen Flotte waren die Würfel

über den Seekrieg 1904

endgültig zuungunsten Rußlands gefallen!

Sehen wir, wie inzwischen der Landkrieg sich gestaltet hatte?

*

Als die Regierung des Mikado sich im Februar 1904 zum Kriege entschlossen hatte, zählte die japanische Landarmee in 13 Divisionen mit 720 Geschützen eine Kriegs-Effektivstärke von rund 200000 Mann.

In Reserve und Landwehr war ein genügendes Menschenmaterial vorhanden, um g. F. durch Neuformationen bis zur Verdoppelung der Divisionen, die Feldarmee auf 450000 Mann ausgebildeter Soldaten bringen zu können.

Organisation, Formation und Ausbildung waren seit etwa 20 Jahren wesentlich nach deutschem Muster geregelt; Dislozierung und Mobilmachung in günstiger Weise, namentlich auch in Rücksicht auf eine rasche Einschiffung geordnet.

Dank eines vorzüglichen, vom patriotischen Geiste und der Ritterlichkeit der alten Kriegerkaste der Samurai beseelten, dazu in einer allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Weise trefflich vorgebildeten Offizierkorps; sowie dank eines außerordentlich anstelligen und willigen Mannschaftsmaterials konnte die Armee sich in jeder Richtung europäischen Truppen ebenbürtig erachten und hatte ja auch schon in den unmittelbar vorangegangenen Kämpfen in China anerkannte Proben ihrer Tüchtigkeit geliefert.

Sofort mit dem Kriegsausbruche hatten die Japaner sich durch Besetzung der wichtigsten koreanischen Häfen zum unbestrittenen Herrn dieser Halbinsel gemacht, und — die Neutralitätserklärung des schutzlosen Kaisers ignorierend — denselben zu einem Staatsvertrage gezwungen, der sein ganzes Gebiet der uneingeschränkten Gewalt der japanischen Militärbehörden unterstellte.

Mit Ende Februar waren diese vorbereitenden Schritte für eine Offensive in der Mandschurei beendet.

Russischerseits waren zur Verteidigung des in Frage kommenden, zwischen Wladiwostok-Charbin-Port Arthur ein gleichschenkeliges, spitzwinkeliges Dreieck von etwa 550 km Grundlinie und 1100 bis 1200 km Seitenlängen bildenden mandschurischen Gebietes ursprünglich nur

vier ostsibirische Schützenbrigaden (zu 8 Bat.; im Kriege Divisionen zu 12 Bat. bildend), die entsprechende Kosaken-Artillerie und Kavallerie, eine Anzahl Festungsbataillone und die militärisch organisierte (30000 Mann zählende) Grenz- und Bahnschutzwache verfügbar gewesen.

Infolge einer Bereisung des Landes durch den damaligen Kriegsminister Kuropatkin waren dann aber im Laufe des Winters 1903/04 diese Kräfte noch um vier weitere Schützenbrigaden und endlich um zwei halbe europäische Divisionen (31. und 35. der Korps X und XVII) verstärkt worden.

Als nächste Unterstützung standen dann noch längs der großen sibirischen Bahn drei ostsibirische und weiterhin eine Anzahl europäischer Reservebrigaden (à 4 Bat.) zur Verfügung, von denen jede sich mit der Mobilmachung auf eine Division von 20—24 Bat. zu setzen vorbereitet war.

Einbezüglich der drei mobilen sibirischen Reservebrigaden und der Grenzwachen berechnet das Militär-Wochenblatt im Januar 1904 die russische Landmacht auf dem mutmaßlichen Kriegsschauplatz auf rund 227000 Mann mit aber nur 280 Geschützen.

Aber selbst die Erreichung nur dieses Standes wird später erst bis zum 72. Mobilmachungstage (20. April) für möglich erachtet, und die russische Stärke am ersten Mobilmachungstage (10. Februar) nur auf 130000 Mann geschätzt, denen innerhalb je 20 Tagen: 25000 Mann würden nachgeführt werden können.

Höchstkommandierender der sämtlichen „Land- und Seestreitkräfte im fernen Osten" war auch nach dem Kriegsausbruche der Kaiserliche Statthalter Admiral Alexejew verblieben.

Bereits Ende Februar aber war demselben der seitherige Kriegsminister General Kuropatkin als selbständiger „Oberbefehlshaber der mandschurischen Operationsarmee" zugewiesen worden, die „Truppen um Wladiwostok" aber dem getrennten Unterkommando des Generals Linewitsch unterstellt geblieben.

Die offenbar niemals recht klar gegeneinander abgegrenzten Befugnisse dieser — in letzter Instanz auch noch durch direkte Befehle aus Petersburg beeinflußten — höheren Führer hat unbedingt die operative Tätigkeit der mandschurischen Armee in nachteiligster Weise beeinflußt, und endlich ja dann auch im Spätherbst zur Abberufung des Admirals geführt. —

Nach seinem Eintreffen in Mukden am 27. März hatte es General Kuropatkin seine erste Sorge sein lassen, den wichtigen Straßenknoten von Liaujang zu einer starken Stellung auszubauen, um hier nach Maßgabe ihres Eintreffens seine Hauptkräfte zu versammeln.

In der vermutlichen Hauptanmarschrichtung der Japaner von Söul über Widschu war alsbald der General Sassulitsch mit der 3. und 6. ostsib. Schützen- und der Transbaikal-Kosakendivision (rund 26000 Mann) gegen den unteren Yalu über das Gebirge auf Föngwanschan vorgeschoben; gegen eine mögliche japanische Landung im Golf von Liautung, der Hafen Inkou und die Stadt Niutschwang stark besetzt worden.

Port Arthur war der selbständigen Fürsorge des zum Kommandierenden im Kwantungebiete ernannnten Generals Stössel anvertraut, dem für

diese Aufgabe neben den Festungstruppen die 4. und 7. ostsibirische Schützendivision (zusammen einige 30000 Mann) zugeteilt waren.

Dank des langsamen Vorrückens des Gegners und der — im Auslande vielfach unterschätzten — guten Leistungen der großen ostsibirischen Bahn war es bis Ende April den Russen gelungen, ihre Streitkräfte um gut 100000 Mann zu verstärken. War von diesen Nachschüben anscheinend auch ein nicht unbeträchtlicher Teil — wesentlich wohl aus Zweifel an der Aufrichtigkeit der chinesischen Neutralität — vom Admiral Alexejew bei Charbin zurückgehalten worden; so verfügte doch beim Beginn der japanischen Offensive General Kuropatkin in und hinter der Zentralstellung von Liaujang zur Zeit (ausschließlich der Detachierungen) bereits über nahezu 100000 Mann.

Diesen doch erst nach und nach zur Durchführung gelangenden russischen Defensivmaßnahmen gegenüber, war bereits um die Mitte März, die aus drei Divisionen (G. 1. 12) unter General Kuroki gebildete erste japanische Armee auf der Straße Söul-Widschu gegen den Yalu echeloniert und vorwärts mit der von den Russen über den Grenzfluß vorgeschobenen Transbaikal-Kosakendivision in Berührung getreten.

Erst am 4. April aber erreicht die japanische Vorhut unter Zurückdrängung der feindlichen Kavallerie den Fluß, und erst Mitte dieses Monates — ich erinnere an die Katastrophe Makarow am 13. April — ist die Armee selbst um Widschu aufgeschlossen.

Man wird kaum irrgehen, wenn man diese operativen Verzögerungen ausschließlich auf jene Gründe zurückführt, die — wie hier früher behauptet — durch eine siegreiche Seeschlacht am 9. Februar bei Port Arthur am wirksamsten zu überwinden gewesen wären!

„Die selbstgewollten, auffallenden Verzögerungen in den japanischen Maßnahmen fangen an, immer unverständlicher zu werden" — schreibt das M. W. Bl. in seiner Nummer vom 19. 4. 04; und zweifellos tragen dieselben die Hauptschuld daran, daß es den Russen gelungen ist, noch rechtzeitig dem Gegner eine numerisch ebenbürtige Armee entgegenzustellen. —

Von Föngwanschan hatte General Sassulitsch seinerseits den General Kaschtalinski mit 12000 M. gegen den unteren Yalu vorgeschoben, und durchaus entgegen ihrer militärischen Aufgabe dieser schwachen Abteilung befohlen: „den Kampf aufzunehmen und in Stellung zu verharren."

In der Nacht zum 1. Mai haben die Japaner ihre Vorbereitungen für den Flußübergang vollendet und am Frühmorgen greifen sie, unter dem Schutze einer weit überlegenen Artillerie, die Russen mit großer Übermacht umfassend an und treiben die überhaupt nur zur Tätigkeit gekommenen 8 feindlichen Bataillone mit starken Verlusten auf ihre Hauptkräfte zurück.

Obgleich in dem schweren Boden der größere Teil der Artillerie verloren geht, erfolgt der Rückzug doch in so fester Haltung, daß die japanischen Vortruppen erst am 5. Tage nach dem Gefecht ($^6/_5$) vor dem nur 50 km entfernten Föngwanschan erscheinen.

Dem Übergange der 1. japanischen Armee über den Yalu folgt jetzt unmittelbar — am 5. Mai — die Landung der — bis jetzt an der koreanischen Küste zurückgehaltenen — gleichfalls aus drei Divisionen (1., 3., 4.)

unter General Oku gebildeten 2. japanischen Armee bei Pitzewo (120 km östlich Port Arthur).

Unterstützt von zwei weiteren Divisionen (5. u. 11.) einer 3. Armee treibt der japanische General den ihm mit der 4. Schützendivision entgegentretenden General Fok auf seine befestigte Stellung auf der Landenge von Kintschou zurück, die er am 26. Mai in blutigen, den ganzen Tag währenden Kämpfen erstürmt.

Mit dem Zurückweichen der Russen über Dalni beginnt Ende Mai die erste Berennung von Port Arthur, die aber erst vier Wochen später in eine eigentliche Belagerung überzugehen vermag, deren Leitung hinfort General Nogi übernimmt.

Zur Rückendeckung der ersten Operationen gegen die Festung halten Teile der 2. und 3. Armee die Linie Futschou—Wafentien gegen Osten besetzt.

Inzwischen hat die 1. japanische Armee nach ihren Erfolgen am Yalu zwar die russischen Abteilungen zunächst über Föngwanschan auf die Gebirgspässe zurückgedrängt, ist dann aber, nachdem sie hier überall auf hartnäckigen Widerstand gestoßen ist, bis in die Linie Föngwanschan—Siujan zurückgegangen!

Da auch die Russen nicht über die Pässe folgen, tritt vom 17. Mai ab auf dieser Front ein völliger Operationsstillstand ein.

Dem General Kuropatkin wird der Vorwurf nicht erspart bleiben können: in der zweiten Hälfte Mai die günstige Gelegenheit versäumt zu haben: sich mit seinen annoch überlegenen Kräften aus der Linie Liaujang—Haitschöng auf die japanische 1. Armee und in die 100 km breite Lücke zwischen ihr und der Armee Okus zu werfen, um so seine so geschickte spätere „Defensiv-Strategie" durch den unerläßlichen Beisatz eines solch offensiven Gegenstoßes entsprechend auszubauen.

Ob mangelhafte Orientierung oder Mangel an Entschluß die Schuld trägt, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls war der im Kriege so hochwichtige, günstige Moment verpaßt — als man sich russischerseits zu einer halben Maßregel entschließt! —

Auf die Nachricht vom Falle Kintschous und der damit erfolgten Isolierung von Port Arthur war nämlich in den letzten Maitagen der General v. Stackelberg mit einer erst allmählich auf 40 000 M. gebrachten Heeresabteilung — anscheinend auf unmittelbaren Befehl von Petersburg und jedenfalls ohne klargedachtes militärisches Ziel — aus der Gegend von Haitschöng westwärts in Bewegung gesetzt worden.

Am 15. Juni kommt es bei Wafantou zur Schlacht mit den von General Oku rasch herbeigeführten Teilen der japanischen 2. und 3. Armee, in welcher die 36 000 M. und 94 Gesch. Stackelbergs von 42 000 M. und 200 Gesch. des Gegners mit starken Verlusten zum Rückzug gezwungen werden.

Der Vorstoß der Russen ist nicht nur endgültig gescheitert, sondern die dem überlegenen Gegner isoliert auf über 100 km von der Hauptmacht entgegengesendete Abteilung befindet sich mehrere Tage hindurch der ernsten Gefahr einer vollen Katastrophe ausgesetzt.

Nur der rasche Entschluß des Generals Stackelberg, sein gefährdetes

Korps noch in der Nacht und am folgenden Tage in einem Zuge bis Hsiung-jo-tschön — 45 km Wegs — zurückzuführen;

die Langsamkeit der verfolgenden Japaner Okus, die diesen Ort erst fünf Tage später erreichen und endlich

die Unterlassung jeglichen Versuches der Armee Kurokis: den zurückgehenden Feind durch einen Vorstoß gegen seine Rückzugslinie abzuschneiden, ermöglichen dem russischen General den unbehelligten Wiederanschluß an seine Hauptarmee!

Auch der japanischen obersten Heeresleitung ist der Moltkesche Satz von „der Strategie als eines Systems der Aushilfen" noch nicht geläufig, die nicht sowohl auf der „prämeditierten Ausführung im voraus überlegter Gedanken," als vielmehr auf dem „spontanen Willensakt in der Benutzung sich bietender Gelegenheiten" beruht! —

Der japanischen Armee ist inzwischen eine, nach ihrer Landungsstelle als „Takuschan-Armee" bezeichnete Verstärkung unter General Nodzu nachgeführt, deren Spitze sich bis Ende Juni auf Siujan zwischen die um Föngwanschan konzentrierte Armee Kurokis und die bis Hsiung-jo-tschön vorgerückte Armee Okus eingeschoben hat.

In einem 200 km messenden Bogen umspannen diese drei Armeen die mandschurische Armee Kuropatkins bei Liau-jang, der mit weit vorgeschobenen starken Vortruppen die Linie von Kaitschou längs der Gebirgspässe bis über die Straße Saimaki—Mukden besetzt hält.

Vom rechten Flügel beginnen die Japaner ihre konzentrische Vorbewegung, und der ganze Juli ist ausgefüllt mit den zum Teil sehr schweren und verlustreichen Kämpfen, durch welche sie sich nach und in den Besitz aller Paßhöhen setzen. Erst in der driten Woche August aber hat sich der japanische Bogen von 200 auf 60 km verkürzt und die seit Mitte Juli unter dem einheitlichen Befehl des Marschalls Oyama gestellte Armee steht mit ihrem linken Flügel (Oku) rittlings der Bahn und Mandarinenstraße dem Feinde vor Liaujang nahe gegenüber, indes das Zentrum (Nodzu) und der rechte Flügel (Kuroki) zum Teil noch in den Bergen sich gegen den oberen Taitse-ho ausdehnen.

Aber auch die russische Armee hat nach und nach beträchtliche Verstärkungen erhalten, die das numerische Gleichgewicht beider Heere hergestellt haben.

Die Vorposten der beiderseits auf rund 180000 M. zu berechnenden Gegner haben dichte Fühlung und zum Erstaunen der Welt, welche, angesichts des konzentrischen japanischen Vormarsches dem russischen Feldherrn nur den schleunigsten Rückzug anzuraten weiß, nimmt General Kuropatkin die bevorstehende Entscheidungsschlacht in einer — allerdings seit Wochen aufs sorgfältigste vorbereiteten, im übrigen aber doch auch in einer Stellung an, die mit dem rechten Flügel und dem Zentrum vor, mit dem linken Flügel und der Reserve hinter einem nicht unbedeutenden Flußabschnitte liegend — militärisch nur als wenig günstig erscheinen muß!

Am 24. August beginnen die Japaner mit der Zurückdrängung der russischen Vorposten auf der ganzen Front südlich des Taitse-ho den Angriff; aber in achttägigen erbittertsten Kämpfen gelingt es ihnen nicht, gegen rechten Flügel und Zentrum der Russen irgendwelche Fortschritte zu machen.

Erst als mit dem 31. August aus der allgemeinen Angriffsfront losgelöste Teile der Armee Kurokis, von der russischen Kavallerie unentdeckt, weit oberhalb Liaujang den Fluß überschritten haben und ihr Druck sich gegen den russischen linken Flügel in Richtung Jantai fühlbar zu machen beginnt, zieht General Kuropatkin seine Truppen vom linken Flußufer in die Stadtbefestigung und auf das rechte Ufer zurück.

Aber erst als am 2. September sein geplanter konzentrischer Gegenstoß gegen die inzwischen verstärkte Kurokische Umfassung, vor allem durch den verfrühten Flankenangriff der eben erst auf dem Schlachtfelde eintreffenden Division Orlow gescheitert ist: erteilt der russische Oberfeldherr den Befehl

zum allgemeinen Rückzuge hinter den Schaho!

Bis zum 5. September ist diese rückgängige Bewegung vollzogen, die mit einer im höchsten Grade bewunderungswürdigen Ordnung und Sicherheit durchgeführt, dem vom Kampfe ermatteten Gegner keinerlei nennenswerte Trophäen und Vorräte in Händen gelassen hat.

Wie aber der schließliche Verlust der zehntägigen Schlacht von Liaujang auf die Tatsache zurückgeführt werden muß, daß sie auf russischer Seite als reine Defensivschlacht gedacht und durchgeführt: jede taktische Vorbereitung für einen entscheidenden Gegenstoß vermissen läßt;

so liefert sie von japanischer Seite den besten Beweis dafür, daß es mit dem berühmten strategischen Schlagwort vom „Getrennt marschieren und vereinigt schlagen“ allein nicht getan ist, wenn dann nicht auch taktisch durch eine entsprechende „Schlachtanlage“ das rechtzeitige Zusammenwirken der Kräfte gewährleistet wird!

*

Zwischen den erschöpften Gegnern tritt zunächst eine längere Waffenruhe ein.

Russischerseits rücken inzwischen nicht unbeträchtliche Verstärkungen nach; aber auch japanischerseits sind nicht nur die letzten Liniendivisionen auf den Kriegsschauplatz herübergezogen, sondern durch eine Abänderung des Wehrgesetzes ist die Möglichkeit zur Aufstellung und Nachschiebung immer neuer — streng geheimgehaltener — Formationen gewonnen.

Ein Mitte Oktober von den Russen, offenbar nur mit Teilen der Mandschurischen Armee unternommener — anscheinend durch direkte Befehle aus Petersburg inszenierter und durch einen emphatischen Armeebefehl schon vorher bekanntgemachter — frontaler Angriffsstoß verläuft nach blutigsten Einzelkämpfen im Sande und endet sogar mit der Zurücktreibung der russischen Vorposten hinter den Schaho, auf dessen linkem Ufer sie nur den später vielumstrittenen Putilow-Hügel nahe der großen Straße und Eisenbahn behaupten.

Auf nahezu 160 km Frontausdehnung beiderseits des Flusses, bis an die Zähne verschanzt und gegen die grimme Kälte in Erdhöhlen eingegraben, stehen die nächsten Wintermonate hindurch beide Armeen einander gegenüber: zwei Ringern vergleichbar, von denen keiner es wagt, die Hand zu neuem Griffe vom Leibe des Gegners zu lösen.

Der am 1. Januar 1905 erfolgte Fall von Port Arthur vermag zunächst nichts an dieser Kriegslage zu ändern.

Was hier zur Entscheidung zu bringen war, ist im Grunde seit dem 10. August entschieden, und der endliche Besitz der schwer umrungenen Festung stellt für die Japaner mehr einen Akt nationaler Ehrbefriedigung, als einen strategischen Erfolg von entscheidender Bedeutung dar.

Von der zweiten Hälfte Januar ab bildet ja dann freilich die gerade im richtigen Moment freigewordene Belagerungsarmee eine willkommene Verstärkung der Operationsarmee am Schaho, der gegenüber die Russen durch das allmähliche Einrücken weiterer europäischer Nachschübe im Begriff stehen: die lang angestrebte numerische Überlegenheit über den Gegner zu gewinnen.

Immerhin muß es dahingestellt bleiben, ob die endliche Erreichung des „militärischen Zieles von Port Arthur" einen entsprechenden Ausgleich dafür zu bieten vermocht hat, daß seine Verfolgung den Japanern in den entscheidenden Schlachten am Taitse-ho und Schaho einen Ausfall von mindestens 40—50000 Mann gekostet hat.

Wie hochinteressant das teilweise geradezu an homerische Kämpfe erinnernde Ringen um die Festung gewesen: es würde mich hier zu weit führen, näher auf dasselbe einzugehen! —

Die durch die erwähnten Verstärkungen gegen Ende des Jahres auf einige 300000 Mann angewachsene russische Armee ist inzwischen in die drei Unterarmeen der Generale Linewitsch (1. linker Flügel), Bilderling (3. Zentrum) und Gripenberg (2. rechter Flügel) eingeteilt und erscheint mit Beginn des neuen Jahres bereit, aus ihren unterirdischen Winterquartieren den neuen Feldzug zu eröffnen.

Als Einleitung zu einer großen russischen Offensive, für welche sowohl die nötigen Kräfte verfügbar zu stehen, wie der Zustand der eigenen Armee und die bedenklichen Erscheinungen im Heimatlande, wie endlich der Fall von Port Arthur eine dringende Aufforderung zu bilden scheinen: wird allgemein ein in der zweiten Woche Januar 1905 mit einigen Tausend Pferden unternommener großer Streifzug des General Mitschenko gegen die japanischen Verbindungen bis Inkou hinunter betrachtet.

Die an und für sich wohl schon hinter den Erwartungen zurückgebliebenen Schäden dieses Raids sind aber vom Feinde lange bereits wieder ausgebessert, ehe — erst einige Tage nach dem Wiedereinrücken Mitschenkos am Schaho — der russische rechte Flügel sich zur ausnützenden Tätigkeit in Bewegung setzt.

Am 25. Januar beginnt General Gripenberg mit einigen 70000 M. auf dem rechten Hunho-Ufer in mehreren sich folgenden Staffeln bis 30 km weit vorwärts um den japanischen linken Flügel sich vorzuschieben, indes einige 50000 Mann zwischen Hunho und Schaho die Verbindung mit der 3. Nachbar-Armee Bilderling aufrecht zu erhalten bestimmt sind.

Am 26. mit Staffeln links einschwenkend, forcieren die Russen — schon nicht ohne stärkere Verluste — die Flußübergänge und drängen von Süd, West und Nordost die japanischen Vortruppen auf ihren stark befestigten linken Flügelstützpunkt Sandapu zurück.

Trotz anfänglicher Erfolge gelingt es den zusammenhangslosen russischen Angriffen aber nicht, sich des festen Reduits dieses Dorfes zu bemächtigen und bereits vom 28. ab drückt rasch aus dem Zentrum herbeigeeilte japanische Hilfe die Russen auf den Hunho zurück.

In lauter blutigen Einzelkämpfen endet die Schlacht schließlich mit dem vollen Rückzuge der Russen auf ihre alten Positionen, die sie am 3. Februar, vom Feinde unverfolgt, erreichen.

Während all dieser Tage spielen sich im Zentrum und auf dem linken Flügel der Russen nur unbedeutende Vorpostengefechte ab, und zweifellos ist wesentlich mit dieser Untätigkeit das Scheitern des Angriffes zur Last zu legen, dessen an sich durchaus zweckmäßiger Grundgedanke nicht besser belegt werden kann, als daß

wenig Wochen später die Japaner ihn in umgekehrter Richtung mit glänzendem Erfolge zur Ausführung bringen!

Unmittelbar nach dem verunglückten Zuge verläßt General Gripenberg „krankheitshalber" die Armee; lange aber schon vor seiner Ankunft in Petersburg wissen die Zeitungen von seiner Anklage zu berichten — „daß ihn der General Kuropatkin im Stich gelassen habe"!

Für den Kenner russischer Armeeverhältnisse braucht darin noch nicht der Beweis zu liegen, daß nicht doch vielleicht der Führer der 2. Armee — z. B. auf privaten Wink von Petersburg her — die ganze Unternehmung auf eigene Hand und ohne rechtzeitige, ausreichende Verständigung des Oberbefehlshabers begonnen hat!?

Wie dem auch sei — der Mißerfolg ist offenbar nicht ohne einen nachteiligen moralischen Eindruck auf die Armee geblieben, den auch das Einrücken eines neuen europäischen Korps und dreier europäischer Schützenbrigaden am Schaho nicht ganz hat überwinden können! —

Getreu seiner seither bewährten — wie man m. E. fälschlicherweise zu sagen beliebt hat — „Ermattungs-Strategie" scheint General Kuropatkin entschlossen: auch weiterhin die Dinge an sich herankommen zu lassen!

Während aber die japanische oberste Heeresleitung dank ihres vortrefflich organisierten und durch chinesisch-tschungusische Spionage aufs beste unterstützten Nachrichtenwesens über die Vorgänge auf feindlicher Seite genau orientiert ist, und während sie selbst Kriegsberichterstattern und Militärbevollmächtigten jede nähere Einsicht verwehrt, aus den europäischen Zeitungen aber alle wünschenswerten Einzelheiten über die russische Mobilmachung erfährt:

ist der russische Oberbefehlshaber einzig und allein auf die Dienste einer Aufgebots-Reiterei angewiesen, deren mangelhafte Ausbildung sie weder als „Attacken- noch als Aufklärungs-Kavallerie" zu einem nach europäischen Begriffen brauchbaren Werkzeuge zu machen vermocht hat!

Dem ehemaligen Generalstabschef eines Skobelew, dessen zweifellos hervorragendem Geschick es nahezu ein Jahr gelungen ist: „entscheidende Erfolge des Gegners hintanzuhalten", soll aber jetzt doch die Erfahrung nicht erspart bleiben, daß im kriegerischen Handeln die reine Negation den Zufälligkeiten von Glück und Unglück vielleicht noch in höherem Grade ausgesetzt ist, wie — die entschlossen zugreifende Initiative!

Als der durch die Armee Nogis und eine — anscheinend zum Teil aus koreanischen Truppen gebildete — Armee Kamamuru verstärkte Feind Ende Februar seinerseits die Offensive mit der Umgehung des russischen rechten Flügels der Armee Kaulbars (vorher Gripenberg) aufnimmt, und die Bewegung durch heftige Angriffe gegen den feindlichen linken Flügel (Linewitsch) einleitet: lassen die schier unbegreiflichen Unterlassungssünden seiner Reiterei in der nötigen Aufklärung den General Kuropatkin den richtigen Augenblick für seine Gegenmaßnahmen versäumen!

Die Ereignisse der letzten Februar- und ersten Märztage, die man heute unter dem Namen der „Schlacht von Mukden“ zusammenfaßt, sind einerseits noch zu wenig aufgeklärt, andererseits im großen Ganzen zu wohl bekannt, um hier des näheren auf sie eingehen zu können oder zu müssen.

Wieder aber auch jetzt doch verdankt es allem Anscheine nach die russische Armee wesentlich nur dem persönlichen Talente des Generals Kuropatkin in der Anordnung der Rückzugsbewegungen der ersten Tage, wenn — wie zur Stunde nicht mehr bezweifelt werden kann — die japanischerseits von ihrem Siege erhofften und in den Zeitungen bereits überallhin als gesichert verkündeten vollen Vernichtungserfolge nicht unwesentlich abgeschwächt und auf den freilich nicht abzuleugnenden Verlust einer großen Entscheidungsschlacht mit ihren unausbleiblichen schweren Folgen beschränkt erscheinen.

Allerdings ja ändert das zunächst nichts an der Tatsache, daß — wie der Seekrieg 1904 — so jetzt der Landfeldzug in der Mandschurei für die Russen endgültig verloren ist.

Von einer Retablierung und einem erneuten ernstlichen Widerstande wird kaum vor einer glücklichen Überschreitung des Sungari-Flusses und der Vereinigung mit den — wie behauptet wird — bereits bei Charbin eingetroffenen bedeutenderen Verstärkungen die Rede sein können!

*

Noch wird zur Stunde in der gesamten Presse die Frage immer aufs neue ventiliert: ob unter den obwaltenden Umständen der Krieg in ungeschwächter Hartnäckigkeit fortgesetzt werden, oder die nächste Zeit beiderseits annehmbare Friedensverhandlungen bringen wird?

Vom reinmilitärischen Standpunkte aus betrachtet, kann kein Zweifel sein, daß die „Wehrlosmachung der Russen“ durchaus noch nicht — wie gern behauptet wird — auf demjenigen Punkte angekommen ist, wo das Petersburger Kabinett sich „zur unbedingten Erfüllung des gegnerischen Willens gezwungen“ sähe!

Andererseits können auf japanischer Seite, angesichts der bereits gebrachten außerordentlich schweren Opfer und der zweifellos immer mehr anwachsenden Schwierigkeiten einer Kriegsfortsetzung gleichzeitig gegen Wladiwostok und das sibirische Binnenland, füglich kriegspolitische Gründe sich geltend machen: mit den bis jetzt erreichten Kriegszielen sich zu begnügen und die politischen Friedensforderungen nicht zu überspannen.

Selbstverständlich ist es hier nicht meines Amtes: das akademische Für

und Wider von Entschlüssen gegeneinander abzuwägen, auf welche vielleicht selbst die Erfahrung anwendbar werden könnte, daß „auf dem Schlachtfelde vergossenes Blut schon öfter sich als ein guter Kitt auch da erwiesen hat, wo es nicht »Arm in Arm«, sondern »Aug' in Auge« geflossen war!"

Eins nur steht fest, daß, wenn der russisch-japanische Konflikt auch fernerhin an die Gewalt der Waffen appellieren will: seine Entscheidung endgültig nur auf dem Meere ausgefochten werden kann.

So hängt denn aber doch alles weitere zunächst von den Leistungen der Flotte Rostedwenschkis ab, die nach fachmännisch deutschem Urteile jetzt wohl imstande sein soll, den japanischen Geschwadern als ebenbürtiger Gegner entgegenzutreten.

Damit müssen wir uns z. Z. aber begnügen, diese Weiterentwicklung der Dinge abzuwarten!

Dem Worte unseres Kaisers „von der Zukunft Deutschlands" wird aber nach alledem schon heute die weitergehende Auslegung gegeben werden müssen, daß hinfort auch
„die Zukunft der Weltgeschichte auf den Wassern liegt!"

Von den Gestaden des Mittelmeeres über den Atlantischen Ozean hat sich der Schwerpunkt internationaler Beziehungen nach den Gestaden des Stillen Weltmeers verschoben, und mit erschreckender Deutlichkeit hat der russisch-japanische Waffengang die zwischenstaatliche Rechtslosigkeit derjenigen Mächte bloßgelegt, deren maritime Streitkräfte nicht ausreichen:
ihren eigenen politischen Willen den Willkürlichkeiten eines seemächtigen Gegners gegenüber nötigen Falles auch mit Gewalt zur Anerkennung bringen zu können!

Kein gesundes Staatswesen wird dieser eindringlichsten Lehre des großen Ringens in Ostasien sich fürder entziehen können!

*

Ich bin am Ende meines gedrängten Rückblickes auf die zeitgenössischen Kriegsereignisse im fernen Osten; trotzdem kann ich füglich meinen Vortrag nicht schließen, ohne mindestens mit einigen wenigen Worten zwei Folgewirkungen dieses Kampfes berührt zu haben, die zur Stunde schon ihre Schatten vorauswerfen.

In Rußland haben die andauernden Mißerfolge eines der großen Masse geistig und körperlich gleich fernliegenden Krieges dem extremeren Teile der — man wird nicht verkennen dürfen: vielfach mit einem gewissen Recht — über die inneren Zustände unzufriedenen Elemente eine erste Handhabe geliefert, um eine Bewegung ins Leben zu rufen, von deren Fortentwicklung die Machtstellung des großen Zarenreiches in Asien und Europa leicht wesentlich tiefer beeinflußt werden könnte als durch die verlorene Schlacht bei Mukden.

Angesichts des bunten Völkergemisches, das von der Weichsel zum Amur, vom Eismeer bis tief nach Zentralasien hinein das heutige „eine heilige Rußland" bildet;

angesichts der schroffen nationalen, konfessionellen und sozialen Gegensätze, sowie namentlich auch der einander durchaus widerstrebenden politischen Ideale, welche zur Stunde schon nur in der europäischen Reichshälfte in blutigen Konflikten aufeinanderzustoßen begonnen haben:
wird es einer außerordentlich starken, reformatorischen Hand bedürfen, um diese divergierenden Elemente im Rahmen der einen Staatseinheit zusammenzuhalten!

Mißglückt dieser z. Z. von der russischen Regierung in richtiger Würdigung des Ernstes der Lage in erwägenden Angriff genommene Versuch;
verzögert sich auch nur die praktische Durchführung von, den russischen Sonderverhältnissen entsprechend angepaßten Reformen über einen gewissen, nicht allzulangen Termin hinaus:
so werden aber allzu wahrscheinlich gerade wir Deutsche und das nachbarlich befreundete Österreich in erster Linie sich mit dem Umstande abzufinden haben, daß unvermeidlicherweise
eine große russische Revolution das ganze Gebäude heutiger internationaler Machtverhältnisse in Europa von Grund aus zu erschüttern droht!

*

Läßt aber die Tragweite dieser „Frucht des Krieges in Ostasien" sich z. Z. auch noch nicht annähernd übersehen, so steht andererseits schon heute die Tatsache fest, daß

Japan als neue Weltmacht auf den Plan der Geschichte getreten ist!

Zum ersten Male wieder seit den Zeiten der großen Türken-Sultane stellt damit eine nichtchristliche Macht den christlichen Staaten sich ebenbürtig zur Seite!

Gehört diese neue Weltmacht gleichzeitig einer, der bis jetzt allein herrschenden weißen, nach äußeren und inneren Eigenarten durchaus verschiedenen gelben Rasse an;

liegt es weiter in der Natur der Dinge, daß Japan früher oder später sich zur Vormacht dieser Rasse aufschwingen und namentlich auch das Hundertmillionenreich China in seine Einflußsphäre einbeziehen muß;
so wird man unwillkürlich zunächst des kaiserlichen Mahnwortes gedenken, mit welchen er seinerzeit

„die Völker Europas gegen das fremdenmordende Mandarinentum"

aufgerufen hatte!

In dem Grade aber doch als durch die neue Machtverschiebung in Asien die „gelbe Gefahr" an materieller Kraft zu gewinnen droht:
in demselben Grade ist wohl auch heute schon die Hoffnung berechtigt, daß sie — ihre innere Natur verändernd — künftighin jedenfalls nicht mehr den Charakter eines Kampfes von Kultur gegen Barbarei tragen wird!

Die heutige ethische Bildung Japans, deren — in hoher Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit, Pflichttreue und Sittlichkeit sich offenbarende —

Früchte Europa zur Stunde schon in der moralischen Überlegenheit des Inselvolkes über seinen russischen Gegner anzuerkennen sich genötigt sieht: ist bekanntlich dem Nachbarvolke ursprünglich von China überkommen!

Wenn heute mehr und mehr das stammverwandte Volk des Mikado in erster Linie berufen erscheint — wirksamer als irgendeine andere Macht das vermöchte! — seine rasch erworbene europäisch-technische Kultur auf chinesischen Boden zurückzutragen, so wird naturgemäß: gerade durch diesen Einfluß am raschesten und erfolgreichsten

der mandschurische barbarische Schutt hinweggeräumt

werden können, der zurzeit noch

die einstige hohe Geisteskultur des ältesten Volkes der Geschichte

überdeckt.

Auch dann freilich wird es ja nicht an Interessen-Konflikten zwischen Westen und Osten fehlen, noch kriegerische Verwickelungen zwischen den beiden Rassen ganz ausbleiben können, und weise Mäßigung oder überschäumendes Kraftbewußtsein der jungen Weltmacht wird hierin den Ton angeben!

Wie aber einst auf der westlichen Hemisphäre aus der Berührung des mittelmeerischen Occidents mit dem Orient doch schließlich die herrliche Blüte

der Renaissance von Kunst und Wissenschaft

entsprossen ist; so wird man vielleicht auch jetzt wieder der geschichtlichen Erwartung leben dürfen, daß in näherer oder fernerer Zukunft: von dem Kontakte der modern-europäischen mit der uralt-asiatischen Weltanschauung der Ausgangspunkt einer neuen Epoche geistiger Entwicklung der Menschheit wird datiert werden können!

Dann aber hat doch nur aufs neue das alte Heraklit-Wort sich bewahrheitet, daß

„der Kampf der Vater alles Fortschrittes" ist!

Das Verfahren gegen den württembergischen Landtagsabgeordneten Friedrich List in den Jahren 1821 und 1822.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

Die Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" hat mich aufgefordert, im Anschluß an meine Ausführungen in Nr. 82 des „Schwäbischen Merkur" vom 18. Februar 1905 „Heinrich von Treitschke und Gustav Rümelin über das Verfahren gegen Friedrich List" diesen Gegenstand auch in den „Süddeutschen Monatsheften" kurz zu behandeln. Ich tue das um so lieber, als auf den großen Volkswirt gerade auch in der Gegenwart nicht nachdrücklich und nicht oft genug hingewiesen werden kann; ferner ist das Verfahren gegen List symptomatisch für das ganze damalige Zeitalter, politisch außerordentlich bedeutsam und lehrreich, schließlich gibt es mir Gelegenheit, den Versuch zurückzuweisen, welcher auf meinen Artikel hin gemacht wurde, mich des Angriffs auf die „Ehre" der Kammer und einer einseitigen Anwaltschaft für Friedrich List zu zeihen.

1. Heinrich von Treitschke, ein ebenso warmer als temperamentvoller Würdiger Friedrich Lists, wies in dem 3. Bande seiner Deutschen Geschichte der Person des Königs Wilhelm I. von Württemberg einen außerordentlich großen Teil der Schuld an dem Verfahren gegen List zu, welches zu dessen Ausstoßung aus der Abgeordnetenkammer führte; als nun Treitschke im Jahre 1885 diesen 3. Band dem damaligen Kanzler der Universität Tübingen, Gustav Rümelin, zusandte, schrieb ihm Rümelin am 31. Dez. 1885 einen bemerkenswerten Dankbrief, in welchem er bei aller Bewunderung für den großen Geschichtsschreiber dessen Beurteilung des württembergischen Königs, namentlich im Zusammenhange mit dem Falle List, als nicht stichhaltig nachzuweisen sucht. Diesen Brief Rümelins veröffentlichte kürzlich Dr. E. Schneider.[1]) Darauf schrieb ich in den „Schwäbischen Merkur" jenen Artikel, worin ich die Einzelheiten, auf welche Rümelin sein Urteil stützt, als nicht beweiskräftig nachzuweisen suchte, trotzdem aber insofern ihm beistimmte, als ich die entscheidende Schuld nicht darin fand, daß Wilhelm I. durch seinen Justizminister alle Handhaben der damals bestehenden Rechtsbuchstaben gegen den unangenehmen Dränger aus der mediatisierten Reichsstadt Reutlingen anzuwenden gestattete bzw. befahl, sondern darin, daß die Kammer ihm bei diesem Vorstoß nicht entgegentrat.

2. Friedrich List war am 6. Dezember 1820, 31 Jahre alt, von der „guten Stadt" Reutlingen, seiner Vaterstadt, welche 18 Jahre zuvor (1802) württembergisch geworden war, in die Abgeordnetenkammer gewählt worden, in welcher er sofort eine rege Tätigkeit entfaltete. Mit seinen Wählern und anderen Männern besprach er eine Petition an die Kammer, welche

[1]) Im ersten Heft des Jahrgangs 1905 der württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.

die damalige wirtschaftliche Lage Württembergs, den Zustand der Gerichtspflege und der Gesamtverwaltung außerordentlich freimütig und scharf beleuchtet und schließlich in 40 Einzelpunkten ein — nennen wir es wurzelhaft gründliches und daher „radikal“ genanntes — Reformprogramm aufstellte, dessen Verwirklichung er sich in gemeinschaftlicher Fortschrittsarbeit von König, Regierung und Volksvertretung dachte; er wollte, was aus dem Wortlaut ohne weiteres hervorgeht, und in seiner späteren Denkschrift an den König klar betont ist, das System angreifen, das bisher geherrscht habe, keine Personen. Da er aber auch die Handhabung der Justizpflege entsprechend gekennzeichnet hatte, so wurde darin sowohl eine Beleidigung des Richterstandes erblickt als der Versuch, öffentlich ohne Grund Mißvergnügen zu erregen, zumal da die Petition zur Verbreitung vervielfältigt werden sollte bzw. worden war. Es wurde also eine sogenannte Kriminaluntersuchung gegen List eingeleitet, und da zwischen Kriminalverbrechen und politischen Verbrechen nicht genau unterschieden worden war, auch die bestehenden Gesetze außerdem formell die Handhaben boten, in dieser Weise vorzugehen, da weiterhin der Justizminister von Maucler in der schärfsten Weise auf den Rechtsstandpunkt sich stellte, so erhob sich ein außerordentlich dramatisches Verfahren, welches zu erregten Kammerverhandlungen führte. Vergeblich berief sich List darauf, daß seine Petition keinerlei Personalinjurien, sondern lediglich einen allgemeinen Sachverhalt enthalte, pflichtmäßig vom Standpunkt eines Volksrepräsentanten aus angesehen und kritisiert, vergeblich verlangte er, statt vor einen Kriminalgerichtshof vor einen Staatsgerichtshof gestellt zu werden; er wurde zur Verantwortung gezogen nicht nur wegen des Inhalts der Petition, sondern auch wegen des Inhalts seiner Verteidigungsrede in der Kammer selbst, und als er bezüglich der letzteren Zumutung sich auf seine Würde und Aufgabe als Volksrepräsentant berief und aus diesem Grunde die Abgabe einer Verantwortung dem Untersuchungsrichter gegenüber ablehnen zu müssen erklärte — unter ausdrücklichem Hinweis auf Wesen und Würde der Volksvertretung überhaupt —, ließ ihm der Kriminalsenat des Gerichtshofes Eßlingen ausdrücklich eröffnen, daß er dieses frivole und ungebührliche Betragen mit Indignation aufgenommen habe und daß er wiederholt unter Hinweis auf das Generalreskript die Abschaffung der Tortur betreffend zur Abgabe seiner Verantwortung aufgefordert werde. Dieses Generalreskript enthält nun zwar die Abschaffung der eigentlichen „Tortur“, aber behält Zwangsmaßregeln gegen Inkulpaten vor, u. a. auch die Möglichkeit von Stockstreichen. Treitschke hatte diese Drohung ganz besonders verwerflich gefunden, während Rümelin darin eine mehr oratorische Aufbauschung Treitschkes findet, in der Annahme, daß dieser Hinweis des Kriminalsenats noch lange kein Beweis dafür sei, daß mit den Stockstreichen auch wirklich Ernst gemacht worden wäre. Ich stellte mich auf den Standpunkt, daß, wie auch aus der Art des Verhörs und aus dem Verhörsprotokoll hervorgeht, von einer lediglich „oratorischen“ Wendung keine Rede sein kann; vielmehr zeigt die ganze Art, wie das Vorgehen gegen List betrieben wurde, nichts weniger als Schüchternheit und Zurückhaltung in der Anwendung rechtsbestehender Mittel. Rümelin deutet auch die „Unreife“ Lists an, bzw. etwas unruhig Drängendes in seinem Wesen, das eine scharfe Zurückweisung

mehr oder minder gerechtfertigt habe. Auch in dieser Beziehung scheint mir die Rümelinsche Erklärung fehlzugreifen. „Unreife" ja, aber keineswegs auf seiten Lists, dessen Kenntnis der ganzen Sachlage wie Verteidigung den Eindruck ungewöhnlicher Reife des politischen Urteils kundtut, sondern vielmehr auf der Seite seiner Landtagskollegen. Es scheint mir dringend erforderlich, die auch in der nationalökonomischen Literatur bis heute noch spukende Legende von der „Unreife" Lists etwas näher ins Auge zu fassen. Sie zerfließt bei jeder näheren Prüfung der Sachlage in nichts und läßt eine so unheimliche Unreife der Listschen Zeitgenossen, ganz besonders aber der „Spitzen" jenes Zeitalters zutage treten, daß man die Entstehung der Unreifheitslegende ganz wohl begreift. Man kann zur Entschuldigung des damaligen Zeitalters sagen: es war, auch in seinen verhältnismäßig besseren Vertretern nicht fähig, einen Geist, wie den Listschen zu verstehen, aber nachdem das Listsche Leben und Wirken, samt dem Zeitalter, in welchem es vor sich ging, abgeschlossen ist und vor uns liegt, wäre es nicht nur ungerecht, es wäre wahrhaft kindisch und jammervoll, die Unreife des Zeitalters als Vorzug und die Reife Lists in einem unreifen Zeitalter als Unreife brandmarken zu wollen. Es ist wohl begreiflich, daß Leute, welche in einem gärenden Moste den guten Wein nicht zu erkennen vermögen, sich nachher mit dem Gärungszustande des Mostes entschuldigen; aber damit zeigen doch nur sie, daß sie vom Weine eben nichts verstanden haben. Die Ausstoßung Lists aus der Abgeordnetenkammer und seine darauffolgende Verurteilung haben derart tief auf seinen ganzen dornenvollen Lebensweg eingewirkt, daß es von außerordentlicher Tragweite ist, hierüber ein unbefangenes Urteil zu gewinnen. Hierbei ist noch zu betonen, daß Lists Tätigkeit für Vorbereitung des Zollvereins, seine grundlegenden Denkschriften an die Bundesmächte bzw. den Kaiser von Österreich bereits vorlagen und daß er sich um Württemberg speziell schon sehr große Verdienste erworben hatte, deren geringstes allerdings die Übernahme der bald wieder aufgegebenen Professur in Tübingen an der neu — mit auf seine Anregung hin — gegründeten staatswirtschaftlichen Fakultät war. Das alles galt und gilt es zu berücksichtigen: Friedrich List war, als er die Bürde eines Landtagsabgeordneten auf sich nahm, nicht mehr ein beliebiger Jemand, ein Dutzendabgeordneter, wie mancher andere, er war schon weit mehr, er war sozusagen ein neues Prinzip, der Träger einer ganz neuen Auffassung des Staatsgedankens, ein Mann des Fortschritts aus Grundsatz und Wissen heraus, dabei von unbeugsamer Sachlichkeit, für viele eine unheimliche Erscheinung im damaligen öffentlichen Leben.

3. Wenn ich die Abgeordnetenkammer wegen der Ausstoßung Lists und wegen der hierdurch erleichterten bzw. erst ermöglichten Auslieferung an den Untersuchungsrichter in den Mittelpunkt dessen rückte, was man die geschichtliche Schuld in dem Verfahren gegen Friedrich List nennen kann, so lag mir persönlich nichts ferner, als eine weitschweifige Exkursion auf das Gebiet des historischen, hier vor allem rechtshistorischen und verwaltungshistorischen Details. Da nun aber Herr Dr. Adam, derzeit Archivar der Ständekammern in Württemberg, geglaubt hat, mich nach dieser Richtung hin eines besseren belehren zu müssen, und meint, ich hätte die „Ehre" der

Kammer angegriffen, weil ich die Preisgabe des Kammermitgliedes List eine Selbstentmannung, ja einen Selbstmord — natürlich einen politischen — der Kammer genannt habe, da ferner immer wieder der beleidigende Charakter der Petition Lists so sehr betont wird, so dürfte es nicht überflüssig sein, nebenbei auf folgende Tatsachen hinzuweisen. Schon mehrere Jahre vor der Verfassung, die im Jahre 1819 in Kraft trat, hatte die alleruntertänigste und treugehorsamste Ständeversammlung eine Beschwerdeschrift an den König in denjenigen Angelegenheiten des württembergischen Volkes eingereicht, welche auch List in seiner Petition (1820/21) behandelt; darauf hatte der König am 16. Oktober 1816 das Versprechen gegeben, daß in kurzen Zwischenräumen auf die einzelnen Beschwerden allergnädigste Resolutionen erfolgen werden; am 22. November 1816 bezeichnet die Ständeversammlung in einer neuen Eingabe das Schreibereiwesen vor allem als einer durchgreifenden Reform bedürftig und zwar in ganz ähnlichen — nichts weniger als sanften — Ausdrücken, wie die spätere Petition Lists; am 11. Dez. 1816 erscheint dann ein Dekret, welches zu dem Zweck der Einleitung von Vorarbeiten für Abhilfe eine besondere Kommission einsetzt; in diese Kommission wurde List, damals noch „Rechnungsrat" als „Aktuarius", oder wie wir heute sagen würden, als Schriftführer berufen, weil er ein anerkannter Sachverständiger in Sachen der Kommunalverfassung wie Kommunalverwaltung war und, was für württembergische Verhältnisse erheblich ist, auch ein ganz vortreffliches Examen im höheren Verwaltungswesen gemacht hatte. List war also nicht nur über die Gegenstände als Mann, der im Schreibereiwesen gestanden hatte, wohlunterrichtet, er war sogar ein paar Jahre früher, als noch ein anderer Wind von obenher wehte, mit beauftragt worden, als Beamter die Abstellung der als wohlberechtigt angesehenen Beschwerden mitvorzubereiten. Man darf wohl annehmen, daß die Abgeordnetenversammlung im Jahre 1821 davon unterrichtet war, desgleichen von den „praktischen" Ergebnissen, zu welchen die Tätigkeit jener Kommission n i c h t geführt hatte. Angesichts dieses Sachverhaltes muß der Vorwurf, oder vielmehr lediglich die Feststellung politischer Unvernunft, auf seiten der Kammer meines Erachtens ebenso aufrecht erhalten werden, wie der Unterschied zwischen Ehrenbeleidigung und — Vorwurf politischer Unvernunft. Wollte man alle politischen Vorwürfe zu Ehrenbeleidigungen stempeln, dann gäbe es keine Kritik von Beschlüssen der Volksvertretungen mehr. Doch dies nur nebenbei.

4. Auch die Tatsache, daß die damaligen Gesetze betr. Majestäts- und andere Verbrechen in Württemberg mit der zwei Jahre vor der Listtragödie gegebenen Verfassung Württembergs z. B. gerade bezüglich der Integrität der Volksvertreter nicht in voller Harmonie standen, kann an der Beurteilung des Falles im Kerne nichts ändern. Im Zweifelsfalle war nicht die Verfassung mit jenen alten Generalreskripten, sondern es waren jene alten Gesetze mit der Verfassung in Einklang zu bringen, und gerade darüber im Konfliktsfalle zu wachen war in Ermanglung einer anderen unabhängigen Instanz einzig und allein die Volksvertretung imstande und berufen.

Unter diesem verfassungsmäßigen Gesichtspunkte betrachtet wird der Fall so überaus denk- und merkwürdig. Friedrich List war (1789) in der freien Reichsstadt Reutlingen geboren und bis zur Einverleibung in den

bureaukratisch-absolutistischen Territorialstaat Württemberg (1802) hatte sich in Reutlingen ein hohes Maß von Selbständigkeit des städtischen Bürgertums erhalten. Im Gegensatz zu manchen anderen mediatisierten Reichsstädten hatte Reutlingen nur ganz vorübergehend eine aristokratische Reduzierung seiner demokratischen Stadtverfassung durchgemacht. Der Vater Friedrich Lists, ein Weißgerbermeister, war noch „Gerichtsverwandter" gewesen, also eine Art von Senator. Die Mutter Lists, offenbar eine gute Reutlinger Bürgerfrau, war im Jahre 1815 an den mittelbaren Folgen einer brutalen Behandlung, welche sie durch irgendein Organ der neuwürttembergischen Verwaltungsbehörde erfahren hatte, gestorben. Das Bewußtsein dieser freien Stadtluft lag im Hintergrunde des freimütigen Auftretens von List nicht minder als seine intime Kenntnis der damals offenkundigen Schreiberwirtschaft dem Volke Württembergs gegenüber. Es ist nun überaus bezeichnend, daß Lists Vorgehen ein Echo sowohl bei den Vertretern anderer „guter Städte" als bei den Rittern, d. h. ritterschaftlichen Abgeordneten fand, welche für seine Nichtauslieferung eintraten; auch der Berichterstatter der Landtagskommission, Ludwig Uhland — der bekannte Dichter —, obwohl selbst Jurist, ließ sich durch die formalen Rechtsbedenken nicht einschüchtern. Der Minderheit — 30 gegen 56 Stimmen — war vollkommen klar, daß es sich um eine Machtprobe der neugeschaffenen Volksvertretung gegenüber handle, und daß man denjenigen Volksvertreter beseitigen wollte, welcher gleichzeitig der unerschrockenste und in politischen Dingen reifste und zielbewußteste war.

Die Art seines Auftretens erfüllte die damalige Bureaukratie — es war ja damals nach den Beschwerden der Kammer selbst eine wirkliche Bureaukratie-Schreibstubenherrschaft in Württemberg — mit Zorn und die Kammermitglieder größtenteils mit Besorgnissen, da sie gar nicht wie Bürger von Reichsstädten und Ritter, mitzusprechen gewohnt waren. So fiel List und wurde auch verurteilt, und zwar hart verurteilt, sowohl zu zehnmonatlicher Festungsstrafe mit Zwangsarbeit als zu außerordentlich hohen Kosten. Wäre die Kammer vor ihr Mitglied getreten, hätte sie ihn gedeckt, so wäre er nimmermehr gefallen; gerade ein Mann wie Wilhelm I. hätte hieraus vermutlich die Lehre gezogen, daß eine Verfassung, wenn gegeben, die Anpassung früherer entgegenstehender Gesetze an den Sinn und Geist der Verfassung erfordert, nicht umgekehrt. Ich führte aus, daß diese Unreife der Volksvertreter Württembergs der entscheidende Gesichtspunkt für die Gesamtbeurteilung des Verfahrens gegen List sei. Kurz darauf kam der Landtagsabgeordnete Friedrich Haußmann auf den Fall zurück und sprach von einem unbegreiflichen Vorgehen, von einem Rechtsbruch. Ich stelle ausdrücklich fest, daß ich davon nicht gesprochen habe, weil Dr. Adam auch mir die Wiederholung „alter Vorwürfe" nachgesagt hat. Im Gegenteil: ich hatte den damaligen Justizminister Württembergs ausdrücklich mit Shylock verglichen. Das will doch besagen: der Schein Shylocks war nach den Gesetzen der Republik Venedig formell, juristisch betrachtet, vollkommen in Ordnung; die Anklage, welche der Justizminister vorbrachte, sein Schein, war ebenfalls juristisch in Ordnung. Das hindert aber gar nicht, daß im „Kaufmann von Venedig" so gut wie im Verfahren gegen Friedrich List ein „Problem" vorliegt. Dort handelt es sich um äußerste Geltendmachung und Verfolgung einer privat-

rechtlichen Forderung, im Falle List handelte es sich um äußerste Geltendmachung und Verfolgung von öffentlichem Rechte, aber nur einem einzelnen gegenüber, welcher herausgegriffen wurde, obschon er nicht als Privatperson, sondern lediglich in seiner Eigenschaft als Volksrepräsentant sich mit noch bestehenden Gesetzesparagraphen in Konflikt gesetzt hatte und obschon das, was er in dieser seiner Eigenschaft als Volksvertreter behauptet hatte, schon Jahre zuvor sowohl von den Ständen selbst als von der Regierung in der Hauptsache zugegeben war. Stellt man sich bei derartigen geschichtlichen Ereignissen auf den Standpunkt des Buchstabens, dann kommt man schließlich dazu, über die Hinrichtung von 100 „Hexen" durch das Rottweiler Hofgericht in den Jahren 1551—1648 kein Wort zu verlieren, sondern einfach festzustellen, daß dabei alles mit Fug und Recht vor sich ging.

5. Die Schicksale Lists nach seiner Entfernung aus der Kammer werden in der Regel als bekannt vorausgesetzt, sind es aber nicht so sehr, als zu wünschen wäre. Jahrelang irrte er als Flüchtling und gebrandmarkter Verbrecher in Baden, Frankreich und der Schweiz umher, büßte den größten Teil seiner Festungshaft auf dem Asperg ab, bezahlte mit dem größeren Teil seines Vermögens die Gerichtskosten und die vergeblichen Versuche seiner Rehabilitierung, bis er endlich im Jahre 1825 der Einladung des Generals Lafayette folgend mit seiner Familie in Havre sich einschiffte und nach Amerika auswanderte. Dort hatte sich List durch allerlei Erfahrungen hindurch eine vollständig neue Existenz zu erringen und schwang sich vom Farmer bei Harrisburg und Redaktor eines deutschen Lokalblattes in Reading Pa zu einem Manne von öffentlichem Range binnen 2—3 Jahre auf, einzig und allein aus eigener Kraft, eine Leistung, welche uneingeschränkte Bewunderung hervorrufen muß. Dort im Staate Pennsylvania schrieb er auch sein neues System der Volkswirtschaftslehre erstmals in den Grundzügen nieder, jenes System, welches die Amerikaner nie mehr vergessen sondern bis auf den heutigen Tag praktiziert haben, angepaßt ihren besonderen Verhältnissen; dort fand er den starken Widerhall der Edelsten und Kenntnisreichsten einer freien, neu sich bildenden Nation, welche ihre ökonomischen Geschicke selbst in die Hand nahm und in die Hand zu nehmen auch verstand, — dort würdigten ihn die leitenden Staatsmänner vortrefflich, von dort trat er, durch die Ernennung zum amerikanischen Konsul notdürftig vor seinen eigenen Volksgenossen geschützt, die Rückreise nach dem europäischen Kontinente an, zeigte in fast unbegreiflicher geistiger Leistungsfähigkeit und Energie durch glänzende Denkschriften und persönliches Wirken den Franzosen, Belgiern, Sachsen, Preußen, Thüringern, Bayern, Badenern, Österreichern, Ungarn, daß, warum und wie man Eisenbahnen bauen müsse, schuf in dem Eisenbahnjournal (1835/7) eine wahre Fundgrube von wissenschaftlichen und praktischen Unterlagen für diese Zwecke, rief das erste moderne Staatslexikon ins Leben, schenkte den Deutschen das nationale System der politischen Ökonomie, Band I, gründete das Zollvereinsblatt, jenes ausgezeichnete Organ nicht nur für die gemeindeutsche Zollpolitik, sondern auch für die allgemeine deutsche Wirtschafts- und Gesamtpolitik, kämpfte wie nur irgendein Großer im Reiche des Geistes je gegen Pygmäen gekämpft hat, beschwor sogar seinen alten Feind und heimtückischen

Verfolger, den Fürsten Metternich, mit allen Mitteln seiner riesenhaften Kenntnisse und Erfahrungen, den Deutschen wirtschaftliche Kraft nach außen und Bewegungsfreiheit im Innern zu geben — — endlich, aufgerieben und an Körper und Geist gebrochen gab er sich, zur Schwermut getrieben, Ende November 1846 bei Kufstein selbst den Tod, zwei Jahre vor der deutschen bürgerlichen Revolution, welche er kommen sah. Es ist meines Erachtens überflüssig, über die Bedeutung Lists heute Worte zu machen. Er war weitaus der größte theoretische wie praktische Volkswirt, den das deutsche Volk hervorgebracht hat. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind dasjenige politisch-ökonomische Gemeinwesen größeren Stiles, welches das Friedrich Listsche Nationalitätsprinzip praktiziert hat und immer noch praktiziert. Die Geschichte der amerikanischen Zollpolitik, wie der amerikanischen Volkswirtschaftstheorie ist dafür Beweis; ich erinnere an das Urteil Henry Careys über List. Europa aber hat ein Zerrbild als Gegenstück dazu in Österreich-Ungarn vor Augen. Während die Union das nie gesehene Schauspiel einer wirtschaftspolitischen „Nationalität" unter Verschwinden bzw. unter Rückdrängung alteuropäischer Sprach- und Abstammungsnationaldifferenzen bietet, zeigt Österreich-Ungarn umgekehrt ein völliges Versagen des grundlegenden Elementes der natürlichen Gesamtwirtschaftsnationalität, es lebt gewissermaßen die auf die Spitze getriebene rückständige reine Stammesnationalitätsauffassung aus. Man wird einwenden, daß die „Auffassung" den tatsächlichen Verhältnissen entspreche, d. h., daß sie nichts anderes sei, als eine durch die unabänderlich gegebene Sachlage aufgedrängte Notwendigkeit. Ich möchte dagegen nur sagen: Wenn diese Sachlage eine unabänderliche ist, dann wird der Schwerpunkt der Erdwirtschaft und Erdpolitik sich zunehmend von derartigen Gebilden wegwenden. Die Gegenwart verlangt mehr denn je breite, wirtschaftspolitisch zusammengefaßte Binnenmärkte. Wenn das kontinentale Europa nicht imstande ist, solche zu schaffen, so wird es, weltwirtschaftlich betrachet, stagnieren und schließlich rückläufig werden. Die Anzeichen dieser Rückläufigkeit sind bereits vorhanden. Sie zeigen sich auch auf politischem Gebiete. Denn das eben ist u. a. auch die Bedeutung Friedrich Lists, daß er die Volkswirtschaftslehre von einer Wissenschaft, die im luftleeren Raum nach Naturgesetzen suchte, verwandelt hat in die politische Ökonomie, d. h. in eine Darlegung der Sachverhalte, bei welcher die politische Gestaltung des Staatslebens in ihrem Wechselverhältnisse zur wirtschaftlichen Entwicklung und umgekehrt, deutlich hervortritt.

6. Schließlich ist noch der wichtigste Gesichtspunkt kurz hervorzukehren, welcher mich veranlaßt hat, das Wort zu ergreifen. Nicht die Tatsache, daß zwei so bedeutende deutsche Männer, wie Treitschke und Rümelin in ihrem Urteil über das Verfahren gegen Friedrich List auseinandergehen, ist das Bedeutungsvolle, sondern die Hervorkehrung und Ersichtlichmachung der tieferen Gründe für dieses Auseinanderfallen des Urteils. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie die Deutschen heute das Verfahren gegen List und seine Folgen beurteilen.

Ich habe keine Veranlassung mit meiner Ansicht hinter dem Berge zu bleiben, wennschon ich kein Historiker bin und auch nicht sein will.

Indem das württembergische Bürgertum durch seine Vertreter

Friedrich List verleugnete, hat es sein besseres Selbst verleugnet. Insofern hat Rümelin das Recht, dagegen sich zu verwahren, daß Treitschke dem damaligen König von Württemberg, Wilhelm I., vor allem, ja nahezu ausschließlich die Schuld vor dem Forum der Geschichte zuweisen will.

Die Widerstandskraft oder -unkraft der Volksvertretung ist ein Moment, welches geschichtlich in Rechnung gestellt werden muß. Die Mehrheit der Volksvertreter versagte da, wo sie erstmals als selbständige und einheitliche Instanz gründlich und grundsätzlich in Funktion hätte treten sollen, nicht nur um des Grundsatzes willen, sondern um ihrer selbst willen. Sie fand nicht den Mut, dem viel zu schroffen Auftreten der Regierung ihrerseits ihre ganze Macht einer besseren Überzeugung und Einsicht entgegenzuwerfen.

Aber ich gehe noch viel weiter. Die Schuld Wilhelms I. von Württemberg, welche Treitschke so scharf pointiert, wird noch zweifelhafter bzw. noch mehr auf das zulässige Maß beschränkt, wenn man angesichts der ferneren Leistungen und Schicksale Lists nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt die Behauptung aufstellt, daß nicht etwa nur das württembergische Bürgertum seinen Volksvertreter, sondern vielmehr das deutsche Bürgertum überhaupt seinen glänzendsten Vertreter, seinen bedeutsamsten Förderer und Vorkämpfer schmählich verleugnet hat. Damit hat es sich selbst verleugnet und es hat diese Verleugnung bis auf den heutigen Tag am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Die Beweise für diese Behauptung können in diesem Zusammenhange nicht geführt werden. Trotzdem dürfte es nicht wertlos sein, einmal auch den Revers der Medaille, d. h. die Einseitigkeit gewisser traditionell gewordener Geschichtsauffassung im neuen Deutschen Reiche zu streifen.

Nimmermehr wäre es zu der rein demonstrativen, im großen Ganzen als professoral zu bezeichnenden deutschen Revolution von 1848 so gekommen, wie es gekommen ist, wenn den Deutschen der Jahre 1819—1846 Friedrich List sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen gewesen wäre. Das politische Sumpfirrlicht, Metternich, führte in die Irre, führte in die Tiefe, nicht in die Höhe. Statt die Freiheit ihrer Bürger vorzubereiten, knebelten die Regierungen ihre „Untertanen". Diese hinwiederum, statt den Druck von oben her mit einem zielbewußten Gegendruck von unten her zu beantworten und ihn dadurch gegenstandslos zu machen, beugten sich diesem Druck. Klein denkend und klein handelnd pflanzten die Scheinstaatsmännchen der Kleinstaaten in ohnmächtiger, mit Dünkel gepaarten Kurzsichtigkeit den Oberdruck, der von Wien her erfolgte, nach unten hin fort, statt umgekehrt, von unten her ihre natürliche Widerstandskraft zu stärken. Das klare Licht wirtschaftlichen und politischen Verständnisses, welches der Sohn der freien Reichsstadt Reutlingen ausstrahlte, tat all den guten Leuten seines Zeitalters in den Augen wehe.

So ging das leuchtende Gestirn Friedrich Lists am deutschen Himmel unter. Von München reiste der verzweifelnde Mann nach Kufstein ab, *in* demselben Jahre, in welchem Ludwig I. von Bayern sich an dem fahrenden Kometen Lola Montez entzückte. Die Revolution von 1848 hatte weder einen staatsmännisch-politischen, noch einen wirtschaftlich-zielbewußten Charakter. Ihr fehlten eben Männer vom Schlage Friedrich Lists.

Hinter dem rasch verpufften gemeindeutschen bürgerlichen Revolutionsversuch erhob sich die preußische Militärmonarchie; hinter ihr und mit ihr stieg der Stern des preußischen Realpolitikers Bismarck auf. Aber Bismarck war nicht der Sohn einer freien deutschen Reichsstadt, er war ein freigesinnter, hochherziger und mit gewaltigen Gaben des Geistes und Charakters ausgestatteter Landritter auf preußisch gewordener Erde. Der alldeutsche Gedanke starb ab und ward begraben. Der Kampf zwischen Preußen und Österreich, zwischen Norden und Süden um die Vorherrschaft im deutschen Sprachgebiete Mitteleuropas begann etwa zu derselben Zeit, als in den Freistaaten der nordamerikanischen Union der Kampf um die Vorherrschaft des Nordens und des Südens ausgekämpft wurde. Die Analogie zwischen Otto von Bismarck und Abraham Lincoln liegt nahe, mag aber hier auf sich beruhen. Österreich unterlag, und kurz darauf brachten die Siege der unter Preußen geeinigten übrigen deutschen Teilstaaten das neue Deutsche Reich.

Dieses Reich ist jedem Reichsdeutschen teuer und wert. Sein Bestand ist über jede auch nur ganz leise Bezweiflung erhaben. Dies kann aber nicht hindern, zu erkennen, daß es durch seine Entstehungsgeschichte wie durch die vor allem beteiligten Personen sowohl einen altaristokratischen als einen militaristischen Beigeschmack hat. Das deutsche Bürgertum blieb dabei so gut wie ausgeschaltet. Daß dies eine große Gefahr bedeutet, ist offensichtlich und diese Gefahr wird dadurch nicht geringer, daß das reich gewordene Bürgertum sich mit dem alten Adel zu amalgamieren sucht und sich sozusagen hinter den Militarismus versteckt, um sich vor der aufsteigenden Arbeiterbewegung zu flüchten, statt umgekehrt, diese zur Unterlage ihrer eigenen politischen Kraft zu machen. Unter „Militarismus" verstehe ich keineswegs eine dem Militär gegenüber feindselige Stimmung, sondern lediglich die Tatsache, daß auf Grund der Kriegserfolge von 1870/71 dem Militär als solchem heutzutage im Deutschen Reiche eine gesellschaftliche und indirekt politische Präponderanz zukommt, welche gewisse hier nicht näher darzulegende Gefahren in sich birgt. Daß das Deutsche Reich in verfassungsrechtlicher Hinsicht, namentlich wenn man seine Bundesgebiete überblickt, altaristokratische, d. h. erbfeudale Hinterunterlagen hat, liegt offen zutage. Auch in dieser Hinsicht ist es von der amerikanischen Staatenunion weit überflügelt, wodurch gute geistige Elemente sehr zum Schaden einer zeitgemäßen Entwicklung politisch auf die Seite gedrückt und daher in eine chronische Opposition gedrängt werden, eine Opposition, welche, weil in der Hauptsache wirkungslos, sich weit mehr in rein negativen Lebensäußerungen erschöpft und einen gewissen Zustand zeitigt, den man vielfach, weil kein passenderer Ausdruck dafür vorhanden ist, als Reichsmüdigkeit zu bezeichnen liebt. Man könnte vielleicht mit mehr Recht sagen, daß zwischen den stark fortschreitenden Aufgaben des Reichs als solchem und zwischen der politischen Entwicklung innerhalb seiner Gliedstaaten kein richtiges einheitliches Tempo besteht.

Ein Teilbeispiel mag das noch kurz beleuchten. Wenn Friedrich List mit Fug und Recht aus der württembergischen Abgeordnetenkammer entfernt worden ist, wie manche in Einzelheiten wohlunterrichtete Geschichtschreiber an-

zunehmen scheinen, dann sind beispielsweise auch die in letzter Zeit so häufig erörterten sog. „Geisterstimmen" in der württembergischen Kammer der Standesherren altes und daher gutes und Recht bleiben müssendes Recht. Allein, wenn Angehörige eines staatsrechtlich als Ausland zu betrachtenden Gebietes nebenbei gleichzeitig Staatsbürger des Inlandes sein und kraft dieser Tatsache nebenbei die Gesetzgebung eines Teilstaates des Deutschen Reiches mitbesorgen können, ohne dabei anwesend sein zu müssen, so kann die Bezeichnung „vaterlandslose Gesellen" auf die große Masse der sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter keinen allzutiefen pädagogischen Eindruck machen. Derartige Dinge sollte man sich klar machen, wenn dies auch vielleicht unangenehm sein mag; vor allem aber sollte man sich solche Dinge zur rechten Zeit klar machen, denn das ist die Hauptsache. Friedrich List war ein Mann, der seinem Zeitalter viele und außerordentlich wichtige Dinge rechtzeitig klar gemacht hat.

Zeitungsgeist.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Ob wohl unsere Zeitungen mehr zur Hebung oder zur Zerstörung des politischen Geistes in der Bevölkerung beitragen? Verbreiten sie politische Bildung und steigern sie diese Bildung bis zum politischen Wollen?

Jeden Tag regnet es in zahllosen Zeitungen: Politik, Politik, Reichstag, Landtag, Kreistag; Bülow, Podbielsky, Bebel; Parteitag, Programmrede, Wahlergebnis; Kaiser, König, Bischof, Landrat, Staatsanwalt, Redakteur; Industriestaat, Agrarstaat, Theokratie, Aristokratie, Demokratie, Sozialismus, Liberalismus, Militarismus, Marinismus, Konfessionalismus, Antisemitismus, Humanismus; Handelsvertrag, Schiffahrtsvertrag, Literaturkonvention; Staatsschulden, Gemeindelasten, Zölle, Steuern, Defizit; Russland, Japan, persischer Golf, Mexiko, Windhuk . . . es regnet und regnet, tausend Tropfen auf jedes Haupt. Wann erfuhr seit Adams Tagen ein Volk so viel von Politik?

Es ist aber unsortierte und unverarbeitete Masse, die dem Leser geboten wird. Er wird mit politischem Rohstoff überschüttet. Was er damit macht, ist seine Sache, und im allgemeinen macht er nichts damit, als dass er von tausend Dingen etwas halbes weiss. An politischen Ideen, ist er vielleicht ärmer als ein Araber. Wer aber arm an ordnenden Ideen ist, der ist in aller Fülle des Stoffes hilflos, ziellos, willenlos.

* * *

Es gibt Zeitungen, die der politischen Ideenbildung dienen, aber sie sind nicht übermässig zahlreich und auch sie leiden unter der Pflicht, endlose Nachrichten nebeneinander zu stellen. Die alte Art von Zeitungen, die bescheiden in der Quantität aber klar in der Qualität war, verschwindet immer mehr. Wir wollen nicht sagen, dass es früher nur solche Zeitungen gegeben hätte, aber jeder ältere und erfahrene Mann gibt uns darin recht, dass vor 30 und 40 Jahren mehr Persönlichkeitsgeist im Zeitungswesen war als heute. Die Zeitung war mehr ein Bekenntnis als ein Geschäft. Woher kommt es, dass sie heute mehr ein Geschäft geworden ist? Sind wir im ganzen schlechter geworden? Oder ist der heutige Zustand etwa gar ein Fortschritt?

Man wird diese Frage nur dann richtig beurteilen können, wenn man sie im Zusammenhang mit der modernen Entwicklung überhaupt betrachtet. Das Schicksal der Zeitungen ist kein anderes als das Schicksal der anderen Gewerbe. Das innere Wesen dieses Schicksals ist aber der Übergang vom Handwerk zum kapitalistischen Betriebe. Wir versuchen die Merkmale dieses Überganges erst im allgemeinen aufzuzeigen:

Der Handwerker ist gleichzeitig Unternehmer und Arbeiter. Bei ihm verschlingt sich das Interesse am Gewinn mit dem inneren Anteil an der technischen Arbeit. Aus ihm aber wird im Laufe der Entwicklung der reine Unternehmer, das heisst der Disponent, der Dirigent von Arbeit. Die technische Arbeit wird ein Faktor innerhalb des Unternehmerplanes, die ebenso eingesetzt und beurteilt wird wie der Ankauf von Rohstoffen oder Halbfabrikaten. Aus diesem reinen Unternehmer gestaltet sich dann durch Wegfallen der Einzelpersönlichkeit das Unternehmen an sich, das allen Wechsel von Personen überdauert und an keine persönlichen Neigungen oder Überzeugungen mehr gebunden ist. Dieses Unternehmen kann isoliert für sich bestehen, hat aber keinen zwingenden Grund mehr, isoliert zu bleiben, sobald der Zusammenschluss mit anderen ebenso unpersönlichen Gebilden vorteilhaft ist.

Natürlich ist diese Darstellung der Entwicklung nur ganz schematisch, aber jeder Leser wird leicht Beispiele für die Richtigkeit dieses Stufenganges finden, mag er nun an Eisen, Garn, Tuch, Zucker, Ziegel oder sonst etwas denken. Diese Entwicklung ist so allgemein geworden, dass wir sie wie einen Naturvorgang erfassen müssen, dem gegenüber alle Gefühlsproteste vergeblich sind. Sie ist einfach das, was wir den Weg zum Kapitalismus nennen.

Jetzt also ist es unsere Aufgabe, das Zeitungswesen als einen Teil der Produktion überhaupt zu erfassen. Der alte Zeitungsherausgeber ist Handwerker. Er lebt noch heute in seiner ältesten und schlichtesten Form da und dort im Hinterlande und auch gelegentlich in grossstädtischen Nebengassen. Dieser Mann macht sein Blatt wie der alte Tischler seinen Hausrat für seine Kunden. Er kauft Papier und Nachrichten wie man Holz und Firnis kauft, und gibt selbst alles weitere dazu. Je weiter er sich kultiviert, desto mehr Halbfabrikate übernimmt er fertig: Zeitungsausschnitte aus der Grossstadt, gedruckte Korrespondenzen, geborgte Marktberichte, abgedruckte Telegramme, Annoncen von einer Expedition.

Er wird, soweit der Inhalt in Betracht kommt, zum Monteur, das ist zum Zusammensteller. Seine Persönlichkeit verschwindet im Inhalt und tritt nur noch kaufmännisch zutage: der Uhrmacher wird zum Inhaber eines Uhrenladens. Das ist die eine Möglichkeit, die bis zum kleinstädtischen Intelligenzblatt führt. Eine andere Möglichkeit ist aber die, dass der Handwerker die Zahl seiner Gehilfen so vermehrt und damit die Arbeitsteilung so fördert, dass er selbst seine Halbfabrikate herstellt und den alten Handwerksbetrieb auf die Stufe des industriellen Privatunternehmens hebt. Er ist die Seele des Geschäfts und bestimmt in dieser glücklichen Periode, in der die Kräfte sich vermehren, ohne dass die Persönlichkeit versinkt, gleichzeitig Form und Inhalt, Material, Verarbeitung, Tendenz und Preis. Das ist der Zustand, der unserem Geschlecht als der Höhepunkt des Zeitungsgewerbes vor Augen steht. Grosse Provinzialzeitungen haben diesen Zustand am längsten und reinsten erhalten können. Wir sehen aber, wie er bald hier, bald da sich auf ganz natürlichem Wege seinem Ende zuneigt, wenn die Zeit der schaffenden Personen vorübergeht und Rechtsnachfolger an ihre Stelle treten. Erst von da an ist das Unternehmen an sich da. Dieses Unternehmen kann sehr verschieden sein, je nachdem es sich als Erwerbsgeschäft oder als Gesinnungsgeschäft betrachtet oder beides zu vereinigen sucht. Das Erwerbsgeschäft arbeitet nach dem sehr einfachen Gedankengang: wir produzieren und verkaufen Zeitungen, wie man Schuhe fabriziert. Das, was wir Gesinnungsgeschäft nennen, ist komplizierter. Seine einfachste Form ist die Parteizeitung. Bei ihr ist die Herstellung und der Verkauf der Zeitung nur eine Hilfsaktion innerhalb einer anderen grösseren Aktion, nämlich der Beeinflussung der Gesetzgebung in bestimmter Richtung. Von diesem Standpunkt aus wird auch der Käufer nicht so sehr als Geldzahler betrachtet wie als wählender Staatsbürger. Eine solche Zeitung kann mit vollem Bewusstsein ein Defizitgeschäft sein und bleiben wollen, weil sie eben nur ein Teilgeschäft ist. Natürlich ist es angenehmer, wenn man die Parteizwecke fördern und dabei sich bezahlt machen kann. Das setzt aber eine breite Parteigrundlage voraus und ist deshalb relativ selten. Ebenfalls relativ selten ist die Möglichkeit, den Betrieb auf Spezialität zu basieren, das heisst auf einen politischen Einzelgedanken, der ertragreich genug ist, um als eigenes Gewerbe betrachtet zu werden. In der überwiegenden Zahl von Fällen tritt das vorhin beschriebene einfache Erwerbsgeschäft ein. Man übernimmt oder gründet eine Zeitung als Kapitalanlage und macht die Hersteller des Inhaltes zu einer Geschäftsabteilung, der man soviel eigene Initiative gewährt, als zur Erzielung des Erfolges praktisch erscheint. Unter Umständen kann es praktisch sein, feste Tendenz zu haben, der Massstab liegt aber im geschäftlichen Kalkül. Damit ist der persönliche Geist ausgeschaltet und das Bedürfnis, für sich allein zu existieren, verschwindet. Aus einzelnen Zeitungen werden Verbände, kombinierte Unternehmungen, Herstellungsgemeinschaften, deren kapitalistische Kraft und kaufmännische Wucht die Betriebe der früheren Stufen zu erdrücken suchen. Der Markt wird als Ganzes gedacht und die einzelnen Orte

nur als Filialen der Zentralbanken für Meinungsversorgung. Das ist es, was durch den Namen August Scherl deutlicher als durch irgendeine Beschreibung zum Bewusstsein gebracht werden kann. Es entstehen Stellen, die den Tageskonsum von Hunderttausenden, ja vielleicht später von Millionen regeln. Ganz monopolistisch werden diese Stellen nie arbeiten können, denn Zeitungen sind nicht wie Kohle oder Hochofen schwere Industrie. Immerhin aber müssen wir uns darauf gefasst machen, dass wesentliche Neugründungen immer seltener werden, denn durch die Mittel, die den kombinierten Betrieben zur Verfügung stehen, lässt sich durch Aufkauf und Verbilligung der Preise die Konkurrenz sehr erschweren. Ein alter Eigenbetrieb nach dem anderen beugt sich der zentralisierenden Macht. Es handelt sich vielfach nur noch um die Kontingentierungsziffer. Einzelne Eigenbetriebe stehen fest, aber auch sie fühlen die beginnende Umklammerung. Wir brauchen nur 10 Jahre vorwärts zu denken, um ein sehr vereinfachtes Feld vor uns zu sehen. Ist einmal die Methode der Fusionierung der Tagesliteratur perfekt geworden, dann arbeitet sie fast automatisch. Das lehren uns die Vorgänge auf anderen Gebieten des kapitalistischen Getriebes.

* * *

Und wie wirkt die Konzentration des Betriebes auf den Inhalt der Zeitungen?

1. Die stärkste Macht innerhalb der Konkurrenz bestimmt das Mass dessen, was an Quantität geboten wird, etwa so wie Herr Ballin als Leiter der Hamburg-Amerikalinie seiner Konkurrenz vorschreibt, welche Preise und welches Mass von Luxus sie haben müsse, wenn sie leben will. Das Mass des Telegraphendienstes hängt von den ersten Firmen ab, und der Inhalt dessen, was telegraphiert wird, ist zunächst mindestens quantitativ als „kartelliert" anzusehen.

2. Solange der „freie Wettbewerb" dauert, steigert sich auf diese Weise die quantitative Darbietung, da diese Steigerung sicherer wirkt als die Qualitätserhöhung, und es entsteht der von uns im Anfang geschilderte Zustand, wo die Leser von Stoffmasse in unverständiger Weise übergossen werden.

3. Da die Quantitätssteigerung über ein gewisses Mass hinaus an Wert verliert, geht neben ihr eine formale Qualitätserhöhung einher: besseres Papier, Illustrationen, besserer Unterhaltungsteil usw. Das, was für weniges Geld geboten wird, fängt an, wunderbar zu werden.

4. Der stärkste Rückhalt des älteren Betriebes ist der handwerksmässige Betrieb des Annoncengeschäftes. Je mehr dieses entlokalisiert, zentralisiert werden kann, desto eher vollzieht sich das „Syndikat der Tagesliteratur". Dieses Gebiet ist aber so kompliziert, dass es hier nicht nebenbei behandelt werden kann. Es muss genügen zu sagen, dass die Annonce gleichzeitig als Sicherung des Klein- und Mittelbetriebes im Zeitungswesen wirkt und als Verflachung inhaltlicher Tendenzen. Wenn heute der Vorschlag Lassalles, das Annoncenwesen der Tageszeitungen zu verbieten, durchführbar wäre, so würden die

Provinzialblätter mehr darunter leiden als die Blätter der Hauptstädte, da bei einer gewissen Höhe der Auflage die Annonce an belebender Kraft verliert, während sie beim kleinsten Blatt das Lebenselement zu sein pflegt.

Jedenfalls sind die Aussichten, in den nächsten Zeiten eine Wendung zur politischen Qualitätserhöhung zu erleben, bei dieser Sachlage nicht gross. Wir bekommen noch mehr unparteiische Blätter, die allen alles bringen, Anlagen, die man kaufmännisch überaus hoch achten muss, und die nur — den Staatsbürger entpolitisieren.

* * *

Was wollen wir bei dieser Sachlage tun? Sollen wir die Gesetzgebung für die „Erhaltung des Mittelstandes" im Zeitungswesen in Anspruch nehmen? Aber wenn wir es wollten, wenn wir getrost und mit fröhlicher Keckheit im Namen des Geistes „reaktionär" sein wollten, so fehlt uns jede Ahnung, was der Staat machen soll, um diesen Mittelstand zu schützen. Er kann die Kreisblätter durch Inserate unterstützen. Das aber ist doch noch lange keine Erhaltung des Geistes! Etwas Wirkliches kann der Staat auf diesem Gebiet nicht tun.

Oder sollen wir alle Welt aufrufen, dass sie nur Blätter mit Gesinnung hält? Wir werden es gern tun, aber täuschen wir uns nicht, dass unser Appell nicht viel ausmacht! Alle Kreise, die von den zentralisierten Erwerbsbetrieben im Zeitungswesen erfasst worden sind, sind ja eben dadurch diesem Appell entrückt, denn ihr Blatt sagt ihnen, dass es ungebildet ist, sich einem Gesinnungsgeschäft anzuvertrauen.

Das Schicksal geht hier wie so oft seinen Weg. Alle politischen Parteien leiden gleichmässig unter der Verstaubung aller politischen Prinzipien. Da die Parteien aber im Grunde nichts anderes sind als Organbildungsversuche des Staatsbürgertums, so ist der eigentlich Leidtragende der nationale auf Volksmitwirkung gegründete Staat selbst. Die neuere Zeitungsentwicklung hat in diesem Sinne zunächst einen negativen Erfolg. Ihn darzustellen würde genügen, wenn wir nur das aussprechen wollten, was greifbar und beweisbar heute vorliegt. Es verlohnt sich aber, in Gedanken der Entwicklung etwas vorauszueilen und die positiven politischen Wirkungen des Syndikates der öffentlichen Meinungsherstellung zu überlegen, nicht als ob sie schon da wären, aber weil sie nicht unvermerkt kommen sollen.

* * *

Wir denken uns also folgenden Zustand:

In Berlin gibt es etwa drei wirklich grosse Zeitungsverlage, die ihre eigenen Annoncensysteme besitzen und Literatur in allen Preis- und Bildungslagen anbieten. Sie bemühen sich, beliebig viel Provinzblätter von sich abhängig zu machen, sei es durch Telephon, sei es durch gegossenen Satz, sei es auch nur kaufmännisch. Diese Riesenverlage werden ganz auf der Höhe stehen müssen, da sie stets von der Möglichkeit neuer Konkurrenz bedroht sind, gewinnen aber in nicht zu ferner Zeit eine solche Konsistenz, dass sie ebenso fest erscheinen wie

etwa Stumm und Krupp. Unter sich werden sich die drei grössten Anlagen immer ähnlicher, da jeder wesentliche Fortschritt des einen von den beiden anderen nachgeahmt oder überboten werden muss. Gegenüber dieser schweren Dreiheit erscheinen die ältesten und berühmtesten Zeitungen wie feine alte Steinbauten neben einer Markthalle. Das Warenhaus der menschlichen Meinungen beginnt sich zu etablieren, und diejenigen, die im Mittelpunkt dieses Warenhauses sitzen, sie seien Besitzer oder Direktoren, wissen recht gut, was sie zu werden im Begriffe sind: die Päpste der kapitalistischen Ära. Von ihnen hängt ab, was das Volk glauben soll. Zunächst zwar ist és ihnen gleichgültig, was man glaubt, zunächst heisst es: Kommt dem Glauben der Leute entgegen, er sei wie er sei! Es liegt aber in der Natur des Grossbetriebes, dass er gewisse Einheitsformen schafft und Einheitsformen in der Tagesliteratur sind bereits Beeinflussungen. Man darf zwar nicht daran denken, dass Literatur etwa so militärisch verwaltet werden könne wie der Transport auf der Eisenbahn; aber die Zentralstellen werden beginnen, einzelnes auszuschliessen, was nicht berührt werden darf. Beispielsweise wünscht Herr Scherl nicht, dass etwas gegen die Jesuiten gesagt wird. Der Wunsch genügt. Die Politik der Zeitungsgrossmacht wird sich zunächst in Ausschaltung von gewissen Fragen äussern. Man hat es in der Hand, ein Thema in Deutschland nicht aufkommen zu lassen, beispielsweise die Kritik einer Anleihe oder den Entwurf eines Gesetzes. Im Anfang sträubt sich der Redakteur, aber je grösser der Betrieb wird, desto mehr werden die Redakteure zu Beamten des Unternehmens, das nun einmal Disziplin braucht. Und das ist der Hintergrund, von dem aus sich dann das Riesenliteraturgeschäft als politische Macht im Einzelfalle abheben wird. Im gewöhnlichen Gang der Dinge lässt es das Zeitungswasser fliessen, wie es nach Tradition und Neigung fliessen will, aber wenn dann ein grosser Ehrgeiz, ein grosses Geldinteresse oder sonst etwas in Frage steht, so wird auf einmal der Geschäftsmann, der an der Spitze der Literatur steht, zum Willensmenschen und verordnet, dass von morgen ab sein ganzer Leserkreis mit einer bestimmten Idee gefüllt werde, sie sei Krieg oder Friede, Zoll oder Freihandel. Dann hat das Zeitungswesen wieder einen Willen, aber — wo ist dann die freie Meinung? Es ist anzunehmen, dass die gewaltige Macht der zukünftigen papiernen Dynastie sparsam verwendet werden wird, aber dass sie entsteht ist nicht zu leugnen. Die Kartelle schicken sich an, alle Gebiete des menschlichen Lebens zu beherrschen. Es gibt keine andere Hilfe als den Bund der Konsumenten. Von dem aber sind wir noch so weit entfernt, dass es heute zwecklos ist, von ihm zu reden.

Rundschau.

*

Stuttgarter Bau- und Kunstsorgen.

Der Brand des Stuttgarter Hoftheaters in der Nacht vom 20. auf den 21. Januar 1902 und die Frage, an welcher Stelle das neue Theater errichtet werden solle, hat eine Fülle von Zweifeln, Bedenken und Sorgen gezeitigt, an denen außer der Hauptstadt auch das ganze württemberger Land mehr oder weniger teilnimmt. Und wie das so zu gehen pflegt, die eine Baufrage hat zahlreiche andere nach sich gezogen. Zuerst schloß sich eine Gruppe kunstbegeisterter Männer zusammen und faßte den Plan, das alte Lusthaus, eines der schönsten Bauwerke der deutschen Renaissance, von dem ein in das Theater eingebaut gewesener Teil beim Abbruch der Ruine zutage gekommen war, an derselben Stelle wieder aufzubauen: Eine archäologische Spielerei, die einige Millionen gekostet, außerdem aber gar keinen Zweck gehabt haben würde, da die Besucher Stuttgarts sich wohl für die Originalschöpfung des Georg Beer von 1584—1593, nicht aber für eine Kopie nach derselben aus dem Anfange des 20. Jahrhunderts interessiert haben würden. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, der, soviel ich weiß, zuerst von dem Architekten Lambert ausgesprochen worden ist, die Ruine statt dessen lieber so, wie sie war, in die Anlagen zu verpflanzen, wo sie denn auch jetzt, nahe dem östlichen Ende des Schloßgartens, an einer unvergleichlich günstigen Stelle steht und mitten im Grün viel imposanter und auch viel mehr der ursprünglichen Intention entsprechend wirkt als der restaurierte Bau auf dem alten Theaterplatz in seiner modernen Umgebung unmittelbar neben dem riesigen Königin Olga-Bau jemals gewirkt hätte.

Was aber soll nun aus dem leeren Theaterplatz werden? Man hat inzwischen ein Interimstheater auf dem nahegelegenen Areal zwischen dem Königlichen Privatgarten und dem Königlichen Waschhaus gebaut. Es ist ein von außen ganz anspruchsloser, in den Verhältnissen nicht sehr gelungener Bau, dessen Inneres nur in der modernen Ausstattung des Zuschauerraums einige interessante künstlerische Motive bietet, während andere Teile, z. B. das Foyer, durch ihre unverständigen und äußerlich angepappten Stuckdekorationen Zeugnis von der raschen und übereilten Herstellung des Ganzen ablegen.

Jetzt handelt es sich also um den Platz des definitiven Theaters. Der Theaterintendant Baron zu Putlitz hat den sehr begründeten Wunsch gehabt, daß kein sogenanntes Kompromißhaus gebaut werden möge, d. h. kein Haus, in dem gleichzeitig Wagnersche Musikdramen und kleine intime Lustspiele gegeben werden könnten, sondern vielmehr zwei räumlich miteinander verbundene Häuser von verschiedener Größe, ein großes für die Oper und das anspruchsvolle Ausstattungsstück und ein kleines für das intime Schauspiel und die Spieloper. Das hat einen guten Sinn, denn unsere Schauspieler sprechen so schlecht und spielen so gedankenlos naturalistisch, daß man sie in großen Häusern schon auf der zweiten Parkettreihe nicht mehr versteht. Aber sein Wunsch ist nicht erfüllt worden. Die Finanzkommission des Abgeordnetenhauses hat das Doppelhaus abgelehnt und es steht jetzt nur noch ein einfaches Haus, d. h. ein Opernhaus in Frage.

Wo dieses hinkommen wird, weiß nach jahrelangem Hinundherdebattieren und Hinundherschreiben bis auf diesen Tag keine Menschenseele. Die Pläne und Modelle, die von der Baubehörde des Finanzministeriums und von Privatarchitekten angefertigt worden sind, werden vor dem Publikum sorgfältig geheimgehalten. Wahrscheinlich will man sich durch die Kritik seine Zirkel nicht stören lassen. Und das ist auch ganz gut, so hat diese Kritik später

dem fait accompli gegenüber umso freiere Hand. Und da in der Finanzkommission des Abgeordnetenhauses unseres Wissens die Kunstverständigen wenigstens nicht überwiegen, so wird vielleicht schon die Wahl des Platzes nicht nach jedermanns Geschmack sein. Inzwischen kann man sich aus den von Zeit zu Zeit in den Tageszeitungen abgedruckten Situationsskizzen wenigstens ein Urteil über die verschiedenen in Betracht kommenden Möglichkeiten der Placierung bilden.

Danach scheint es sich neuerdings nur noch um zwei Plätze zu handeln, nämlich den alten Theaterplatz und den Platz des alten dem Abbruch verfallenen Waisenhauses. Die Regierung ist entschieden für den Waisenhausplatz, ein großer Teil der Bürgerschaft ebenso entschieden für den alten Platz. Dabei spielen auf der letzteren Seite manche Imponderabilien oder wenigstens nicht deutlich eingestandene Gründe mit. So wollen viele offenbar durch Festhalten am alten Platz eine katholische Hofkirche an dieser Stelle, die man im Hinblick auf die Konfession des Thronfolgers für die Zukunft fürchtet, unmöglich machen. Auch hofft man vielleicht, auf diese Weise dem Doppelhause, das auf diesem Areal jedenfalls keinen genügenden Platz haben würde, dauernd zu entgehen. Und es ist interessant, welche Mühe man sich gibt, immer neue Kombinationen zu ersinnen, um nachzuweisen, daß der Platz sogar für ein großes Opernhaus ausreichen würde. Einmal will man den Bau möglichst nahe an den Königin Olga-Bau heranrücken und die Theaterstraße zwischen ihm und dem Schlosse hindurchführen. Ein andermal soll eine Unterführung unter der Schloßgartenstraße die Verbindung mit dem Kulissenhaus und den Verwaltungsräumen herstellen. Dann wieder spricht man von einer Überbauung der Schloßgartenstraße und einer teilweisen Benutzung der Anlagen zu den Dependenzen des Baues. Doch die Baubehörde des Finanzministeriums behauptet, alles das könne über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß der Platz für ein großes Opernhaus nicht ausreiche.

Uns ist dieser Platz immer aus ästhetischen Gründen für ein Theater wenig geeignet erschienen. Zu nah an das Residenzschloß darf der Bau der Feuersgefahr wegen nicht herangerückt werden, und zu nahe dem Königin Olga-Bau würde er mit diesem in eine unerträgliche Konkurrenz geraten. Denn der große Maßstab dieses Gebäudes, das offenbar ohne jede Rücksicht auf solche Eventualitäten drei Stockwerke hoch und in den kräftigsten Barockformen ausgeführt worden ist, würden es dem Theaterbau, der ja auch ziemlich hoch sein muß, sehr schwer machen, sich daneben zu behaupten. Unserem Gefühl nach gehört an diese Stelle ein niedriger Bau in schlichten Formen, der nur durch die Einfachheit der Ausführung und die Schönheit der Verhältnisse wirken würde, und neben dem sowohl das Residenzschloß als auch der Königin Olga-Bau ihren besondern Charakter zur Geltung bringen könnten.

In ein neues Stadium ist die Frage seit kurzem dadurch getreten, daß der Verein für Handelsgeographie diesen Platz jetzt für ein ethnographisches Museum in Anspruch nimmt. Und zwar unterstützt er diese Forderung durch die Mitteilung, daß, wenn sein Wunsch erfüllt würde, sofort 900000 Mk. für dieses Museum zur Verfügung ständen. Dies ist gewiß ein Argument von überzeugender Beweiskraft, und auch unseren Offiziösen scheint es sehr einzuleuchten. Denn sie erklären, man werde sich sehr überlegen müssen, ob man auf ein solches Angebot nicht eingehen solle.

Gewiß, wenn die Schenker, die der unermüdliche Graf Linden für ein völkerkundliches Museum gewonnen hat, ihr Geld einstimmig nur unter der Bedingung hergeben, daß der Bau auf den alten Theaterplatz kommt, so wird sich dagegen nicht viel machen lassen. Sollten sie aber in dieser Beziehung nicht übereinstimmen, so würden wir dies sehr wohl begreifen. Denn so lebhaft wir auch den Bau eines ethnographischen Museums begrüßen würden, der ja bei dem hohen Werte der schon jetzt bestehenden völkerkundlichen Sammlung nur eine Frage der Zeit sein kann, so wenig läßt sich verkennen, daß ein ethnographisches Museum sich nicht notwendig in so zentraler Lage befinden muß, wie sie dieser Bauplatz aufweist. Es hieße doch die Dinge auf den Kopf stellen, wenn

ein neu zu gründendes Museum für Völkerkunde, das durchaus nicht nahe am Bahnhof zu liegen braucht und das auch in größerer Entfernung vom Herzen der Stadt immer noch eine bedeutende Anziehungskraft auf das Publikum ausüben würde, an den vornehmsten Platz zu stehen käme, während die alten schon seit Jahrzehnten bestehenden Kunstsammlungen weiter abseits in der Neckarstraße liegen. Und es wäre zu bedauern, wenn der Platz des alten Lusthauses, das im 17. und 18. Jahrhundert die erste weiteren Kreisen zugängliche Kunst- und Altertümersammlung Stuttgarts enthalten hat, nicht auch jetzt wieder in irgend einem Sinne der Kunst dienstbar gemacht werden könnte.

Möglichkeiten kämen hierfür besonders zwei in Betracht. Die erste wäre die, daß das Museum für vaterländische Altertümer an diese Stelle käme. Schon längst braucht dieses einen Neubau. Denn die niedrigen und dunkeln Räume im Parterre des Bibliotheksgebäudes, die es jetzt einnimmt, entsprechen weder nach Größe noch nach Beleuchtungsverhältnissen auch nur annähernd den Forderungen, die man an ein Zentralmuseum für vaterländische Altertümer stellen muß. An einem dunkeln Wintertage kann man erleben, daß man von den hier aufgehängten Bildern überhaupt nichts sieht, und die Magazine sind längst mit Skulpturen und Gemälden so überfüllt, daß man sich kaum hindurchwinden kann. Die Stelle des alten Lusthauses aber wäre für eine Sammlung, die zum Teil aus denselben alten herzoglichen Kunstschätzen besteht, welche ursprünglich an dieser Stelle aufbewahrt waren, jedenfalls der historisch gegebene Platz. Doch scheint man in den maßgebenden Kreisen daran nicht zu denken. Wenigstens erinnere ich mich nicht, in Stuttgarter Tageszeitungen jemals eine Andeutung dieser Art gelesen zu haben.

Da also von dieser Seite keine Wünsche geltend gemacht werden, möchte ich für einen zweiten Gedanken eintreten, der für den alten Theaterplatz in Betracht käme. Wir brauchen in Stuttgart notwendig ein Ausstellungsgebäude für Malerei, Plastik und Kunstgewerbe. Für Malerei deshalb, weil der Festsaal der Akademie der bildenden Künste im Museum, der in den letzten Jahren wiederholt für kleinere Ausstellungen benutzt worden ist (die Michetti-Ausstellung, die Ausstellung Slevogts und der französischen Impressionisten, die kürzlich stattgehabte Trübner-Ausstellung usw.) vorläufig nicht dauernd zu Ausstellungszwecken hergegeben werden kann und auch für größere Ausstellungen nicht genügt. Früher haben solche wohl in dem ganzen südlichen Flügel des Museums stattgefunden. Doch seitdem hier die alten Italiener, Engländer usw. aufgehängt sind, geht das nicht mehr, da niemand die Verantwortung für das fortwährende Umhängen der alten wertvollen Bilder übernehmen kann. Somit haben wir jetzt tatsächlich kein Gebäude, in dem z. B. der deutsche Künstlerbund oder die Vereinigung der Kunstfreunde am Rhein ausstellen könnten. Und die Erbauung eines solchen erweist sich geradezu als eine Lebensfrage für die Stuttgarter Kunst. Wird nicht in den nächsten Jahren ein Ausstellungshaus erbaut, so wird Stuttgart unfehlbar in künstlerischer Beziehung noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden, als dies schon gegenwärtig der Fall ist.

Besonders unser neu aufblühendes Kunstgewerbe bedarf eines Ausstellungsgebäudes von modernem Charakter, d. h. einfach, schlicht und anspruchslos, einen Bau, bei dem die Architektur um der ausgestellten Gegenstände willen, nicht umgekehrt da ist, mit beweglichen Innenwänden, mit denen man jederzeit beliebig große Räume herstellen kann, mit Oberlicht oder Seitenlicht, das ganz nach Belieben zu regulieren wäre. Es ist doch ein unhaltbarer Zustand, daß unser Kunstgewerbeverein, um in dem protzigen Landesgewerbemuseum mit seinem lärmenden Fortissimo von Formen und Materialien überhaupt ausstellen zu können, sich künstliche Einbauten schaffen muß, die alles das verdecken, was der Architekt sorgfältig angebracht hat, um seinem Bau den Stempel der „Schönheit“ zu geben!

Für ein solches echt modernes Ausstellungsgebäude, mit dem Stuttgart gerade im gegenwärtigen Moment den anderen Kunstzentren Deutschlands vorangehen könnte, wäre der alte Theaterplatz wie geschaffen. Der niedrige Oberlichtbau mit seinen einfachen Formen würde vorzüglich hierher passen und die beste Verbindung zwischen Königin Olga-Bau und Residenzschloß, den besten Abschluß des Schloßplatzes an dieser Seite herstellen.

Für das Theater blieben aber noch manche andere Möglichkeiten übrig. So sind z. B. die Bedenken, die man früher immer gegen den Waisenhausplatz vorbrachte, ganz hinfällig geworden, seitdem das Projekt eines Doppelhauses mit der Front gegen die Planie aufgegeben worden ist. Auf einem kürzlich im Staatsanzeiger für Württemberg publizierten Lageplan erscheint das Theater als einfaches Haus mit der Front gegen den Karlsplatz (das Kaiser Wilhelm-Denkmal) gerichtet. Dies ist in der Tat die einzige Lage, die ihm an dieser Stelle gegeben werden kann, denn das Terrain senkt sich nach dem Karlsplatz ziemlich beträchtlich und es kann der architektonischen Wirkung des Baus nur von Vorteil sein, wenn man von niederem Niveau zu seiner Front emporsteigt. Und wenn der Bau vom alten Schloß so weit wie auf diesem Lageplan abgerückt ist, weiß ich wirklich nicht, wie man den Einwand aufrecht erhalten will, der hohe Kasten des Bühnenhauses werde auf diesen Bau erdrückend wirken. Und noch weniger klar ist mir, inwiefern der Verkehr an dieser Stelle dadurch beeinträchtigt werden könnte, daß man die Trambahn um einige Meter verlegen muß.

Freilich wird man auch die Konsequenz aus dieser Anordnung ziehen müssen, nämlich daß das Kaiser Wilhelm-Denkmal um einen rechten Winkel gedreht wird. Denn dieses muß natürlich mit seinem Rücken gegen den nächstbenachbarten monumentalen Bau, d. h. also das Theater gerichtet sein. Das läßt sich freilich nicht verkennen, daß der Waisenhausplatz, wenigstens in der unregelmäßigen Grundform, die er jetzt hat, für ein Museum noch mehr als für ein Theater geeignet wäre. Sowohl das ethnographische als auch das Altertümermuseum würden hier sehr gut unterzubringen und architektonisch in durchaus befriedigender Weise zu lösen sein, selbst ohne daß man die Anlagen vor dem Wilhelmspalais noch mit zum Bauplatz hinzuziehen und die Trambahn dementsprechend verlegen müßte, was bei der Anlage eines Theaters an dieser Stelle allerdings notwendig wäre.

Auch kann man gewiß sagen, daß für das Theater ein Platz in größerer Nähe des Bahnhofs und Interimstheaters, sowie gleichzeitig an einer Stelle, die nicht so vom städtischen Verkehr umflutet wäre wie der Waisenhausplatz, geeigneter sein würde. Hiervon sind offenbar die Architekten Reinhardt und Halmhuber bei ihren sorgfältig durchdachten und höchst originellen Entwürfen, die im Schwäbischen Merkur publiziert waren, ausgegangen. Reinhardt möchte das Theater nahe seinem bisherigen Platze, aber mehr in den Königlichen Privatgarten hinein verlegen und mit dem Interimstheater resp. dem an seiner Stelle zu erbauenden kleineren Hause durch einen Querbau, der die Verwaltungsräume enthielte, verbinden. Halmhuber möchte den Bau etwa an den Platz des Königlichen Reithauses und Waschhauses stellen. Beide Pläne sind aber aus Gründen, die nicht innerhalb der Frage der architektonischen Zweckmäßigkeit oder Schönheit liegen, nicht weiter verfolgt worden und stehen deshalb nicht mehr zur Diskussion.

Dagegen möchte ich kurz vor Toresschluß noch einen Vorschlag machen, der vielleicht geeignet wäre, allen Interessen gerecht zu werden. Daß es wünschenswert wäre, das Theater in der Nähe des Bahnhofs und des Interimstheaters zu haben, wird wohl allgemein zugegeben. Daß der Königliche Privatgarten nicht dadurch berührt werden darf, steht nach den Verhandlungen über den Reinhardtschen Plan ebenfalls fest. Wie wäre es nun, wenn man sich entschlösse, es in die Anlagen, und zwar unmittelbar hinter den großen runden Teich mit der Danneckerschen Nymphengruppe zu stellen?

Reinhardt führte bei der Begründung seines Planes ganz richtig aus, daß die jetzige Schloßgartenstraße, die den ursprünglichen Schloßgarten quer durchschneidet, und den Königlichen Privatgarten von ihm abtrennt, ursprünglich nur ein Notbehelf gewesen sei, entstanden aus dem Bedürfnis einer Verbindung zwischen der erst seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts bestehenden Neckarstraße und dem Schloßplatz. Da der Schloßgarten und der Privatgarten ursprünglich aneinander stießen und eine Einheit bildeten, kann man die Aufhebung dieses Verhältnisses durch die sich zwischen sie hineinschiebende Straße nur als eine Störung der ursprünglichen Intention, als ein Zerreißen

des ursprünglich intendierten Ensembles auffassen. Eine Veränderung dieser Gegend kann also niemals als ein radikaler Eingriff empfunden werden, und der von Reinhardt geplante Wilhelmsplatz mit dem Denkmal des jetzigen Königs wäre an sich eine sehr schöne Lösung gewesen, wenn nicht der Querbau, der sich zwischen den beiden Theatern hinziehen sollte, doch wieder die Verbindung zwischen Schloß und Anlagen unterbrochen haben würde. Jedenfalls ist das jetzige Verhältnis zwischen der Schloßgartenstraße und dem Königlichen Privatgarten einerseits und dem Anlageteich andererseits ein ästhetisch sehr unbefriedigendes. Man fühlt sofort, daß diese Kombination nicht der ursprünglichen Idee entspricht. Die einfachste Lösung aller Schwierigkeiten wäre nun, wie ich meine, die, daß man die Schloßgartenstraße zu einem halbkreisförmigen Platz gegen die Anlagen hin erweiterte, wobei der Anlageteich in diesen Platz hineingezogen und das Theater hinter den Teich gestellt würde, derart, daß die Anfahrt um den Teich herum erfolgen könnte.

Freilich müßten dabei einige Platanen der Mittelallee fallen und dadurch würden die Anlagen etwas verkürzt werden. Und man weiß ja, daß die Stuttgarter, selbst diejenigen unter ihnen, die nie in den Anlagen spazieren gehen, diesen Spaziergang als ein Noli me tangere betrachten, an dem sich vorsichtige Leute auch in Gedanken nicht gern vergreifen. Nur so erklärt es sich, daß der ursprünglich sehr ernst erwogene Gedanke, das Theater mitten in die Anlagen hinein, an die Stelle des Rondels mit dem Eberhardsdenkmal zu setzen, neuerdings ganz aus der Diskussion ausgeschieden ist, obwohl er von der Regierung noch mit in Betracht gezogen war und von Künstlern allgemein als sehr annehmbar bezeichnet wurde. Aber bei der von uns vorgeschlagenen Placierung handelt es sich nur um eine sehr geringe Schädigung der Anlagen, und das künstlerische Gefühl sagt wohl jedem, daß dieser lange Schlauch der Anlagen, der sich vom Schloß bis nach Cannstatt gut drei Kilometer weit hinzieht, sehr gut eine architektonische Unterbrechung oder wenigstens einen architektonisch markierten Ausgangspunkt brauchen könnte. Man kann zugeben, daß das Theater an die Stelle der Eberhardsgruppe gesetzt einen zu großen Teil der Anlagen abschneiden und profanieren würde. Aber ein Bau unmittelbar hinter dem Anlageteich böte in dieser Beziehung gar keine Bedenken und würde, da er dem nordöstlichen Schloßflügel gerade axial gegenüber läge, mit diesem und dem Teich, in dem er sich spiegelte, ein wundervolles architektonisches Ensemble bilden. Er stieße hinterwärts unmittelbar an die grünen Bäume an und man könnte hier, ähnlich wie am Leipziger Stadttheater, eine Terrasse im Zusammenhang mit einer Restauration anlegen, die dem weniger unternehmenden Spaziergänger einen Ruheplatz im Freien böte, wie ihn Stuttgart, im Gegensatz zu allen anderen Großstädten, noch immer nicht besitzt. Die Lage wäre so vornehm und intim, wie man sie für einen Musentempel nur immer wünschen könnte. Die Nähe des Interimstheaters, an dessen Stelle in späteren Jahren einmal, je nach Bedürfnis, ein kleines intimes Schauspielhaus treten könnte, böte sehr wesentliche praktische Vorteile und dabei würde doch die Nähe des künftigen Bahnhofes den auswärtigen Besuchern zugute kommen, worauf von vielen Seiten besonderer Wert gelegt wird. Daß man bei der Wahl dieses Platzes gegenüber der des Waisenhausplatzes drei Millionen sparen würde, sei nur nebenbei erwähnt.

Weitere Perspektiven auf größere Monumentalbauten eröffnen sich dadurch, daß die geplante Verlegung des Bahnhofs einen Neubau der übrigens schon längst nicht mehr genügenden Kunstgewerbeschule notwendig machen wird. In den beteiligten Kreisen macht man sich schon seit einiger Zeit Gedanken über die spätere Gestaltung dieses Instituts, die natürlich auf die Wahl des Bauplatzes einen entscheidenden Einfluß haben dürfte. Soll man sie in Zukunft mit der ihr seit einigen Jahren organisatorisch angegliederten Königlichen Lehr- und Versuchswerkstätte, die jetzt in dem alten Zuchthaus untergebracht ist, auch räumlich verbinden? Das würde sich nur dann empfehlen, wenn man daran dächte, die organisatorische Verbindung beider Institute dauernd aufrecht zu erhalten. Hiergegen lassen sich aber gewichtige Bedenken geltend machen. Die Kunstgewerbeschule ist ihrer ganzen künstlerischen Richtung nach konservativ, die Lehr-

und Versuchswerkstätte, die ausdrücklich zur Pflege des modernen Kunstgewerbes gegründet worden ist, fortschrittlich. Die Gründung der letzteren ist im Stuttgarter Kunstleben epochemachend gewesen. Mehrere große Läden an der Königsstraße, in deren Auslagen man früher nur konventionelle abgebrauchte Muster sehen konnte, stellen jetzt nur noch Modernes aus. Der Kunstgewerbeverein hat mit seinen Ausstellungen und Publikationen neue Bahnen beschritten. Der Zeichenunterricht im Lande hat einen modernen und gesunden Aufschwung genommen. Daneben besteht aber die historische reproduktive Richtung weiter und sie findet einflußreiche Anhänger. Man sagt, sie sei durchaus berechtigt, weil die alten Stilarten eben immer noch vom Publikum verlangt würden. Nun gut, dann ziehe man daraus auch die Konsequenzen. Eine reinliche Scheidung zwischen dem Alten und Neuen kann ja den Vertretern des ersteren nur angenehm sein. Man verbinde also die Kunstgewerbeschule mit der Baugewerkschule, in der die historische Richtung ebenfalls dominiert und das Moderne ebenfalls nicht von allen (es gibt Ausnahmen) gern gesehen wird. Die Lehr- und Versuchswerkstätte aber gliedere man an die Akademie der bildenden Künste an, in der ebenso wie in ihr moderner Geist vorwaltet. Dann mögen die Schulen im freien Wetteifer miteinander ringen und es wird sich ja zeigen, welcher Richtung sich die Jugend zuneigt.

Ich habe von jeher die Meinung vertreten, daß Kunstgewerbe und sogenannte „hohe" Kunst im Unterricht nicht voneinander getrennt werden sollten, daß der Staat ein vitales Interesse daran hat, die jungen Maler und Bildhauer seiner Akademien auch kunstgewerblich vorbilden zu lassen, da sie ja doch, wie die Erfahrung lehrt, in ihrem späteren Leben mit ihrem bißchen „hoher" Kunst keinen Hund vom Ofen hervorlocken können. Um eine solche Verbindung mit Erfolg durchzuführen, genügt es aber nicht, an einem Ende der Stadt eine Kunstakademie zu haben, in der Maler und Bildhauer ausgebildet werden und am anderen Ende eine Lehr- und Versuchswerkstätte, in der Schreiner und Metallarbeiter einen höheren künstlerischen Schliff empfangen. Sondern man muß beide Schulen organisatorisch und räumlich miteinander verbinden, so daß die Schüler schon durch diese Verbindung darauf gestoßen werden, daß ein wirklicher Künstler besonders in dem Alter, wo sich seine Eigenart noch nicht entwickelt hat, nicht nur Ölbilder malen und Plastilin kneten, sondern auch Buchschmuck und Tapeten zeichnen, Möbel und Brunnen u. dgl. entwerfen soll.

Es heißt, die Baugewerkschule werde demnächst ihr jetziges Gebäude, in dem sie schon keinen Platz mehr hat, an die technische Hochschule abtreten und ebenfalls einen Neubau erhalten. Man möge dabei, wie gesagt, in Erwägung ziehen, ob es sich nicht empfiehlt, die Kunstgewerbschule, die ebenso wie sie prinzipiell historische Bahnen wandelt, mit ihr zu verbinden und für diese beiden Institute einen gemeinsamen Neubau zu erstellen.

Für die Akademie der bildenden Künste würde dann die Frage entstehen, wie sie sich in Zukunft die Lehr- und Versuchswerkstätte räumlich angliedern könnte. In den jetzigen Gebäuden an der Urbanstraße, die so ungünstig liegen und so ungeschickt verzettelt sind, wäre dies natürlich nicht möglich, es müßte hier vielmehr in irgendeiner Weise eine Erweiterung stattfinden. Wie, das wird sich ergeben, nachdem wir die Verhältnisse des Museums an der Neckarstraße ins Auge gefaßt haben.

Dieses Gebäude ist bekanntlich in den Jahren 1838—1842 nicht als reines Museum, sondern gleichzeitig als Kunstschule und als Museum gebaut worden. Seine räumliche Gliederung ist denn auch von Anfang an derart gewesen, daß beide Zwecke dadurch ihre Befriedigung finden konnten. Ursprünglich befanden sich in diesem Gebäude außer den Sälen für die Gemälde und Skupturen auch noch die Bildhauer- und Malerateliers und die Hörsäle und Verwaltungsräume der Kunstschule, letztere teilweise in einem hinteren Anbau. Jetzt ist die Akademie der bildenden Künste räumlich von den Sammlungen getrennt. Die Ateliers befinden sich mit wenigen Ausnahmen in den Gebäuden an der Urbanstraße, das Gebäude an der Neckarstraße dagegen wird fast ganz von der Skulpturensammlung, der Gemäldegalerie und dem Kupferstichkabinett eingenommen.

Es ist nun eine Tatsache, daß diese Räume für die Sammlungen schon jetzt teilweise nicht mehr genügen. Die Säle der plastischen Sammlung sind ganz angefüllt, und die Folge davon ist die, daß diese Abteilung sich nicht weiterentwickeln, besonders nicht nach der modernen Seite weiterentwickeln kann. Was dies bedeutet, wird derjenige wohl ermessen, der sich vergegenwärtigt, wie wichtig für unsere jüngeren Stuttgarter Bildhauer die Anschauung moderner Werke, eines Rodin, Meunier, Bartolomé usw. wäre.

Für die Gemäldegalerie besteht nach wie vor der Übelstand, daß die alte und moderne Abteilung durch das dazwischengeschobene Kupferstichkabinett getrennt sind, was für die Verwaltung und das Publikum gleich unbequem ist. Außerdem entsprechen die Magazine, das Restaurationsatelier und die Direktorialräume zum Teil durchaus nicht mehr den Bedürfnissen, und die Gemäldesäle werden in wenigen Jahren wieder so überfüllt sein, daß eine neue Ausscheidung, ähnlich der vor einigen Jahren vorgenommenen, wird stattfinden müssen. Das Kupferstichkabinett aber ist infolge der Neumontierung der Blätter ebenfalls in einen empfindlichen Platzmangel geraten. Es läßt sich demnach mit Bestimmtheit voraussagen, daß in fünf bis zehn Jahren durch einen Neubau oder eine Vergrößerung Abhilfe geschafft werden muß. Wird man sich dabei mit dem jetzigen Gebäude behelfen wollen, d. h. einen oder zwei Flügel rechts oder links anbauen? Der Platz zur Linken wird jetzt von dem Denkmal des Prinzen Weimar okkupiert. Wird man dieses nach so kurzer Zeit wieder entfernen wollen? Und kann man sich mit einem Anbau auf der rechten Seite, also einer unsymmetrischen Anlage, begnügen? Und wären damit alle Mißstände beseitigt? Ich glaube nicht. Einen Teil der Sammlungen aber, z. B. die plastische, in ein anderes Gebäude, etwa in die jetzige Kunstakademie zu verbringen, geht ebenfalls nicht an, da die Räume der letzteren dazu nicht geeignet sind und die Sammlungen ein großes Interesse daran haben, unter einem Dache vereinigt zu sein.

Es wird also wohl nichts übrig bleiben, als daß man der eventuell durch die Angliederung der Lehr- und Versuchswerkstätte vergrößerten Akademie noch das jetzige Museum einräumt, das ja, wie gesagt, früher selbst Kunstschule war, und für die Kunstsammlungen ein neues Gebäude in Aussicht nimmt. Wo, darüber hat sich der Verfasser dieser Zeilen auch schon seine Gedanken gemacht, doch will er sie vorläufig nicht verraten. Auch werden die Leser vielleicht denken, daß er schon bisher reichlich Zukunftsmusik gemacht habe und besser täte, der Entwicklung ihren freien Lauf zu lassen. Allein mit öffentlichen Bauten und Bauplänen ist es eine eigene Sache. Es hängt immer eins eng am andern und das Ganze will auf Jahrzehnte hinaus klar vorausbedacht sein, wenn keine Fehler im einzelnen gemacht werden sollen. Vor einigen Jahren wurde einmal eine Sachverständigenkommission eingesetzt, die über alle diese Fragen beraten sollte. Sie ist, soviel ich weiß, einmal zusammengetreten und nicht wieder. Man darf daraus schließen, daß alle diese und ähnliche Reflexionen jetzt im Schoße der Ministerien angestellt und alle Möglichkeiten dort sehr eingehend erwogen werden. Denn man weiß an diesen Stellen ganz genau, daß ein bloßes „Fortwursteln" nach dem momentanen Bedürfnis ohne ein festes Dessin sich bitter rächen würde. Und da wir auf die Weisheit unserer Staatsregierung auch in diesen Dingen volles Vertrauen haben, wird man es uns nicht verdenken, wenn wir — mehr zu unserem eigenen Vergnügen als zur Belehrung anderer — zuweilen Luftschlösser bauen und unserer Phantasie die Zügel schießen lassen. Die Regierung wird sich das, was davon brauchbar ist, schon zu eigen machen und mit der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes in Einklang zu bringen suchen.

Tübingen. Prof. Dr. Konrad Lange.

*

Eine neue Jean-Paul-Ausgabe.

Die Wertschätzung eines Dichters beim Volk zeigt sich in den Ausgaben seiner Werke. Da ist nun am deutschen Dichterhimmel ein Stern erster Größe, der sich bitter

beklagen könnte. Jean Paul, der Mann, „an dem nichts undeutsch ist, als der Name" (Funk), der aus dem tiefsten Herzen seines Volks gedichtet und geschaffen, entbehrt noch immer eines würdigen Kleides, in dem seine unsterblichen Schöpfungen der Nation zu Gesicht und zu Verständnis kommen könnten. Die drei ersten von den Erben Jean Pauls veranstalteten Gesamtausgaben seiner Dichtungen und Briefe (1826—1862) sind ohne methodischen Geist gefertigt, mit vielen Textfehlern, namentlich was die Briefe betrifft, verunstaltet und entbehren nahezu gänzlich eines Kommentars, der bei Jean Paul mehr als bei irgendeinem andern Autor nötig ist. Diese Ausgaben, bei Reimer in Berlin erschienen, sind zudem vergriffen und kommen heute nicht mehr in Betracht. Die noch umlaufende Hempelsche Ausgabe in ca. 80 Bändchen ist ohne jede Kritik und ganz unchronologisch zusammengestellt, eine reine Fabrikarbeit, nur auf den Kauf gemacht. Wo ein Kommentar versucht wird, wie bei der „Vorschule der Ästhetik", ist er doktrinär, schulmeisternd und äußerlich. Auch ist die Ausgabe nicht vollständig. Sonst existieren noch verschiedene kleinere Editionen (bei Reclam, Cotta, Kürschner u. a.). Sie sind nicht besser. Eine kritische Gesamtausgabe, die allen Anforderungen der Wissenschaft genügt, ist noch immer ein unerfülltes Desiderat. Sie kann aber natürlich nur von einer leistungsfähigen literarischen Gesellschaft oder vom Staat unternommen werden. Wenn man die zahlreichen Goethe-, Schiller-, Wagner-, Dante-, Shakespeare-, Mozart-, Grillparzer-, Hugo Wolf-, Stifter- und sonstige Vereine und Gesellschaften und ihre rege Wirksamkeit ansieht, so wäre der Gedanke vielleicht nicht zu unbescheiden, Jean Paul dürfte auch einmal an die Reihe kommen. Es ist eine Schmach der Nation, daß sie für einen ihrer größten und treuesten Söhne so gut wie nichts getan hat.

Jene Leute, die mit überlegener Miene — namentlich die Rezensenten von Jean Paul-Schriften gebärden sich so — der Welt verkünden, daß der Wunsiedler Humorist längst tot sei und alle Mühe, ihn zum Leben wieder zu erwecken, vergebens,[1]) haben entweder keine Ahnung von den Geistesschätzen, die bei Jean Paul zu holen sind, oder es geht ihnen jeder Sinn für Seelenadel, Schwung der Ideen und sprachliche Meisterschaft ab. Wenn so oft verkündet wird, das deutsche Volk liest Jean Paul nicht mehr, so wäre zu untersuchen, was daran schuld sei. Ich habe übrigens meine skeptischen Gedanken über dieses Dogma. Wenn man die großen Geister Deutschlands von Tieck und Theodor Hoffmann, dem Dichter der „Phantasiestücke", der „Elixiere des Teufels", bis Gottfried Keller, Raabe und Nietzsche verfolgt, so findet man die Spuren Jean Pauls auffallend genug; die Großen haben den Bayreuther immer als Lehrmeister und Muster benützt und mancher verdankt ihm das Beste, der offen gegen ihn Stellung nimmt; daraus mag man ersehen, was Jean Paul der Nation werden könnte, wenn er freieren Zugang zu seinem Volk hätte. Als Denker und Philosoph, als Ethiker und religiöser wie politischer Erwecker, als Humorist und Kunstphilosoph und vor allem als Sprachmeister, als universaler Geist nimmt er nicht minder wie als Dichter eine ganz einzige Stellung ein.

Wer hat denn nur den Metaphoriker Jean Paul gewürdigt? In meinem Buch „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" (München bei Dr. Lüneburg) und in meinen „Jean-Paul-Studien" (ebenda) suchte ich den Genius des Dichters nach all diesen Seiten zu beleuchten, gleich wie ich im Archiv für Geschichte der Philosophie (1900, 1. 2) seinen philosophischen Entwicklungsgang aus den zum Teil noch ungedruckten Quellen darzustellen unternahm; ich halte solche Charakterstudien für wichtiger als die meist äußerlichen Biographien. Das innere wie äußere Leben Jean Pauls ist in seinen Werken und Tagebüchern nebst Briefen so ausführlich und anschaulich enthalten, daß mit einer ordentlichen Gesamtausgabe auch nach dieser Richtung alles gegeben wäre. Kein Dichter

1) So sagt Max Hecker in einer sonst sehr tüchtigen Kritik von Nerrlichs Ausgabe der Briefe Jean Pauls an seine Frau und Otto, J. P. sei „für immer aus der Schar lebendig wirkender Dichtergrößen ausgeschieden" (Euphorion XI, 3 S. 583).

hat so subjektiv geschrieben, mit so unerhörter Naivität seine Persönlichkeit in seine Schöpfungen verflochten wie unser Genius. Wer den zusammenhängenden Lebensgang verfolgen will, dem möchte ich immer noch die bei List in Berlin erschienene pietätvolle und schön geschriebene Biographie Spaziers, eines Neffen des Dichters, trotz ihrer sachlichen Unzulänglichkeit anraten; denn die Nerrlichsche Arbeit ist ein widerliches, von Fehlern strotzendes, in Auffassung und Stil abstoßendes Machwerk. Denselben Charakter haben alle sonstigen Jean-Paul-Publikationen dieses Mannes, namentlich auch seine 1902 erfolgte Neuausgabe der Briefe Jean Pauls an seine Frau und an Otto. Nerrlich hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, die wichtigen Briefe, die außerhalb Berlins (in Weimar und München) aufbewahrt sind, einzusehen; er hat viele, die ihm „nicht wichtig genug erschienen" ausgelassen oder verstümmelt und überhaupt elementarste methodische Gesetze übertreten. Was die Textbehandlung betrifft, so genüge es, daß der Referent im Euphorion in 10 Briefen allein 103 Abschreibfehler konstatierte!

Was nun eine neue den wissenschaftlichen Forderungen genügende Ausgabe betrifft, so handelt es sich zunächst um Feststellung dessen, was aufgenommen werden soll. In Berlin lagern allein auf der Königlichen Bibliothek 26 mächtige Faszikel, jeder im Durchschnitt mit 10—12 Heften à 100 und mehr Seiten. Es ist dies der handschriftliche Nachlaß des Dichters, der von den Erben Jean Pauls seitens des preußischen Staats in den achtziger Jahren angekauft wurde. Bayern hatte für den heimischen Genius natürlich wie gewöhnlich kein Geld. Dieser Nachlaß enthält neben vielen (aber nicht allen) Briefen eine Unmasse Studien, Entwürfe, loser Gedanken, Varianten, Vorarbeiten, Exzerpten, Studien- und Lebensregeln nebst unvollendeten Arbeiten. Ich habe im Euphorion VI, 3. 4. und VII, 1. 2. das Wichtigste daraus publiziert, nachdem schon Ernst Förster und Nerrlich das Material (aber meist sehr fehlerhaft) ausgebeutet. Dies alles wörtlich in eine Gesamtausgabe aufzunehmen, möchte ich nicht befürworten; es müßte weise Auswahl stattfinden; aber es sind namentlich in den Gedanken und Sittenregeln herrliche Perlen enthalten. Druckvorlagen der von Jean Paul selbst herausgegebenen Werke befinden sich nicht darunter. Außer diesem umfangreichsten Schatz kommt noch als Textmaterial in Betracht, was in Weimar, auf der Münchner Bibliothek (hier ist z. B. das Broullion zur Selina) sowie im Privatbesitz des Enkels Jean Pauls, des Oberstleutnants Brix v. Förster in München sich befindet. Große Schwierigkeit macht vielfach die Feststellung des Textes, da Jean Paul nicht nur zum Teil (besonders in seinen Schmier- und Studienbüchern) sehr unleserlich und mit starken Abkürzungen geschrieben, sondern auch bis in die reife Zeit eigensinnig einer selbst erfundenen Orthographie sich befliß, die bei ihrem Prinzip der Vereinfachung der Schrift z. B. Ausmerzung aller Doppelkonsonaten, Gleichschreibung aller ähnlichlautenden Buchstaben (für f, v, ph nur ein Zeichen, j-i, ch in der Mitte-g, im Anlaut-k), Verbannung des tonlosen h, die Lesung sehr erschwert. Es gehört zur Textermittlung nicht nur graphologische Schulung, sondern auch tiefe Eingeweihtheit in den Ideengang und die Quellen der Jean-Paulschen Geistesarbeit.

So schwierig wie notwendig ist endlich ein ordentlicher Kommentar. Wie dunkel sind für uns schon viele Anspielungen Jean Pauls, die seiner Zeit vielleicht verständlicher waren! Dann wie reiche Zusammenhänge weist Dichtung und Leben Jean Pauls auf! Wer beispielsweise nicht die Beziehungen des Dichters zu Charlotte v. Kalb, zu Karoline v. Feuchtersleben u. a. kennt, für den ist der Titan nur ein Roman; wer in das Seelenleben und die Erfahrungen des Dichters eingeweiht ist, hat im Titan noch ein wichtiges Stück Biographie, eine Charakteranalyse, ein Bekenntnis des Autors. Ähnlich ist es bei jedem Dichter, der aus dem Herzblut geschaffen. Tasso z. B. erhält seine Beleuchtung aus dem Verhältnis Goethes zum Herzog von Weimar und dessen Räten Görtz und Fritsch. Der Kommentator Jean Pauls muß nicht nur die Literatur zur Zeit des Dichters und sein inneres und äußeres Leben genau kennen, er muß auch universale Kenntnisse haben, namentlich Philosophie und Theologie aus dem Grund kennen, um Jean Paul zu verstehen und zu würdigen; ein gewöhnlicher Literaturkandidat,

der nur mit dem Handwerkszeug seines Fachs ausgerüstet ist, kann für die Aufgabe nichts leisten.

Wird die Arbeit verständig angefangen und etwas der Art geleistet, wie es für die andern Dichter, zum Teil weit minderen Rangs, längst geschehen, so wird das Werk auch finanziell sich lohnen. Das deutsche Publikum wird staunen, was es an dem Dichter hat und die Schätze, die lang vergraben lagen, in ihrem Wert erfassen. „Eine Zeit wird kommen," hatte Börne schon vor achtzig Jahren gesagt, „da wird er allen geboren und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des XX. Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkommt." Nun ist der Moment da und wir stehen nicht mehr fern dem hundertsten Jahrestag seines Todes. Wie lang soll der Genius noch warten, bis man ihm das richtige Denkmal schafft: eine pietätvolle Herausgabe seiner Schöpfungen? Namentlich wir Süddeutschen haben die Ehrenpflicht, für einen der Größten von uns, für einen, der namentlich das süddeutsche Gemüt, unseren warmherzigen Humor, in unvergleichlicher und einziger Art zu Ehren gebracht, einiges zu tun. Wäre Jean Paul im Norden geboren, längst wäre ihm als Nationaldichter die gebührende Stelle geschaffen; hat ja der Norden sogar die Geistesschätze sich erworben, die der Süden nicht festzuhalten vermochte, und müssen wir demütig bei Fremden betteln, um nur Jean Paul kennen zu lernen!

Wann wird ein Jean-Paul-Archiv nach dem Muster des Schillerschen, Goetheschen, Herderschen entstehen? Wann wenigstens eine Jean-Paul-Gesellschaft, um die Einleitungen zu treffen?

München, im April 1905. Josef Müller.

*

Kunst und Künstler.

Die Frage, wie der Künstler über Kunst urteilt im besonderen wie im allgemeinen, ist stets von Interesse gewesen, darum immer wieder aufgeworfen und beantwortet worden. Heute aber, auf Grund besonderer Verhältnisse wieder hiervon zu sprechen, wird verdienstlich sein, da mißverständliche Auffassung darüber, was von einem Künstlerurteil zu erwarten ist, in München Zustände gezeitigt hat, die nicht nur wissenschaftliche, sondern allgemeine kulturelle Interessen bedrohen. Denn in dieser Stadt der Künstler ist, dem anscheinend günstigen Umstand der starken Bevölkerung durch Kunsttreibende Rechnung tragend, diesen eine Macht in die Hand gelegt worden, deren Ausübung zu Mißständen führt. Drum sei es gestattet, einige Beispiele aus alter Kunst anzuführen, einige Folgerungen anzubringen und die Tauglichkeit der Münchener Institutionen zur Diskussion zu stellen.

Gewinnt ein Künstler zu einem Werk ein näheres Verhältnis, so werden seine Worte der Würdigung so verständnisvoll und klar sein, daß die Äußerung des nicht ausübenden Kenners dagegen verblassen wird; wohlgemerkt aber, nur wenn er Interesse am Werk findet; scharf, ungerecht absprechend wird er Bestem, aus anderer Denkweise Entsprungenem gegenüber sein; so lehrt die Geschichte, so auch stellt sich der Erfolg psychologischer Erwägung. Dagegen wird der Kunstfreund und der Kenner, die beide die Schwere der Arbeit nicht proben, welche der Ausübende täglich erfährt, ein gleichmäßiges Gesamturteil, allem gerecht werdend, geben können; denn in Einseitigkeit liegt die Kraft des Künstlers, die Vielseitigkeit aber entscheidet über die Eignung des Kenners.

Ein flüchtiges Suchen nach historischen Beweisen muß schlagkräftige Beispiele der Einseitigkeit des Kunsturteiles von Künstlern in die Hände treiben. Beschäftigen wir uns nur mit dem Gegensatz der zeichnerischen und der malerischen Schule, mit Rom und Venedig und bedeutsame Urteile lassen sich anführen, bedeutsam in ihrer Schärfe, bedeutsam auch der großen Meister wegen, aus deren Mund sie stammen. Michelangelo sieht Tizians Danae und sagt: „Schade, daß Tizian nicht in Rom zeichnen gelernt hat."

Giorgio Vasari nennt ein Bild seines Zeitgenossen und Landsmannes Salviati, wie er selbst ein Nachahmer des Michelangelo, das schönste Bild im Venedig Tizians und Tintorettos. Velasquez endlich, von Salvator Rosa in Rom gefragt, was er zu Rafael sagte, ob er, ihn nicht auch für den Besten halte, jetzt, wo er das Gute und Schöne in Italien gesehen habe, gibt zur Antwort: „Rafael (um Euch die Wahrheit zu sagen, denn ich bin gerne freimütig und offen) muß ich gestehen, gefällt mir gar nicht." „Dann also," bemerkte hierauf Salvator Rosa, „ist in Italien wohl keiner nach Eurem Geschmack, denn ihm geben wir die Krone." Velasquez aber ruft:

A Venecia se trova el bon, e'l belo
Mi dago el primo liogo a quel penelo
Tician xè quel, che porta la bandierra.

(In Venedig findet man das Gute und Schöne, ihrem Pinsel gebe ich den ersten Platz; Tizian ist der Bannerträger.)

Justi, aus dessen Velasquez diese Übersetzung des Boschini genommen ist, schließt folgende Worte an: „Er und Rafael waren in gewisser Weise Antipoden. Bei Rafael liegt der Schwerpunkt so sehr in der Erscheinung, daß man glauben konnte, ihn aus seinen Zeichnungen hinreichend und besser zu erkennen, als aus den Gemälden; von Velasquez aber gibt es äußerst wenige Zeichnungen. Bei kaum einem Maler geht so viel und wie wenig geht bei Velasquez in eine farblose Wiedergabe seiner Gemälde über."

Boschinis gereimte Erzählung ist also sehr glaubwürdig und entspricht, mag auch die Schärfe nicht wahrhaft sein, dem Denken des Velasquez über die Zeichner unter den Malern, mags auch den Größten treffen. Und Michelangelo, der Plastiker, der Künstler, der Jahrzehnte verwendet hat, um eine Bewegung in endgültiger Weise künstlerisch auszudrücken, kann er mit seiner entgegengesetzten Begabung rückhaltlos anerkennend vor Tizians farbigen Schöpfungen stehen, denen ein Studium des Körpers in seinem Sinne völlig abgeht? Vasari endlich, der hingebende Nachahmer Michelangelos, der in seinen Bildern so kräftig zu zeichnen pflegte, daß die Figuren einzeln koloriert scheinen, kann er den alles umflutenden Gesamttönen in Bildern Tizians oder Tintorettos Verständnis entgegenbringen, mußte er nicht, weil er sich selbst und seine Kunst liebte aus innerster Überzeugung Salviatis Werke vorziehen, die den eigenen verwandt sind?

Jede kräftige Künstlernatur geht unbeirrt einen klar gezeichneten, enggesteckten Weg, schroff ablehnend, was nicht ihren Gedanken entspricht, zu freudig das aufnehmend, was sie von Verwandtem findet. Je bestimmter ein Künstler ist, desto mehr wird sein Urteil sich in Extremen ergehen, hier ungerechte Verachtung, dort übertriebene Liebe verkündend. Und dies macht sein Urteil gefährlich, wenn es Macht hat. Darum soll man wohl nicht auf die Anregung verzichten, die Künstlerurteile meist zu bieten vermögen, soll aber das letzte Wort dem nach allgemeinen Gesetzen urteilenden Kenner überlassen.

In München entscheiden über alle künstlerischen Fragen Kollegien von Künstlern. Dazu tritt dann meist noch ein oder der andere Vertreter der bestellenden Körperschaft, der, hätte er eine eigene Meinung, sie den Künstlern gegenüber nicht ausdrücken könnte und sich darum im wesentlichen auf Höflichkeitsbezeugungen wird beschränken müssen. Bei Konkurrenzen, bei Baugenehmigungen, ja selbst bei Ankäufen für die Königlichen Sammlungen entscheidet der Künstler, nicht etwa sein Rat wird gehört, sondern er hat die Macht. Und wie gefährlich gerade hier seine Stimme sein muß, wird aus dem Gesagten zu folgern sein; nicht nur Kunst des Tages, sondern die Werke der Alten sind seiner künstlerischen Geschmacksrichtung unterworfen. Der eine ist für deutsche Kunst und mag Italiener überhaupt nicht, der zweite hält Porträtisten des englischen achtzehnten Jahrhunderts für Heroen und will ihnen Throne zwischen denen der Größten errichtet wissen, der dritte hat eine Schwäche für die Kleinmeister — das Glück dabei ist einzig, daß die vielen Stimmen sich niemals unter einen Hut bringen lassen und es folglich niemals zu einem Ankauf kommt. Aber die bewilligten Mittel bezwecken doch Käufe. Die Kommission für die Erwerbungen der Kgl. Pinakothek besteht aus fünf Malern, Pro-

fessoren der Akademie, aus zwei Sammlungsdirektoren, die gleichfalls Maler sind, aus einem weiteren Maler, dem Restaurator und zu guter Letzt doch noch aus zwei Fachmännern, dem Direktor des Kupferstichkabinettes und dem Direktor der Pinakothek; aus unklaren Gründen ist noch der Vorstand der Bibliothek der Juri beigegeben. Die Arbeit der Kommission besteht ihrer Zusammensetzung gemäß in einem zwecklosen, ermüdenden Meinungsaustausch von Persönlichkeiten, deren Urteil sich niemals gleichfinden kann. Berlin kauft hundert Bilder, während über den Ankauf eines in München noch beraten wird. Letzthin ist diese Langsamkeit ein Glück zu nennen gewesen; das große Familienporträtstück des Lawrence, aus der englischen Ausstellung im Salon Heinemann bekannt, sollte für 170000 Mark angekauft werden. Für eine Kommission von Fachmännern hätte der um das Sechsfache zu hohe Preis das Angebot undiskutierbar gemacht. Was halfen aber solche erdenschwere Argumente der Kenner der Begeisterung der Künstler gegenüber? Das solid und tüchtig gemalte Bild in seiner anheimelnden Biedermaierart, das aber jede künstlerische und persönliche Durchgeistigung vermissen läßt, ist in einer Anzahl von Sitzungen zu einem unvergänglichen Meisterwerk, der Nachbarschaft des Besten wert durchgekämpft worden. Zu solchem Urteil kann nur ein Künstler kommen, der im Werk das Vorbild für seine Art findet und darum gleichsam für seine eigene Anschauung kämpft. Der Beobachter wird sich über diese Handlung freuen, denn für ihn wird sie Dokument; wie gering, glaubt er denken zu sollen, muß die Art eines Künstlers sein, der nicht höhere Ideale zu finden weiß. Für den Kenner, mag er qualitätempfindender Kunstfreund oder geübter Fachmann sein, wird der Porträtist Lawrence weit unter seinen englischen Vorgängern Gainsborough und Reynolds stehen und wird sich auch gegen den französischen Zeitgenossen Ingres nicht halten können. Für eine Sammlung kann daher Lawrence überhaupt nicht von dem Interesse sein, das die Ausgabe einer großen Summe rechtfertigen würde. Dagegen bin ich gerne bereit, zuzugeben, daß in einem großen Saal im Biedermaierstil Lawrences Bild als Dekorationsstück seine gute Wirkung tun wird: ich bin sogar geneigt, zu glauben, daß es für solchen Zweck gemalt ist; und wenn der Besitzer eines solchen Saales ein sehr reicher Mann ist, so kann er sich auch auf die Modepreise solcher Bilder einlassen.

Wird wirklich geglaubt, daß allein die großen Summen für die wahrhaft großartige Entwicklung der Berliner Sammlungen den Grund abgeben? Nein, neben der Eignung des Leiters, ist es seine unabhängige Stellung, sind es die stets flüssigen Mittel in seiner Hand, ist es die vollständige Ausschaltung der Stimme des Künstlers, die für rasche, gute, ergänzende Erwerbungen sorgen. Die Nationalgalerie in London soll nun auch den Künstler als Leiter verlieren — zuletzt wurde sie vom Präsidenten der Royal Academy geleitet — weil man das Schädliche dieses Prinzipes heute erkannt hat. In Bayern blüht es noch, und soll es noch ausgedehnt werden; welch reiche Hoffnungen!

Fiesole. Dr. Ludwig von Buerkel.

*

„Thomas Chatterton" von Helene Richter.[1])

Byron war ein so glänzendes Gestirn am Himmel der englischen Literatur, daß er für lange Zeit seine Umgebung überstrahlte. Jetzt kommen auch die anderen mehr zur Geltung, und man schenkt den vor und mit ihm lebenden Dichtern Englands vollere Beachtung. Man lernt einen Chatterton,[2]) Keats, einen Shelley und Wordsworth

---

[1]) Wiener Beiträge zur englischen Philologie XII. Wien und Leipzig bei Wilhelm Braumüller. 1900.

[2]) Chatterton starb 1770. Byron wurde 1788 geboren. Vergl.: „The Life of Thomas Chatterton" aus: The Poetical Works of Thomas Chatterton. London. George Bell and Sons, York Street Covent Garden 1891.

kennen und schätzen; und wenn wir aus dieser Gruppe Chatterton herausnehmen, so geschieht es, weil seine Lebenslaufbahn die ergreifendste von allen ist. Sie war wirklich der Dornenweg des Genies.

Schon Püttmann (1840, Leben des Dichters und seine Dichtungen, 2 Bde.) und Ch. Wilson (Biographical Study) haben sich eingehend mit Chatterton beschäftigt; desgleichen findet man Ausführliches über den jungen Dichter in der „Encyclopaedia Britannica". In neuerer Zeit hat nun H. Richter in dem oben erwähnten Buche auf ihn hingewiesen.

Der Raum ist zu beschränkt um beides, den Lebensgang des Dichters sowohl als auch seine literarischen Erzeugnisse gleicherweise zu behandeln. Der Zweck dieser Zeilen ist nur, einen größeren Leserkreis auf diesen Dichter aufmerksam zu machen, dessen Biographie so fesselnd ist, daß wir beim Lesen derselben wie unter dem Banne eines elementaren Ereignisses stehen, ein Eindruck, dem sich kaum jemand wird entziehen können. Dieses „elementare Ereignis" ist das Unglück, das sein Leben bereits im Knabenalter zum Martyrium machte.

Am 20. November 1752 wurde Thomas Chatterton in Bristol geboren; sein Vater starb drei Monate vor seiner Geburt. Seine Mutter lebte in dürftigen Verhältnissen, und die Erziehung war dementsprechend. Schon mit sechs Jahren zeigte er eine leidenschaftliche Liebe zu alten Schriftstücken. Man findet in des Vaters Nachlaß alte Noten mit bunten Verzierungen; sofort bemächtigt der Knabe sich ihrer und die Mutter muß sie ihm überlassen „weil er ganz verliebt darin ist", wie sie selbst sagte. Mit acht Jahren ist er so eifrig hinter den Büchern her, „daß er von morgens bis abends in einem fort gelesen hätte, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre". Mit zehn Jahren fing er an zu dichten; den größesten Teil der freien Schulzeit verbrachte er schreibend.

Mit fünfzehn Jahren trat er als Schreiber in die Kanzlei des Advokaten John Lambert ein; die Geschäftsstunden währten von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends. Den Mittagstisch und die Schlafkammer mußte er mit dem Bedienten teilen.

Er findet in der Kanzlei Camdens „Britannia", versenkt sich sofort in das Studium der alten Zeit, und beginnt selbständig in Sprache und Ausdrucksweise der alten Chroniken zu dichten; die Geschichte seiner Vaterstadt gibt einen Anlaß dazu.[3]) Die Art solcher Dichtung war damals „Mode". Niemand kümmerte sich z. B. um Macpherson, — da veröffentlichte er die angeblich von Ossian, tatsächlich aber von ihm selbst verfaßten Gesänge und wurde berühmt. Es herrschte allgemein die Vorliebe zur altenglischen Poesie, und Chatterton gehört nicht umsonst dieser literarhistorischen Epoche an.

Auch Chatterton kleidet seine Dichtungen völlig in das mittelalterliche Gewand ein. „Er verlangt eine Persönlichkeit, der er jene Gedichte supponieren kann, einen Autor für die mittelalterlichen Erzeugnisse seiner Muse. Und wie Chatterton sich nach einem solchen umsieht, verfällt er auf Thomas Rowley, Priester an der Johanniskirche in der Stadt Bristol, 1460."

Er gibt vielen seiner Dichtungen sogar auch äußerlich das mittelalterliche Gewand und tut das mit fabelhafter Geschicklichkeit. Er zeigt einem Freunde, wie er „alte Manuskripte" herstellt; er hält das beschriebene Pergament über eine Kerzenflamme, daß es einschrumpft und sich schwärzt und die Farbe der Tinte verändert; auch färbt er das Pergament mit Ocker und reibt es gegen den Boden um es „alt zu machen", und versucht dann, sich damit Geld zu verdienen.

Chatterton ist fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, als er sich mit diesen Sachen befaßt, und jetzt fängt dieser Knabe allmählich an, vor unseren Augen ins Riesenhafte zu wachsen. Streng sachlich, korrekt bis zur Nüchternheit läßt H. Richter die Tatsachen in

[3]) 1768 wird die neue Bristolbrücke eingeweiht. Chatterton schreibt zu der Feier die angeblich einem alten Manuskripte entnommene Beschreibung des „Ersten Überganges des Bürgermeisters über die alte Brücke".

diesem jungen Menschenleben an uns vorüberziehen, und eine Glut schlägt uns aus den einfachen Worten und Tatsachen entgegen.

Wir sehen in Gehirn und Herz eines ungefähr sechzehnjährigen Knaben sich das gewaltige Ringen eines Mannes vollziehen, den Kampf des Genies mit der Armut. Er lebt wie im Gefängnisse. Nur abends von acht bis zehn Uhr eilt er zur Mutter und arbeitet dann zu Hause an seinen Dichtungen. Es hält sogar schwer, das nötige Schreibpapier zu besorgen; Chatterton fühlt seine mißliche Lage aufs tiefste und schreibt: „Obzwar ich erst sechzehn Jahre alt bin, habe ich doch lange genug gelebt um zu erkennen, daß Armut die Gefährtin der Literatur ist."

Unermüdlich versucht er, seine Arbeiten in die Öffentlichkeit zu bringen. Er sendet mehrere seiner Dokumente an Walpole, den bedeutenden Zeitgenossen und vermögenden Mann. Dieser schreibt ihm begeistert zurück und verlangt mehr. Chatterton ist glückselig über den Erfolg. Aber nun spielt ihm seine Sehnsucht nach Wahrheit einen Streich. Die Liebe zur Wahrheit, die er so schön besingt:

„Sie trug kein Kleid, in Schönheit nur gehüllt,
Ihr Leib war nackt, gar jugendlich und süß,
Und alles kündet, daß sie Wahrheit hieß" —

veranlaßt ihn, sich Walpole zu entdecken. Er schreibt ihm, daß er selbst die Dokumente verfaßt habe, daß er der Sohn einer armen Witwe sei, und schildert ihm seine Lage. Und der Erfolg dieser Wahrheitsliebe, die an dem Knaben schon auf der Schulbank gerühmt wurde — Walpole, der ihm nicht verzeihen kann, daß er selbst die Dokumente für echt gehalten hatte, rächt sich dafür an Chatterton, indem er ihn völlig fallen läßt und ignoriert!

Teilweise gerät nun der junge Dichter in eine Art krankhafter Selbstüberhebung, die aber psychologisch leicht erklärbar ist, denn er überragt seine Umgebung geistig in geradezu beispielloser Weise. In der Vorrede von Chattertons Werken heißt es: „Es war augenscheinlich Chattertons Schicksal beständig mit Menschen von mittelmäßiger Urteilskraft und geringer geistiger Fähigkeit zusammen zu sein, und mit den Persönlichkeiten, mit denen er später in Berührung kam, traf er es nicht glücklicher."

Das Verhältnis zu Lambert wird immer unerträglicher. Edkins sagt: „Lambert verweigerte ihm das, was ihm selbst nichts nützte; er gab ihm keine Beschäftigung, duldete aber auch nicht, daß er sich selbst beschäftigte."

Geist und Körper des jungen Menschen verzehren sich in ohnmächtigem Ringen; die Quälereien Lamberts treiben ihn zum Äußersten. Er kennt dessen furchtsamen Charakter, schreibt einen Brief, der seinen Selbstmord ankündigt und sein Testament enthält, läßt diesen Brief — wohl mit Absicht — auf seinem Pulte liegen. Lambert findet ihn, gerät in Furcht — und Chatterton bekommt wirklich die ersehnte Entlassung.

Er jubelt. Die Welt liegt vor ihm, er ist frei! Seine Sehnsucht zieht ihn nach London. Mutter und Schwester machen ängstliche Einwendungen. „Was soll ich tun", entgegnet er, „wollt ihr, daß ich hier bleibe und verhungere?"

Freunde und Gönner schießen eine kleine Summe zusammen und am 24. April 1770 sitzt der „Freigewordene" mit seinem kleinen Bündel auf dem Außensitze des Postwagens und fährt nach seiner Meinung dem Glücke entgegen. Am 25. April kommt er in London an.

Sein ganzes Herz voll heißer Zärtlichkeit liegt in den Briefen an Mutter und Schwester. Das überschwengliche Glücksgefühl läßt ihn alles in verklärtem Lichte sehen, und er schreibt ihnen, was er ihnen alles schenken wolle von seinen künftigen Einnahmen. War doch schon als Kind seine größeste Seligkeit „schenken" zu können.

Inzwischen zerrinnt ihm die kleine, mitgenommene Summe unter den Händen; kleine Einnahmen von seinen Arbeiten halten ihn über Wasser. Da trifft ihn zum ersten Male im Leben der Schein eines Glückes: der Lordmajor Beckfort interessiert sich für ihn und seine Arbeiten, empfängt ihn persönlich und fordert ihn auf, wiederzukommen.

Chattertons Freude ist unbeschreiblich; eine Welt von Hoffnungen baut sich vor

ihm auf. Er schreibt glückselig nach Hause von der ihm widerfahrenen Ehre, und wieder beschäftigen sich seine Gedanken damit, wieviel Geld er den Lieben daheim schicken wird, wenn sich die Ehre in klingende Münze umsetzt.

Seine Lage wird inzwischen immer mißlicher; er versucht sich darüber hinwegzutäuschen, bemüht sich unaufhörlich neue Verbindungen anzuknüpfen, um seine Werke anzubringen und arbeitet unverdrossen weiter. Die Hoffnung auf Beckfords Interesse und auf seinen Einfluß stählt ihn. Da stirbt Beckford plötzlich am 21. Juni 1770.

Chatterton ist wie rasend. Dann wieder stürzt er sich in die Arbeit und gewinnt allmählich wieder seine Fassung. Für ein Libretto erhält er fünf Guineen, die größeste Summe, die er je besessen, und schickt sofort Geschenke an Mutter, Großmutter und Schwester.

Und wieder beginnt der Kampf. Das Geld geht allmählich zu Ende. Die Redaktionen sind überfüllt von seinen Arbeiten; zur Veröffentlichung gelangt nur weniges von seinen Manuskripten. Es ist völlig zwecklos, den Redakteuren neue Arbeiten zu bringen.

Seine Bedürfnisse waren von jeher die denkbar bescheidensten. Er ißt kein Fleisch, lebt hauptsächlich von Brot, etwas Kuchen und Wasser. Zuletzt kauft er möglichst hartes Brot „damit er länger damit ausreicht".

Er faßt den Entschluß ins Ausland, nach Afrika zu gehen, und versucht, Verbindungen dafür anzuknüpfen. Alles schlägt fehl; er steht am Abgrund. Not und Hunger krallen sich fest an ihn.

Am 24. August geht er zum letzten Male aus, um seine Manuskripte unterzubringen. Um halb zwölf Uhr vormittags holt er sich vom Apotheker Croß Arsenik „zu einem Experiment".

H. Richter schreibt: „Wer vermag zu sagen, an wieviel Türen er vergeblich pochte,[4]) durch welche Straßen er die müden Glieder schleppte, schließlich plan- und zwecklos, nur um noch nicht heimzukehren, um das Ende noch ein wenig hinauszuschieben, um noch einmal Licht und Luft zu fühlen."

Mrs. Angell, seine Wirtin, erzählte, daß Chatterton bleich und niedergeschlagen abends 7 Uhr heimkehrte und ohne zu essen in ihrer Stube am Kamin sitzen geblieben sei, mit gesenktem Haupte, in tiefer Schwermut Verse in einer alten Sprache vor sich hinsagend. Es fiel ihr auf, daß Chatterton sie küßte, als er sie verließ — was er niemals getan hatte — und daß er auf jede Stufe der Treppe so heftig auftrat, als wollte er sie zerstampfen.

Und dann spielt sich in seiner kleinen Kammer der letzte Teil der Tragödie ab. Man bricht morgens die Türe auf und findet Chatterton tot auf dem unberührten Lager. Auf einem Papierschnitzel, das am Boden liegt, steht: „Ich überantworte meine Seele ihrem Schöpfer, meinen Leib meiner Mutter und Schwester und meinen Fluch der Stadt Bristol. Wenn Mr. Cr——————" der Rest ist abgerissen. In der Zeugenaussage von Mr. Croß heißt es: „... Ich kam in sein Zimmer und fand ihn ganz tot. Auf dem Fenster stand eine Flasche, die Arsenik und Wasser enthielt; einige kleine Stückchen Arsenik steckten zwischen seinen Zähnen. Ich glaube, hätte er sich nicht selbst getötet, wäre er doch bald verhungert, denn er war zu stolz um von jemandem etwas zu verlangen."

In seinem Taschenbuche fand man vom 24. August „Letzte Verse", sie enden:

... „Leb wohl, o Mutter! — Geängstigte Seele, laß ab!
Hab Gnade, Himmel! Und höre ich auf zu leben,
Sei mir diese letzte Tat des Elends vergeben!" —

Er starb mit siebzehn Jahren! Seine Mutter eilt nach London, holt sich die Überreste ihres geliebten Kindes und läßt ihn in Bristol begraben.

---

[4]) In einem Fragment sagt er:
„Gepanzert philosophisch all' in Stahl,
Für Armut fühllos und für Hungersqual."

„Die Ironie des Schicksals, die über sein Leben herrschte, waltet noch über sein Grab hinaus." Chatterton lag noch nicht unter der Erde, als (am 26. August 1770) ein Geistlicher aus Oxford, Rev. Dr. Fry nach Bristol kommt. „Er hatte einige Rowley-Gedichte zu Gesicht bekommen, die ihn so entzückten, daß er ihren Entdecker aufsuchen wollte. Dieser Mann hätte sich Chattertons wahrscheinlich angenommen."

Und weiter berichtet H. Richter: „Ein halbes Jahr später fesselt Goldsmith bei einem Festessen in der Royal Academy alle Zuhörer mit der Schilderung jenes außerordentlichen Schatzes alter Poesie, der vor kurzem in Bristol entdeckt worden sei."

Wir wiesen oben auf Byron hin; unwillkürlich drängt sich ein Vergleich auf. Dort Byron — im Sonnenglanz gebadet; alle Keime seiner Seele kommen zur Entfaltung und blühen auf, mit ihrem Duft alle berauschend. Hier ein Knabe, mit seinem Geist hoch über seiner Umgebung stehend, das große, stolze, feurige Herz zuckend unter den Peitschenhieben des Schicksals. Vergebens alle Arbeit, alle Geistes- und Herzenskräfte; das Elend packt ihn, er kann ihm nicht entrinnen — und er vergeht in Dunkelheit und Nacht.

Was hätte aus ihm werden können, wenn ihn nur hier und da wenigstens ein Sonnenstrahl getroffen hätte!

Was würde er darum gegeben haben, wenn er seine Werke so schön gedruckt und eingebunden, wie sie jetzt vor uns liegen, gesehen hätte.

Chatterton gehört zu denen, die unser altes Volkslied so wehmütig besingt:

„Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben — gestorben."

München. L. Lindemann-Küßner.

*

Friedrich Klose, ein neuer Münchner.

Felix Mottl, der besonnenste und konsequenteste musikalische Fortschrittsmann unserer Tage, bringt auch in das Konzertleben Münchens frische starke Impulse. Die zur vollen Höhe meisterlichen Nachgestaltens gediehene Aufführung von Friedrich Kloses symphonischer Dichtung „Das Leben ein Traum" wurde zu einem der seltenen Ereignisse, die über das Publikum und die Publikums-Rezensenten hinweg die denk- und empfindungsfähigen Geister aufrütteln, die Liebe und Haß entzünden. Es gab stürmischen Beifall. Er hätte auch schwach sein dürfen: der wirkliche Erfolg wäre dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt worden. Was Mottl mit seiner Willenskraft, mit seinem zart poetischen und in echter Leidenschaft aufflammenden Vortrag in jedem Fall erreichen mußte, war: in der deutschen Kunsthauptstadt einer bisher dort noch unbekannt gebliebenen, charakteristisch selbständigen Individualität Boden zu erkämpfen. Wie Pfitzner, so ist jetzt auch Klose für München erobert worden. Wir lassen ihn nicht mehr frei; wir rechnen mit ihm für die Gegenwart und für die Zukunft. Durch ihn sind wir wieder einmal reicher geworden. Die Anerkennung, die man ihm entgegentrug, der Widerstand, zu dem er aufreizte, zeugen in gleichem Grade dafür, daß er nunmehr zu uns gehört.

Drei Sätze. Die beiden ersten strömen in schönem Flusse einer großangelegten episch-lyrischen Darstellung dahin. Der dritte ist — nach meinem unmaßgeblichen Eindruck — rhapsodisch geblieben. Er steht, wie so manches ideenschwangere Tonstück von Hektor Berlioz, heimatlos zwischen Musiksaal und Bühne. Er zeigt Klose auf dem Wege zu seinem ersten, noch sicherer auf künstlerischem Neuland begründeten dramatischen Werke, zur „Ilsebill". Gutes Theater kann es im Konzertraum nicht geben, aber interessantes Theater. Dazu gehört es, wenn das Orchester wie ein stolzer Baum zur Spätherbstzeit sich allmählich entblättert, bis schließlich in winterlicher Öde eine anfröstelnde Sprechstimme erklingt. Dazu gehört das Melodram, sofern es nicht als billige

Kapellmeistermusik zusammengepappt, sondern von hochbegabten Musikern wie Klose und Schillings bis hart an die Grenze des ästhetisch Wahren geführt wird. Dazu gehört endlich der moderne Werther, der bereits Schopenhauer und Wagner hinter sich hat und, ehe er Hand an sich legt, in abgerissenen Absätzen einen geradezu genialen Trauermarsch dichtet, unmittelbar vor der endgültigen Verneinung des Daseins seinen Ver- noch durch einen schöpferischen Gedanken bekräftigend. Die mannigfachen fesselnden, zum Teil bedeutenden Einzelheiten dieses Satzes kommen mehr zur Geltung, wenn man im stillen Kämmerlein die Partitur liest, als wenn man im Konzertsaal gewahr wird, wie Dirigent und Deklamator sich bemühen müssen, mit gar sorgsam abgemessenem Gleichschritt in die Fußstapfen des schaffenden Künstlers zu treten. Die Darstellungskomponenten schließen sich besser in der Art zusammen, daß, wie es im vergangenen Jahre zu Heidelberg geschah, nach dem ausgesprochenen Wunsch Kloses das Werk mit verdecktem Orchester zu Gehör kommt. Die zweite Münchner Aufführung der erfindungskräftigen symphonischen Dichtung wird Felix Mottl unstreitig im Prinzregenten-Theater leiten. Es steht uns also wieder ein festlicher Abend in Aussicht. Meine Eintrittskarte habe ich bereits bestellt.

Nun muß aber die Tondichtung über die Idealzone Karlsruhe-München hinaus in das weitere Reich. Nicht zum wenigsten wird dazu die handliche Broschüre beitragen, die Rudolf Louis soeben veröffentlicht hat.[1]) In ihr spricht er mit dem eindringlich ruhigen, überzeugenden Ton des Mannes, der des Erfolges der von ihm vertretenen Sache gewiß ist, über den Bildungsgang Kloses, über sein „Leben ein Traum". Er quält den Leser nicht mit kleinlichen Deuteleien; er dirigiert ihm die musikalischen und seelischen Hauptmotive der Tondichtung vor. Dazu ist es freilich nötig, daß man Musiker sei, und daß eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem Porträtierten und dem Porträtierenden bestehe. Wenn unsereiner hier gewahr wird, wie sich Louis neben Mottl und Klose als ein nicht Unebenbürtiger behauptet, so söhnt er sich wenigstens für einen vorübergehenden Augenblick mit seinem kritischen Malefizberufe aus.

München. Paul Marsop.

*

Zur Schillerfeier.

Aus der Jubiläumsbibliothek, mit der Deutschland seit einem halben Jahre überschwemmt wird, greifen wir zwei kleine Veröffentlichungen heraus, um sie den Lesern zu empfehlen: Ausgewählte Gedichte von Schiller, als dreiundsechzigstes Heft der Wiesbadner Volksbücher erschienen (Geschäftsstelle: Heinrich Staadt, Wiesbaden), und die von Theodor Mauch herausgegebenen Schiller-Anekdoten (Stuttgart, R. Lutz). Die vom Tübinger Hermann Fischer besorgte und glücklich eingeleitete Auswahl kostet nur dreißig Pfennige; sie wird auch dem Freude machen, der Schillers Gedichte als Eigentum, auch als geistiges, besitzt. Man kann nur wünschen, daß die Auswahl weiteste Verbreitung finde. Mauch versucht, an der Hand biographischer Dokumente das „naive Detail einer bedeutenden Existenz" wirksam zu machen, und es gelingt ihm. Die Abwesenheit biographischer Konstruktion berührt angenehm. Zug um Zug steht sachlich und kräftig da, und rundet sich zu einem menschlichen, nicht idealistisch karikierten Porträt.

München. J. Hofmiller.

*

Stevenson über Velasquez.

Der 1900 verstorbene Professor of fine arts at University College in Liverpool, R. A. M. Stevenson ist — was man seinen zarten, duftigen Landschaften gar nicht ansieht — ein glühender Verehrer von Velasquez gewesen und hatte den großen

Spanier zu seinem Lieblingsmaler erkoren. Stevenson ist auch, was man seinen nicht gerade abwechslungsreichen Landschaften wiederum nicht ansieht, ein sehr feiner gedankenvoller Schriftsteller gewesen, dem man manchen guten Aufsatz und manches nützliche Buch verdankt. Auch über Velasquez hat er ein Buch geschrieben, das vor kurzem Eberhard von Bodenhausen ins Deutsche übertragen hat.[1]) Damit ist uns wirklich ein wertvolles Geschenk gemacht worden.

Stevensons Velasquez steht eigentlich ohne Parallele in der neueren kunstgeschichtlichen Literatur da. An Äußerungen von Künstlern über Kunst fehlt es heute so wenig wie früher; aber die außerordentliche Klarheit, das zurückhaltende vornehme Wesen und die Zweckmäßigkeit von Stevensons Schrift scheint mir keine andere von einem Künstler herrührende Studie zu besitzen. Ich gestehe unverhohlen, daß ich es mit Goethe halte und den Maler lieber an der Staffelei als am Schreibtisch sehe. Heute sind diese Pronunciamentos der Künstler allgemein Gegenstand der größten, vielleicht etwas dumpf anstaunenden Verehrung. Die Meinung, die die Künstler über Kunstwerke im Herzen tragen, mag häufig ausgezeichnet sein; das Urteil aber, das sie aussprechen, ist oft genug durch Einseitigkeit, manchmal auch durch Böswilligkeit in seinem Wert recht fragwürdig. Ein Galeriebeamter kann darüber ungemein ergötzliche Studien machen. Welch herrliche Meisterwerke von großen Künstlern in grandioser Gleichmütigkeit als Schund bezeichnet werden, welch jämmerliche Krusten von denselben Männern wegen irgendeines hübschen durch die Patina entstandenen Fleckens als erhabene Schöpfungen bezeichnet werden, davon hat ein anderer Sterblicher keine Ahnung. Unter der Fülle dieser widersprechenden Urteile gewöhnt man sich schließlich die gleiche Seelenruhe an wie die Künstler und nimmt ihre Äußerungen nicht als Offenbarungen des Kunstgeistes der Menschheit, sondern als je nach dem Einzelfall mehr oder weniger belangvolle Meinungen von Privatpersonen. Der Herr Übersetzer hat Stevensons Buch eine Einleitung vorausgeschickt, die vom entgegengesetzten Standpunkt ausgeht und so muß ich gestehen, daß ich auf die bei Künstlern übliche orakelmäßige Art des Urteilens gefaßt war. Aber kaum jemals bin ich angenehmer enttäuscht worden.

Stevenson hat in seinem Velasquez ein Buch geschrieben, das kunstpädagogisch geradezu mustergültig ist. Er sagt im ganzen nichts Neues und sagt auch nicht gar viel; aber die Form, mit der er den Hauptgedanken seiner Schrift immer wieder von neuem vorbringt, ist etwas in der kunstgeschichtlichen Literatur ganz einzig Dastehendes. Man denke nur an Liebermanns berühmte Aufsätze, die auf kurzem Raume eine Unmenge von Zitaten und geistreichen Einfällen über alles mögliche hervorsprudeln und gerade den Mann oder die Idee, um derentwillen der Aufsatz geschrieben wurde, ganz nebelhaft behandeln, und man wird Stevensons Verdienst würdigen müssen. Er greift die eine Eigenschaft im Stile des Velasquez heraus, die schon lange als die wichtigste gilt: die weder vor ihm noch nach ihm je wieder erreichte Kunst, die Totalität des Eindruckes in allen Einzelheiten zwingend durchzuführen. Stevenson geht nun den Bedingungen dieser Eigenschaft nach und führt in stets neuer Beleuchtung durch, daß Velasquez nur den Gesamteindruck, den sein Auge von einer Person oder einer Situation hatte, darstellt, daß er seiner Phantasie am Ausgestalten dieses Eindruckes gar keine Freiheit gewährte. Stevenson zeigt immer wieder, daß es sich bei diesem Künstler und überhaupt beim guten Maler um die Tatsachen handelt, die das Auge beobachtet und indem er immer wieder bei der Behandlung der Farbe, der Zeichnung und der Komposition des Velasquez auf diese optischen Erfahrungen losgeht, lehrt er den Leser sehen, prägt es ihm auf das deutlichste ein, daß gegenüber der Beobachtungsgabe eines Mannes wie Velasquez nicht die landesüblichen Vorstellungen über das Aussehen der Dinge maßgebend sind und daß es einem Künstler mit solchem Gefühl für die ehrlichste

---

1) R. A. M. Stevenson: Velasquez übersetzt und eingeleitet von Dr. Eberhard von Bodenhausen. München 1904 bei F. Bruckmanns Verlagsanstalt.

Wiedergabe der Wirklichkeit gelingen mußte, etwas ganz Neues, bis dahin Unerhörtes zu schaffen und daß dieser Künstler notwendig der Liebling einer Zeit werden mußte, die wie die unsrige, auf die reine Wirklichkeitsdarstellung ausgeht. Er zeigt auch, ohne irgendwelches Kredo aufzustellen und ohne irgendeines zu verletzen, daß mit der Art, wie Velasquez die Totalität festhielt, auch eine reine Schönheit entstehen mußte.

Wenn Stevenson im allgemeinen stets auf die Begründung dieses einen Satzes hinarbeitet, so fällt nebenbei so manche Bemerkung ab, die recht sehr verdient, beachtet zu werden. Nur eine soll hier erwähnt werden. Er behandelt gelegentlich den Porträtstil des Antonio Moro, der zu des Referenten ständiger Verwunderung als einer der größten Porträtisten gilt, die die Kunstgeschichte kennt. Stevenson führt aber mit viel Geschick aus, daß bei allem Streben nach Wahrheit und bei aller bis zu einem gewissen Grade ja überzeugenden Treue im Herausarbeiten der Einzelzüge, Moro es doch niemals erreicht hat, einen Menschen so darzustellen, wie er — malerisch genommen — ausgesehen hat. Das ist eines jener Urteile, die die Kunsthistoriker früher so selten aussprachen, und die man mit solcher Rücksichtslosigkeit auch gewöhnlich nur von Künstlern hören kann. Trotzdem möchte Referent gerade bei diesem ausgezeichneten Buch darauf zurückkommen, daß Künstler nicht die geeigneten Männer sind, um über Kunst zu schreiben oder zu lehren. Erstens ist es ein Landschafter, der das Buch über den Porträtmaler Velasquez geschrieben hat und noch dazu kein sehr bedeutender Landschafter. Dem Velasquez gegenüber ist Stevenson doch bloß ein Laie und Dilettant und zweitens verspürt man der Einseitigkeiten nicht wenige. Das Bild des spanischen Künstlers und seiner Kunst enthält auch gar viele Züge, die unbedingt besprochen sein müssen, um der betreffenden Abhandlung den Wert einer abschließenden Studie oder Untersuchung zu verleihen. Man sieht aber deutlich, daß diese wichtigen Züge: der wählende Geschmack, die Würde, die idealisierende Tendenz, und die Unlust an konkreten, von innen heraus begründeten Formen für Stevenson gar nicht existierten.

München. Karl Voll.

*

Sozialfinanzielle Rundschau.

Die diesjährigen Berliner Steuereinschätzungen werden ihr bedeutendes Mehr nur auf das Bankgeschäft zurückführen können, da der Warenhandel en gros ein Minderresultat um ca. 20 Proc. ergibt. Der letztere höchst beachtenswerte Umstand hängt nicht mit den Schwankungen der Baumwollpreise zusammen wie manche annehmen wollen, sondern mit der wachsenden Konkurrenz in fast allen Handelszweigen. Das ist ein Punkt, der nicht verschwiegen werden darf, denn jener immer stärker ausartende Wettbewerb drückt nicht nur die Gewinne zusammen, sondern erhöht zugleich die Unkosten. Einerlei, ob auf solche Weise die Allgemeinbeschäftigung größer wird, ob das kaufende Publikum besser dran ist (das sich auch freilich seine Ware anzusehen hat), so führt diese Strömung doch schließlich zu nichts Gutem. In der Tat haben das Jahr 1904 und von 1905 das erste Quartal zahlreichere Konkurse als je aufgewiesen und man fragt sich mit Recht, ob nicht den soeben ausgeschiedenen Schädlingen neue folgen werden. Was die Banken mit ihren gewaltigen Kapitalien betrifft, die durch ihren Sitz in der Reichshauptstadt so ausgedehnte Zentralisationen bilden konnten, so ist es klar, daß diesmal ihre verteilbaren Reingewinne Millionen und Millionen umfassen müssen. Indessen im Verhältnis zu ihren Aktienkursen sind die Dividenden nicht groß (nirgends über $4^3/_4$ %) und ferner darf man nicht vergessen, daß die ungeheuren Reserven zwar vorhanden, aber keineswegs zu verzinsendes Kapital darstellen.

* * *

Die neuen Japaner zum Betrage von 27 Millionen Pfund Sterling (30 Millionen zum Kurse von 90 %) hatten eine überaus glänzende Zeichnung aufzuweisen. Und trotzdem die Amerikaner, welche allein 500 Millionen Dollars subskribierten, ihre Zuteilungen mit einem paar Prozent Nutzen zum Teil weiter verkaufen werden, so wird dieses rein asiatische und von keiner europäischen Macht kontrollierte Staatspapier doch sein Anlagepublikum sicher finden. Vor allem fällt da der englische Markt ins Gewicht, dessen riesenhafte Aufnahmefähigkeit hier in diesem Falle unmöglich nur von Sympathien getragen werden kann, sondern in erster Linie von dem Vertrauen zu der Ordnung eines uralten, aber uns erst jetzt enthüllten Kulturstaates. Um so auffallender bleibt die Schwäche unserer äußerlich doch gewiß so großartig geleiteten Banken, die auch bei dieser zweiten Kriegsanleihe Japans ganz unvorbereitet gewesen sind. Auf diese Weise hat das Prestige der deutschen Hochfinanz, dem sich unser Kapital mit seiner Unternehmungslust viel zu stark unterordnet, eine, man kann ruhig sagen: moralische Niederlage erlitten. Noch ganz abgesehen von dem Umstande, daß unser zukünftiger Handel mit Japan von nun an mit Vorurteilen zu rechnen haben könnte, die bei einer Emission jener Anleihe auch in Berlin und Frankfurt wohl kaum anzutreffen wären. Einzig ein Hamburger Bankhaus (M. M. Warburg & Co.) hatte von allen deutschen Firmen den Mut, sich als Zeichenstelle aufzutun und die Herren in Berlin verfehlten daraufhin keineswegs einer allgemeinen Beteiligung entgegenzuarbeiten. Es wird Zeit, daß sich die Intelligenzen und Persönlichkeiten im deutschen Bankiergewerbe von der Bevormundung einer schmalen Reihe Großinstitute wieder mehr freimachen. Zu Zeiten des leider zu früh verstorbenen Doktor Siemens wären die obigen Vorgänge schwerlich möglich gewesen. Er hätte die Bedeutung jenes Inselreiches für unsern Handel und unsere Industrie rechtzeitig erkannt und demgemäß auch die Hände gerührt.

* * *

Unserem Getreidehandel steht ein Schlag bevor, der natürlich wieder von den Agrariern ausgeht. Man wünscht nämlich die Zollkredite schon jetzt aufzuheben, anstatt wie der Reichstag es vorher beschlossen hatte, erst bei Eintritt des neuen Hochschutzzolles. Indem nun 10000 Tonnen Weizen schon ca. M. 350000 Zoll kosten — eine Summe, die ein mittlerer Händler in einem Jahr weit überschreitet, so ist die sofortige Bezahlung sehr lästig. Denn die Müller beziehen ihren Bedarf doch in Raten und bezahlen demgemäß auch in Raten. Siegen in diesem Falle wieder die Großgrundbesitzer, so würde unser ganzer Getreidehandel vielleicht gestört werden und die Einzelversorgung müßte vielleicht ebenfalls nur gegen schnellste Barzahlung und zwar jedesmal für den Gesamtauftrag vor sich gehen. Jene Partei, der die Regiernng, wie es scheint, heute alles zu Gefallen tun möchte, zielt dabei offenbar gegen zu starke Getreideimporte, die noch kurz vor Torschluß von unseren Kaufleuten beschafft werden könnten, also dann noch 1906 dem deutschen Getreide unwillkommene Konkurrenz machten. All diese Furcht, die auf andere Waren wohl weit stärker zuträfe, gibt aber noch kein Recht zu derartigen plötzlichen Störungen des freien Handels.

* * *

Unser entschiedenes Auftreten zugunsten der weiteren Unabhängigkeit von Marokko kann zwar die Sicherheit, ja Menschenwürdigkeit der dortigen Zustände um kein Haar besser erscheinen lassen, als sie sind, allein deshalb brauchen wir uns von den Franzosen noch nicht majorisieren zu lassen. Wie erst das Beispiel von Tunis wieder bewiesen hat, liegt im System eines französischen Protektorats eine solche Ausschließlichkeit, daß die Handelsinteressen der andern Nationen eben geschädigt werden. Eine solche Bedrohung von unsern gegenwärtigen oder zukünftigen Geschäften fernzuhalten, dürfte natürlich den Beifall jedes Deutschen finden. Wie so ganz anders sind doch die Engländer, trotzdem

diese bei Submissionen die eigenen Landsleute nach Kräften zu bevorzugen pflegen! Unsere Kaufleute wissen es zu erzählen, daß es einzig und allein die englischen Kolonien gewesen sind, wo sie sich von jeher der vollkommensten Bewegungsfreiheit erfreuen konnten. Dies schon zu Zeiten, wo von einer deutschen Großmacht kaum die Rede war und zahlreiche Bürger von Liliputstaaten in den britischen Kolonien sowie im Mutterlande selbst ihre Kräfte ruhig entfalten konnten.

* * *

Die Bergwerksnovelle, sobald sie zur parlamentarischen Debatte stand, hat auf die Kurse der Kohlenaktien gedrückt. Eigentlich mit Unrecht! Denn da das berüchtigte Nullen aufgehoben werden soll, trotzdem unsere Montangrößen dies als absolut unentbehrlich hinstellen, ist doch daran zu erinnern, daß sogar der Fiskus an der Saar — eine gewiß pedantische Verwaltung — dieses Nullen seit langem freiwillig aufgegeben hat. Ferner haben die Aktionäre nicht den geringsten Schaden von einer Einschränkung der Mutungsrechte. Denn bei den Erwerbungen von Bergwerkseigentum, wie sie seit Jahren an der Ruhr gang und gäbe sind, ist es fast immer nur eine Anzahl eingeweihter und lokaler Größen, denen die Gelegenheit offen steht, in aller Stille und fast kann man sagen: in Untätigkeit zu den umfassendsten Reichtümern zu gelangen. — Inzwischen ist in der Kommission mit einem solchen Vorbedacht gegen eine Reihe von notwendigen Verbesserungsvorschlägen gearbeitet worden, daß man auf die Festigkeit der Regierung gegenüber jenen reaktionären Bestrebungen gespannt sein muß. Ein Streik, der glücklich beendet worden ist, kann noch immer zahlreiche Wiederauflebungen erfahren.

* * *

Im Orient hat der Frühling wieder zu Unruhen gelockt, so daß die Frage von Geschützanschaffungen dort unter der aufmerksamsten Bewerbung der europäischen Waffenindustrien nur zu begreiflich erscheint. Verletzend dabei ist aber das Auftreten des französischen Botschafters in Konstantinopel, welcher die Kanonenbestellung bei Krupp, selbst nach erfolgter Zuteilung, noch offen zu hintertreiben suchte. Der Sultan würde zwar gerne den Franzosen gefällig sein, besonders in der Quaifrage, aber da, wo es auf gute Geschütze ankommt, geht ihm doch Krupp augenscheinlich über jegliche diplomatische Rücksicht. Anders steht es vielleicht in Belgrad, da dort neben der deutschen Finanz auch die französische und österreichische die Interessen ihrer heimischen Waffenfabrikation nach Kräften zu vertreten suchen. Derartige Kämpfe sind immer interessant, weil sie die enge Verbrüderung zeigen, in der heute Politik und Industrie zu einander stehen.

Frankfurt a. M. S. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

In der alten Sonne.

Von Hermann Hesse in Gaienhofen am Bodensee.

(Schluß.)

Es rückten kurz hintereinander im Laufe des September zwei neue Ankömmlinge ein und zwar zwei sehr verschiedene.

Der eine hieß Louis Kellerhals, doch kannte kein Mensch in der Stadt diesen Namen, da Louis schon seit Jahrzehnten den Beinamen Holdria trug, dessen Ursprung unerfindlich ist. Er war, da er schon viele Jahre her der Stadt zur Last fiel, bei einem freundlichen Handwerker untergebracht gewesen, wo er es gut hatte und mit zur Familie zählte. Dieser Handwerker war nun aber unvermutet schnell gestorben, und da der Pflegling nicht zur Erbschaft mitgerechnet werden konnte, mußte ihn jetzt der Spittel übernehmen. Er hielt seinen Einzug mit einem wohlgefüllten Leinwandsäcklein, einem ungeheuren blauen Regenschirm und einem grünbemalten Holzkäfig, darin saß ein sehr feister gewöhnlicher Sperling und ließ sich durch den Umzug wenig aufregen. Der Holdria kam lächelnd, herzlich und strahlend, schüttelte jedermann innig die Hand, sprach kein Wort und fragte nach nichts, glänzte vor Wonne und Herzensgüte, so oft jemand ihn anredete oder ansah und hätte, auch wenn er nicht schon längst eine überall bekannte Figur gewesen wäre, es keine Viertelstunde lang verbergen können, daß er ein gutwilliger und ungefährlicher Schwachsinniger war.

Der zweite, der etwa eine Woche später seinen Einzug hielt, kam nicht minder lebensfroh und wohlwollend daher, war aber keineswegs schwach im Kopfe, sondern ein zwar harmloser, aber durchtriebener Pfiffikus. Er hieß Stefan Finkenbein und stammte aus der in der ganzen Stadt und Gegend von alters her wohlbekannten Landstreicher- und Bettlerdynastie der Finkenbeine, deren komplizierte Familie in vielerlei Zweigen in Gerbersau ansässig und anhängig war und viele Dutzende von Mitgliedern zählte. Die Finkenbeine waren alle fast ohne Ausnahme helle und lebhafte Köpfe, dennoch hatte es von jeher niemals einer von ihnen irgend zu etwas Nennenswertem gebracht, denn von ihrem ganzen Wesen und Dasein war die Vogelfreiheit und der Humor des Nichtshabens ganz unzertrennlich.

Besagter Stefan war noch keine sechzig alt und erfreute sich einer

fehlerlosen Gesundheit. Zwar war er etwas mager und fast zart von Gliedern, aber zäh und stets wohlauf und rüstig, und auf welche schlaue Weise es ihm gelungen war, sich bei der Gemeinde als Anwärter auf einen Spittelsitz einzuschmuggeln und durchzusetzen, war rätselhaft. Es gab Ältere, Elendere und sogar Ärmere genug in der Stadt. Allein seit der Gründung dieser Anstalt hatte es ihm keine Ruhe gelassen, er fühlte sich zum Sonnenbruder geboren und wollte und mußte einer werden. Und nun war er da, ebenso lächelnd und liebenswürdig wie der treffliche Holdria, aber mit wesentlich leichterem Gepäck, denn außer dem, was er am Leibe trug, brachte er einzig einen zwar nicht in der Farbe, aber doch in der Form wohlerhaltenen steifen Sonntagshut von altväterisch biederer Eleganz mit. Wenn er ihn aufsetzte und ein wenig eitel schief nach hinten rückte, war Stefan Finkenbein ein klassischer Vertreter des Typus Bruder Straubinger.

Er führte sich als einen weltgewandten, spaßhaften Gesellschafter ein und wurde, da der Holdria schon in Hürlins Stube gesteckt worden war, beim Seiler Heller untergebracht. Alles schien ihm gut und lobenswert zu sein, nur die Schweigsamkeit seiner Kameraden gefiel ihm nicht. Eine Stunde vor dem Abendessen, als alle viere beisammen draußen im Freien saßen, fing der Finkenbein plötzlich an: „Hör' du, Herr Fabrikant, ist das bei euch denn alleweil so trüselig? Ihr seid ja lauter Trauerwedel."

„Ach laß mich."

„Na, wo fehlt's denn bei dir? Überhaupt, warum hocken wir alle so fad da herum? Man könnte doch wenigstens einen Schnaps trinken, oder nicht?"

Hürlin horchte einen Augenblick entzückt auf und ließ seine müden Äuglein glänzen, aber dann schüttelte er verzweifelt den Kopf, drehte seine leeren Hosentaschen um und machte ein leidendes Gesicht.

„Ach so, hast kein Moos?" rief Finkenbein lachend. „Lieber Gott, ich hab' immer gedacht, so ein Fabrikant, der hat's alleweil so im Sack herumklimpern. Aber heut ist doch mein Antrittsfest, das darf nicht so trocken vorbeigehen. Kommt nur ihr Leute, der Finkenbein hat zur Not schon noch ein paar Kapitalien im Ziehameederle."

Da sprangen die beiden Trauerwedel behend auf die Füße. Den Schwachsinnigen ließen sie sitzen, die drei andern stolperten im Eilmarsch nach dem Sternen und saßen bald auf der Wandbank jeder vor einem Glas Korn. Hürlin, der seit Wochen und Monaten keine Wirtsstube mehr von innen gesehen hatte, kam in eine freudige Aufregung. Er atmete in tiefen Zügen den lang entbehrten Dunst des Ortes ein und genoß den Kornschnaps in kleinen, sparsamen, scheuen Schlücken. Wie einer, der aus schweren Träumen erwacht ist, fühlte er sich dem Leben wiedergeschenkt und von der wohlbekannten Umgebung heimatlich angezogen. Er holte die vergessenen kühnen Gesten seiner ehemaligen Kneipenzeit eine um die andere wieder hervor, schlug mordsmäßig auf den Tisch, schnippte mit den Fingern, spuckte vor sich hin auf die Diele und scharrte tönend mit der Sohle darüber. Auch seine Redeweise nahm einen plötzlichen Aufschwung und die volltönenden Kraftausdrücke aus den Jahren seiner Herrlichkeit klangen noch einmal fast mit der alten brutalen Sicherheit von seinen blauen Lippen.

Während der Fabrikant sich diesermaßen verjüngte und im Nachglanze

seines einstigen Virtuosentums und Glückes sonnte, blinzelte Lukas Heller nachdenklich in sein Gläschen und hielt die Zeit für gekommen, wo er dem Stolzen seine Beleidigungen und den entehrenden Blechhieb aus jener Nacht heimzahlen könnte. Er hielt sich still und wartete aufmerksam, bis der rechte Augenblick da wäre.

Inzwischen hatte Hürlin, wie es früher seine Art gewesen war, beim zweiten Glase angefangen ein Ohr auf die Gespräche der Leute am Nebentisch zu haben, mit Kopfnicken, Räuspern und Mienenspiel daran teilzunehmen und schließlich auch zwischenein ein freundschaftliches Jaja oder Soso dareinzugeben. Er fühlte sich ganz in das schöne Ehemals zurückversetzt und als nun das Gespräch nebenan lebhafter wurde, drehte er sich mehr und mehr dort hinüber und nach seiner alten Leidenschaft stürzte er sich bald mit Feuer in das Wogen und Aneinanderbranden der Meinungen. Die Redenden achteten im Anfang nicht darauf, bis einer von ihnen, ein Fuhrknecht, plötzlich rief: „Jeses, der Fabrikant! Ja, was willst denn du da, alter Lump? Sei so gut und halt du deinen Schnabel, sonst schwätz ich deutsch mit dir."

Betrübt wendete der Angeschnauzte sich ab, aber da gab ihm der Seiler einen Ellbogenstoß und flüsterte eifrig: „Laß dir doch von dem Jockel das Maul nicht verbieten! Sag's ihm, dem Drallewatsch!"

Diese ehrenvolle Ermunterung entflammte sogleich das Ehrgefühl des Fabrikanten zu neuem Bewußtsein. Trotzig hieb er auf den Tisch, rückte noch mehr gegen die Sprecher hinüber, warf kühne Blicke um sich und rief mit tiefem Brustton: „Nur etwas manierlicher, du, bitt ich mir aus! Du weißt scheint's nicht, was der Brauch ist."

Einige lachten. Der Fuhrknecht drohte noch einmal gutmütig: „Paß Achtung, Fabrikantle! Dein Maul wenn du nicht hältst, kannst was erleben."

„Ich brauch nichts zu erleben," sagte Hürlin, von Heller wieder durch einen Stoß angefeuert, mit Würde und Nachdruck, „ich bin so gut da und kann mitreden wie ein anderer. So, jetzt weißt du's."

Der Knecht, der seinem Tisch eine Runde bezahlt hatte und dort den Herren spielte, stand auf und kam herüber. Er war der Kläfferei müde. „Geh heim in Spittel, wo du hingehörst!" schrie er Hürlin an, nahm den Erschrockenen am Kragen, schleppte ihn zur Stubentüre und half ihm mit einem Tritt hinaus. Die Leute lachten, sahen belustigt zu und fanden, es geschehe dem Spektakler recht. Damit war der kleine Zwischenfall abgetan und sie fuhren mit Schwören und Schreien in ihren wichtigen Gesprächen fort.

Der Seilermeister war selig. Er veranlaßte Finkenbein, noch ein letztes Gläschen zu spenden. Und da er den Wert dieses neuen Genossen erkannt hatte, bemühte er sich nach Kräften, sich mit ihm anzufreunden, was Finkenbein sich ruhig und lächelnd gefallen ließ. Dieser war vor Zeiten einmal im Hürlinschen Anwesen betteln gegangen und von dem Herrn Fabrikanten streng hinausgewiesen worden. Trotzdem hatte er nichts gegen ihn und stimmte den Beschimpfungen, die Heller dem Abwesenden jetzt antat, mit keinem Worte bei. Er war besser als diese aus glücklicheren Umständen Herabgesunkenen daran gewöhnt, der Welt ihren Lauf zu lassen und an den Besonderheiten der Leute seinen Spaß zu haben.

„Laß nur, Seiler,“ sagte er abwehrend. „Der Hürlin ist freilich ein Narr, aber noch lang keiner von den übelsten. Da dank ich doch schön dafür, daß wir da droben auch noch dumme Händel miteinander haben sollen.“

Heller merkte sich das und ging gefügig auf diesen versöhnlichen Ton ein. Es war nun auch Zeit zum Aufbrechen, so gingen sie denn und kamen gerade recht zum Nachtessen heim. Der Tisch, an dem nunmehr fünf Leute saßen, bot einen ganz stattlichen Anblick. Obenan saß der Stricker, dann kam auf der einen Seite der rotwangige Holdria neben dem hageren, verfallen und grämlich aussehenden Hürlin, ihnen gegenüber der dünn behaarte, pfiffige Seiler neben dem fidelen, helläugigen Finkenbein. Dieser unterhielt den Hausvater vortrefflich und brachte ihn in gute Laune, zwischenein machte er ein paar Späße mit dem Blöden, der geschmeichelt grinste, und als der Tisch abgeräumt und abgewaschen war, zog er Spielkarten heraus und schlug eine Partie vor. Der Stricker wollte es verbieten, gab es aber am Ende unter der Bedingung zu, daß „um nichts“ gespielt werde. Finkenbein lachte laut.

„Natürlich um nichts, Herr Sauberle. Um was denn sonst? Ich bin ja freilich von Haus aus Millionär, aber das ist alles in Hürlinischen Aktien draufgegangen — nichts für ungut, Herr Fabrikant!“

Sie begannen denn und das Spiel ging auch eine Weile ganz fröhlich seinen Gang, durch zahlreiche Kartenwitze des Finkenbein und durch einen von demselben Finkenbein entdeckten und vereitelten Mogelversuch des Seilermeisters anregend unterbrochen. Aber da stach den Seiler der Haber, daß er mit geheimnisvollen Andeutungen immer wieder des Abenteuers im Sternen gedenken mußte. Hürlin überhörte es zuerst, dann winkte er ärgerlich ab. Da lachte der Seiler auf eine schadenfrohe Art dem Finkenbein zu. Hürlin blickte auf, sah das unangenehme Lachen und Blinzeln, und plötzlich wurde ihm klar, daß dieser an der Hinauswerferei schuld war und sich auf seine Kosten lustig mache. Das ging ihm durch und durch. Er verzog den Mund, warf mitten im Spiel seine Karten auf den Tisch und war nicht zum Weiterspielen zu bewegen. Heller merkte sofort, was los war, er hielt sich vorsichtig still und gab sich nun doppelt Mühe, auf einem recht brüderlichen Fuß mit Finkenbein zu bleiben.

Es war nun also zwischen den beiden alten Gegnern wieder alles verschüttet, und desto schlimmer, weil Hürlin überzeugt war, Finkenbein habe um den Streich gewußt und ihn anstiften helfen. Dieser benahm sich unverändert lustig und kameradschaftlich, da aber Hürlin ihn nun einmal beargwöhnte und seine Späße und Titulaturen wie Kommerzienrat, Herr von Hürlin usw. ruppig aufnahm, zerfiel in Bälde die Sonnenbrüderschaft in zwei Parteien. Denn der Fabrikant hatte sich als Schlafkamerad schnell an den blöden Holdria gewöhnt und ihn zu seinem Freund gemacht.

Von Zeit zu Zeit brachte Finkenbein, der aus irgendwelchen verborgenen Quellen her immer wieder ein bißchen kleines Geld im Sack hatte, wieder einen gemeinsamen Kneipengang in Vorschlag. Aber Hürlin, so gewaltig die Verlockung für ihn war, hielt sich stramm und ging niemals mehr mit, obwohl es ihn empörte zu denken, daß Heller desto besser dabei wegkomme. Statt dessen hockte er beim Holdria, der ihm mit verklärtem

Lächeln oder mit ängstlich großen Augen zuhörte, wenn er klagte und schimpfte oder darüber phantasierte, was er tun würde, wenn ihm jemand tausend Mark liehe.

Lukas Heller dagegen hielt es klüglich mit dem Finkenbein. Freilich hatte er gleich im Anfang die neue Freundschaft in Gefahr gebracht. Er war des Nachts einmal nach seiner Gewohnheit über den Kleidern seines Schlafkameraden gewesen und hatte dreißig Pfennige darin gefunden und an sich gebracht. Der Beraubte aber, der nicht schlief, sah ruhig durch halbgeschlossene Lieder zu. Am Morgen gratulierte er dem Seiler zu seiner Fingerfertigkeit, die er höchlich lobte, forderte ihm das Geld wieder ab und tat, als wäre es nur ein guter Scherz gewesen. Damit hatte er vollends Macht über Heller gewonnen, und wenn dieser an ihm einen guten und lustigen Kameraden hatte, konnte er ihm doch nicht so unverwehrt seine Klagelieder vorsingen wie Hürlin dem seinigen. Namentlich seine Reden über die Weiber wurden dem Finkenbein bald langweilig.

„'s ist gut, sag ich, Seilersmann, 's ist gut. Du bist auch so eine Drehorgel mit einer ewigen Leier, hast keine Reservewalze. Was die Weiber angeht, hast du meinetwegen recht. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Mußt dir eine Reservewalze anschaffen — mal was anderes, weißt du, sonst kannst du mir gestohlen werden."

Vor solchen Erklärungen war der Fabrikant sicher. Und das war zwar bequem, aber es tat ihm nicht gut. Je geduldiger sein Zuhörer war, desto tiefer wühlte er in seinem Elend. Noch ein paarmal steckte ihn die souveräne Lustigkeit des Taugenichts Finkenbein für eine halbe Stunde an, daß er nochmals die großartigen Handbewegungen und Kernworte seiner goldenen Zeit hervorlangte und übte, aber seine Hände waren doch allmählich ziemlich steif geworden, und es kam ihm nimmer von innen heraus. In den letzten sonnigen Herbsttagen saß er zuweilen noch unter den welkenden Apfelbäumen, aber er schaute auf Stadt und Tal nimmer mit Neid oder mit Verlangen, sondern fremd, wie wenn all dieses ihn nichts mehr anginge und ihm fernläge. Es ging ihn auch nichts mehr an, denn er war sichtlich am Abrüsten und hatte hinter sich nichts mehr zu suchen.

Das war merkwürdig schnell über ihn gekommen. Zwar war er schon bald nach seinem Sturze, in den dürftigen Zeiten, da die „Sonne" ihm vertraut zu werden begann, grau geworden und hatte angefangen, die Beweglichkeit zu verlieren. Aber er hätte sich noch jahrelang herumschlagen und manchen Schoppen trinken und manchesmal das große Wort am Wirtstisch oder auf der Gasse führen können. Es war nur der Spittel, der ihm in die Knie geschlagen hatte. Als er damals froh gewesen war, ins Asyl zu kommen, hatte er nicht bedacht, daß er sich damit selber seinen besten Faden abschneide. Denn ohne Projekte und ohne Aussicht auf allerlei Umtrieb und Spektakel zu leben, dazu hatte er keine Gabe, und daß er damals der Müdigkeit und dem Hunger nachgegeben und sich zur Ruhe gesetzt hatte, das war erst sein eigentlicher Bankrott gewesen. Nun blieb ihm nichts mehr als sein Zeitlein vollends abzuleben.

Es kam dazu, daß Hürlin allzulange eine Wirtshausexistenz geführt hatte. Alte Gewohnheiten, auch wenn sie Laster sind, legt ein Grauhaariger

nicht ohne Schaden ab. Die Einsamkeit und die Händel mit Heller halfen mit, ihn vollends still zu machen, und wenn ein alter Blagueur und Schreier einmal still wird, so ist das schon der halbe Weg zum Kirchhof.

Es ist unerquicklich, anzusehen, wie ein in Nichtigkeiten, Prahlerei und Selbstsucht alt gewordener Lebenskünstler geringer Art, statt in dem ihm zukommenden Stil etwa bei einer Schlägerei oder bei einem nächtlichen Heimwandel von der Kneipe hinzufallen und zu verschwinden, aufs letzte noch trübsinnig wird und als Pfuscher auf dem ihm zeitlebens fremd gewesenen Gebiet des Sentimentalen endigt. Allein da das tägliche Leben doch unbestreitbar ein gewaltiger Dichter ist und also keine sinnlose Willkür üben kann, bleibt einem nichts übrig als zuzuschauen, sich zu verwundern und sich das beste dabei zu denken. Und schließlich hat das ja auch seine Tragik und Schönheit, wenn solch ein lebenslang verwahrlostes und roh gebliebenes und vergewaltigtes Gemüt ganz am Ende noch rebelliert und sein Recht haben will, mit ungelenken Flügelschlägen taumelt und sich, da ihm nichts anderes bleibt, wenigstens noch an Schwermut und Klage ersättigen will.

Es war vielerlei, was jetzt an dieser rüden und übel erzogenen Seele zu rütteln und zu nagen kam, und es zeigte sich, daß sie ungeachtet ihrer früheren Starrheit und Selbstherrlichkeit recht wenig befestigt war. Der Hausvater war der erste, der seinen Zustand erkannte. Zum Stadtpfarrer, als dieser einmal seinen Besuch machte, sagte er achselzuckend: „Der Hürlin kann einem schier leid tun. Seit er so drunten ist, zwing ich ihn ja zu keiner Arbeit mehr, aber was hilft's, das sitzt bei ihm anderwärts. Er sinniert und studiert zu viel, und wenn ich diese Sorte nicht kennen täte, würd ich sagen, 's ist das schlechte Gewissen und geschieht ihm recht. Aber weit gefehlt! Es frißt ihn von innen, das ist's, und das hält einer in dem Alter nicht lang aus, wir werden's sehen." Auf das hin saß der Stadtpfarrer ein paarmal beim Fabrikanten auf seiner Stube neben dem grünen Spatzenkäfig des Holdria und sprach mit ihm vom Leben und Sterben und versuchte irgendein Licht in seine Finsternis zu bringen, aber vergebens. Hürlin hörte zu oder hörte nicht zu, nickte oder brummte, sprach aber nichts und wurde immer fahriger und wunderlicher. Von den Witzen des Finkenbein tat ihm zu Zeiten einer gut, dann lachte er leis und trocken, schlug auf den Tisch und nickte billigend, um gleich darauf wieder in sich hinein auf die verworrenen Stimmen zu horchen, die ihn beschäftigten und quälten, und die er nicht verstand.

Nach außen zeigte er nur ein stilleres und etwas weinerlich gewordenes Wesen und jedermann ging mit ihm um wie sonst. Nur dem Schwachsinnigen, wenn er eben nicht ohne Verstand gewesen wäre, hätte ein Licht über Hürlins Zustand und Verfall aufgehen können und zugleich ein Grauen. Denn dieser ewig freundliche und friedfertige Holdria war des Fabrikanten Gesellschafter und Freund geworden. Sie hockten zusammen vor dem Holzkäfig, streckten dem fetten Spatzen die Finger hinein und ließen sich picken, lehnten morgens bei dem jetzt langsam herankommenden Winterwetter am leicht geheizten Ofen und sahen einander so verständnisvoll in die Augen, als wären sie zwei Weise und nicht zwei arme hoffnungslose Narren gewesen.

Man sieht manchmal, daß zwei gemeinsam eingesperrte Waldestiere einander so anblicken — je nachdem man will und gestimmt ist, kann man ihren Blick stumpfsinnig, drollig oder erschreckend seelenvoll finden.

Was am heftigsten an Hürlin zehrte, das war die auf Hellers Anstiften im Sternen erfahrene Demütigung und Schande. An dem Wirtstisch, wo er lange Zeiten fast täglich gesessen war, wo er seine letzten Heller hatte liegen lassen, wo er ein guter Gast, Hausfreund und Wortführer gewesen war, da hatten Wirt und Gäste ruhig und mit Gelächter zugesehen, wie er hinausgeworfen wurde. Er hatte es an den eigenen Knochen erfahren und spüren müssen, daß er nimmer dorthin gehöre, nimmer mitzähle, daß er vergessen und ausgestrichen war und keinen Schatten von Recht mehr besaß.

Für jeden anderen bösen Streich hätte er gewiß an Heller bei der ersten Gelegenheit Rache genommen. Aber diesmal brachte er nicht einmal die gewohnten Schimpfworte, die ihm so locker in der Gurgel saßen, heraus. Was sollte er ihm sagen? Der Seiler war ja ganz im Recht. Wenn er noch der alte Kerl und noch irgend etwas wert wäre, hätte man nicht gewagt ihn im Sternen an die Luft zu setzen. Er war fertig und konnte einpacken.

Und nun schaute er vorwärts, die ihm bestimmte schmale und gerade Straße, an ungezählten Reihen von leeren, dunklen, toten Tagen vorbei dem Sterben entgegen, an das er bald fast mit Sehnsucht, bald mit zornigem Grausen dachte. Da war alles festgesetzt, angenagelt und vorgeschrieben, selbstverständlich und unerbittlich. Da war nicht die Möglichkeit, eine Bilanz und ein Papierchen zu fälschen, sich in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln oder in Gottes Namen sich durch Bankrott und Zuchthaus auf Umwegen wieder ins Leben hineinzuschleichen. Denn er war jetzt keine Firma und kein Name mehr, sondern lediglich ein mürber alter Mensch, vor dem der Abgrund des Unendlichen sich grauenhaft geöffnet hatte und dem der dürre Rippenmann still und grinsend den Rückzug versperrte. Und wenn der Fabrikant auf vielerlei Umstände und Lebenslagen eingerichtet war und sich in sie zu finden wußte, so war er doch auf diese nicht eingerichtet und wußte sich nicht in sie zu finden, sondern bald schlug er ungebärdig abwehrend mit schwachen Greisenarmen um sich, bald steckte er den Kopf in die Hände, machte die Augen zu und zitterte in Angst vor der unentrinnbaren Faust, die er beständig seinem Nacken nahe fühlte.

Der gute Finkenbein, da er allmählich ahnte, daß es bei dem Fabrikanten erheblich spuke, gab ihm nicht selten ein ermunterndes Wort oder klopfte ihm mit gutmütig tröstendem Lachen auf die Schulter.

„Du, Oberkommerzienrat, studier nicht so viel, du bist allweg gescheit genug, hast so viel reiche und gescheite Leute seinerzeit eingeseift, oder nicht? — Nicht brummen, Herr Millionär, 's ist nicht bös gemeint. Ist das ein Spritzigtun — Mann Gottes, denk' doch an den heiligen Vers über deiner Bettlade."

Und er breitete mit pastoraler Würde die Arme aus wie zum Segnen und sprach mit Salbung: „Kindlein, liebet euch untereinander!"

„Oder paß auf, wir fangen jetzt eine Sparkasse an und wenn sie voll ist, kaufen wir der Stadt ihren schäbigen Spittel ab und tun das Schild

raus und machen die alte Sonne wieder auf, daß Öl in die kranke Maschine kommt. Was meinst?"

„Fünftausend Mark wenn wir hätten —" fing Hürlin zu rechnen an, aber da lachten die anderen; er brach ab, seufzte und fiel in sein Brüten und Stieren zurück.

Während es vollends Winter wurde, sah man ihn stiller und ruheloser werden. Er hatte die Gewohnheit angenommen, tagaus tagein in der Stube hin und wieder zu traben, einmal grimmig, einmal angstvoll, ein andermal lauernd und tückisch. Sonst aber störte er niemand. Der Holdria leistete ihm häufig Gesellschaft, schloß sich in gleichem Tritt seinen Dauerläufen durchs Zimmer an und beantwortete nach Kräften die Blicke, Gestikulationen und Seufzer des unruhigen Wanderers, der beständig vor dem bösen Geiste auf der Flucht war, den er doch in sich trug. Wenn er sein Leben lang schwindelhafte Rollen geliebt und mit wechselndem Glücke gespielt hatte, so war er nun dazu verurteilt, ein verzweifelt trauriges Ende mit seinen hanswurstmäßigen Manieren durchspielen zu müssen. Er spielte denn auch miserabel und lächerlich genug, aber wenigstens war die Rolle echt und der frühere Poseur trat nun zum erstenmal und nicht zu seinem Vorteil ohne Maske auf. Die Ahnung des Ewigen und der Durst nach dem Unaussprechlichen, der auch dieser Seele eingeboren und ein ganzes Leben lang vergessen und vernachlässigt worden war, fand nun, da er überquoll, nach keiner Seite hin seinen Ausdruck und gebärdete sich in Grimassen, Bewegungen und Tönen seltsamster Art absurd und lächerlich genug. Aber er war doch eine echte Kraft, und dieses sich selber nicht verstehende Sterbenwollen war gewiß seit Jahrzehnten die erste großartige und im höheren Sinn vernünftige Regung dieser geringen Seele.

Zu den Sprüngen und Kapriolen des aus dem Geleise Gekommenen gehörte es, daß er neuerdings mehrmals am Tage unter seine Bettstatt kroch, das alte Sonnenschild hervorholte und einen sehnsüchtig närrischen Kultus damit trieb, indem er es bald feierlich vor sich hertrug wie ein heiliges Schaustück, bald vor sich aufpflanzte und mit verzückten Augen betrachtete, bald wütend mit Fäusten schlug, um es dann wieder sorglich zu wiegen, zu liebkosen und endlich an seinen verborgenen Ort zurück zu bringen. Als er diese symbolischen Possen anfing, verlor er seinen Rest von Kredit bei den Sonnenbrüdern und wurde gleich seinem Freunde Holdria als völliger Narr behandelt und besprochen. Namentlich der Seiler sah ihn mit unverhohlener Verachtung an, hänselte und demütigte ihn wo er konnte und ärgerte sich, daß Hürlin das kaum zu merken schien.

Einmal nahm er ihm sein Sonnenschild und versteckte es in einer anderen Stube. Als Hürlin es holen wollte und nicht fand, irrte er eine Zeit im Haus umher, dann suchte er wiederholt am alten Orte danach, dann bedrohte er der Reihe nach alle Hausgenossen, den Stricker nicht ausgenommen, mit machtlos wütenden Reden und Lufthieben, und als alles das nichts half, setzte er sich an den Tisch, legte den Kopf in die Hände und brach in ein jammervolles Heulen aus, das eine halbe Stunde dauerte. Das war dem mitleidigen Finkenbein zu viel. Er gab dem zu Tod erschreckenden Seiler einen mächtigen Faustthieb und zwang ihn, das versteckte Kleinod sogleich herbeizubringen.

Der zähe Fabrikant hätte trotz seiner fast weiß gewordenen Haare noch manche Jahre leben können. Aber der Wille zum Sterben, der wenn auch unverstanden in ihm arbeitete, fand bald einen Ausweg und machte der unschönen tragischen Komödie ein erwünschtes Ende. In einer Dezembernacht konnte der alte Mann zufällig nicht schlafen. Im Bett aufsitzend gab er sich seinen öden Gedanken hin, stierte über die dunklen Wände hin und kam sich verlassener vor als je. In Langeweile, Angst und Trostlosigkeit stand er schließlich auf, ohne recht zu wissen was er tue, nestelte seinen hanfenen Hosenträger los und hängte sich damit geräuschlos an der Türangel auf. So fand ihn am Morgen der Holdria und der auf des Narren ängstliches Geschrei herübergekommene Hausvater. Das Gesicht war ein wenig bläulicher geworden, sonst war wenig daran zu entstellen gewesen.

Schrecken und Überraschung waren nicht klein, aber von sehr kurzer Dauer. Nur der Schwachsinnige flennte leise in seinen Kaffeetopf hinein, alle anderen wußten oder fühlten, daß dieses Ende des Fabrikanten nicht zur unrechten Zeit gekommen war, und daß es weder zur Klage noch zur Entrüstung hinreichende Veranlassung biete. Auch hatte ihn ja niemand lieb gehabt.

Natürlich stürzten sich auch ein paar lumpige Winkelredakteure auf den interessanten Fall und teilten in ihren Schundblättlein den Lesern nebst den nötigen moralischen Posthaltern die Tatsache mit, daß der einst nicht unbekannte Bankrotteur Karl Hürlin nunmehr verdientermaßen im Armenhaus als Selbstmörder geendet habe.

*

Wie seinerzeit der Finkenbein als vierter Gast in den Spittel gekommen war, hatte man in der Stadt einige Klagen darüber vernommen, daß das kaum gegründete Asyl sich so ungehörig rasch bevölkere. Nun war schon einer von den Überzähligen verschwunden. Und wenn es wahr ist, daß die Armenhäusler meistens merkwürdig gedeihen und zu hohen Jahren kommen, so ist es doch ebenso wahr, daß selten ein Loch bleibt wie es ist, sondern um sich fressen muß. So ging es auch hier; in der kaum erblühten Lumpenkolonie war nun einmal der Schwund ausgebrochen und wirkte weiter.

Zunächst schien freilich der Fabrikant vergessen und sonst alles beim alten zu sein. Lukas Heller führte, soweit Finkenbein es zuließ, das große Wort, machte dem Stricker das Leben sauer und wußte von seinem bißchen Arbeit noch die Hälfte dem willigen Holdria aufzuhalsen. So fühlte er sich sehr wohl und heiter, begann sich im Neste warm zu sitzen und beschloß, unter so behaglichen Umständen sich keine Sorgen zu machen und jedenfalls noch reichliche Jahre in diesem Wohlleben zu verweilen, der Gemeinde zum Ärger und sich zum Pläsier. Er war nun, nach Hürlins Tode, der älteste von den Sonnenbrüdern, fühlte sich ganz heimisch und hatte nie in seinem Leben sich so im Einklang mit seiner Umgebung und Lebensstellung befunden, deren ob auch ärmliche, doch sturmsichere Ruhe und Trägheit ihm Zeit ließ, sich zu dehnen und zu fühlen und sich als ein achtungswerter und nicht unwesentlicher Teil der Gesellschaft, der Stadt und des Weltganzen vorzukommen. Ihm war es seelenwohl dabei, den Umtrieb hinter sich und vor sich die Aussicht in träge, sorgenlose Jahre zu haben.

Anders erging es dem Finkenbein. Das ideale Bild, das seine lebhafte Phantasie sich einst vom Leben eines Sonnenbruders erdacht und herrlich ausgemalt hatte, war ganz anders gewesen als was er in Wirklichkeit hier gefunden und gesehen hatte. Zwar blieb er dem Ansehen nach ganz der alte Leichtfuß und Spaßmacher, genoß freudig das gute Bett, den warmen Ofen und die solide, reichliche Kost und schien keinen Mangel zu empfinden. Er brachte auch immer wieder von geheimnisvollen Ausflügen in die Stadt ein paar Nickel für Schnaps und Tabak mit, an welchen Gütern er den Seiler ohne Geiz teilhaben ließ. Auch fehlte es ihm selten an einem Zeitvertreib, da er gaßauf gaßab jedes Gesicht kannte und wohlgelitten war, so daß er in jedem Torgang und vor jeder Ladentüre, auf Brücke und Steg, neben Lastfuhren und Schiebkarren her, sowie im Sternen, im Leuen und im scharfen Eck jederzeit mit jedermann sich des Plauderns erfreuen konnte.

Trotzdem aber war ihm nicht recht wohl in seiner Haut. Denn einmal waren Heller und Holdria als tägliche Kameraden von geringem Wert für ihn, der mit flotteren und ergiebigeren Leuten umgehen konnte, und dann drückte ihn je länger je mehr die Regelmäßigkeit dieses Lebens, das für Aufstehen, Essen, Arbeiten und Zubettgehen feste Stunden vorschrieb. Schließlich, und das war die Hauptsache, war dies Leben zu gut und zu bequem für ihn. Er war gewohnt, Hungertage mit Schlemmertagen zu wechseln, bald auf Linnen und bald auf Stroh zu schlafen, bald bewundert und bald angeschnauzt zu werden. Er war gewohnt, nach Belieben umherzustreifen, die Polizei zu fürchten, kleine Geschäfte und Streiche an der Kunkel zu haben und von jedem lieben Tag etwas Neues zu erwarten. Diese Freiheit, Armut, Beweglichkeit und beständige Spannung fehlte ihm hier vollkommen und bald sah er ein, daß der mit vielen Listen und Schikanen ermöglichte Eintritt in den Spittel nicht, wie er gemeint hatte, sein Meisterstück, sondern ein dummer Streich mit betrüblichen und lebenslangen Folgen gewesen war.

Freilich, wenn es in dieser Hinsicht dem Finkenbein wenig anders erging als vorher dem Fabrikanten, so war er in allem übrigen dessen fertiges Gegenteil. Vor allem ließ er den Kopf nicht hängen wie immer und ließ die Gedanken nicht ewig auf demselben leeren Felde der Trauer und Ungenüge grasen, sondern hielt sich munter, ließ die Zukunft möglichst außer Augen und tändelte sich leichtfüßig von einen Tag in den andern. Er gewann dem Stricker, dem Simpel, dem Seiler Heller, dem fetten Sperling und der ganzen Sachlage nach Möglichkeit die fidele Seite ab und hatte aus seinem früheren Leben die bequeme Virtuosengewohnheit herübergebracht, niemals über die gegenwärtige Lage hinaus Pläne zu machen und Wünsche und Hoffnungen zu verankern. Damit gelang es ihm auch jetzt noch, da er doch für allezeit versorgt und versichert war, das Leben der Vöglein und Fliegen zu führen, und das tat nicht ihm allein, sondern dem ganzen Hause gut, dessen tägliches Leben durch ihn einen Hauch von Freisinn und zierlicher Heiterkeit bekam. Den konnte es freilich nötig brauchen, denn zur Erheiterung und Verschönerung der gleichförmigen Tage hatten Sauberle und Heller aus eigenen Mitteln ungefähr so wenig wie der gute Wasserkopf Holdria beizusteuern.

Es liefen also die Tage und Wochen so leidlich hin, und wenn es nicht immer fröhlich herging, gab es doch auch keine Händel und Ärgernisse. Der Hausvater schaffte und sorgte sich müd und mager, der Seiler genoß eifersüchtig sein billiges Wohlsein, der Finkenbein drückte ein Auge zu und hielt sich an der Oberfläche, der Holdria blühte in ewigem Seelenfrieden und nahm an Liebenswürdigkeit, gutem Appetit und Beleibtheit täglich zu. Das Idyll wäre fertig gewesen. Allein es ging inmitten dieses nahrhaften Friedens der hagere Geist des toten Fabrikanten um. Das Loch mußte um sich fressen.

Und so geschah es an einem Mittwoch im Februar, daß Lukas Heller morgens eine Arbeit im Holzstall zu tun hatte, und da er noch immer nicht anders als ruckweise und mit langen Pausen fleißig sein konnte, kam er in Schweiß, ruhte unter der Türe aus und bekam Husten und Kopfweh. Zu Mittag aß er kaum die Hälfte wie sonst, nachmittags blieb er beim Ofen und zankte, hustete und fluchte gewaltig, und abends legte er sich schon um acht Uhr ins Bett. Am andern Morgen holte man den Doktor. Diesmal aß Heller um Mittag gar nichts, etwas später ging das Fieber los, in der Nacht mußten der Finkenbein und der Hausvater abwechselnd bei ihm wachen. Tags darauf starb der Seiler dahin, widerwillig, neidisch und keineswegs geduldig und lärmlos, und die Stadt war wieder einen Kostgänger los geworden, was niemand zu Verdruß gereichte.

Sie sollte es aber bald noch besser bekommen. Es brach nämlich im März ein ungewöhnlich frühes Sommerwetter und Wachstum an. Die großen Berge und die kleinen Straßengräben wurden grün und jung, die Straße war von plötzlich aufgetauchten Hühnern, Enten und Handwerksburschen fröhlich bevölkert und durch die Lüfte stürzten sich mit freudigem Schwunge große und kleine Vögel.

Dem Finkenbein war es in der zunehmenden Vereinsamung und Stille des Hauses immer enger und bänglicher ums Herz geworden. Die beiden Sterbefälle schienen ihm bedenklich und er kam sich immer mehr wie einer vor, der auf einem untersinkenden Schiffe als Letzter am Leben blieb. Nun roch und lugte er stündlich zum Fenster hinaus in die Wärme und milde Frühjahrsbläue hinein. Es gärte ihm in allen Gliedern und sein jung gebliebenes Herz, da es den lieben Frühling witterte, gedachte alter Zeiten und begann zu überlegen, ob nicht auch ihm bei diesem allgemeinen Quellen, Sprossen und Wohlergehen vielleicht ein Lenz beschieden sei.

Eines Tages brachte er aus der Stadt nicht nur ein Päcklein Tabak und einige neueste Neuigkeiten, sondern auch in einem schäbig alten Wachstüchlein zwei neue Papiere mit, welche zwar schöne Schnörkel und feierliche blaue Amtsstempel trugen, aber nicht vom Rathaus geholt waren. Wie sollte auch ein so alter und kühner Landfahrer und Türklinkenputzer die zarte und geheimnisvolle Kunst nicht verstehen, auf sauber geschriebene alte Papiere beliebige alte oder neue Stempel zu übertragen. Nicht jeder kann und weiß es, und es gehören feine Finger und eine gute Übung dazu, von einem frischen Ei die dünne innere Haut zu lösen und makellos auszubreiten, die Stempel eines alten Heimatscheins und Wanderpasses darauf abzudrücken und reinlich von der feuchten Haut aufs neue Papier zu übertragen.

Und wieder eines Tages war Stefan Finkenbein ohne Sang und Klang aus Stadt und Gegend verschwunden. Er hatte auf die Reise seinen hohen, steifen Straubingerhut mitgenommen und seine in völliger Auflösung begriffene alte Wollenkappe als einziges Andenken zurückgelassen. Die Behörde stellte eine kleine vorsichtige Untersuchung an. Da man aber bald gerüchtweise vernahm, er sei in einem benachbarten Oberamt lebendig und vergnügt in einer beliebten Kundenherberge erblickt worden, und da man kein Interesse daran hatte, ihn ohne Not zurückzuholen, seinem etwaigen Glücke im Weg zu stehen und ihn auf Stadtkosten weiter zu füttern, wurde auf fernere Nachforschungen klug verzichtet und man ließ den losen Vogel mit den besten Wünschen fliegen wohin er mochte. Es kam auch nach sechs Wochen eine Postkarte von ihm aus dem Bayrischen, worin er dem Stricker schrieb: „Geehrter Herr Sauberle, ich bin in Bayern. Es ist hier ziemlich kälter. Wissen Sie was? Nehmen Sie den Holdria und seinen Spatz und lassen sie für Geld sehen. Wir können dann mitnander drauf reisen. Wir hängen dann dem Hürlin selig sein Schild raus. Ihr getreuer Stefan Finkenbein, Turmspitzenvergolder."

Vielleicht hätte in dem fast geleerten Neste das Verhängnis noch weiter gewütet, aber der dermalige letzte Sonnenbruder Holdria war allzu schuldlos und allzu seßhaft. Es sind seit Hellers Tode und Finkenbeins Auszug fünfzehn Jahre vergangen und der Blöde haust noch immer feist und rotbackig in der ehemaligen Sonne. Er ist zuerst eine Zeitlang allein geblieben. Die zahlreichen Aspiranten hielten sich eine gute Weile bescheiden und ängstlich zurück, denn der schauervolle Tod des Fabrikanten, das schnelle Wegsterben des zähen Seilers und die Flucht Finkenbeins hatten sich zur allbekannten Moritat gestaltet und umgaben etwa ein halbes Jahr lang den Wohnsitz des Blödsinnigen mit blutrünstigen Sagen und Schreckensgeschichten. Allein nach dieser Zeit trieb die Not und die Trägheit wieder manche Gäste in die alte Sonne hinauf und der Holdria ist von da an nie mehr allein dort gesessen. Kuriose und langweilige Brüder hat er kommen, mitessen und sterben sehen und ist zurzeit der Senior einer Hausgenossenschaft von sieben Kumpanen, den Hausvater nicht mitgerechnet. An warmen, angenehmen Tagen sieht man sie häufig vollzählig am Rain des Bergsträßleins hocken, kleine Stummelpfeifen rauchen und mit verwitterten Gesichtern und verschiedenartigen Gefühlen auf die inzwischen talauf und talabwärts etwas größer gewordene Stadt hinunterblicken.

Der Wüstenreiter.

Von Adam Mickiewicz.

Deutsch von Siegfried Lipiner in Wien.

Wie fröhlich das Boot, wenn es dem Land entflogen,
Sich wieder auf der blauen Meerflut wiegt,
Mit lüsternem Ruder ihre Brust umschmiegt,
Mit schlankem Schwanenhals hingaukelt über die Wogen:
So der Araber, wenn er vom Felsenrand
Sein Roß hinabsprengt ins weite Wüstental,
Daß, wie im Wasser heißer Stahl,
Dumpfzischend die Hufe versinken im Sand.

Schon schwimmt mein Roß im trocknen Meer dahin,
Die körnigen Fluten teilend, wie ein Delphin;
Immer schnelleren, schnelleren Schwungs
Über den Kies hinfegend jagt es,
Immer höheren, höheren Sprungs
Über dem Wirbel des Flugsands ragt es.

Mein Roß ist schwarz, der Wolke gleich, der wetterträchtigen,
Die Blässe gleicht dem Morgenstern, dem lieblich-prächtigen;
Dem Spiel der Winde beut es dar der Straußenmähne üppiges Haar,
Und Blitze wirft's vom weißen Huf im Flug, im mächtigen!

Hebe dich, Weißhuf, hebe dich frei!
Ihr Berge, ihr Wälder, vorbei, vorbei!

Mir winkt so lockend die Palme zu
Mit labenden Früchten, mit Schattenruh:
Vorbei! ich reiße mich los!
In Scham entflieht sie, — wispert zum Hohne
Dem Stolzen nach aus der Blätterkrone,
Und sinkt in der Oase Schoß. —

Die der Heide Saum bewachen, ein stolzer Wall,
Die Felsen blicken wild auf den Wüstensohn;
Nachäffend des Hufschlags letzten Widerhall
Also murmeln sie und droh'n:

„Wohin reißt es den rasenden Toren?
Wo Feuerregen vom Himmel fällt,
Wo der Sonne Pfeile ins Haupt sich bohren, —
Wo nicht die Palme, grünbehaart,

Nicht ein schimmerndes Zelt ihn wahrt:
Ein Zelt ist dort — das Himmelszelt.
Dort nächtigt niemand, als Felsgestein,
Dort lagern im Freien die Sterne allein."

Vorwärts! Drohe, was drohen mag!
Ich verdopple der Hufe Schlag.
Siehe, die Felsen, die mich geschreckt,
Die stolzen, sind schon dahinten weit;
Fliehen in langer Zeile gereiht,
Einer hinter dem andern versteckt.

Der Geier vernahm sie —: da hat's ihm klar geschienen,
Einfangen in der Wüste werd' er den Beduinen!
Und auf zur Jagd, mir nach die Flügel schwang er,
Dreimal in schwarzem Kreis mein Haupt umschlang er.

„Leichenduft, krächzt er, wittr' ich rundum,
Der Reiter dumm, der Renner dumm, —
Der Reiter sucht seinen Weg im Sand,
Der Renner sucht wohl Weideland;
O Reiter, o Rößlein, verlorenes Treiben!
Wer einmal herdrang, muß hier bleiben.
Der Sturmwind schweift auf den Wegen der Heide,
Doch mit sich trägt er seine Spur;
Nicht für Rosse ist diese Weide,
Weide ist sie für Schlangen nur.
Hier nächtigt niemand, als Totengebein,
Hier lagern im Freien die Geier allein."

Und er wagt' es, mit blitzender Kralle mir in die Augen zu prahlen,
Und Aug' in Auge sah'n wir uns zu dreien Malen.
Wem ward bang? dem Geier ward bang —
Daß er sich stracks hoch in die Lüfte schwang!
Und wie ich den Bogen spannte, die Frechheit zu ahnden,
Und hinter mich schaute zurücke,
Um nach dem Geier zu fahnden:
Schon hing er, ein graulicher Punkt, in der Luft,
Wie ein Sperling groß, — ein Schmetterling, — eine Mücke —
Bis er ganz zerschmolz im bläulichen Duft.

Hebe dich, Weißhuf, hebe dich frei!
Vorbei, ihr Felsen — ihr Geier, vorbei!

Da, unter der Sonne hervor kam die Wolke des Westens geflogen,
Jagte mit weißer Schwinge mir nach am Himmelsbogen, —
Sie wollte droben gelten als Himmel-Durchstürmerin,

Wie ich der Heide Durchstürmer bin!
Über dem Haupt mir blieb sie hangen,
Also wispernd die Worte, die bangen:

„Wohin reißt es den rasenden Toren?
Wo die brennende Brust kein Tropfen letzt,
Kein Regen, aus himmlischer Wolke geboren,
Die sandbedeckte Stirne netzt;
Die keimlose Flur durchtönt kein Quell
Mit Lauten, lieblich und silberhell,
Den Tau, eh' er zur Erde rinnt,
Wegsaugt ihn flugs der hungrige Wind."

Vorwärts! Drohe, was drohen mag!
Ich verdopple der Hufe Schlag. —
Die Wolke, sie wankt, — wird müder und müder,
Senkt tiefer, tiefer die Stirne hernieder,
Bis sie matt auf die Felsen gelehnet lag.
Und nun verriet sie, was sie geheckt für Arg:
Wie die Röte der Bosheit ins Antlitz ihr schoß,
Wie die Galle des Neides sie überfloß,
Bis sie schwarz ward, wie ein Leichnam, und in den Bergen sich barg.

Hebe dich, Weißhuf, hebe dich frei!
Ihr Geier, ihr Wolken, vorbei, vorbei!

Und über der Sonne Rundbahn schweifte jetzt
Mein Auge suchend umher,
Ob am Himmel, auf Erden noch jemand mich hetzt:
Nun sah ich niemand mehr.
Hier liegt die Schöpfung in Schlaf gestreckt,
Von menschlichen Tritten nie geweckt;
Still träumt hier jeglich Element,
Wie das Wild, das noch keinen Jäger kennt,
Das nicht in Angst von dannen flieht,
Wenn es den ersten Menschen sieht.

O Gott! Ich bin hier der erste nicht!
Auf sandigem Werder, verschanzt im Kreis,
Was für Heerschar blinkt dort im Licht?
Verirrte? Räuber, die lauernd schleichen?
Die Reiter in Weiß, — die Pferde so graunhaft weiß!
Ich spreng' auf sie zu — sie stehen in Ruh';
Ich rufe sie an — kein Laut, kein Zeichen:
Das sind Leichen!
Eine alte Karawane
Aus dem Sand gewühlt vom Wind:
Knöcherne Reiter auf knöchernen Kamelen;

Durch die augenlosen Höhlen,
Durch die entfleischten Kiefern rinnt
Raschelnd der Sand — mit schrecklichem Mahnen
Unheimlich knirscht er in mein Ohr:
„Beduine, sinnloser Tor,
Wem rennst du entgegen? den Orkanen!"

Vorwärts! Mich schreckt's nicht, was es auch sei!
Hebe dich, Weißhuf, hebe dich frei,
Leichen — Orkane, vorbei, vorbei!

Der Orkan, der schlimmste Wütrich aus Afrikas Wüstenbrand,
Schlenderte einsam über dem strudelnden Sand;
Von fern erblickt er mich — da stutzt er, da staunt er,
Und sich im Kreis umschwingend, so zu sich selber raunt er:
„Was für ein Sturm ist das dort, von meinen jüngern Brüdern,
Mit diesem Wuchs, dem winzigen, — diesem Flug, dem niedern?
Der wagt's, die Lande zu treten, die ich zum Erbe gewann?"
Brüllt' auf und als Pyramide zog er auf mich heran.
Und als er sah, daß ich sterblicher Art,
Und daß mir nicht bange ward:
Da hat er vor Wut auf den Boden gestampft,
Daß ganz Arabien in Staub gedampft.
Und über mich hergefallen,
Wie ein Falk auf den Raub, packt er mich mit den Krallen, —
Sengt mit dem Atem, dem Brand-schnaubenden,
Peitscht mit den Flügeln, den Sand-staubenden,
Empor mich wirft er, nieder mich stürmt er,
Ladungen Kies aufs Haupt mir türmt er.
Doch ich raffe mich auf — an den Leib rück' ich ihm,
Die geringelten Glieder zerstück' ich ihm,
Den riesigen Körper in Fetzen zerreiß' ich,
Mit wütenden Zähnen die Brust ihm zerbeiß' ich; —
Da — aus meinen Armen himmelwärts, säulengleich reckt er sich:
Freikommen wollt' er — nicht kam er frei!
Mitten im Leibe reißt er entzwei,
Stürzt, speit von oben wuchtigen Sandregens Schwall, —
Nun, wie ein riesiger Wall,
Zu meinen Füßen, ein Leichnam, streckt er sich.

Ich atmete auf! In die himmlische Ferne
Stolz hab' ich den Blick zu den Sternen geschickt:
Und sie alle mit goldenen Augen, die Sterne,
Alle haben auf mich geblickt.
Denn im ganzen irdischen Umkreis hier
War nun niemand, außer mir.

Hier aus dem Innersten tief aufatmen — welche Lust!
Weit atm' ich, breit aus voller Brust,
Daß meinem Atem kaum genügen kann
Das ganze Luftmeer von Arâbistan!
Mit der Augen ganzer Sehkraft schau'n hier — welche Lust!
Wie sie sich öffnen, wie sich weiten
Dahin in die Unendlichkeiten —
Daß mehr der Welt mein Blick ins Auge bannt,
Als rings der Horizont umspannt.
Mit aller Macht seine Arme strecken hier — welche Lust!
Gegen die Welt hin streckt' ich sie freundlich und hold,
Als wenn ich vom Osten zum Westen sie umfangen sollt'!
Pfeilscharf in den oberen Abgrund flog mein Gedanke von hinnen,
Empor, empor, empor — bis an des Himmels Zinnen;
Gleichwie die Biene ihr Herz läßt, da wo sie den Stachel versenket,
So hab' ich mit meinem Gedanken mein Leben im Himmel ertränket!

Drei Briefe Adalbert Stifters an seinen Freund den Maler Heinrich Bürkel.

Mitgeteilt von Ludwig von Bürkel in Fiesole.

Kaum eine der Freundschaften zwischen Dichter und bildendem Künstler, deren es viele gab, hat zwei so gleichartige Naturen wie Adalbert Stifter und Heinrich Bürkel verbunden. Ein Jahr trennt ihre Geburt, ein Jahr ihren Tod. Die völlig gleiche Zeit also ist es, in der sie wirken, engverwandt sind auch die Menschen, an die sich ihre Kunst wendet. So siegen sie beide unter den ähnlichsten Umständen. Denn wie in München in einer Zeit, in welcher man Fremdes, Erborgtes und Unpassendes in die Kunst hineinzutragen bestrebt war, der Maler Bürkel mit seiner schlichten, selbsterlernten, so durchaus anderen Kunst aufs angenehmste überraschte, so war der starke Erfolg von Stifters Erstling, den „Studien", dadurch bedingt, daß er im stärksten Gegensatz zu der andren literarischen Produktion stand. Denn die Feder stritt für Freiheit, es gärte, es kochte allenthalben in diesen Tagen, als Stifters liebevolle Naturbeobachtungen, wie ein Geschenk aus andrer Welt erschienen. Und nach dieser Kost griff der Kämpfer ebenso für seine Ruhestunden, wie der feinfühlige, gebildete Deutsche, welcher der Politik aus dem Wege ging. Die beiden haben just zu rechter Zeit ihrem Lande das Richtige geschenkt. Und wie verwandt ist auch sonst beider Schaffen. Außen in Gottes freier Natur erquicken sie ihren Sinn, der das Genossene in den Werken widerstrahlend, die anderen zu Mitgenießern macht. Beide ziehen sie hinaus, zufrieden in ihrem Wald, in ihren

Bergen weilend, andächtig, dankbar nachschaffend im Bewußtsein, daß ihre Kunst schon Höchstes leisten würde, wenn sie imstande wäre, an die Natur heranzukommen.

Adalbert Stifter hat selbst von frühen Tagen an gemalt und hat lange Zeit gebraucht zur Erkenntnis, daß er mit der Feder besser schaffen könne, als mit dem Pinsel. Aber ein Maler ist er auch als Schriftsteller geblieben; er hat eine Technik ähnlich der des Malers und sein Schaffen ist auch, ich möchte sagen, das des bildenden Künstlers. Stifter sieht ein Landschaftsbild im Geist, das er mit unerhörter Treue widergibt; ist das Bild in allen seinen Einzelheiten vollendet, so führt uns der Dichter schnell weiter, um bald darauf uns zu langem Verweilen bei seinem neuen Bilde zu laden. Die Technik, die er benutzt, mag heute auf manchen, nach schnellem Genuß strebenden Menschen unserer Tage ermüdend wirken, manch anderer wird sich mit größtem Behagen in diese liebevoll ehrliche Arbeit versenken. Wie der Maler legt er in großen Strichen den Grund an und beginnt dann damit, die Wälder und die Wiesen in der Ferne aufzutragen. Ihnen gliedert er den Mittelgrund mit seinem Baum- und Strauchwerk an, um endlich mit spitzem Pinsel jedes Pflänzchen, jedes Steinchen im Vordergrunde aufzutragen. Ist nun seine Landschaft aufs liebevollste ausgeführt, so setzt er seine Menschen als Staffage hinein, nur um sein Werk weiter zu beleben. Er holt sie aus seinem Skizzenbuch, in dem viel derlei schlummert und komponiert sie in sein Bild und so zwar, daß sie für die Landschaft, nicht aber die Landschaft für sie bestehen. Und weil sie diesen Dienst zu tun in die Welt gesetzt sind, vermissen wir gar oft das Fortschreiten ihrer inneren Entwicklungen und müssen uns dafür entschädigen, den Faden der ewig frischen Landschaft, der sein ganzes Denken gilt, zu verfolgen.

Und fragen wir bei Meister Bürkels Bildern nach den Schicksalen der Menschen, die er dargestellt hat? Auch sie sind zur Belebung und Motivierung der Landschaft nur vorhanden und verraten von ihren Leiden so wenig, daß unsere Rührung keinen Fuß fassen kann. Sie sind keine schwermütigen Philosophen, die beiden Freunde, sie freuen sich des Schönen und Heiteren und gehen dem Schmerz und der Trauer in ihrer Kunst aus dem Wege, wohl denkend, daß das Leben des Mißlichen schon genug bringt, um sich noch im Leid versenken zu müssen. Und darum sind sie auch bessere Philosophen; denn ihre Art zu leben, bringt ihnen, wie den Freunden ihrer Kunst den Trost, den der Grübler nie finden und schenken wird.

Wer erfreute sich des Lebens
Der in seine Tiefen blickt?

Die hier wiedergegebenen Briefe sind aus dem letzten Dezennium des Lebens der beiden Freunde. Sie kannten sich seit langem und liebten sich, wie ihre Kunst. Der Inhalt der drei Schreiben bezieht sich auf Bilder, welche der in der Umgebung von Linz lebende Dichter im Kunstverein dieser Stadt gesehen hat. Stifter hatte 1858 seine Mutter verloren und sich in der Folge ganz zurückgezogen. Mußte er nicht gegen schon damals auftretende Krankheiten Kuren, zumeist in Karlsbad, gebrauchen, so lebte er, auch die Winter durch, in den Bergen von Linz; nicht gar oft stieg er ins Tal herab. Gründlichste historische Vorarbeiten zu seinem Roman „Witiko" der 1864 erscheint, füllen die Zeit. Der Körper schafft ihm manche Leiden und schwer bedrückte ihn die Niederlage seines geliebten Österreich. Im Winter 1867 werden die Krankheitserscheinungen heftiger und verkünden das nicht zu ferne Ende. Die frische Genußfreudigkeit des letzten Briefes, der drei Monate vor des Dichters Tode geschrieben ist, wird in gleicher Weise überraschen und wohltun, wie der Mangel irgendeiner Klage über den körperlichen Zustand. Stifter hat Schwerstes erlebt, kaum ein Mißmut ist zu verspüren, immer tönt des Herzens heller, freudiger Klang, wie er diesen Briefen an den Freund entströmt.

Auch für den Meister Bürkel sind es ehrende Blätter; denn welch strengerer Richter hätte ihm erstehen können, als der selbst malgewandte, feinste Schilderer der ewigen Gotteswerke?

Hochverehrter lieber Freund!

Noch nie ist mir etwas so schwer geworden als dieser Brief. Ich schob ihn lange auf, weil ich meinte, ich werde anderen Sinnes werden; aber endlich muß ich doch daran, wenn ich nicht eine große Unart gegen Dich begehen soll. Dieses Schreiben enthält die freundschaftliche Bitte, mich meines Wortes zum Ankaufe des Bildes mit den Kühen zu entbinden. Ich bitte Dich, nimm die Ursache nicht übel auf: das Bild gefällt mir nach der Ausführung weniger, als es mir in dem Zustande gefallen hat, in welchem ich es bei Dir sah. Ich will versuchen, das auseinander zu setzen. Du hast den unteren Theil[1]) der Luft und den Hintergrund neu gemacht. Die neue Farbe scheint mir mit der alten nicht zu schmelzen, und ich fürchte auch noch überdies, daß der neue Theil auswachsen und einen Fleck bilden wird. Das neue Grün, welches Du auf den Rasen der Kühe gestellt hast, erscheint mir zu sehr dem Berggrün ähnlich und scheint mir ein falscher Ton zu sein. Ich will hiermit keinen Tadel gegen das Bild aussprechen, es ist nur meine einzelne Meinung. Wenn ich nun ein Bild von einem so großen Meister, wie Du bist, besitzen soll, so sollte kein Schatten eines Zweifels die reine Freude trüben, namentlich, da ich nicht reich genug bin, mir drei oder vier bedeutende Bürkel kaufen zu können. Ich wollte Dich bitten, mir zu erlauben, daß ich anstatt des Thierstückes das Gebirgsstück mit dem Hause und dem alten Mann kaufe; allein dieses Bild kaufte unser Verein, ich wollte nichts dagegen sagen, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich als Ausschuß und Vorstandstellvertreter die besten Stücke an mich ziehe, und so stand ich nun in Zweifeln da. Der Pferdemarkt entzückt mich wohl sehr, ich kann aber jetzt nicht so viel Geld ausgeben. Wenn Du mir mein Wort zurück gibst, so wähle ich mir wohl im künftigen Frühlinge, in welchem ich 8 Wochen in München zubringen will, ein fertiges Bild von Dir; denn besitzen möchte ich denn doch noch eines, da mein Wesen dem Deinigen so ähnlich ist, daß seit etwa 25 Jahren her schon Deine Arbeiten meine Freude machten. Gibst Du mir mein Wort nicht zurück, so wird das unsere Freundschaft nicht trüben, so wie ich glaube, daß meine Bitte Dich nicht erzürnen wird.

Mit dem größten Vergnügen vergegenwärtige ich mir die beseligende Empfindung, welche ich in Deiner Arbeitsstube und in Deinem Umgange hatte. Wenn mir einmal das Geschick gönnen sollte, meinen dauernden Wohnsitz in München nehmen zu können, werde ich Dich wohl zuweilen ein wenig mit meiner Gegenwart plagen, ich will bescheiden sein, und Dir nicht viel Zeit nehmen; aber manches Mal wirst Du schon erlauben, daß ich mich an Deinen Werken erquicke, und es könnte auch sein, daß wir gegenseitig durch unser Gespräch uns aufheitern. Habe ich Dir von dem Bilde erzählt, welches unser Erzherzog Franz Karl von Dir besitzt? Es sind Kohlenmeiler im Winter und im Nebel. Etwas Weicheres und Reizenderes habe ich kaum je gesehen. Deine Bilder auf unserem Vereine haben sehr gefallen. Du bist schon eine bekannte Figur bei uns und selbst Leute unteren Standes

[1]) Es ist Stifters originale Schreibweise beibehalten. Doppelkonsonanten pflegt er nicht auszuschreiben; ebenso kürzt er alle „und" wie „daß".

sagten: „Ach, da ist wieder ein Bürkel." Gott gebe Dir noch recht lange Gesundheit und Kraft und erhalte Dir das feine Gefühl Deines Herzens. Mögen Dir Feinde Fehler vorwerfen, Du wirst auch derlei haben, obwohl ich Bilder von Dir kenne, an denen ich nicht den geringsten fände, mögen sie Dir solche vorwerfen, es lebt jetzt doch keiner, der Dich in Deiner Art ersetzen könnte, wenn Du einmal den Pinsel weglegst, oder gar stirbst. Dein freundliches Erscheinen auf dem Bahnhofe bei unserer Abfahrt hat uns sehr gerührt, wir reden gerne davon und meine Frau meint, Du seist ein weit besserer Mann als ich; ich gebe es aber nicht zu. Deine Flasche Wein steckte ich in meinen Überrock, um sie nach hier zu bringen; allein im Bahnhofe in Salzburg legte ich den Überrock etwas zu arg auf einen Stuhl, die Flasche brach und ich hatte den Wein zwischen dem starken Tuche und dem dichten Seidenunterfutter in einem Schlauche, wie die antiken Faune.

Melde Deinem liebenswürdigen hoffnungsvollen Sohne von meiner Gattin und mir die herzlichsten Grüße, Deine Gattin, obwohl wir sie persönlich nicht kennen, erlaube, daß wir ihr unsere Verehrung ausdrücken, und Du selber nimm alles Liebe und Herzliche von uns entgegen. Schreibe mir einige Zeilen zur Erleichterung meines Herzens.

Lebe wohl und denke manches Mal ein bischen an

Deinen Dich verehrenden Freund

Linz, am 6ten November 1860. Adalbert Stifter.

Mein lieber, hochverehrter Freund!

Dein Schreiben vom 5. d. M. hat mich sehr erfreut und hat mir durch Deine Mittheilung großen Ärger verursacht. Ich rede zuerst von dem letzten, um ihn einmal weg zu bekommen. Dein Bild kam gar nicht zur Verlosung. Der Vereinsdiener sagte mir damals (ich war nicht bei der Verlosung), der Herr Prälat (Abt von Schläge, Landeshauptmann von Ober-Österreich, Vorstand des Vereins) wisse schon darum. Damals dachte ich, etwa ist das Bild für die Landesgallerie bestimmt, daß es nicht bezahlt ist, wußte ich nicht. Erst vor kurzem bei einer Sitzung erfuhr ich, und mit mir auch der Vorstand, aus dem Munde des Kassiers, daß das Bild doch nicht bezahlt ist. Mehrere Herren sagten damals, das sei übel und müsse bald möglichst beglichen werden. Hiebei meinte ich, man habe sich schon über diesen Gegenstand mit Dir verständigt, und war erstaunt, daß das nicht der Fall war, wie ich aus Deinem Briefe ersah. Es hat ein Agent des Vereines nicht rechtzeitig eingesendet, und das mag die Casse empfunden haben. Bei uns ist es nähmlich das Gesetz, daß jährlich der ganze Geldeingang verwendet werden muß, daher, da die Gelder von dem Lande herein erst gegen das Ende des Vereinsjahres eintreffen, ist der Fall nicht unmöglich, daß einmal das Geld für die beschlossenen Einkäufe nicht reicht. Ich war immer für einen Reservefond. Wenn es so war, so hätte man Dich verständigen sollen. Mir thut die Sache sehr leid, weil es eine schlechte Meinung von dem Vereine erregen könnte. Verstöße oder einzelne Willkührlichkeiten kommen in jedem Verein vor, entschuldige daher mit Deiner Dir eigentümlichen Güte die Sache. Der Abt von Schläge wird jeden Tag in Linz erwartet, ich werde ihm sogleich Mittheilung von der Sache machen und um

sofortige Begleichung bitten, wie auch, daß doch die Vorkommnisse möglichst vollständig im Ausschusse behandelt werden mögen. Ich bin Vorstand-stellvertreter des Vereines und habe als solcher und noch mehr als Kunst-freund und einiger Maßen Kenner manches Kreuz zu tragen, das ich der Kunst zu Liebe gerne trage. Fast unverzeihlich erscheint es mir, daß man Dir auf Deine Anfrage, ob Mangel an Ausstellern sei, keine Antwort gab. Wir haben heuer mehr Bilder als je; aber einem Bürkel muß hierin Antwort gegeben werden, selbst wenn er nichts sendet, das erfordert sein Name und wenn er etwas sendet, muß es uns eine Ehre sein; denn Bürkel sind nicht viele in der Welt. Und wenn Du auf den Verein böse bist, so sei es nicht auf den armen Stifter, der hier in der Kunstwüstenei sitzt, und hast Du einmal ein Bild, von dem Du denkst, das könnte Stifter gefallen, wenn es auch zu theuer ist, so daß wir es nicht ankaufen können, so sende es, daß ich mich recht erquicken kann; denn wenn Du auch viel Verehrer hast, so bestreite ich, daß es einen größeren geben kann, als ich bin. Deine Bilder geben mir immer ein Stück Schöpfungskraft. Du hast mir durch die Liste Deiner angefangenen Bilder Freude und Qual gemacht, Freude, daß Du so thätig bist, und daß ich ausrufen konnte: Ach wie muß das prächtig sein, und Qual, weil ich die Dinge nicht sehen kann und mich mit Vermutungen abmartern muß, wie sie aussehen mögen. Ich werde schwerlich nach München kommen können, es häufen sich zu viele Geschäfte, namentlich bin ich in einem Werke nicht so rasch fortgekommen, als ich gehofft hatte. Aber ganz gebe ich die Hoffnung doch nicht auf. Sollte ich kommen, so schreibe ich Dir eher. Arbeite fröhlich und wohlgemuth, der heitere und herzenstiefe Bürkel wird so bald nicht in der Welt ersetzt werden können, wenn er einmal den Pinsel weglegt und sagt: „Jetzt malt ihr anderen weiter."

Siehst Du nie meinen edlen, lieben Freund Fischbach?[1]) Grüße ihn von mir herzlich, er möge mir doch einmal fünf oder sechs Zeilen schreiben. Ich freue mich sehr auf ihn, wenn ich doch nach München komme.

Lebe wohl, meine Gattin und ich sagen Dir, Deiner Gattin und Deinem liebenswürdigen Sohne, den wir kennen gelernt haben, die herzlichsten Grüße und Wünsche für Euer Wohl.

Ich verbleibe Dein Freund und Verehrer

Linz, am 9. September 1861. Adalbert Stifter.

Mein sehr geliebter Freund!

Ich habe einen Eingriff in Dein Eigenthum gemacht, und komme nun zu Dir beichten und um Lossprechung zu bitten.

Im hiesigen Vereine war ein Bild von Dir, das aus Wien geschickt worden war ausgestellt, einen Felsenweg vom Achensee vorstellend. Mir und meiner Gattin gefiel das Bild außerordentlich. Es thut so innig wohl, in unserer Zeit prahlerischer Arbeiten wieder einmal ein echtes Kunstwerk zu sehen, das jeden Fischfang verschmähend, nur in seiner eigenen Tiefe, Würde und Lieblichkeit ruht. Obwohl ein sehr aufgetakelter Nordgreen[2]),

[1]) Joh. F. Fischbach, verdienstvoller Landschafts- und Genremaler der älteren Wiener Schule, † in München 1871.

[2]) Axel Nordgren, schwedischer Landschaftsmaler, 1828—1888.

der mit Kanonen Beifall forderte, daneben und zwar auf dem besseren Platze hing, kehrten die Augen immer auf Dein Bild zurück, ja es wurde gerade durch den Nordgreen (norwegisches Hochgebirge, ein grauer Steinblock mitten, und allerlei grelles Gras und Schnee und harte Linien) immer schöner, und brachte zuletzt den Nachbar um.

Wir beschlossen, nämlich meine Gattin und ich, Dein Bild zu kaufen, und ich wollte an Dich schreiben, was es für mich kostet. Allein meine Gattin wurde krank. Sie hatte das Bild nur einmal gesehen. Ich bath daher den Verein, nach Schluß der Ausstellung das Bild an mich zu senden, ich würde es bei Dir schon verantworten. Vor mehreren Tagen kam das Bild zu mir. Es wurde auf eine Staffelei gestellt und gefiel uns von Stunde zu Stunde immer mehr. Das ist der alte, liebe, herzige Bürkel. Ich verdanke dem ungestörten Genusse dieses Bildes einige der schönsten Stunden meines Lebens. Du wirst es mir daher gewiß verzeihen, daß ich so mir nichts Dir nichts Dein Bild zu mir nahm. Wird in der Welt so viel geraubt, warum soll ein Kunstnarr nicht auch einen Kunstgenuß rauben? Nimmt er ja doch von der Sache nichts weg, wie die anderen Räuber thun.

Ich wurde endlich auch krank, wie die Frau (eine sehr bösartige Grippe) und zuletzt erkrankte noch unsere Köchin, so daß die Nichte meiner Frau allein bis jetzt gesund blieb. Da ich für drei Personen, die Gattin, mich und die Nichte, durch drei Jahre her meine Groschen habe nach Karlsbad tragen müssen, wofür wir freilich gesund wurden, so muß ich jetzt das Geld, das für Dein Bild bestimmt war, dem Arzt, der schon Wochen in's Haus geht, und noch Wochen gehen wird, und dem Apotheker geben, und auf den Kauf verzichten, da ich das Bild erst später, wenn die Lücke sich wieder gefüllt hat, zahlen könnte. Es ist daher der Eingriff geschehen, daß ich über Dein Bild verfügt habe und daß es bei mir ist. Verzeihe mir, ja ich bitte Dich sogar, lasse mir es noch einige Tage, daß ich es recht tief genieße und dann Abschied davon nehme. Es geschieht daran sicher viel weniger etwas, als wenn es in einem Speditionsgewölbe wäre. Ich werde es Dir wohlverwahrt überschicken. Hat doch Albert Zimmermann einmal freiwillig ein Bild an mich zum Auschauen geschickt. Er erhielt es freilich nicht mehr zurück, weil ich veranlaßte, daß es für die hiesige, werdende Galerie gekauft werde.

Gott erhalte Dich in Deiner Schöpfungskraft, ein Bürkel kommt so bald nicht wieder auf die Welt, liebe mich ein bischen für das Viele, womit ich Dich liebe, und sende mir einige freundliche Zeilen.

Meine Frau und ich grüßen Dich auf's innigste, und grüßen auch Deinen lieben Sohn, den wir kennen gelernt haben.

Ich schließe einige gedruckte Zeilen bei, die ich in unserer Landeszeitung über Dein Bild geschrieben habe.

Mit größter Hochachtung und Verehrung

Dein treuer Freund

Adalbert Stifter

Linz 21. November 1867. k. k. Hofrath.

p. S. Grüße den lieben, alten Fischbach, wenn Du ihn siehst.

Dem Briefe beigelegt sind folgende gedruckte Zeilen aus der Landeszeitung.

„In Nr. 53 ist ein kleines Bild von Bürkel in München ‚Der Achensee‘ ausgestellt. Jene Naivität, eine der schönsten Blumen hoher Kunst, die in alten Werken so herrlich blüht, die in unseren Zeiten so selten ist, und immer seltener wird, die bei der Arbeit weder an sich noch an irgendeinen Beschauer denkt, sondern sich mit Liebe dem Gegenstande hingibt und seine Schönheit zu fassen bestrebt ist, leuchtet uns hier noch in voller Reinheit und Ursprünglichkeit entgegen. Nirgends ein Bestreben nach Wirkung, nirgends in einen Teil einen Gewaltschlag gelegt, nirgends eine einzelne Schönheit, sondern alles schön, ohne daß man sagen könnte, hier oder hier liegt die Schönheit. Mit gleicher Liebe ist das Stäudlein auf dem Felsen und der Schneeberg und das Steinchen auf dem Wege behandelt. Und alles ist aus einem Gusse und in einem zarten Schmelze, daß keine harte, keine leere Stelle sich aufzeigt. Und diese Meisterschaft von Arbeit, der man eben darum die Meisterschaft nicht ansieht, ist der Träger einer Innigkeit, einer Tiefe, Reinheit und Anmut, die sich als Seele des Bildes in unsere Seele senkt, und ihr eine sanfte Ruhe und Befriedigung schenkt. Ich glaube, daß dieses Bild bei weitem die schönste Landschaft der Ausstellung ist.“

Aus meiner Erinnerungsmappe.

Von Peter Cornelius.

Mitgeteilt von Carl Maria Cornelius in Basel.

Der kleine Aufsatz meines Vaters, der hier wiederveröffentlicht wird, war bisher verschollen. Und das ist nicht zu verwundern, wenn man hört, an welch ausgesucht entlegener Stelle er seinerzeit erschienen ist. Der Berliner Börsencourier hatte eine Sonntagsbeilage „Die Station“ herausgegeben, die jedoch wie mir berichtet wurde, nicht über einige wenige Nummern hinauskam. In einer solchen, und zwar just in der Probenummer vom 12. September 1868, stand der hier folgende Aufsatz, der schon verloren gegeben wurde, weil niemand, wie es schien, ihn aufgehoben hatte und sogar der Verlag, bei dem ich anklopfte, kein Exemplar davon besaß. Da fand ich ein solches jüngst ganz zufällig in einer Mappe aus dem Nachlasse des Weimarer Bibliothekars Reinhold Köhler unter andern mir lieben Reliquien, die dieser treue Freund meines Vaters sorgsam verwahrt hatte. Ich freue mich, dieses Erinnerungsblatt gerade im Schillerjahre bringen zu können. — Der Aufsatz gehört zu einer Reihe von Aufsätzen, die mein Vater auf Wunsch des ihm befreundeten damaligen Redakteurs des Berliner Börsencouriers Herrn Georg Davidsohn geplant hatte. Sie sollten unter dem Titel „Aus meiner Erinnerungsmappe“ erscheinen. Doch sind offenbar nur zwei zur Ausführung gekommen. Der eine „Eine deutsche Künstlerfamilie“ (Die Prellers) ist bereits in den III. Band der literarischen Werke (Breitkopf und Härtel 1904) aufgenommen worden, dieser zweite darf nun als Nachtrag zu jenem Band der „Aufsätze“ gelten. — Das Gedicht am Ende, das in etwas abweichender Fassung schon in den „Gedichten“

(1890 und 1904) veröffentlicht wurde, wird hier im Zusammenhange ganz so verstanden werden, wie es gedacht ist: als Improvisation zu der stillsten Schillerfeier, die jemals gehalten worden ist. Möge unter all den lauten Huldigungen, die zurzeit dem größten deutschen Idealisten dargebracht werden, auch dieser leise Ton eines reingestimmten Gemütes mitklingen.

Ein stilles Schillerfest.

War's im Erbprinzen, zu des alten Hemleb Zeiten, unter Wilhelms, des Oberkellners treuer Obhut und Pflege, war's im Russischen Hofe beim würdigen Fressel, war's im Schwanen, wo einst Zacharias Werner gewohnt hatte, oder war's im Adler, unter dessen Schwingen Genelli sich manchmal vor den glühenden Pfeilen des Sonnengottes rettet — ich weiß es nicht mehr; genug, es war in Weimar und zwar am 9. Mai 1855, daß ich mit meinem Freunde Dr. Oskar Schade,[1]) dem rühmlich bekannten Germanisten aus Lachmanns Schule, zu Tisch saß. Ich hielt ein dortiges Zeitungsblatt in der Hand und machte einem kleinen Anfall von Ärger darüber Luft, daß in einem auf Schillers fünfzigjährigen Todestag bezüglichen kurzen Artikel gesagt war, es lagere sich eine Trauerwolke über ganz Deutschland. „Diese ewige abgeschmackte Phrasenmacherei" meinte ich — „warum nicht gar heute noch weinen, daß Walther von der Vogelweide oder Wolfram, oder Gottfried vor mehreren Jahrhunderten einmal gestorben sind! Diese Unsterblichen steigen herunter und schütten das Füllhorn ihrer Gaben unter uns aus! Auf wie lange haben wir sie denn gepachtet, oder haben wir sie etwa so trefflich gebettet, daß sie nicht je eher je lieber nach der ewigen Heimat wieder zurückbegehren sollten? Freuen sollen wir uns an solchen Tagen über das herrliche Schöne, das Gott aus deutschem Blute und Mark über die ganze Welt und für alle Zeiten hat wachsen lassen." — „Ja," entgegnete Schade, „wenn diese Leute mit ihren schönen Worten nur wirklich noch ein Herz für die Sache hätten — aber ist es denn nicht unerhört, daß hier in Weimar am heutigen Tage auch nicht das mindeste zum Andenken an Schiller geschieht? Keine Theatervorstellung, kein Fackelzug, kein Vortrag, nicht das mindeste Zeichen, womit man das Andenken des großen Toten ehrte, da ein halbes Jahrhundert darüber hinging, seit er uns entrissen ward!" — „Dafür", sagt' ich, „könnte Rat werden, wir müßten es nur machen wie Hoffmann von Fallersleben mir neulich erzählte, daß er's mit ein paar Freunden in Breslau gehalten habe, gelegentlich eines ähnlichen Gedenktages für Lessing. Sie verabredeten sich ganz einfach, abends in einer betreffenden Kneipe zusammenzukommen, Hoffmann las den Freunden einen ganz gehörigen Toast auf Lessing vor, sie trennten sich spät und in hoher Begeisterung und — am nächsten Tag war in der Zeitung zu lesen, daß eine kleine, doch auserlesene Schar deutscher Männer und Literaturfreunde den Gedenktag Lessings mit Ernst und Begeisterung und auch nicht ohne die entsprechende poetische Verherrlichung des großen Mannes gefeiert hätten."

„Nun ja!" rief Schade, indem wir auf diesen guten Witz anstießen, „ist denn das nicht auch das Wahre? und kommt es denn auf die Zahl an?

[1]) Geb. 25. März 1826, wirkt noch jetzt als Professor an der Universität Königsberg.

und steht denn nicht geschrieben: So nur dreie von euch beisammen sind und ihr gedenket mein, so will ich unter euch sein!?"

Ein Wort gab das andere und der Plan des Festes war bald entworfen. Polizeiliche Erlaubnis brauchte es glücklicherweise nicht, obgleich uns diese der treffliche Dr. Höpfner gewiß nicht verweigert hätte. Schade übernahm die Bestellung des Lorbeerkranzes und ich stürzte nach Haus, um die Festverse zu machen. Zwischen fünf und sechs Uhr holte mich Schade ab. Ich las ihm mein Gedicht — seine Strenge fürchtend, denn er hatte mir schon manchmal seine Kritik angedeihen lassen, und sie war von schonungsloser, wenn auch schließlich immer heilsamer Schärfe; doch heute, als Schiller-Festkomitee, war er voll ganz erklärlicher Milde und Nachsicht gegen den einzigen Dichter, über den er just zu verfügen hatte, und dem man andererseits wieder nicht vor den Kopf stoßen durfte, weil er nicht allein selbst zum Komitee gehörte, sondern weil auch alle übrigen Teilnehmer entweder sehr nahe verwandt oder doch eng befreundet mit ihm waren. So bewegte sich denn der kleine Festzug Arm in Arm an dem Schauspielhause vorbei, wo Wallenstein zuerst gegeben worden war, über die Esplanade an Schillers Wohnhaus vorüber, dann am Goethehaus her in die Friedhofstraße — und bald stand er an der Fürstengruft. Es war ein herber fröstelnder Maiabend, und die Gefahr lag nahe, daß einige Teilnehmer des Zuges sich erkälten konnten. Die Gruft war verschlossen und die kleine Festspende des Kranzes nnd Gedichtes wurde dem Raume anvertraut, welcher zwischen der Glasdecke der Gewölbrotunde und dem sie schützenden Eisengitter sich befindet. Die Feier war beendet. Wir drückten uns stillschweigend die Hand.

Ich brachte die folgenden Sommermonate im Thüringerwalde zu und als ich im Herbste nach Weimar zurückkehrte, vernahm ich eines Tages zufällig und nicht ohne die entsprechende Autoreneitelkeit, daß mein Gedicht auf Kosten des Hofamtes gedruckt worden sei und daß es den Besuchern der Fürstengruft als Andenken mitgegeben werde. Ich selbst habe mir eine Anzahl Exemplare besorgen lassen und mancher Fremde, dessen Bekanntschaft ich machte, zeigte mir meine Verse, die er aus Schillers Gruft mitgebracht hatte. Lohnte das auch der Mühe, einen großen Toten aufzusuchen, um mit den Anstrengungen behelligt zu werden, welche von der Hälfte eines Festkomitees für die bescheidenste Feier gemacht wurden, welche im Leben und Tod jemals zu seinen Ehren begangen ward? Wenn ich aber hoffen darf, daß der große Schillerverein mit Nachsicht auf den kleinen herabsehen wird, dessen Bestrebungen Gegenstand dieser wenigen Zeilen waren, so fürchte ich auch nicht mir einen Nachdrucksprozeß vom Weimarischen Hofamt auf den Hals zu laden, wenn ich das Festgedicht des einzigen Erinnerungsfestes hier noch einmal abdrucken lasse, welches im Jahre des Heils 1855 dem halbhundertjährigen Todesgedenken unseres unsterblichen Schillers gefeiert wurde.

Am neunten Mai 1855.

Mit einem Kranz auf Schillers Gruft.

Seit ein schmucklos schwarzer Sarg
Schillers ird'sche Hülle barg
Schwanden fünfzig Jahre;

Damals folgt mit stummem Schmerz
Eines ganzen Volkes Herz
Eines Dichters Bahre.

Aber heut' am neunten Mai
Keine Geistesfrömmelei!
Nichts von „Trauerwolke!"
Schiller starb, ihn decket Staub,
Aber keinem Tod zum Raub
Lebt sein Geist im Volke.

Schiller lebt in Geistesluft;
Laßt die Toten in die Gruft
Ihre Toten senken;
Nur auf frischgeflochtnem Kranz
Der Begeistrungsträne Glanz
Feire sein Gedenken.

Welches Lob auch andren tönt,
Welcher Kranz die Besten krönt,
Schiller war der Freiste,
Der in Denken, Tat und Sang
Höchsten Mannespreis errang,
Freiheit fand im Geiste.

Und der Kranz, den Liebe schlingt,
Und das Lied, das sie dir singt,
Schiller! blüh' und töne
Wie an deiner Gruft ein Schwur:
„Freiheit auf des Geistes Spur!
Freiheit durch das Schöne!"

Kinder- und Jugendjahre in Graz.

Von Siegmund von Hausegger in Frankfurt am Main.

Zwei Schicksalsgaben waren es, welchen ich die bestimmende Richtung meines Lebens verdanke: Die Erziehung im elterlichen Hause und der Zauber meines Heimatlandes.

Gegen Norden, in weitem Bogen von ernstem Mittelgebirge umschlossen, welches die fruchtbare lachende Ebene zu seinen Füßen vor den

Stürmen des steirischen Hochlandes schützt, liegt meine Vaterstadt Graz, an beiden Ufern der oft über Nacht zum reißenden Gebirgsstrom anschwellen-Mur. Vom Schloßberg überragt, breiten sich die Stadtteile von einem Ende des Tales zum anderen inmitten einer Fülle von Gärten und Parkanlagen aus. Wie sollten in solcher Natur nicht schon dem lauschenden Kindergemüte Hain und Flur in wundersamen Melodien erklingen, zumal wenn im Elternhause Musik sozusagen die Luft erfüllt.

Denn im Salon des Rechtsanwaltes und Privatdozenten für Musikgeschichte, Dr. **Friedrich von Hausegger**, versammelte sich regelmäßig ein stattlicher Kreis von Künstlern und kunstverständigen Dilettanten zu zwanglosen musikalischen Veranstaltungen, bei welchen der Hausherr als vortrefflicher Klavierspieler, die Hausfrau mit einer selten schönen Stimme begabt, mitwirkten. Teils im Nebenzimmer, teils, was aber als ganz besondere Ausnahme galt, im Musikzimmer, empfing ich schon im kindlichsten Alter meine ersten musikalischen Eindrücke. Kein Wunder, daß ich mich bald am Klaviere mit allzu freien Phantasien versuchte, indem ich mit den flachen Händen auf der Klaviatur herumtrommelte. Diesen Musiktrieb in vernünftigere Bahnen zu lenken, war zunächst meine Mutter bemüht, welche mir die Anfangsgründe des Klavierspiels beibrachte. Allerdings war hierbei die Schwierigkeit zu überwinden, daß mein um drei Jahre jüngerer Bruder Fritzerl, ein außerordentlich gewecktes und schönes Kind, Musik direkt als Schmerz empfand, vielleicht das erste Anzeichen baldigen Todes: Fritzerl starb mit sieben Jahren. Meiner leidenschaftlichen Liebe zur Musik stattgebend, übernahm nach vollendetem 6. Jahre der Vater den musikalischen Unterricht, während die Mutter mich mit liebender Fürsorge in die Kenntnisse der Volksschule einführte.

Damals, im Jahre 1878, war es, daß die Kunde erscholl, **Richard Wagner** beabsichtige, in Graz ein Konzert zu dirigieren. Deutlich entsinne ich mich der freudigen Erregung, mit der meine Eltern hofften, den großen Genius bei sich begrüßen zu dürfen. Leider kam das Konzert nicht zustande.

Mit 10 Jahren (1882) kam ich ins zweite Staatsgymnasium. Obwohl ich als jüngster und kleinster der Klasse manche mutwillige Neckerei meiner Kameraden über mich ergehen lassen mußte und deshalb oft die heftigsten Fehden auszukämpfen hatte, versammelte ich doch bald einen Kreis von Knaben um mich, welche gemeinsam mit mir aus meiner Poetenfeder stammende Trauerspiele nach der griechischen und römischen Geschichte zur Aufführung brachten. Die Hauptsache hierbei war das Verfertigen von Waffen und Kostümen, sowie nach glücklich gelungener Premiere ein allgemeiner Kampf mit antiken Holzschwertern und Pappschildern. Zu den Dramen komponierte ich Ouvertüren, auch pflegte ich mit Vorliebe ganze Szenen zu improvisieren, Held, Heldin, Verräter und Chor in einer Person vereinigend. Aber nicht nur Selbstgeschaffenes, auch die längsten Gedichte unserer Klassiker wurden auf diese Weise „vertont“. In den obern Klassen des Gymnasiums wendete sich meine Sympathie mehr nordisch-germanischer Sage und Geschichte zu. Es entstanden die „Dramen“ „Hermann, der Cheruskerfürst“, „Ermenrich“ und „Harold“ (nach Bulwers Roman). Eine Ouvertüre zu „Ermenrich“ schillerte im modernsten Orchestergewand, ganz

unter dem für mich immer mächtiger werdenden Einflusse Wagners. Vorher noch hatte ich Gelegenheit, mich im Kirchenstil zu ergehen. Anläßlich einer patriotischen Feier forderte mich der Direktor des Gymnasiums auf, eine für den Festgottesdienst bestimmte und durch Schüler der Anstalt aufzuführende Messe zu komponieren. Mit Feuereifer machte ich mich an die Arbeit. Mein Vorbild war kein geringeres als Bachs h-moll Messe, die der 16jährige Tonsetzer in glücklicher Ahnungslosigkeit an kontrapunktischer Kunst womöglich noch übertrumpfen wollte. Jedenfalls sollte das Werk durch breiteste Anlage imponieren, was ich denn auch nur zu sehr erreichte: es erwies sich als für die liturgische Handlung viel zu lang und bot überdies dem Knabenchor unüberwindliche Schwierigkeiten. Meine Enttäuschung war groß, zumal auch ein zweiter Versuch, die Messe einem renommierten Kirchenchor anzuvertrauen, scheiterte. Nun entschloß sich mein Vater, der großes Gewicht darauf legte, daß ich meine Komposition selbst höre, die Messe durch ein Ensemble eingeladner Solisten, Chor- und Orchestermitglieder zur Aufführung zu bringen. Ich selbst sollte dirigieren. Zu diesem Zweck gab mir der Vater Anleitung in der Dirigierkunst, derart, daß er am Klavier das Orchester darstellte, das ich durch die magischen Zeichen meines Taktstockes zu leiten hatte, wobei besonders absichtlich inszenierte Entgleisungen und Schwankungen mit Geistesgegenwart auszugleichen waren. Der etwa 50 Mitglieder zählende Chor versammelte sich bei mir zu den Proben; bald war das Werk soweit gediehen, daß es im alten Musikvereinssaale vor etwa 200 Zuhörern erklingen konnte. Meine feierlich gehobene Stimmung wurde durch aufmunternden Beifall, sowie von mir mit stolzer Genugtuung beobachteter Rührung einiger Zuhörerinnen wesentlich gesteigert. Die Hoffnung, welche ein Kritiker aussprach, daß in mir ein Kirchenkomponist heranwachsen könnte, erfüllte sich nicht. Bald wandte ich mich wieder weltlicher Musik zu und schrieb eine Klavierphantasie: Die Elixiere des Teufels nach E. T. A. Hoffmanns Erzählung, die das jugendliche Gemüt in wahren Fieberparoxismus versetzte. Eine ganze Reihe von Phantasien, Sonaten, Liedern ohne Worte, sowie ein Klavierquartett stammen aus jener Zeit, letzteres ein seltsames Gemisch von klassischem und modernem Stile.

Mein Interesse an den Lehrgegenständen des Gymnasiums hatte sich in den oberen Klassen in fast bedenklicher Weise auf deutsche Literatur und Geschichte konzentriert, wogegen mir Mathematik und Physik, sowie die Grammatik der alten Sprachen keine Liebe abzuringen vermochten. Dafür erwachte das Bedürfnis, auf eigenem Wege Bildung zu gewinnen. Mehrere junge Leute vereinigten sich mit mir zu einer „wissenschaftlichen Gesellschaft", welche sich allwöchentlich versammelte. Um ihren Mitgliedern möglichst vielseitige Anregung zu bieten, sollte jeder aus seinem Wissensgebiet den anderen mitteilen. Da war Literatur, Philosophie, Kunst, Astronomie, Mathematik, Geschichte usw. vertreten. In hitzigen Debatten wurde über die fundamentalsten Themen, wie „Das Wesen der Kunst", „Endlich und unendlich in ihrer philosophischen Bedeutung", „Was ist Liebe" gestritten. Da wir im geheimen eine autographierte Vereinszeitung herausgaben, waren wir in beständiger Angst vor der Polizei, und sahen uns im Geiste schon vor den Schranken des Gerichts.

Im Jahre 1890 verließ ich das Gymnasium mit dem Hochgefühle, nun den freien akademischen Boden betreten zu dürfen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ausschließlich der Vater meinen musikalischen Unterricht in der Hand, der sich auf Klavierspiel und Theorie erstreckte; nur für Violine besuchte ich die Schule des steiermärkischen Musikvereins. Auf der Orgel versuchte ich mich autodidaktisch und versah durch Jahre im Gymnasialgottesdienst das Amt des Organisten.

Die Methode, nach der mein Vater bei meinem Unterricht vorging, war eine durchaus von der Schablone abweichende. Die Auffassung der Kunst, als Ausdruck der Persönlichkeit, wie er sie in seinen Schriften vertrat, galt auch als Richtschnur bei meiner Erziehung. „Stets soll als Ziel im Auge gehalten werden, Schüler zu bilden, welchen die Musik ein befruchtendes Element in ihrem geistigen Entwicklungsprozesse werde, derart, daß sie ihr ganzes Wesen erfasse und alle Äußerungen desselben läuternd beeinflusse. Die Musik soll den Deutschen werden, was ἡ μουσική den Griechen war, kein Fach, kein einzelner Wissenszweig, sondern der Inbegriff einer, der Eigenart des Volkes entsprechenden, diese zu den lichten Höhen harmonischer Empfindungs- und Ausdrucksweise leitenden Bildung." Deshalb durfte in mir nie die Empfindung aufkommen, als sei Musik etwas, das pflichtgemäß gelernt werden müsse. Es handelte sich vielmehr darum, mein Wesen zur Musik als dem ihm notwendigen Ausdrucksmittel hinzulenken. Zwischen Erlebtem und musikalischer Betätigung mußte der innigste Kontakt herrschen. Das rein mechanische Üben war auf die Stunde unter der Aufsicht meines Vaters beschränkt, außerhalb derselben konnte ich spielen, was ich wollte, wenn es auch meine Technik weit überschritt. Von einem Tag auf den andern hatte ich eine kleine theoretische Aufgabe zu schreiben, welche in der Stunde durchgespielt und besprochen wurde. Der Unterricht war ein sehr genauer und gründlicher. In den schwierigsten kanonischen Formen und vor allem in der Fuge mußte ich mich vollständig zu Hause fühlen. Ich erinnere mich, mit wahrer Leidenschaft eine Unzahl Fugen geschrieben zu haben. Meine Kompositionen beeinflußte der Vater hingegen in keiner Weise; darin sollte ich volle Freiheit genießen, und scheinbar meinen Weg selbst finden. Scheinbar, denn mir ganz unmerklich, wußte mich der Vater auch hier zu leiten, dadurch, daß er mir da und dort bestimmter geartete Anregungen zu neuem Schaffen gab oder meine Aufmerksamkeit auf vorbildliche Kunstwerke hinlenkte. Auch meinen Kunstgeschmack ließ er sich individuell entwickeln, von der Ansicht ausgehend, daß der Jünger nicht sofort zu den großen Endresultaten einer Epoche gelenkt werden, sondern aus dem seelischen Bedürfnis und Fassungsvermögen des jeweiligen Alters sich seine Lieblingsmeister frei wählen solle. Es gab für mich eine Zeit, in der ich leidenschaftlich für Fieldsche Nokturnos, Mendelssohnsche Lieder ohne Worte und Griegsche Sonaten schwärmte. Sie wurden verdrängt durch einen feurigen Schumannkultus. Immer mächtiger wurde aber der Zauber der Wagnerschen Kunst, der endlich zugleich mit der schrankenlosesten Begeisterung für Beethoven und Bach von meinem Wesen völlig Besitz nahm. Ein kritisch skeptisches Herantreten an das Kunstwerk, wie es leider zu oft schon bei den jüngsten Konservatoristen gefunden wird,

hätte mein Vater niemals geduldet. Lernen sollte man von den Großen, sie lieben und nicht bekritteln. Aller Kunst ein warmes Herz entgegenzubringen, war auch sein leitender Grundsatz in Ausübung des Kritikerberufes. Kein Nörgler, der Zensuren erteilt und sein Augenmerk darauf richtet, die „Fehler" anzukreiden, um durch schulmeisterlichen Tadel seiner eignen Person mehr Gewicht zu verleihen — solche Methode sei auch dem Stümper zugänglich —, sondern ein Vermittler zwischen Kunstwerk und Publikum müsse der Kritiker sein. Was jenes sagt und bedeutet, solle dem Hörer durch die Kritik zu lebensvollem und klaren Bewußtsein gebracht werden. Wo sich ernstes Streben und künstlerischer Sinn zeige, solle ermutigt und angestachelt werden. Nicht Einreißen, sondern Aufbauen sei das Amt des Kritikers.

Auch in der Aufnahme von Musik wurde nach strengem Plane vorgegangen. Seichte Unterhaltungsmusik war durchwegs ausgeschlossen. In meinem 11. Jahre durfte ich die erste Oper hören: Den „Fliegenden Holländer." Bald wurde ich in die Konzerte des Steiermärkischen Musikvereins mitgenommen, welche unter anderen Ferdinand Thieriot, Dr. W. Kienzl, Dr. Muck leiteten. Tiefen Eindruck machten in der Ära des letztgenannten Dirigenten eine glänzende Neueinstudierung der Meistersinger (1885), welche in Graz wie ein Ereignis wirkte und meiner Vaterstadt zum erstenmal das herrliche Wesen dieses Werkes erschloß, sowie die Erstaufführung der VII. Symphonie von Bruckner (1886); dem persönlich erschienenen Wiener Meister und dem genialen Dirigenten wurde mit stürmischer Begeisterung zugejubelt. Einen Kunstgenuß eigener Art bot eine freie Improvisation auf der trefflichen Orgel des Stephaniensaales, die Bruckner vor einem kleinen Kreise von Zuhörern dem Konzerte folgen ließ. Damals erwachte in mir jene warme Verehrung für Bruckners Schöpfungen, welche sich gelegentlich der Uraufführung der V. Symphonie unter Franz Schalk in einem Konzert des Grazer Theaterorchesters (1895) klärte und festigte, und der ich seitdem treu blieb.

Im dreizehnten Jahre (1886) schon betrat ich in feierlichster Erwartung die geheiligte Stätte Bayreuths. Tristan und Parsifal ließen mich zum erstenmal die volle Größe Wagnerscher Kunst ahnen. Dieser Bayreuther Fahrt folgten in den nächsten Jahren weitere, welche für meine künstlerische Entwicklung von einschneidendster Bedeutung waren.

Auf der Universität besuchte ich Vorlesungen über Literatur-, Kunst-Musikgeschichte, Philosophie und Geschichte. Reiche Belehrung und Anregung verdankte ich den Kunstgeschichtsvorlesungen Hofrat Dr. Strzygowskis, welche mich so zu fesseln vermochten, daß ich mich längere Zeit mit dem Plane trug, Kunstgeschichte als Brotstudium zu wählen. Ein fröhliches und ungebundenes Studentenleben kam aber bei diesen Studien nicht zu kurz. Im Hause des Regierungsrates Noë hatten wir Freunde unsere oft sehr lauten Zusammenkünfte, bei denen selbstgedichtete Ritter- und Gespensterdramen von zwerchfellerschütternder Wirkung aufgeführt wurden. Aber auch die Kunst vernachlässigten wir nicht. Neben Kammermusik wurde leidenschaftlich Wagner gepflegt. Aktweise wurde der Ring und Tristan durchgerast und gebrüllt; gewöhnlich schlichen wir uns dann in wortloser Ergriffenheit zum Frühschoppen, wo sich die erschütterten Gemüter wieder rasch faßten.

Anregende Stunden verbrachte ich im Hause des Architekten Hofmann, das schon seit Jahren ein Stelldichein der Künstler von Graz bildete. Dort verkehrten Weingartner, Kienzl, Muck und in letzter Zeit Hugo Wolf. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie Wolf seine eigenen Lieder, ohne jede Stimme, aber mit enormem Ausdrucksvermögen und mit der unvergleichlichen Poesie seines Klavierspieles vortrug.

Im Winter des Jahres 1891 reiste ich mit dem Vater nach Wien, wo ich in einem geselligen Abend des Wagnervereins eine Reihe meiner Kompositionen unter freundlichem Beifall vortrug. Am folgenden Tage machten wir bei Johannes Brahms Besuch, der meinem Vater von seinem langjährigen Aufenthalt in Wien her wohlbekannt war. Brahms sollte mir einen Rat für meine künstlerische Zukunft geben. Dieser war nicht sehr ermutigend. Als der Meister hörte, daß ich komponiere, riet er mir davon ab mit dem Hinweis darauf, daß „schon alles besetzt sei". Ich solle tüchtig Geige studieren, dann könne ich als zweiter Geiger in einem Orchester unterkommen, und wenn es schon sein müsse, nebstbei komponieren. Wenig erbaut empfahl ich mich. Aber ohne dem Gedanken, zweiter Geiger zu werden, näher zu treten, komponierte ich dickköpfig drauflos.

Erst entstand eine Frühlingssymphonie in drei Sätzen, für ein ganz unmögliches Orchester instrumentiert. Ich mußte mir hierfür eigens 40liniges Notenpapier drucken lassen. Einem Traum, den mir mein Vater erzählte, entsprang die Anregung zu einem musikalischen Märchen Helfrid, dessen Text ich recht und schlecht selbst dichtete. Das einaktige Werk wurde zu meiner großen Beglückung im Grazer Landestheater unter Carl Pohligs Leitung aufgeführt und fand reichen Beifall. Der Dichtung lag die Idee zugrunde, wie einen in freier Natur, fernab von allem Weltgetriebe aufgewachsenen Königssohn der Anblick eines wesensverwandten Weibes zum ersten Liebe begeistert. Nun hatte mir's die Bühne angetan. Die Freuden des Studentenlebens, sowie den Kampf des ideal gesinnten Jünglings gegen materialistische Weltauffassung und verknöchertes Philisterium galt es in einer dreiaktigen, humoristisch-phantastischen Oper dramatisch darzustellen. Sie nannte sich Zinnober und war nach der E. T. A. Hoffmannschen Erzählung Klein Zaches (genannt Zinnober) gedichtet. Im Januar 1895 lag die Partitur fertig vor. Der Vater und ich traten eine Reise nach Berlin an, wo ich mein Werk Weingartner, Dr. Bie, Richard Strauß, Dr. Muck und einigen anderen Autoritäten vorspielte und meine Erwartungen durch die überaus beifälligen Urteile weit übertroffen sah. Strauß riet mir, die Partitur bei der Münchner Hofbühne einzureichen, wo sie auch tatsächlich angenommen wurde. Die Aufführung verschob sich leider bis zum Juni 1898. Daß sie unter Leitung von Richard Strauß keinen Wunsch des Komponisten offen ließ, war selbstverständlich. Dr. Walter und Charlotte Schloß waren die ausgezeichneten Vertreter der beiden Hauptrollen. Der äußere Erfolg war ein außerordentlich lebhafter und ich hatte begründete Hoffnung, daß die Oper im Herbst wieder ins Repertoire aufgenommen würde. Leider verließ Strauß damals München, um seine Berliner Stellung anzutreten, und mit seinem Weggang war auch das Schicksal des Werkes besiegelt: es wurde „der Bibliothek einverleibt".

In dieser Zeit lernte ich Konrad Ferdinand Meyers und Bierbaums Gedichte kennen, welche mich zu den ersten Versuchen auf dem Gebiete des Liedes anregten. Mit Vorliebe vertonte ich Dichtungen, die eine Naturstimmung zum Gegenstand hatten. Der Natursinn wurde in mir durch die malerische Umgebung meiner Vaterstadt, sowie durch den regelmäßigen Sommeraufenthalt am Fuße des Dachstein in einer an großartigen Bildern reichen Gegend frühzeitig geweckt und bald zum integrierenden Bestandteil meines künstlerischen Empfindens. Fast nie konnte ich hierbei beobachten, daß ein landschaftlicher Eindruck mich unmittelbar zu musikalischer Entäußerung drängte; so sehr er sich in musikalische Stimmung auslöste, so gestattete erst das ruhigere Erinnerungsbild die Selbstbesinnung, in welcher konkrete musikalische Gedanken festgehalten und gestaltet werden konnten.

Die Liedkomposition war vornehmlich geeignet, das Allzuviel der Sturm- und Drangjahre einzudämmen und zu knapperer, mit bescheideneren Mitteln arbeitender Ausdrucksweise zu zwingen. Noch einmal aber wollte ich allen jugendlichen Überschwang schrankenlos austoben. Nietzsches „Geburt der Tragödie" lenkte meine Aufmerksamkeit auf das dionysische und apollinische Moment in der Kunst, und gab mir den Anstoß zu einer „Dionysischen Phantasie" in Form einer symphonischen Dichtung. Begeisterte Lebensbejahung sollte sie predigen. Ein gänzlich andersgeartetes Empfindungsgebiet erschloß sich mir, als im Herbst des Jahres 1897 die Deutschen Österreichs in heller Empörung gegen die ihnen von der slawischen Majorität aufgezwungenen Sprachverordnungen aufloderten. Die Kundgebungen gegen die Gewaltmaßregeln des Ministeriums Badeni nahmen revolutionären Charakter an. Von den Fenstern unserer Wohnung konnte ich beobachten, wie eine tausendköpfige Volksmenge schreiend vor der ansprengenden Reiterei zerstob, um im nächsten Augenblick sich wieder zu sammeln, und in höchster Erbitterung gegen das Polizeigebäude zu stürmen. Die aufregendsten Berichte über blutige Kämpfe und das Eindringen der bewaffneten Macht ins Parlamentsgebäude wurden auf der Straße verlesen und mit ohrenbetäubendem Pfeifen und Schreien beantwortet. Es schien, als handle es sich um Leben und Tod für die Deutschen. Die rings so wild aufflammende Volkswut mußte auch in meinem Herzen zünden. Geibels Ballade „Friedrich Barbarossa" welche ich ursprünglich vertonen wollte, konnte mich nicht mehr befriedigen. Die bittere Bedrängnis, welche einst das dichtende Volk jene stolze Sage vom alten Heldenkaiser Barbarossa schaffen hieß, der in höchster Not als Retter erscheinen wird, erfuhr ich im eigenen Herzen. So konnte meinem leidenschaftlich erregten Empfinden endlich nur der weitausholende Plan einer dreisätzigen symphonischen Dichtung genügen, welche eine Verherrlichung deutscher Art und einen flammenden Protest gegen die Unterdrücker darstellen sollte. Mannigfache Hindernisse stellten sich aber der Komposition des Barbarossa entgegen, der erst im Herbst 1899 und zwar nicht mehr in meiner Heimat, sondern in München vollendet wurde.

Hand in Hand mit der produktiven ging die reproduktive Tätigkeit. Die ersten Universitätsjahre dienten dem Ausbau meiner musikalischen Bildung. Im Steiermärkischen Musikverein nahm ich Unterricht im Partiturspiel und Dirigieren, bei Karl Pohlig, dessen historische Klavierabende zu den

schönsten Eindrücken meiner Grazer Zeit gehören, Klavierstunden. Meine Kapellmeistertätigkeit begann ich im intimen Rahmen des Grazer Wagnervereins. Hier wurden unter meiner Leitung die von meinem Vater ins Deutsche übersetzten, und von mir bearbeiteten Opern Le devin du village von Rousseau und L'épreuve villageoise von Grétry szenisch gegeben. Als Vorbereitung zu den Bayreuther Festspielen vom Jahre 1896 veranstaltete ich die konzertmäßige Aufführung des Nibelungenringes, wobei ich allerdings auf das Orchester verzichten und mit dem Klavier vorlieb nehmen mußte. Die Durchführung dieses, zahlreiche Schwierigkeiten bietenden Vorhabens ermöglichte mir in erster Linie das Künstlerpaar Krämer-Widl, welches nicht nur seine Gesangsschule zur Verfügung stellte, sondern sich selbst in hervorragendster Weise als Brünnhilde bzw. Loge und Mime an der Wiedergabe beteiligte. Besonders plastisch treten aus der Fülle schöner Erinnerungen an jene Abende der meisterhafte Siegfried Ferdinand Jägers und der prächtige Wotan Dr. Goebels hervor.

Die Ringaufführung hatte die Aufmerksamkeit des Theaterdirektors Gottinger auf mich gelenkt; auf seine Aufforderung leitete ich durch zwei Jahre eine Reihe von Opern.

Im Jahre 1897 beteiligte ich mich an der musikalischen Assistenz in Bayreuth, und kehrte von der freudigen Genugtuung erfüllt heim, daß dort, im Gegensatz zum Geschäftsgeist, wie er fast allgemein in den Kunsttempeln herrscht, der stolze Ausspruch: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun, in tatenfrohester und vollendeter Weise lebendig wurde. Im Jahre 1899 leistete ich einer Einladung Dr. Kaims Folge und dirigierte in München ein Konzert, bestehend aus der Coriolan-Ouvertüre, meiner dionysischen Phantasie und der VII. Symphonie von Bruckner. Als ich, noch berauscht von den glänzend verlaufenen Münchner Tagen zurückkam, fand ich meinen Vater auf dem Sterbelager. Am 23. Februar entschlief er. Was dieser Verlust für mich war, wird schon aus diesen, meinen äußeren und inneren Werdegang nur flüchtig andeutenden Blättern zu entnehmen sein. Mit diesem Ereignisse schlossen für mich die sorglos heiteren Jugendtage ab: Ich war ohne Führer auf mich selbst gestellt. Dem reichen Vermächtnis vertrauend, daß mir die, stets mit unverminderter Lebensfülle in meiner Erinnerung fortwirkende Persönlichkeit des Vaters schuf, verließ ich im Herbst 1899 mit meiner Mutter die Heimat, um meine Stellung als Dirigent des Kaimorchesters anzutreten.

Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner.

Mitteilungen und Betrachtungen von Karl Heckel in Mannheim.

Wagner hat frühzeitig auf Wolf mit einer Macht eingewirkt, die dessen lebhafteste Begeisterung entzündete. Nach der denkwürdigen Tannhäuser-Aufführung in Wien unter der persönlichen Anwesenheit Wagners, im November 1875, schrieb der fünfzehnjährige Wolf nach Hause: „Ich bin durch die Musik dieses großen Meisters ganz außer mir gekommen und bin ein Wagnerianer geworden.“ Mit rührendem Eifer wußte er sich damals bei Wagner Eingang zu verschaffen, um ihm seine Kompositionen zur Beurteilung vorzulegen. Aber weder Wagners leicht begreifliche Abwehr: „Als ich noch so jung war, wie Sie jetzt, und komponierte, konnte man auch nicht sagen, ob ich es weit in der Musik bringen könnte,“ noch das Scheitern der in den nächsten Jahren wiederholten Versuche persönlicher Annäherung, vermochten Wolfs reine Hingebung zu trüben, oder gar ihm die übermächtige künstlerische Erscheinung Wagners zu verkleinern. Im Jahre 1883, mehrere Tage nach Wagners Tod, schrieb er an Mottl, mit dem er im Jahr zuvor „in grenzenloser Begeisterung“ den Parsifal in Bayreuth gehört hatte: „Noch heute kann ich kaum glauben, daß der Mann tot ist, der uns elende Lehmpatzen erst zu Menschen gemacht hat.“

Die Kritiken endlich, die Wolf während vier Jahren ins „Wiener Salonblatt“ schrieb, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, auf welcher Seite er in dem Kampfe stand, der in Wien besonders heftig zwischen „Wagnerianern“ und „Antiwagnerianern“ tobte. Aber er verteidigt auch die Werke Wagners gegen jeden Theaterschlendrian. Was in den Wiener Aufführungen, zum Beispiel des „Tannhäuser“, des „Lohengrin“ und in „Tristan und Isolde“ gegen den Geist der Werke verstößt, wird von ihm auf das schärfste angegriffen mit Waffen, die er sich aus Wagners Schriften geschmiedet hat.

Freilich eines zeigte sich schon damals: zum blinden Parteigänger taugte Wolf nicht. Er ist durchaus nicht der Meinung, alle Welt müsse nun im Stile der großen Werke Wagners komponieren, sondern er entsetzt sich über jedes zutag tretende Mißverhältnis zwischen Zweck und Mittel. Mit scharfem Spott bekämpft er eine Wagner nachahmende „Serenade“ und schreibt: „Außer der türkischen Musik fehlen nur noch die vier Wagnerschen Tuben, allenfalls noch vier Glocken, um die Stimmung für ein Abendständchen im Publikum zu erzeugen. Es ist wirklich erstannlich, wie weit das Gros unserer modernen Komponisten ohne Grund und Ursache über die Grenzen der musikalischen Mittel und der Form sich hinwegsetzt. Gewöhnlich heißt es dann: das sind die Folgen der Wagnerschen Musik, die verdreht den jungen Leuten die Köpfe, keiner tut's mehr ohne großes Orchester u. s. f.“

Richtet sich dieser Angriff bereits gegen die willkürliche Anwendung großer Ausdrucksmittel dort, wo kein Bedürfnis sie erfordert, so ging Wolf

bald weiter und bekämpfte nicht nur den Mißbrauch der Mittel, sondern auch das Bestreben, sich allzu hohe Aufgaben zu stellen, zu deren Lösung eben nur ein Richard Wagner berufen war. Gerade, daß er Wagners unvergleichliche Größe, wie kaum ein anderer, in ihrem ganzen Umfang empfand und erkannte, mag hierbei bestimmend auf ihn gewirkt haben.

Als Antwort auf den Vorschlag eine Oper „Buddha" zu komponieren, schrieb er an Grohe in Mannheim: „Wagner hat in seiner und durch seine Kunst bereits ein so gewaltiges Erlösungswerk vollbracht, daß wir uns dessen nun endlich auch erfreuen können, daß wir ganz unnützerweise den Himmel stürmen, weil er uns bereits erobert ist, und daß es das Gescheiteste ist, in diesem schönen Himmel ein recht freundliches Plätzchen uns zu suchen."

Und in einem Briefe an mich heißt es: „Ich bekenne gern, daß mein musikalisches Talent zu gering ist, einen Stoff von der Größe und Bedeutung des Buddha vollkommen zu beherrschen; dazu gehörte das Genie eines Richard Wagner. Das Experimentieren ist anderseits wiederum nicht meine Sache."

Nichts lag ihm ferner, als in Wagners Fußstapfen zu treten. Nicht immer beschränkt sich seine Abwehr auf eine, übrigens bereits mit einem guten Teil Ironie getränkte Bescheidenheit, sondern es empört ihn, für einen „Kumpan" zu gelten, der „auch" wagnerisch komponiere. Und, wo er dieser Auffassung wirklich oder vermeintlich begegnet, macht er seinem Unmut in übersprudelnder Weise Luft, wobei ihm sein geradezu virtuoses Talent zu schimpfen die willkommene Gelegenheit bietet, durch köstliche Überbietungen seines Ärgers diesen selbst zu überwinden.

Ein charakteristisches Beispiel, wie hoch Wolf Wagner verehrte, erzählt sein vortrefflicher Biograph Ernst Decsey: „Wenn Hugo Wolf im Ecksteinschen Freundeskreise aus Wagnerschen Partituren vorgetragen hatte — unter anderem führte er an einem Abend die Parsifalmusik in wunderbarster Verklärung am Klavier auf — dann schloß er den Flügel, denn er duldete nicht, daß nach Wagner noch anderes gespielt werde."

Einen Schritt weiter und wir verstehen auch, daß Wolf vom Grunde seines verehrenden Herzens aus weder von sich, noch von andern dulden wollte, daß nach Wagner innerhalb dessen eigentlicher Sphäre „noch anderes" gedichtet und komponiert werde. „Wagner und Bruckner, das genügt vollauf, um ein ganzes Menschenleben mit den edelsten Genüssen und allen nur erdenklichen Wonnen auszufüllen," versicherte er seinem Freunde Paul Müller.

Manches allzu scharfe, und in absolutem Sinne gewiß ungerecht zu nennende Urteil Wolfs erklärt sich aus dieser Herbe und Konsequenz seiner Verehrung. Nur keine nachgeahmte Größe und anempfundene Leidenschaft!

Ein bezeichnendes Beispiel ist mir in Erinnerung. Mit großem Interesse griff Wolf nach dem Klavierauszug einer erfolgreichen modernen Oper, den ich ihm vorlegte; wollte er doch damals denselben Stoff komponieren. Aber als er in der ersten Szene die Vorzeichnung „Mit ekstatischem Jubel" fand, da meinte er: „hier oben steht's, aber da drinnen ist nichts zu merken," und schlug mit der Überzeugung, daß der Stoff noch nicht komponiert sei, das Buch zu.

Wir wissen aus den Briefen von Cornelius,[1]) wie dieser die Sonnennähe Wagners mied, aus Furcht, allzu mächtig angezogen zu werden, und wir begreifen es, daß Wolf, der schon so jung in den Zauberbann dieser mächtigen Kunst geriet, und der in Wien besonders unter den „Wagnerianern" Freunde und im Schoße des Wagnervereins verständniswillige Zuhörer fand: seine künstlerische Unabhängigkeit von Wagner nur in strengster Selbstzucht erwerben und behaupten konnte.

Mag bei anderen die Jagd nach Reminiszenzen eine ausgiebige Vergnügung bieten, bei Wolf dagegen läge es nahe, Spuren nachzugehen, die als bewußte oder unbewußte Ausbiegungen vor Wagner erscheinen und nicht selten von dem zunächstliegenden Weg ableiteten. Daraus mag sich vielleicht manche Bizarrerie erklären, gewiß aber sehr oft auch die Erschließung neuer Ausdrucksformen.

Wahre Verehrung zeigt sich bei dem reifen Künstler nicht in der Nachahmung, sondern in der Scheu, dem Großen zu nahe zu treten. Das stand bei Wolf fest. Und wer in Bayreuth „als der berufenste Nachfolger Wagners" gewertet und geschätzt wurde, von dem verlangte er Eigenartigeres, als nach seiner Überzeugung in Humperdincks Märchenoper geboten wurde.

Die übertriebene Schärfe seines offenen Urteils erscheint uns dabei allerdings um so ungerechtfertigter, wenn wir bedenken, daß Humperdinck, ganz im Sinne Wolfs, bereits bei der Wahl des Stoffes den Willen zeigte, die Nacheiferung der heroischen Größe Wagners zu vermeiden. Überhaupt dürfen wir nicht übersehen, daß Wolfs Urteile stark von momentanen Stimmungen beeinflußt wurden, und daß er oft selbst sie wieder umstieß.

Man wird es daher begreiflich finden, daß weder „die vermaledeite Dichterbrut", auf die er die schäumende Schale seines Zornes ausgoß, noch die „musizierenden Schwarmgeister" sich seine absprechenden Urteile allzu sehr zu Herzen nahmen, wie viele Feinde ihm seine „borstige Eigenart", deren er sich in einem Briefe an Humperdinck selbst anklagt, auch machen mochte.

„Es sind impulsive, nicht prinzipielle Äußerungen, Stimmungen, nicht Entscheidungen." Dieses Wort Decseys gilt von vielen brieflichen Auslassungen über Künstler und Werke, ebensogut wie von Wolfs geringschätzigen Bemerkungen über die Förderung seiner Kunst durch die Wagnervereine. Aber hier, wie dort lag eben doch, wie wir sehen werden, seiner Antipathie eine tiefere Ursache zugrund, aus der sich viele Auslassungen leicht erklären. Wolf verhehlte sich durchaus nicht, wie vieles er der Propaganda der Wagnervereine verdankte, zunächst in Wien, dann aber auch in Graz, Mannheim, Darmstadt und in andern Orten, und es lag ihm fern, dieses Eintreten nicht anzuerkennen.

In einem überaus herzlichen Briefe vom 24. Febr. 1897 schrieb er an mich: „Da ich persönlich zu dem Wagnerverein in Mannheim keinerlei Fühlung habe, glaube ich am besten zu tun, wenn ich mich an Sie wende mit der Bitte, dem Verein meinen tiefgefühltesten Dank für sein sympathisches Verhalten meinen Bestrebungen gegenüber, zu übermitteln." Aber er hätte

[1]) Vgl. Heft 1 des II. Jahrgangs dieser Zeitschrift.

nicht Wolf sein müssen, um schweigend das Gefühl zu überwinden, daß man ihn in den Vereinen vielfach nur als Komponist der Wagnernachfolge — als einen unter vielen — schätzte, ohne ihn in seiner, so heftig nach Unabhängigkeit ringenden Eigenart zu erkennen.

Schon 1889 erklärte er Schalk, den Wiener Wagnerverein nicht mehr besuchen zu wollen, auch wenn er sich auf diese Weise den Weg zur Öffentlichkeit verschließe. „Ist es nicht viel besser und schöner von einigen Menschen geliebt und verstanden, als von tausenden gehört und geschmäht zu sein?"

„Nur keine Apostel!" ruft er damals aus. Aber vier Jahre später, in einem Briefe an Emil Kauffmann, urteilt er wesentlich anders, und es bedarf keineswegs einer großen Scharfsichtigkeit, um zu erkennen, daß es in Wien weniger die Öffentlichkeit selbst war, die er scheute, als die fremde Flagge, unter der er seinen Einzug halten sollte.

„Mir scheint gar," heißt es in dem Briefe an Kauffmann, „ich fange an, in Tübingen Mode zu werden. Publikum, Sänger und Kritik verschwören sich ja förmlich, mich mit Gewalt zum berühmten Komponisten zu machen. Nun, so eine Verschwörung darf man sich wohl gefallen lassen! Wer möchte da nicht auch gleich Opfer sein? Und was das Sonderbarste: dies alles geschieht ohne Patent und angemaßte Würde, ohne Gleisnerei und Augenverdrehung, ohne das unumgänglich notwendige Erlösungsbedürfnis, kurz ohne Wagner-Verein oder Wagner-Zweig-Verein, ja sogar ohne den höchsten Bayreuther Segen!! Glauben Sie, daß man ohne den letzteren bestehen, daß man ohne ihn überhaupt Künstler, Zeitgenosse, Mensch sein kann?" Es machte ihm Freude: daß sich „außerhalb der Wagnervereine sozusagen auch noch Menschen fanden" die für ihn eintraten, denn er empfand es damals als ein hohes Glück: rein um seiner selbst willen, ganz und gar unabhängig von Wagner, beurteilt und in seiner Selbständigkeit und Eigenart erkannt zu werden.

Und dennoch: so bewußt und standhaft Wolf es vermied Zielen entgegenzustreben, die ihn in die Bahnen Wagners hinüberziehen konnten, es wäre falsch, darin nur eine Selbstbeschränkung um der eigenen Originalität willen zu sehen und nicht auch die ursprüngliche Gegensätzlichkeit Wolfs zur Natur Wagners zu erkennen. Nicht nur generell zwischen der Empfindungsweise des protestantischen Sachsen und des katholischen Steiermärkers, sondern auch individuell bis in die letzten Sympathien und Antipathien ihrer Naturen. Man wird vergeblich bei Wolf nach Urteilen suchen, die, etwa im Sinne der Bayreuther Blätter, die philosophisch-ethische Bedeutsamkeit der Werke Wagners verherrlichen. Und man wird sofort seine große Vorliebe für die „Meistersinger" verstehen. Hier vor allem war „die künstlerische Freiheit" und „Heiterkeit" zu finden, die Schalk als erster bei Wolf erkannte.

In bestimmter Richtung noch bezeichnender aber erscheint mir die Sympathie Wolfs für eine andere Arbeit Wagners, die sich an Umfang so gar nicht mit seinen großen Werken messen konnte, ja die er selbst als eine „Privatkomposition" bezeichnet hat. In einem Briefe vom 6. Dezember 1871 an meinen Vater bestimmte Wagner Tage und Stunden für die Proben zu dem großen Konzert, das er in Mannheim dirigierte, und fuhr dann fort: „20 Dezember: Eine

kleine Privatunterhaltung für mich und sehr wenige nächste Freunde; zum Durchspielen einer kleinen Privatkomposition wird als Gunst und besondere Gefälligkeit erbeten 6—8 erste Violinisten, 7—8 zweite Violinisten [usw.] ... Stimmen bringe ich mit." Diese Privatkomposition, deren Aufführung in Mannheim damals, außer Frau Wagner, Nietzsche, Ritter und Pohl, nur noch der Vorstand des Wagnervereins und einige wenige Auserlesene beiwohnten, hat Wagner sieben Jahre später als „Siegfried-Idyll" der Öffentlichkeit übergeben. Sie wurde Wolfs Liebling. Er gerät in Empörung, als er die reine Wirkung in einem Konzert durch zu rasches Tempo getrübt sieht und schreibt im „Wiener Salonblatt": „Wer im letzten philharmonischen Konzert dieses himmlische Stück zum ersten Male gehört, konnte unmöglich ein richtiges Bild von dem lieblichen Stimmungszauber, der sich wie goldiger Maienschein über dieses duftige Tongemälde ausbreitet, gewonnen haben." Das war im März 1887. Aber schon drei Jahre vorher war Wolf für das kleine Werk, das er in sein Herz geschlossen, eingetreten. Am Schlusse jener scharfen Kritik über die Serenade, deren Aufwand an Ausdrucksmitteln ihn empörte, heißt es vom Siegfried-Idyll: „Das ist ein sehr ernstes Stück und ganz und gar nicht aus Spaß komponiert. Man sehe sich das Orchester an: eine Flöte, eine Hoboe, eine [2] Klarinette, ein Fagott, ein Horn, eine Trompete und das Streichquintett. Nun? Klingt es nicht doch recht hübsch, auch ohne die Verdoppelung der Holzbläser? ohne die üblichen vier Hörner und zwei Trompeten? ohne Pauken? welche knappe, einheitliche Form, und freilich nicht zu vergessen den Inhalt! Konnte man dieses Stück wohl anders betiteln als Idylle?" Die Vorliebe Wolfs für dieses duftige Tongemälde mit seinem „goldigen Maienschein" ist sie nur im positiven Sinne für Wolfs Verhältnis zu Wagner charakteristisch, läßt sie nicht auch den Schluß zu, daß bei aller Verehrung doch das mächtige Pathos, das die historische Größe Wagners ausmacht, dem Herzen des jungen Musikers ferner stand? Und zwar aus Gründen tiefinnerster Natur?

Die Musik ist die mächtigste Kunst. Will man Wagner auf das höchste loben, so rühmt man, wie seine Kunst zur Andacht stimme und endlich den ganzen Menschen gefangen nehme, ihn bis in seine Tiefen erschüttere, bis zur Selbstvergessenheit überwältige ... Aber der Musik lebt auch eine andere Wirkung inne, vermöge der wir nicht in willenloser Hingebung versinken, sondern aller Schwere vergessend, uns erhoben fühlen. Man fragt sich mit Recht, sollte Wolf nur das ekstatische Gebaren „der Epigonen Meyerbeers und Wagners" (schon diese seine Nebeneinanderstellung ist verdächtig) verworfen haben, sollte er niemals die mächtigen Affekte der Wagnerschen Kunst selbst als einen seiner Natur widerstrebenden Druck empfunden haben? Und sollte er diese Empfindung nie ausgesprochen haben, trotz seines unbändigen Dranges nach offenherziger rückhaltloser Mitteilung?

In der Tat, wir besitzen ein solches Zeugnis. In einem Briefe vom 5. August 1893 berichtet Wolf an Kauffmann, daß er eifrig die letzten Sonaten Beethovens spiele und einen hohen Genuß darin finde „den ganzen prächtigen Bau in seiner wundervollen Architektonik mit eins zu überschauen und voll auf sich wirken zu lassen," und fährt dann fort: „Nach der berauschenden Narkose Wagnerscher Kunst dünkt mich Beethovensche Musik wie Himmels-

äther und Waldesluft. Jene benimmt mir den Atem und schmettert mich zu Boden, diese aber erweitert die Lungen und befreit den Geist und macht einen förmlich zum guten Menschen, wie die Wagnersche Kunst in ihrer Überfülle einen zum Wurm degradiert." Fast scheint Wolf selbst über diese Worte erschrocken zu sein, denn er setzt sofort hinzu: „Deshalb aber dürfen Sie nicht annehmen, daß ich plötzlich unter die Anti-Wagnerianer gegangen, wogegen ich mich allerdings ernstlich zu verwahren hätte, wäre es auch nur um meine eigene künstlerische Existenz zu rechtfertigen. Wagner ist und bleibt doch der Obergott, wenn er seinen Anbetern vielleicht auch mehr Furcht, oder wenn Sie wollen, Ehrfurcht als Liebe einflößt."

Aus dieser Gegensätzlichkeit seiner Natur zu Wagner gewann Wolf den Abstand, der es ihm ermöglichte mit offenen Sinnen und warmem Herzen die Kunst Wagners in sich aufzunehmen, ohne sich an ihm zu verlieren. Prüfen wir nun, in welcher Weise Wolf Wagnersche Prinzipien seinem Schaffen zugrunde legte! Sehen wir vor allem zu, wie er sich das von Wagner bestimmte Verhältnis von Wort und Ton aneignete. Vom Standpunkte Wagners aus können wir sagen, daß die Stimmung aus der ein Gedicht geboren wird, durch das Wort allein nicht vollständig zum Ausdruck kommt, sondern daß der Dichter gezwungen ist, was sich im letzten Grunde als unaussprechbar erweist, dem Gefühl nur anzudeuten. Das gilt natürlich nur dort, wo die Stimmung einem dem Wort allein unerreichbaren Untergrund entquillt. Denn in einem Gedicht, in dem das Wort restlos den Inhalt erschöpft, bleibt für die Musik keine Aufgabe übrig. Zum mindesten vermag sie sich nur begleitend und illustrierend zu verhalten, nicht aber wie bei Wagner und Wolf: vom Grund aus ergänzend.

Diese Ergänzung, die dem Verhältnis von Mann und Weib entspricht, ist jedoch nicht der Melodie allein möglich; denn diese vermag nur den dichterischen Ausdruck zu steigern, sondern vor allem: der Harmonie. Ihr wies Wolf in seinen Liedern eine neue, vor Wagner undenkbare Aufgabe zu. Als er seine lyrischen Werke nicht für Gesang mit Klavierbegleitung, sondern als Lieder für eine Singstimme und Klavier bezeichnete, da wollte er nicht etwa nur auf eine dem Grad nach wichtigere Betätigung des Klavierteils hinweisen, sondern er war sich bewußt, daß dieser Bezeichnung eine tiefe, wesentliche Berechtigung zukam.

Wolf hat — stellen wir uns dies mit voller Deutlichkeit fest — in seinen Liedern dem Klavier jene orchestrale Aufgabe zuerteilt, die Wagner als die eigentliche Bestimmung des Orchesters erkannt hat. Nämlich die Aufgabe, dem Gefühle das unmittelbar kundzugeben, was der Wortsprache unaussprechlich blieb.

Wie sich Wolf nicht begnügte, nur „korrekt" zu deklamieren, sondern wie er ganz im Sinne Wagners: die Melodie aus dem Sprachverse hervorgehen ließ — durch naturgemäße Steigerung seines Ausdrucks —, so bedeutet auch die miterklingende Harmonie nicht eine fremde illustrierende Zutat, sondern in ihrem reichen polyphonen Gewebe den lebendigen plastischen Körper des Liedes, als dessen charakteristische Physiognomie wir das gesungene Wort bezeichnen dürfen.

Daraus, daß Wolfs Musik sich jede willkürliche egoistische Unabhängig-

keit versagt und dagegen durch innigste Nachempfindung das Gedicht nach der Tiefe ergänzt: erklärt es sich, daß wir bei ihm nicht, wie sonst wohl, über dem Komponisten den Dichter vergessen, sondern ganz im Gegenteil zu der Überzeugung gelangen, nun erst ein Gedicht in seiner Vollständigkeit zu vernehmen, nun erst es in seiner runden Körperhaftigkeit mit dem geistigen Auge zu erschauen, wo wir vorher manchmal nur eine Silhouette sahen. Ja, es mag geschehen, daß wir zu der Empfindung kommen, Wolfs Harmonie sei der Mutterschoß, aus dem nicht nur die Melodie, sondern auch das mit ihr wesensgleiche Gedicht nun erst geboren werde.

Damit aber bezeugen wir nur, daß es Wolf gelang, gemäß den von Wagner aufgestellten Grundsätzen, in seinen Liedern organische Kunstwerke zu schaffen. Das gleiche läßt sich nur von wenigen anderen Liederkomponisten sagen, sobald wir uns an die von Wagner gegebene Definition halten. Denn Wagner läßt als organisches Kunstwerk nur das gelten, was das Bedingende mit dem Bedingten in sich schließt und beides zur kenntlichsten Wahrnehmung mitteilt. Organische Kunstwerke im Sinne Wagners sind also weder jene zahlreichen modernen Liederkompositionen, die sich mit mehr oder weniger Raffinement rein illustrierend zum Gedicht verhalten und deshalb nicht zur Gestaltung der musikalischen Einheit gelangen, noch jene Lieder, die zwar als musikalische Einheiten erscheinen, aber dafür der innigen Verschmelzung mit dem Wort entbehren. Das Bedingte sind Sprachvers und die ihm adäquate Melodie, das Bedingende: die durch die polyphone Harmonie kundgegebene Stimmung; aber auch die Situation und die Umwelt, so weit sie auf diese Stimmung einwirken.

Auf diesem Standpunkte angelangt, eröffnet sich uns eine weitere Einsicht in die Verstärkung der dichterischen Wirkung durch die Musik. Während der lyrische Dichter auf eine einmalige oder doch nur vereinzelt zu wiederholende Kennzeichnung der Situation beschränkt bleibt, ist es dem Musiker — als Harmoniker — möglich, uns diese Situation fortgesetzt als andauernd, oder auch als variierend zu vergegenwärtigen, gleichviel ob ihre Linien parallel mit dem Wortvers laufen oder nicht. Wer Wolfs Lieder näher prüft, wird bald erkennen, daß er sich nicht begnügt, nur die jeweilige besondere Stimmung unserem Gefühl mitzuteilen, sondern daß er durch geniale Veranschaulichung der Situation die Wirkung der nunmehr musikalisch-dichterischen Schöpfung mächtig vertieft. Auch hierbei handelt es sich wiederum nicht um bloße Illustrationen, sondern um die Verdeutlichung des realen Untergrundes der schöpferischen Stimmung.

Als charakteristisches Beispiel für eine sofortige und andauernde Kennzeichnung der Situation, wo solche im Gedicht erst verspätet und nur einmal zur Kundgebung gelangt, möchte ich die Veranschaulichung des Wetters durch die unausgesetzt niederfallenden Regentropfen im „Scholar“ bezeichnen; auch das Marschtempo in dem spanischen Liede „Sie blasen zum Abmarsch“ und noch viele andere Beispiele wären anzuführen. Zwei zeitlich getrennte Vorgänge werden uns auf diese Weise in Eichendorffs „Ständchen“ durch Wolf gleichzeitig veranschaulicht: indem uns der Klavierteil das Stimmen und lustige Spielen der Gitarre des musizierenden Studenten vorführt, während der Sänger selbst, nicht etwa ein Ständchen bringt, sondern uns erzählt,

daß er einmal in jungen Tagen an der gleichen Stelle spielte und sang; so daß wir ebensowohl die Lust des einen, wie die wehmütigen Erinnerungen des andern nachempfinden. Sehr treffend hat Paul Müller, um diesen vortrefflichen Interpreten Wolfs anzuführen, vom „Prometheus“ gesagt: „Wolf macht daraus eine ganz dramatische Szene, einen Dialog zwischen Prometheus (Singstimme) und dem zürnenden Zeus (Klavier). Das Stück beginnt mit einem gewaltigen Gewitter, dem Prometheus antwortet: „Bedecke deinen Himmel Zeus mit Wolkendunst.“ Immer wieder fahren die wuchtigen Donnerschläge in die kraftvoll trotzigen Reden des Titanen hinein. Manchmal scheint es, als höre der gehöhnte Gott mit verhaltenem Grimme zu: dann wieder brechen die Elemente entfesselt los, und unter Donner und Blitz schließt das gewaltige Stück.“

Wie bei Schubert und Schumann auch bei Wolf, betreffs der Bühne, von einem gelegentlichen Ausflug zu sprechen nach einem fremden unvertrauten Gebiet, ist nur dem möglich, der nicht weiß, wie tief Wolfs Sehnsucht nach der Oper in seinem Wesen wurzelte, das stets nach restloser Ausschöpfung und vollkommenster Darstellung einer Stimmung verlangte. Wenn Brahms im Berner Freundeskreise, als unverbesserlicher Hagestolz, erklärte: „Lieber heiraten, als eine Oper schreiben,“ so sagt uns Wolfs leidenschaftliches Suchen nach einem ihm adäquaten Opertext: lieber auf alle Freuden des Lebens, als auf die Oper verzichten.

Daß eine solche übermächtige Sehnsucht nach dramatischer Gestaltung aus einer innerlichen Kraft entsprang, die nach freier Betätigung verlangte, ist leicht zu begreifen. Nur befanden sich Wolfs Freunde, und mit ihnen wohl er selbst, im Irrtum, als sie glaubten, es genüge ein — möglichst von aller Wagnernacheiferung entferntes — Gedicht in zwangloser dramatischer Form und dazu Wolfs prägnante Vertonung, um ein wirsames Bühnenwerk zu schaffen.

Wolfs Prometheus, mit so vielem Recht man auch von seiner dramatischen Wirkung spricht, würde durchaus nicht ohne weiteres die Szene eines Dramas abgeben können. Das Bild, das *unsere* Phantasie von dem fortgesetzt Blitz und Donner schleudernden Zeus sich macht, ist ein anderes als es die Bühne bietet. Ja die Aufgabe der musikalischen Darstellung des einen Bildes ist von der des anderen im *Grunde* verschieden. Es geht nicht, sich zwar für das musikalisch-dichterische Empfinden an die Vorgänge auf der Bühne zu halten; dabei aber die Eindrücke, die das *Auge* gleichzeitig empfängt, zu ignorieren. Das gilt vom Komponisten in gleichem Maße, wie es vom Dichter gilt. Das Dramatische in Wolfs Liedern besteht darin, daß es unsere Empfindung auf das mächtigste steigert und gleichzeitig unsere Phantasie zu mitschaffender Tätigkeit erweckt und zu lebendigster Vorstellung anregt. Eine solche selbstherrliche Mitwirkung der Phantasie wird vom Theater durchaus ausgeschlossen. Mag der vornehme Künstler dieses Brachlegen der mitschaffenden Einbildungskraft auch beklagen: es geht nicht an, sich an etwas zu wenden, das nicht mehr in Tätigkeit treten kann, so wenig es angeht, das unbeachtet zu lassen, das als Usurpator an seine Stelle getreten ist.

Auch hier erweist sich ein Blick auf Wagner als aufklärend und

lehrreich. Während wir bei Wagner immer wieder die Übereinstimmung des szenischen Vorgangs mit dem Orchester als ungemein wichtig betont finden — man kennt seine strengen Forderungen dieses Sinnes an die Kapellmeister —, zeigt Wolf für die Szene eine Gleichgültigkeit, die durch folgenden Vorfall bei den Proben zur ersten Aufführung des „Corregidor" in Mannheim hell beleuchtet wird.

Als der die Regie selbst führende Intendant des Hoftheaters sich Wolfs Urteil erbat über eine vorgenommene wesentliche Abänderung des szenischen Bildes, zeigte es sich, daß Wolf diese Veränderung nicht nur nicht aufgefallen war, sondern daß er dem Bühnenbilde überhaupt noch keinen Blick zugewendet hatte. Er wehrte es ab, auf die gestellte Frage überhaupt einzugehen; denn die Szene, das sei Sache der Text-Dichterin, nicht die seine.

Immer wird Nietzsche mit seinem Ausspruch recht behalten: „Der dramatische Musiker muß auch mit den Augen hören."

Wagner hat nicht nur das Wort „Oper", sondern auch die willkürliche Sache selbst verworfen, als er eine organische Gemeinsamkeit der Künste für das dramatische „Kunstwerk der Zukunft" forderte. Wolf erkannte die Wagnerschen Prinzipien an, ohne jedoch als Dramatiker in gleicher Strenge ihre Konsequenzen zu ziehen, wie er dies zum Vorteil des deutschen Liedes als Lyriker getan hat. Wolfs Oper würde vielleicht trotzdem die starke Wirkung, die ihr vermöge ihres hohen musikalischen Wertes zukommt im Theater noch mächtiger ausüben, wenn nicht Verstöße gegen naturgemäße und darum unumstößliche dramatische Voraussetzungen vorlägen. Es ist falsch, schon in der Mischung des Lustspieltones mit tragischen Tönen in seinem „Corregidor" eine solche Verfehlung zu sehen. Gewiß, die große Szene des Tio Lukas fällt aus dem Stil des Textbuches heraus. Sie überschreitet die Grenzen des Lustspielcharakters und zwar musikalisch augenscheinlich weit über die Absichten des Dichters hinaus. Aber dieser Überschreitung ist unbedingt das Wort zu reden; nicht nur, weil sie den wesentlichsten Handlungsmoment der Oper entsprechend hervorhebt und damit eine mächtige und ergreifende Wirkung erzielt, sondern auch, weil diese Überschreitung in der Person des Tio Lukas durchaus begründet ist. Und zwar nicht nur individuell, sondern auch typisch. Denn es liegt, wie ich schon bei früherer Gelegenheit nachgewiesen habe, im Charakter des spanischen Theaters (im Gegensatz zum italienischen), das Komische zu einem Punkte zu führen, wo es sich unmittelbar mit dem Tragischen berührt, ohne jedoch nunmehr in diesem aufzugehen. Der plötzliche Umschlag in der stilistisch bestimmten Temperatur des Stückes war also recht wohl möglich, wenn im weiteren Verlauf des Stückes durch einen abermaligen Wettersturz der dramatisch unentbehrliche Rückschlag in die Grundstimmung des Werkes eintrat. In unserem Falle also wohl durch die Szene im Schlafzimmer der Corregidora. Da aber das Textbuch über diese entscheidende Szene notgedrungen nur referieren läßt, und hier, wie auch sonst wohl, die Handlung nicht immer genügend in den dramatisch wesentlichen Momenten verdichtet, so bedeutet die allmähliche Auflösung in Wohlgefallen zwar ebenfalls die Rückkehr in den Lustspielton, aber als verhängnisvolle Verflachung der dramatischen Wirkung. Die später vorgenommenen Kürzungen und Än-

derungen im vierten Akt lassen zwar diese Empfindung nicht mehr aufkommen, bilden aber auch ein großes musikalisches Opfer. Und Wolf behält vielleicht mit der Prophezeiung recht, die er seinen Mitteilungen an mich über diese Veränderungen beifügt: „Ich glaube eine bessere Lösung ist nicht herbeizuführen. Die Szene ist kurz, schlagend und gut motiviert. Natürlich entfällt die ganze Erzählung, die Chöre usw. usw., was mir schrecklich leid tut. Diese Bearbeitung gilt aber auch nur für die Bühne. Das Werk soll künftighin in 2 Ausgaben erscheinen, in der ursprünglichen und in der Ausgabe für die Bühnen. Glauben Sie mir, es wird die Zeit kommen (und vielleicht erleben wir sie auch noch), wo man den Corregidor in seiner Urgestalt und nur in seiner Urgestalt geben wird. Bis dahin wird es freilich noch seine guten Wege haben."

Als Edmund Hellmer ein vom Wiener Hugo Wolf-Verein herausgegebenes Büchlein über den „Corregidor" einleitete, schrieb er die Frage nieder: „Der Wunsch, dieses prachtvolle Stück Hugo Wolfschen Temperamentes und Geistes im grellen Theaterlicht zu genießen, zaudert heute fast noch sich ernstlich kundzugeben . . . Die deutsche Bühne, über welche Richard Wagner wuchtet, — ist sie für so hochgespannte Geistigkeit schon frei genug?" . . .

Diese leicht mißzuverstehenden Worte erzeugten eine lokale Revolution unter den „Wagnerianern" des Wiener Wolfvereins. Allerdings solche Worte sind nicht klug. Sie fordern zu einer Gegenüberstellung von Wagner und Wolf auf ein und derselben Stufe heraus. Und das hätte Wolf selbst nie geduldet. Aus Bescheidenheit oder aus Stolz, wie man will. Das eine schließt das andere nicht aus und wenn irgend wer, so hätte Wolf von sich sagen können: Wer mich überschätzt, der — unterschätzt mich!

So wenig Wolf nach der Wucht Wagners strebte, sondern nach dem göttlich leichten Schritt, den Nietzsche vom Musiker verlangt, so unberechtigt bliebe doch der Glauben: Wagners Pathos habe Wolfs Grazie im Theater nicht zur Geltung kommen lassen. Es geht aber nicht an, für die theatralischen Schwächen nur Frau Mayreder, die Verfasserin des Textbuches verantwortlich zu machen. Frau Mayreder ist eine Dichterin von differenzierter Psyche, von subtilster Geistigkeit, verbunden mit edelstem Formgefühl, aber sie entbehrt jener Unwillkür, die z. B. Flaubert verlangte, als er das Paradoxon aussprach: „un bon livre doit être bête". Das Drama bedarf, um als organisches Kunstwerk zu wirken, diese Unwillkür, diese dichterische Triebkraft, dieses konstituierende Unterbewußtsein noch viel intensiver als der Roman. Die unpathetische Diktion des Textbuches, seine Souveränität über den Affekt, seine an geistreichen Anspielungen und Wendungen reiche Libertät wendet sich an bewußt genießende Zuhörer, nicht aber an das unmittelbare Gefühlsverständnis eines naiv genießenden Publikums, das Wagner als wichtigste Voraussetzung für eine weihevolle theatralische Wirkung erachtete. Weder Mayreder noch Wolf fühlten sich zu jenem von Wagner als „unbefangen" geschätzten Publikum hingezogen, im Gegenteil, sie teilten Nietzsches aristokratische Verachtung für dasselbe. Im Theater opfert aber notgedrungen auch der phantasiebegabte intellektuelle Zuhörer seine aristokratischen An-

sprüche. Er verzichtet auf die intime, von keiner fremden Gegenwart beeinflußten Wirkung auf seine Psyche und auf alle Selbstherrlichkeit der Phantasie und nimmt teil an der gemeinsamen Reaktion auf die dramatischen Vorgänge mit ihren Spannungen und Lösungen. Nicht nur die Affekte des Dramas, sondern auch die typischen Empfindungen der Zuhörerschaft wirken auf ihn ein und hemmen und fördern, schwächen und stärken, erkälten und erhitzen seine Gefühle. Es sei denn, daß sich der kritische Verstand vor seinem Herzen aufpflanze und aller Suggestion, damit aber auch der unmittelbaren Wirkung des Kunstwerks den Zugang versperre.

Wolf erkannte diese Tatsache recht wohl, aber er schätzte sie nicht als mächtige Waffe in der Hand des Dramatikers, sondern sie weckte ihm, dem feinen Lyriker, der gewohnt war, sich an eine mitschaffende Phantasie, nicht aber an ein hypnotisiertes Nervensystem zu wenden, ein Unbehagen, das sich in souveränem Spott auszulösen versuchte.

Lange vor der Aufführung des Corregidor schrieb er an Frau Mayreder: „Nietzsche hat doch recht mit seinem Ausspruch vom Theater: Da regiert der Nachbar, da wird man Nachbar.“ Auch ein anderer Ausspruch Nietzsches: „Erfolg auf dem Theater — damit sinkt man in meiner Achtung bis auf Nimmerwiedersehen; Mißerfolg — da spitze ich die Ohren und fange an zu achten,“ wird von ihm mit Wohlgefallen zitiert.

Mit einem Wort, so sehr Wolf das Orchester des Theaters als künstlerischen Faktor schätzte und mit Notwendigkeit bedurfte, um zur vollen Entfaltung seines auf die innigste Ergänzung der Poesie durch die Musik gerichteten Genies zu gelangen: so fern lag ihm die nicht musikalisch-dichterische, sondern szenisch-dramatische Wirkung der Bühne. Ja er empfand ihre Forderungen als lästigen Zwang. Wolf vermeidet es, sich als „Neuerer“ zu geben und teilt daher durchaus nicht den Widerwillen Mayreders gegen Monologe, obwohl er im übrigen die modernen dichterischen Errungenschaften, wie einen realistischen Sprechton, hoch zu schätzen weiß und ihm als erster musikalisch vollauf gerecht wird. Die moderne Realistik, die ihre Objekte nicht in göttlicher Ferne, sondern in menschlicher Nähe zu verklären strebt, ist ihm nicht nur ein starker Halt in der Wahrung seiner Art gegen Wagner, sondern auch ein unterscheidender Standpunkt gegen vorwagnersche Perioden geworden.

Trotz des großen belehrenden Einflusses Wagners bei der Instrumentation des „Corregidors“ trägt dieser nicht die Züge des Meisters. Viel eher könnte man manchmal von deszendierender Verwandschaft mit Mozart sprechen. Mit dem „Corregidor“ hatte Wolf einen weiteren Schritt zur vollen Selbständigkeit — fernab von Wagner — getan und seine Erklärung: in Zukunft nur noch im Stile Mozarts komponieren zu wollen, konnte uns nicht überraschen; denn sie bedeutete — das beweist uns der duftige „Frühlingschor“ aus dem Manuel Venegas, sowie der Monolog des Helden — nichts anders, als voll und ganz sich selbst zu vertrauen.

Die Schwierigkeit, ein für ihn geeignetes Textbuch zu erhalten, wiederholte sich auch bei der Komposition der zweiten Oper. Hoffnung und Enttäuschung folgten sich auch diesesmal auf den Fersen, da Wolf sich in der ersten Beurteilung nur von seiner augenblicklichen Stimmung leiten ließ.

In den Briefen an seine Freunde und Verehrer sind ungemein impulsive, zum Teil in ihrer karikierenden Satire köstliche Auslassungen über die ihm angebotenen Textbücher enthalten, die leicht dazu führen mögen, deren dichterischen Wert sehr gering anzuschlagen. Aber wie sehr Wolfs Urteil umschlagen konnte, dafür seien wenigstens für den Corregidor- und den Venegasstoff zwei Beispiele angeführt, da sie uns gleichzeitig mit der Geschichte dieser beiden Opern Wolfs bekannt machen.

Wie Frau Edmund Lang in einem Aufsatz in der „Zeit" berichtet, erging sich Wolf in der schärfsten erbarmungslosesten Kritik über das Mayredersche Textbuch. „Namentlich die Banalität der Sprache erbitterte ihn förmlich. Fort damit! war das Ende."

Das war 1890. Als er aber nach Jahren dasselbe Textbuch wieder las, da schrieb er an Grohe: „Ein Wunder, ein Wunder, ein unerhörtes Wunder ist geschehen. Der langersehnte Operntext hat sich endlich gefunden; fix und fertig liegt er vor mir, und ich brenne nur so vor Begierde, mich an die musikalische Ausführung zu machen."

Umgekehrt erging es Wolf mit dem Venegastext. Er schrieb mir im März 1897: „Frau Mayreder hat mir dieser Tage den vollständig ausgeführten Text vom ersten Akt des M. Venegas zugeschickt. Wenn die zwei folgenden Akte das halten, was der erste Akt verspricht, so ist seit Wagner nichts Ähnliches dagewesen. Die Mine ist gelegt, das Gewitter im Anzuge. Nun mag's losgehn!"

Aber schon in einem der nächsten Briefe heißt es: „Demnächst werde ich Ihnen den Text zum Manuel Venegas zukommen lassen. Ich bin höchst gespannt darauf, was Sie dazu sagen werden. Ich glaube, mit dem ersten Akt hat es noch seine bedenkliche Schwierigkeiten."

Auch bei dieser Bearbeitung erwies sich Frau Mayreder als dichterisch ungemein feinfühlig. Nicht den Situationsverwickelungen an sich, sondern der Vertiefung der psychologischen Momente war ihre Kunst zugewandt. Das Verhältnis des Venegas „zum Knaben mit der Weltkugel", das ganze kindliche Verhältnis dieses bis in die letzten Phasen wahrhaftigen Menschen zur Religion seiner Jugend kam wunderbar zum Ausdruck.

Ich berichtete Wolf ausführlich über den empfangenen Eindruck und befürchtete, daß die Bühnenwirkung ausbleiben werde, da die Verfasserin sich nicht auf Reflexionen, die mittelbar zu einer Handlung oder Wandlung führten, beschränke, sondern auch unabhängig davon sich in Betrachtungen ergehe, die nur den gedanklichen Gehalt erläuterten. Ich verlangte, indem ich mich auf Wagner berief, daß alle Reflexionen sich dem Herzschlag des organischen Kunstwerks unterordnen, nicht aber in Selbstherrlichkeit hervortreten, fast unabhängig von dem Kreislauf des Blutes, dessen notwendige, nicht willkürliche Bahn, das Leben des Dramas bedinge. Als Kernpunkt des Problems erschien mir bei Venegas „die Übermacht der Natur über die Konvention".

Als Wolf meinen Brief beantwortete, hatte er bereits noch eine andere Bearbeitung der Novelle Alarcons durch einen Wiener Gelehrten in Händen. Er schrieb: „Von Traunkirchen aus wird Ihnen dieser Tage der Entwurf zum Manuel Venegas von Dr. Hoernes verfaßt zugehen. — Frau Mayreder

hat in meiner Gegenwart Ihren Brief gelesen und sich sehr gefreut über Ihre feinfühlige Beurteilung des Textes. Sie findet, daß Sie von einem vollkommen richtigen Standpunkt aus ihre Arbeit betrachtet und beleuchtet haben; dennoch kann sie sich zu keiner umfassenden Änderung entschließen. Vielleicht aber bringe ich's doch zustande, sie zu bewegen, mit Hoernes gemeinsam das Textbuch auszuarbeiten. Hoernes hätte nichts dagegen einzuwenden. Teilen Sie mir, lieber Herr Heckel, bitte, baldigst mit, wie Sie über Hoernes Szenarium denken. An dem, worauf Sie besonderes Gewicht legen, an Wirkung — fehlt es dem Hoernesschen Entwurf wahrlich nicht. Auch scheint mir die matte Verwickelung mit dem undramatischen Brief durch die Art und Weise, wie Hoernes die Sache auffaßt, glücklich behoben zu sein. Vor allem aber treten in der neuen Fassung die Hauptpersonen mehr in den Vordergrund, wodurch das Interesse an denselben um ein Bedeutendes erhöht wird. Kurz, in puncto Bühnenwirksamkeit dürfte die Arbeit meines künftigen Kompagnons der anderen weit vorzuziehen sein. Doch urteilen Sie selbst."

Noch schärfer sprach er sich gegen denselben Text in einem Briefe an Paul Müller aus, Mayreder habe aus dem Roman eine dialogisierte Novelle gemacht: „Im Drama hingegen müssen die Personen für sich reden (der Dichter hat das Maul zu halten) das ist doch die erste dramatische Regel, von der aber Frau M. keine Ahnung zu haben scheint."

Auch wenn wir den Vorstellungen seiner Freunde in diesem Falle einen bestimmenderen Einfluß zuschreiben wollen, als früher, bleibt dieser schroffe Wechsel des Urteils auffällig. Er zeigt uns vor allem, daß Wolf den ursprünglich oft gering geschätzten Ansprüchen der Bühne jetzt eine größere Bedeutung zumaß. Seine treffenden Worte über die Aufgabe der Personen im Drama, im Gegensatz zur Novelle, bezeugen, daß er auf dem Wege war, mit dem Theater und seinem Publikum in ein richtiges Verhältnis zu gelangen, zum mindesten, daß er bereit war, einen Pakt mit ihm zu schließen.

Mit äußerster Ungeduld hatte es Wolf danach verlangt, in den Besitz eines Textbuches zu „Manuel Venegas" zu gelangen, er hatte „Werg auf seiner Kunkel", die einzelnen Gestalten lebten bereits für ihn, in ihm, sein musikalisches Vermögen war durch den Roman antizipando befruchtet worden und verlangte in schöpferischem Drange nach der Geburt des Werkes. Alarcon nicht Hoernes hat dieses Werk erzeugt, das leider nicht zur vollendeten Reife gelangen sollte.

Wohl schickt Wolf auch die Bearbeitung von Hoernes den Freunden zur Begutachtung zu, aber er wartet nicht erst ihre Kundgebungen ab, sondern unternimmt rasch entschlossen ihre Komposition. War diese übergroße Eile von dem Vorgefühl eingegeben, daß ihm nur noch eine kurze Arbeitsfrist beschieden war? Wer will es entscheiden?

Am 20. August schrieb mir Wolf: es war die letzte Mitteilung vor seiner Erkrankung:

„Geehrtester Herr Heckel! Bitte mir umgehend mitzuteilen, ob Dr. Mayr aus München Ihnen den neuen Text von Venegas bereits zugesendet. Im bejahenden Falle haben Sie die Güte, den Text auch unserm Freund Grohe und Frl. Reiß zukommen zu lassen. Ich bin bereits mit der musik.

Ausführung des Textes beschäftigt. — Direktor Krückl in Straßburg wird demnächst den Corregidor zur Aufführung bringen. Nur so viel für heute. In aller Eile Ihr Sie herzlich grüßender Hugo Wolf."

Wir haben gesehen, daß Wolf nicht nur um der Gefahr einer Nachahmung Wagners aus dem Wege zu gehen, pathetische Opernstoffe verwarf, sondern auch vermöge der Gegensätzlichkeit seiner Natur.

Aber wir können noch weitergehen und in diesem Verlangen nach Gestaltung einer erheiternden, erhebenden, vom Druck der Welt befreienden Kunst, ähnlich wie bei Nietzsche: eine Schutz- und Wehrkraft, einen instinktiven Kampf sehen, gegen das dunkle Verhängnis, dem beide zuletzt dennoch unterlagen.

Das an Leiden und Entbehrungen so reiche Leben Wolfs und der tiefe Ernst seiner Kunstliebe haben nicht nur seine Mannheimer Freunde, als ihnen sein Wesen sich noch nicht voll erschlossen hatte, zu dem so bedeutsam von Wolf zurückgewiesenen Vorschlag verführt, einen Stoff wie „Buddha" zu komponieren, sondern auch Paul Müller, sein tapferer Vorkämpfer in Berlin, verfiel in einen ähnlichen Irrtum.

„Colomba habe ich schon vor 15 Jahren gelesen. Der Stoff ist unkomponierbar. Blutrache ist für uns Hyperboräer kein adäquates Thema — und Pandora? Herrgott, auf was für unmögliche Stoffe Sie verfallen," antwortete er Müller.

An Grohe aber schrieb er: „Sollen wir denn in unserer Zeit nicht mehr von Herzen lachen können und übermütig sein, müssen wir Asche aufs Haupt streuen, Bußgewänder anziehen, die Stirn in tiefsinnige Falten kleiden und Selbstzerfleischung predigen? Möge die Welt erlösen, wer den Erlöserberuf in sich fühlt, mich schert das wenig. Ich für mich will heiter sein, und wenn hundert Leute mit mir lachen können, bin ich's zufrieden." Er will seiner Kunst einen Platz suchen „in einer fröhlichen und originellen Gesellschaft, bei Gitarregeklimper, Liebesseufzern, Mondscheinnächten, Champagnergelagen usw., kurz in einer — komischen Oper, und zwar ganz gewöhnlichen komischen Oper, ohne das düstere welterlösende Gespenst eines Schopenhauerschen Philosophen im Hintergrunde".

Deutlicher konnte der Gegensatz zu Wagner nicht zum Ausdruck kommen, deutlicher aber auch kaum die Annäherung an Nietzsche, den Wolf verehrt, als „abgesagten Feind aller Musik, die schwitzt".

Die Seite von Wolfs Begabung, die auf das Heitere gerichtet ist, wurde anfangs auffallend wenig erkannt, obwohl sie sich doch in seinen Liedern auf das köstlichste enthüllte. Ja, als ich in einem Aufsatz „Wagner und Nietzsche" in der „Neuen Deutschen Rundschau" einige Zeit vor dem Erscheinen des „Corregidor" auf das deutlichste auf Wolf als Opernkomponisten im Sinne Nietzsches hinwies, wurde diese Anspielung selbst von Männern wie Porges nicht verstanden, der doch von Wolf persönlich über seine Ziele unterrichtet war. Die betreffende Stelle lautet:

„Wenn nicht alle Zeichen trügen, haben wir in einem Musiker, der unbeirrt — ‚ein Wolf war er feigen Füchsen' — auf dem durch Wagner erschlossenen Gebiete den Weg zum neuen Liede fand, den Tondichter zu erkennen, der auch im Theater wohlberechtigte Forderungen Nietzsches er-

füllen wird. Stolze siegbewußte Musik, die nur ihre eigene klangfrohe Sprache redet, die in plastischen Themen schärfste Charakteristik mit edelstem Wohlklang verbindet, indem sie sich ‚der Vollkommenheit im Kleinsten befleißigt‘ und keinem unwürdigen Dichterwort sich vermählt: eine Oper, die im Einklang mit Nietzsche ‚nur die Traurigkeit des tiefsten Glückes kennt und sonst keine Traurigkeit‘, der das gute Gewissen im Herzen und der Schelm im Nacken sitzt.“

Man denke an den Zwiegesang „In solchen Abendfeierstunden“ zwischen Frasquita und Tio Lukas, um diese „Traurigkeit des tiefsten Glückes“ bei Wolf zu finden.

Der helle, leichte, oft übermütig spöttische Charakter der Wolfschen Musik ist nicht nur dort zu erkennen, wo er unmittelbar durch den Stoff herausgefordert wurde, sondern er lacht und leuchtet uns entgegen aus seinem gesamten Schaffen, das allen schweren Ernst fast nur als Kontrast zu dieser beflügelten Sehnsucht nach sonniger Himmelsbläue gelten läßt.

Wohl konnte sich im Leben seine Freudigkeit vermöge des furchtbaren Kampfes, den seine reizbare, überempfindliche weil panzerlose Natur gegen das drohende Schicksal führte, oft nur in wildem Überschwang und in tollen Jubelschreien äußern, aber in seiner Musik lebt die Glut und der Glanz dieser südländischen „vollblütigen Heiterkeit“ frei von allem Übermaß; denn ein starker edler Formensinn bannte bei Wolf den wild entströmenden Quell stets zwischen unüberschwemmbare Ufer. War doch der Reichtum seiner Erfindung nicht geringer als die Macht seiner Empfindung.

Wolf steht mit seinem ganzen Wesen auf der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Denn seine Kunst wendet sich an Zuhörer, die mit Schopenhauer und Wagner den erkennenden und ahnenden Blick furchtlos in die Abgrundtiefen des Lebens hinabgesenkt haben und deren schwer belastetes Herz nun in ungebrochenem Lebensmut nach Helle und Heiterkeit, nach dem befreienden „Süden“ verlangt. Immer werden Wolf jene das größte Empfängnisvermögen entgegenbringen, die nicht stumpf sind für die Qualen innerer Schmerzen, nicht taub für die Klagen des Leidens, deren Auge aber sonnenfroh aufleuchtet beim Anblick des unbewölkten Himmels, wie ihn Nietzsche unserer Sehnsucht enthüllt und deren Ohr sich willig labt am Wohllaut einer stolzen, klangfrohen Musik, die „zu jubeln versteht“!

Das System der Biologie.

Von Hans Driesch in Heidelberg.

Am Schlusse meines Aufsatzes „Die Selbständigkeit der Biologie und ihre Probleme"[1]) habe ich den Lesern dieser Zeitschrift dargelegt, wie die Gesamtheit dessen, was das „Leben" an Fragestellungen darbietet, in zwei grosse Problemgruppen zerfällt: in die Probleme der Gesetzlichkeit des Geschehens und in die Probleme der Systematik.

Diese grosse Zweiteilung der Aufgaben ist aber, wie eine kurze Überlegung zeigt, nichts der Biologie als solcher Eigenes; sie zeigt sich vielmehr in jedem Gebiete von Naturerscheinungen, in welchem uns Geschehensverläufe in wechselnden Sondergestaltungen oder Nuancierungen, die man wohl als individuelle oder spezifische bezeichnen könnte, entgegentreten. In jedem solcher Gebiete des Naturwissens fragen wir einmal: nach welchen Allgemeinsätzen geht hier das Veränderungsgeschehen vor sich? zweitens aber sind wir auch berechtigt zu fragen: warum tritt das Allgemeine hier gerade in diesen und in keinen anderen Sonderformen auf; liesse sich die Gesamtheit des Besonderen als solche etwa aus einem einheitlichen Gesichtspunkte begreifen? Oder, um weniger abstrakt diesen den Leser vielleicht etwas fremdartig anmutenden Gedanken auszudrücken: Das Allgemeine an der Gesetzlichkeit der Formbildung etwa oder des Stoffwechsels ist wohl für alle Lebensformen das gleiche: wie aber kommt es, dass wir Würmer, Medusen, Insekten, Wirbeltiere und alles mögliche andere unter diesen Lebensformen unterscheiden können, gibt es etwa irgendein Verständnis dafür, warum es gerade diese Formen gibt und keine anderen? Die Gesetze der Lichtbrechung und der Allgemeinanordnung der Flächen (in „Zonen" nach dem Gesetze der „rationalen Indices") ist dasselbe für alle Kristallgebilde: warum doch gibt es eben diese Kristallsysteme und keine anderen?

Wollten wir nun die Kristallographie oder etwa auch die Chemie zum Gegenstand unserer Betrachtungen machen, so würden wir manches Wichtige über eine „rationelle Systematik", d. h. über die Einsicht in die Notwendigkeit der Gesamtheit der Sonderheiten, sagen können; das biologische System jedoch, das zurzeit noch eine bloss vorläufige Orientierung bedeutet, kann uns leider keinen Stoff zu einem tieferen, wirklich „rationalen" Eindringen bieten, und so wollen wir denn das „System der Biologie" nur insoweit studieren, als die Gesetzlichkeit der Veränderungserscheinungen an lebenden Körpern in Betracht kommt. Was man im weitesten Sinne „Physiologie" zu nennen pflegte, ist also das Objekt unserer methodologischen Untersuchung, wobei freilich dieses Wort wirklich im weitesten Sinne zu fassen ist, nicht aber in dem üblichen, welcher darunter nur die Lehre

---

[1]) Diese Zeitschrift, I. Jahrgang Heft 1.

von den Funktionen des Erwachsenen begreift, die Funktionen der Formgestaltung aber ausschliesst.

Auf Grund der gegebenen Tatsächlichkeit zerfällt alle Biologie, also auch die biologische Geschehenslehre, die Physiologie, in einen von den Tieren und in einen von den Pflanzen handelnden Teil, also in Zoologie und in Botanik. Der zoologische Teil der Biologie soll das eigentliche Objekt unserer Untersuchung sein, wennschon alles, was wir ausführen werden, auf die Wissenschaft, welche sich mit den pflanzlichen Organismen beschäftigt, mit geringfügigen Änderungen oder sogar ohne solche übertragen werden kann.

Um nun zur Einsicht hierüber zu gelangen, welche Sonderprobleme die Zoologie, soweit sie nicht Systematik ist, darbietet, könnte es — so dürfte der unbefangene Leser meinen — wohl das zweckmässigste sein, ein Lehrbuch dieser Wissenschaft vorzunehmen und in Kürze darzulegen, was in dessen verschiedenen Teilen behandelt wird; so müsste doch wohl zu einer vollständigen Übersicht über die Sonderprobleme des Wissensgebietes, also zu einem „System“ desselben, am leichtesten zu gelangen sein. Gewiss „müsste“ das so sein, aber es ist nicht so.

Wenn wir uns die üblichen Lehrbücher der „Zoologie“ ansehen oder auch das, was — mit verschwindenden Ausnahmen — in den Universitätsvorlesungen über „Zoologie“ vorgetragen zu werden pflegt, so finden wir immer nur einen Teil dieser Wissenschaft, nie das Ganze: es gibt beschreibende Anatomie der Tiere, etwas beschreibende Entwicklungsgeschichte, viel Systematik, weiter n i c h t s. Freilich existiert meist ein einleitender Abschnitt über sogenannte „Allgemeine Zoologie“, aber der bliebe wahrlich besser fort! Er pflegt sich in einigen äusserlichen Analogien der Formbildung zu ergehen und etwas „Darwinismus“ und „Vererbungstheorie“ zu bringen, von wirklich strenger Gesetzlichkeitsdarlegung, von gut durchgeführten Experimentaluntersuchungen findet sich keine Spur. Der Leser eines der üblichen Zoologielehrbücher kann wahrlich auf den Gedanken kommen, dass die Tiere nur in konserviertem Zustande oder als schön gefärbte „Schnitte“ existieren: dass sie l e b e n — davon ist nirgends die Rede.

Aber solches gehört in die „Physiologie“, wendet man mir ein, die nun einmal durch die historische Entwicklung von der „Zoologie“ im engeren Sinne getrennt und der „Medizin“ zugeteilt wurde. Ich werde von diesen historischen Verhältnissen alsbald noch reden. Zugegeben selbst die Berechtigung des durch sie „Erklärten“; zugegeben selbst, dass die Lehren von den Funktionen des Erwachsenen definitiv der Medizin zuerteilt seien und dass die „Zoologie“ nur biologische F o r m e n kunde sei: jedenfalls hätte sie denn doch das, was man über die tierischen F o r m e n weiss, v o l l s t ä n d i g zu behandeln, hätte also v o r a l l e n D i n g e n das darzustellen, was experimentell über die Gesetzlichkeiten der Formentstehung aus dem Ei oder bei sogenannten Regenerationen, was exakt-statistisch über Variabilität erforscht ist: aber alles dieses wird entweder überhaupt verschwiegen oder mit einigen nichtssagenden, wenn nicht gar unrichtigen Worten abgespeist; es bleibt im

günstigen Falle bei der „vergleichenden Anatomie“ und ähnlichem, im ungünstigen Falle findet der Leser „phylogenetische“ Spekulationen und „Gesetzes“-Konstruktionen luftigster Art.

Wahrlich kein Zustand, welcher des höchsten unter den naturwissenschaftlichen Wissensgebieten würdig wäre.

In der Botanik ist das alles nicht so; ein Blick in das mit Recht viel verbreitete sogenannte „Bonner Lehrbuch“, das hier aber nicht etwa eine Ausnahmestellung einnimmt, genügt, um von dem gänzlich verschiedenen Umfange dessen, was sich praktisch „Botanik“ und was sich „Zoologie“ nennt, zu überzeugen.

Wie kommt das?

Hier ist nun wohl der Ort zu jenem schon oben angekündigten historischen Exkurs.

Im Beginne modernen Wissenschaftsbetriebs waren Medizin und Naturwissenschaften noch ungetrennt und an den Universitäten in den Händen eines und desselben Vertreters vereint. Die Lehren vom Anorganischen, vornehmlich also die Physik und Chemie, schieden zuerst aus dieser Vereinigung aus; die biologischen Disziplinen blieben noch, wie das ja in der Natur der Sache lag, mit der Medizin verbunden. Es folgte die Absonderung der theoretischen „Medizin“ von der praktischen, alles innerhalb der „medizinischen Fakultät“: ein Professor vertritt alles, was man theoretisch vom Lebendigen weiss, aber stets mit besonderer Rücksicht auf den praktischen Mediziner, welcher naturgemäss Bau und Funktionen des menschlichen Körpers besonders eingehend kennen muss. Es scheidet dann die Botanik aus der allgemeinen biologischen Wissenschaft aus; alles was man vom tierischen Leben weiss, bleibt noch vereint, und zwar immer noch in der medizinischen Fakultät. Endlich folgte eine zwiefache letzte Trennung: die Lehre vom tierischen Leben erhält einen rein theoretischen Vertreter, einen „Zoologen“ in der philosophischen Fakultät, in der medizinischen Fakultät ernennt man zwei Professoren für tierische Biologie, den „Anatomen“ und den „Physiologen“, welche beide je einen Teil der tierischen Biologie mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Arztes lehren.

Beurteilen wir die letzte Phase dieser Entwicklung, welche ungefähr unverändert noch in der Gegenwart Geltung hat, vom Standpunkte logischer Berechtigung, so ist, unbefangen betrachtet, gewiss nichts gegen sie einzuwenden als höchstens, dass der „Zoologe“ denn doch wohl ein bisschen gar zu viel zu vertreten hat.

Wenn aber nur die Realität dem idealen Schema der Professuren entspräche! Das ist nun ganz und gar nicht der Fall: man kann dem „Anatomen“ und dem „Physiologen“, welche unmittelbar im Dienste der Medizin stehen, freilich keinen Vorwurf daraus machen, dass sie vornehmlich Bau und Funktionen des Menschen und der Wirbeltiere behandeln, das müssen sie tun, denn der angehende Arzt muss in dem, was ihn zunächst angeht, eine gute natursachliche Bildung erhalten.

Aber was lehrt der „Zoologe“? Wir sagten es schon: viel Anatomie

und Systematik, ein wenig beschreibende Entwicklungsgeschichte, gar nichts vom eigentlich „Lebendigen".

Das ist auch „historisch" nicht „begründet": warum ist denn die ebenfalls aus der Medizin abgezweigte Botanik eine wahre Vollwissenschaft geblieben, eine Disziplin, deren Vertreter in der grossen Mehrzahl der Fälle wirklich naturwissenschaftlich allgemeingebildet sind?

Als eine gewisse Entschuldigung mag für den wenig befriedigenden Zustand der „Zoologie" an den Universitäten der Umstand gelten, dass eben der tierische Formenreichtum weit grösser ist als der pflanzliche und schwierigere Komplikationen, auch grössere Schwierigkeiten der Untersuchung aufweist. Ein Mann könne, so sagt man, nicht mehr als nur das deskriptiv Formale der Zoologie gut vertreten. Zugegeben; aber warum sorgte dieser eine dann nicht selbst aufs energischste dafür, dass er an seine Seite einen zweiten bekommt, der das vertritt, was ganz offenkundig fehlt! Und nun gar die geradezu als unvollständig zu bezeichnenden Lehrbücher der „Zoologie"! Hier gibt es überhaupt keine Entschuldigung.

Ich weiss wohl, dass man sagt, das Zoophysiologische sei Sache des „Physiologen", und dass man die Studenten der Zoologie in die physiologischen Vorlesungen der medizinischen Fakultät schickt: dort hören sie gewiss oft sehr viel Gutes, aber auch sehr vieles, was für den angehenden Mediziner sehr wichtig, für den theoretischen Biologen fast bedeutungslos ist. Und was für sie bedeutungsvoll wäre, das hören sie zum grossen Teil nicht: vom allerwichtigsten, von der Physiologie der Gestaltung, erfahren sie hier ebenso wenig, wie im „zoologischen" Kolleg; und dem medizinischen Funktionalphysiologen erwächst aus allem dem kein Vorwurf.[1])

Doch beenden wir den polemisch-kritischen Teil unseres Aufsatzes, und sagen wir nur noch dieses: dass eine wirklich stetige und von weiten Kreisen ausgehende Förderung der „vergleichenden Physiologie" im engeren Sinne und der „Entwicklungsphysiologie" in dem Masse, wie sie in Nordamerika statthat, so lange bei uns unmöglich sein wird, als der jetzige Zustand noch andauert, ein Zustand, in welchem die wenigen energischen Vertreter wahrer tiefer „Zoologie", der Formenphysiologie nämlich und der „vergleichenden Physiologie", im Gegensatz zu allem „Offiziellen" arbeiten, daher bei Anstellungen eher übergangen als bevorzugt werden und daher auch keine Gelegenheit zur Heranbildung eines tüchtigen Schülerkreises haben.

Die wenigen deutschen Vertreter der universellen Physiologie und der „Entwicklungsmechanik" haben vielleicht gerade darum eine im Verhältnis zu ihrer Zahl recht erhebliche Einsichtsmenge zutage ge-

[1]) Manche „medizinische" Physiologen haben sogar die allgemeine Physiologie, durch Studium auch niederer Organismen, erheblich gefördert, was eigentlich Aufgabe der „Zoologen" gewesen wäre. Solche Forscher hatten dann naturgemäss alles Reaktionäre ihrer Zunft gegen sich, entsprechend dem „Zoologen", welcher nicht Deskriptivforscher ist. Für wirklich allgemeine Physiologie ist eben „offiziell" — gar kein Platz.

fördert, weil sie in stetem Kampfe und aus wirklich sehr wenig „praktischen“ Motiven arbeiteten: sie werden es aber nicht verhindern können, dass der Zoologiebetrieb Amerikas denjenigen Deutschlands — und der europäischen Staaten überhaupt — an Quantität und an Qualität bald sehr erheblich überflügeln wird, falls nicht der offizielle Betrieb der Zoologie an den Universitäten eine ganz durchgreifende Änderung erfährt. Es geht eben nicht ohne Schaden auf die Dauer an, dass gerade diejenigen Forscher, welche sich am tiefsten um die theoretische Erkenntnis des tierischen Lebens bemühen, von zoologischer Seite als „nicht zoologisch“ und von medizinisch-physiologischer Seite als „nicht physiologisch“ beiseite geschoben werden.

* * *

Doch nun zu dem, was wir unter „Zoologie“ verstehen, und zu dem System[1]) von Problemen, welche unsere „Zoologie“ — von allem Systematischen, wie ausgeführt, abgesehen — darbietet.

Die unbefangene Beobachtung des Gesamtlebens eines Tieres ergibt die Einsicht, dass ein tierischer Organismus durch eine Reihe von Formwandlungen hindurch aus einem relativ einfachen Ausgangspunkt entsteht und diesen Ausgangspunkt von sich aus wieder erzeugt, dass er sich eine Zeit hindurch erhält, und während seines Sicherhaltens gewisse Stoffe von der Aussenwelt aufnimmt und andere an sie abgibt, dass er sich endlich zu dieser Aussenwelt in wechselnde örtliche Beziehungen zu setzen vermag.

Aus dieser dreifachen Erkenntnis ergeben sich ohne weiteres die drei grossen Hauptteile der von Gesetzlichkeiten der Veränderung handelnden Hälfte der Zoologie: die Lehre von der Formbildung, die Lehre vom Stoffwechsel und die Lehre von den Bewegungen.

Alle drei Hauptteile erhalten ihre Benennung *a potiori*: denn Stoffwechsel ist sowohl mit Formbildung wie mit Bewegung, Bewegung ist mit Formbildung, Formbildung ist oft mit Stoffwechsel verbunden; aber dem eigentlichen Formbildungsprozess gegenüber erscheint begleitender Stoffwechsel als ausführende Nebensache, bei den eigentlichen animalischen Ortsbewegungen kommt es letzthin eben nur auf die „Bewegung“ an und so fort.

Zu tieferer Einsicht in die Gliederung des zoologischen Gesamtgebietes muss nun jeder ihrer drei grossen Hauptteile für sich analytisch betrachtet werden.

* * *

Die Lehre von der Formbildung beginnt passend mit der Untersuchung der Frage, welche elementaren Mittel denn der Gestaltung

[1]) Man beachte: Die Biologie als grosses Ganze ist uns das „System“ ihrer Probleme, eines dieser Probleme handelt vom „Systematischen“, d. h. von dem Ganzen der gegebenen verschiedenen Lebensformen als einem System.

des Organismus aus dem Keim zu Gebote stehen. Der Ausdruck „Mittel“ ist teleologisch, denn jedes Mittel setzt einen Zweck voraus: er soll aber hier in einem durchaus beschreibend-teleologischen Sinne verstanden werden, d. h. es soll nur die letzten Einzelprozesse bezeichnen, deren Kombination zu dem gegebenen Ziele der Formbildung in jedem Falle führt.

Die Mittel der Formbildung gliedern sich unschwer in äussere und innere; die äusseren Mittel können passend auch Bedingungen des Formgeschehens genannt werden und lassen sich dann weiter in physikalische und in chemische Mittel sondern: hier wird z. B. erforscht, in welchem Grade Wärme und Sauerstoff, auch wohl das Licht, oder, bei Meerestieren, ein bestimmter, bestimmt zusammengesetzter Salzgehalt des Wassers zur Entwicklung nötig ist. Im übrigen hat auf diesem Gebiete die Formbildungslehre die Untersuchung nur zu beginnen, um ihre weitere Verfolgung dann der Lehre vom Stoffwechsel gleichsam zuzuschieben; denn für die Erhaltung der Organismen gelten zu einem grossen Teil dieselben „Bedingungen“ wie für ihre Entstehung, und ihre Bedeutung tritt hier noch mehr als solche in ihrer Sonderheit hervor.

Die Lehre von den inneren Mitteln der Gestaltung ist dagegen der Formbildungslehre recht eigentliches Feld: der Aggregatzustand der gegebenen lebenden Substanz ist hier das erste Objekt der Untersuchung. Dieser ist in der grossen Mehrzahl der Fälle ein flüssiger, und zwar von schaumiger Struktur; daraus folgt sofort, dass auch die Gesetze der sogenannten Oberflächenspannung oder Kapillarität[1]) für das Organische Geltung haben; es gilt zu untersuchen, bis zu welchem Grade das der Fall ist.

Chemischer Stoffumsatz ist ein zweites inneres Mittel der Formbildung: durch ihn kommt die typische „histologische Differenzierung“, z. B. von Muskelfasern, von Knorpel und Knochen zustande. Auf diesem Gebiet kann wieder der allgemeinen Stoffwechsellehre die tiefere Untersuchung überwiesen werden.

Ganz der Formbildungslehre zugehörig ist dagegen wieder das Studium der letzten physiologischen Elemente der Formgestaltung: soweit die eigentlichen Tiere[2]) in Betracht kommen, sind diese letzten Elemente die sogenannten „Zellen“; die Lehre von der Zellteilung zumal wird damit ein sehr wichtiges, dem experimentellen Studium zugängliches Gebiet des ersten Hauptteils der Formbildungsphysiologie. Freilich darf die Bedeutung der „Zelle“ nicht in dem Masse überschätzt werden, wie das wohl hin und wieder geschehen ist: schon allein der Umstand, dass bei den sogenannten Protozoen, z. B. den Infusorien, ganz ausserordentlich komplizierte Entwicklungsvorgänge innerhalb einer Zelle ablaufen können, zeigt, dass es falsch ist, die Zelle etwa als Elementarorganismus in ganz generellem Sinne zu be-

---

[1]) Man denke an Seifenschaum oder auch die Blasen in einer Bierflasche.
[2]) Die „Metazoen“ im Gegensatz zu den „Protozoen“.

zeichnen; auch haben die neueren Untersuchungen über Formbildungsregulationen an höheren Tieren gezeigt, dass diese nicht etwa Zellenaggregate, sondern etwas in tiefem Sinne Einheitliches, dass sie wahre „Individuen" sind, und die Bewegungsphysiologie lehrt wohl Entsprechendes. —

Neben der Lehre von den Mitteln der Formgestaltung geht die Lehre von der Verteilung der Formbildungsvermögen oder „Potenzen" einher. Dieses wichtige und schwierige Gebiet der Biologie ist durchaus eine Schöpfung der letzten zwei Dezennien; auf ihm bewegt sich heutzutage die Mehrzahl der als „entwicklungsmechanisch" bezeichneten Untersuchungen; aus ihm wurden die Beweise für die Autonomie der Lebensvorgänge gewonnen, von denen in meinem vorigen Aufsatz die Rede war, wie die Lehre von den Potenzen denn überhaupt begrifflich besonders scharf durchgearbeitet worden ist:

Sind die Teile des Keimes in gleichem oder in verschiedenem Masse zu den Formbildungsleistungen befähigt, und in welchem Grade ist das der Fall? Solches sind die Probleme, die hier Objekt der Experimentaluntersuchung, meistens also operativer Eingriffe sind: durch Entnahme von Teilen des Keimes oder durch Verlagerung derselben und durch Beobachtung des sich ergebenden Resultates wird hier eine Entscheidung erzielt.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint nun hier zum ersten Male die Unterscheidung einer normalen und einer regulatorischen Entwicklung, wie denn überhaupt das Regulationsvermögen der Organismen hier zum ersten Male bedeutungsvoll in den Kreis der Betrachtung tritt, d. h. jenes seltsame Vermögen, auch trotz Störungen des Geschehensverlaufes Normales, Typisches zu leisten. „Primäre Potenzen" sind Grundlage der normalen, „sekundäre" sind Grundlage der regulatorischen Entwicklung; beide können ganz verschieden verteilt sein: mit Hilfe sekundärer Potenzen geschieht unter anderem alles, was man „Regeneration" nennt, aber auch viele „harmonisch-äquipotentielle Systeme", von denen im vorigen Aufsatz die Rede war, sind solches in bezug auf „Sekundäres". —

Die Lehre von den „formativen Reizen" ist der dritte Hauptteil der Formbildungsphysiologie: es wird gefragt, von welchen Einzelfaktoren die Örtlichkeit und die Eigenart („Spezifität") der einzelnen Formbildungsgeschehnisse abhängt, welches also jeweils deren „Ursache" in einer vertieften Bedeutung dieses vieldeutigen Wortes sind. Eine Voruntersuchung trennt hier die Teile des werdenden Organismus in sich „selbst differenzierende" und sich „abhängig" gestaltende; ihr folgt die positive Ermittlung der formativen Reize. Als typisches Beispiel einer formativen Reizwirkung sei hier erwähnt, dass die Linse des Wirbeltierauges in der Örtlichkeit ihrer Entstehung durch die Berührung des sogenannten Augenbechers mit der Körperhaut bestimmt wird.

Die Unterscheidung des Normalen und des Regulatorischen, des „Primären" und des „Sekundären" tritt nun auch hier wieder, wie bei den Potenzen, in den Vordergrund: knüpfen wir an das Beispiel der

Augenlinse an, so entsteht diese, wie gesagt, im Normalen aus der Körperhaut, sie „regeneriert" sich aber, wenn sie fortgenommen war, aus der Iris; das ist ein Ergebnis in Hinsicht der primären und sekundären „Potenzen". Die Frage nach primären oder sekundären „formativen Reizen" hängt mit ihr zusammen ohne mit ihr identisch zu sein: der primäre formative Reiz ist die Berührung durch die Augenblase, wie wir mitteilten; was ist der „sekundäre" Reiz im Regenerationsfalle? Derselbe wie der primäre sicherlich nicht. Etwa die Wunde? Aber die Iris ist gar nicht verwundet. Oder die blosse Tatsache des „Nichtmehrvorhandenseins" der Linse?

Wir wissen es nicht; ja, wir wissen beinahe in keinem Falle, welcher Faktor letzthin die Wiederherstellung, die „Restitution", nach einer Organisationsstörung auslöst. Hier liegen die wichtigsten Aufgaben für die Zukunft; botanisch ist hier etwas mehr ermittelt als zoologisch, ohne dass aber, wegen der grossen Verschiedenheit der Sachlage, die tierische Biologie viel von der pflanzlichen profitieren könnte. —

Wenn wir nun verschiedene Nebenaufgaben der Formbildungsphysiologie übergehen, die sich, wie etwa die Frage nach dem der Entwicklung noch fähigen „Keimesminimum", wohl auch dem einen oder dem anderen ihrer bisher geschilderten Hauptteile eingliedern lassen möchten, so bleibt uns als ihr letzter grosser Hauptteil die Lehre vom Zyklischen der Formbildung und alles, was damit zusammenhängt. Ich verstehe aber unter dem Zyklischen der Formbildung die Tatsachen der „Befruchtung" und der „Vererbung".

Es ist gewissermassen schon verbal und definitionsmässig im Begriff des „Zyklischen" enthalten, dass die von ihm dargebotenen Probleme ebensowohl als die ersten wie als die letzten Aufgaben der Formbildungsphysiologie angesehen werden können: der Organismus entsteht aus dem Entwicklungsausgang, in der grossen Mehrzahl der Fälle also aus dem befruchteten Ei, und er bildet diesen Ausgangspunkt aufs neue für neue Entwicklung; was das erste war, ist zugleich das letzte.

Im einzelnen treten hier nun zunächst die Probleme der eigentlichen Befruchtungslehre auf: was ist eigentlich Befruchtung, was bedeutet, was leistet sie, warum kann sie auch unterbleiben, wie das bei der sogenannten „Parthenogenese" geschieht? Die Lehre von der Entstehung der Fortpflanzungsprodukte, zumal von der sogenannten „Reifung" des Eies, steht mit diesen Dingen in engstem Zusammenhang.

Als zweites Hauptproblem der Lehre vom Zyklischen erscheint die „Vererbungstheorie": was heisst es eigentlich, dass Formbildung sich rhythmisch wiederholt, und welches sind die Voraussetzungen solches Rhythmus? Auf diesem Boden ist die Lehre vom „Keimplasma", ist auch der zweite Beweis der Autonomie der Lebensvorgänge erstanden.

Doch ist mit diesen beiden Grundproblemen die Lehre vom Zyklischen noch nicht erschöpft: ein Problem eigener Art bietet sich ihr dar, ein Problem, welches gewissermassen ein Ende dessen bildet, was wir „Gesetzlichkeit des Veränderungsgeschehens" genannt haben, eine Frage, die zu den Problemen der Systematik überleitet: der

Rhythmus des Zyklischen ist nicht ganz streng, konkreter gesprochen: die Kinder sind den Eltern nicht immer ganz gleich. Inwiefern sind sie ihnen ungleich? Was bedeutet die Ungleichheit, woher kommt sie?

Die statistische Variationsforschung sucht hier die kleinen quantitativen Ungleichheiten auf formelmässigen Ausdruck zu bringen; bedeutsamer noch erscheint die Lehre von den „Mutationen", welche sprungweise Änderungen der Spezifität hervorzurufen und zu studieren versucht; auch die Versuche über Temperaturbeeinflussungen von Schmetterlingslarven gehört in dieses Gebiet, mag es sich auch zum grossen Teil nur um entwicklungsphysiologische Hemmungen dabei handeln.

Auf dem soeben flüchtig durchstreiften Felde liegt auch, zumal in der Lehre von den Mutationen, das Wenige, das sehr Wenige, was wir von einer sogenannten „Deszendenz" der Organismen wirklich wissen.

Denn es kann gar nicht oft genug betont werden, dass für die „Deszendenztheorie"[1]) bis jetzt kein wirklicher Beweis, sondern nur Indizien, zumeist tiergeographischer und paläontologischer Art, vorliegen. Es wird noch langer Zeit und der resignierenden Arbeit von Generationen bedürfen, um die verdienstvollen Anfänge nach deszendenztheoretischer Forschung zu wirklich fruchttragenden Erkenntniszweigen zu entwickeln.

Übrigens wäre eine gewisse rationelle Systematik, eine Einsicht in das Problem: „warum diese Gesamtheit der spezifischen Formen und keine andere?" auch wohl vor Lösung der Deszendenzfrage, die im tiefsten Grunde doch nur eine historische Frage ist, ganz wohl denkbar.

* * *

Die Probleme der Stoffwechsellehre stehen, ihrer grossen Bedeutung unbeschadet, an einschneidender Wichtigkeit für das eigentliche Grundkennzeichnende des Lebendigen den Formbildungsproblemen nach, und zwar deshalb, weil sich bei vertieftem Nachdenken leicht die Einsicht gewinnen lässt, dass nicht „ein Stoff", im Sinne einer chemischen Verbindungsart, des Lebens Grundlage sein kann. Die Stoffwechsellehre untersucht somit immer abgeleitete Erscheinungen, Tatsachen zweiter Hand.

Das Wesentliche am Begriff des Stoffes, sei er chemisch betrachtet „Verbindung" oder „Element", ist räumliche Gleichförmigkeit seiner Menge: es gibt so und so viele Kilogramme Eisen oder Schwefelsäure oder Zucker, die einen so und so grossen Raum gleichmässig einnehmen. Das Wesentliche am Lebendigen ist typische Ordnung spezifischer Ungleichförmigkeiten: es hat durchaus keinen Sinn von so und so viel Grammen oder Kilogrammen „Adler" oder „Löwe" oder „Regenwurm" zu reden. In diesen Andeutungen allein liegt schon die Abweisung des Begriffes einer „Lebenssubstanz", eines „Lebensstoffes"; der Begriff der „Entelechie" hat vielmehr an seine Stelle zu treten, und zwar in der in meinem vorigen Aufsatze dargelegten Gestalt.

[1]) Von dem widerlegten sogenannten „Darwinismus" reden wir hier nicht.

Mit allem diesen aber ist der Stoffwechsellehre dasjenige Problem entzogen, welches im andern Fall ihr grundlegendes sein würde.

Wenn wir vorbereitende Untersuchungen, wie z. B. die Erforschung der spezifischen Funktion von Drüsen oder von Darm- oder Nierenteilen hier ausseracht lassen wollen, als mehr noch der deskriptiven Forschung zugehörig, so stellt sich die Theorie der Atmung als das eine Grundproblem der Stoffwechsellehre dar: Atmung im allgemeinsten Sinne ist die zum Zwecke des Gewinnes freier Energie eingeleitete Zersetzung gewisser Bestandteile des organischen Körpers verbunden mit einer „Oxydation“, einer Sauerstoffbindung, der zersetzten Bestandteile. Die Oxydation braucht nicht mit Hilfe des freien Sauerstoffs der Luft zu geschehen: auch nach dessen Abschluss atmet sogar der Tierkörper noch eine Weile, ein Phänomen, das man „intramoleculare Atmung“ genannt hat; ja, gewisse Bakterien, die Anaërobien, und gewisse Eingeweidewürmer brauchen den Luftsauerstoff überhaupt nicht: sie nehmen den zur Verbrennung notwendigen Sauerstoff aus Teilen ihres eigenen Körpers selbst. Im einzelnen ist noch fast alles aufzuklären bei diesen Erscheinungen, die oftmals sehr deutliche „regulatorische“, d. h. Störungen ausgleichende Züge tragen.

Dass bei den höheren Tieren Sauerstoffentziehung den Tod herbeiführt, erscheint seltsam: man sollte nur einen Stillstand der Lebensfunktionen, zu denen die Atmung die Betriebsenergie liefert, erwarten; wahrscheinlich entstehen im Laufe des sonstigen Stoffwechsels gewisse Produkte, die eben verbrannt werden müssen, sollen sie nicht „giftig“ wirken. Atmung hätte dann zwei „Zwecke“: die Lieferung von Betriebsenergie und die Beseitigung von Schädlichkeiten.

Es ist unmöglich, Atmung ganz scharf von anderen chemischen Umsetzungen im Organismus zu trennen, die ebenfalls dem Energiegewinn dienen, wie das namentlich manche Spaltungen an und für sich schon tun. Am besten wohl fasst man alle diese Phänomen als Betriebsstoffwechsel zusammen. —

Die Lehre vom Aufbaustoffwechsel oder Assimilationsstoffwechsel würde dann als zweiter Hauptteil der Stoffwechselphysiologie der Lehre vom Betriebe gegenüberstehen.

Hierher gehört alles, was über die Bedeutung der Nahrung für die Bildung der organischen Teile erkannt ist: wie entstehen die Bestandteile des organischen Körpers aus den zugeführten Nahrungsbestandteilen, wie setzen sie sich ineinander und, was entsteht bei alle dem als gleichsam nicht mehr brauchbarer Abfall? Solches sind hier grundlegende Fragen. Probleme regulatorischen Charakters aber treten auf, wenn der Effekt zugeführter abnormer Stoffe oder die Wirkung von Nahrungsentzug, von Hunger, untersucht wird. Das regulatorische Vermögen des Organismus ist hier enorm: zuerst verbraucht er seine sogenannten „Reserven“, dann seine funktionierenden Gewebe, und zwar die bedeutungslosesten zuerst, die wichtigsten zuletzt. Übrigens ist klar, dass im Hungerzustand nicht nur die Assimilation, sondern auch die Atmung, und zwar in Hinblick auf das „zu Veratmende“ eine Regulation benötigt.

Da wir eine lebende Substanz nicht zulassen können, so ist für uns klar, dass der Organismus immer nur aus bestimmten scharf gekennzeichneten chemischen Stoffen andere macht; dass er aber nicht etwa einen Universalstoff „auf-“ und „abbaut“. Er leistet alles mögliche verschiedene Einzelne, jeweils nach seinen Bedürfnissen.

Mit welchen Mitteln nun leistet er das alles? Es ist klar, dass wir diese Frage auch schon in Hinblick auf den Betriebsstoffwechsel, der ja auch in Einzelleistungen besteht und regulatorisch lenkbar ist, hätten stellen können. So gilt denn die Antwort für beide grosse Teile der Stoffwechsellehre gemeinsam:

Diese Antwort aber besagt, dass „der Organismus“, d. h. das eigentlich Leitende an ihm, meist mit noch unerkannten Mitteln Aufbau und Abbau seiner Bestandteile lenkt, dass er sich aber oftmals sogenannter „Fermente“ dazu bedient und sich das chemische Prinzip der „Katalyse“ nutzbar macht.

Die neuerdings im Vordergrund sowohl des chemischen wie des physiologischen Interesses stehende Erscheinung der Katalyse aber besteht darin, dass durch den Zusatz sehr kleiner Mengen gewisser Stoffe chemische Umsetzungen grossen Betrages erzielt werden können, die ohne jenen Zusatz gar nicht oder ganz langsam ablaufen würden. Das ganze Gebiet der Katalyse gehört zu den allerschwierigsten; es muss darum hier bei diesem blossen Hinweis verbleiben, und es muss die Mitteilung genügen, dass eben in vielen Fällen der Organismus sich der Katalysetoren für seine Zwecke bedient.

Ich lege besonderes Gewicht darauf, dass die Fermente nie etwas anderes als Mittel für das eigentlich Leitende am Organismus sind, dass sie nicht an und für sich dessen Stoffwechsel letzthin erklären: werden doch eben die Fermente von dem eigentlich Letzten im Organismus gebildet, wo und wie dieses Letzte sie braucht. Ihre Bildung also eigentlich ist der wahre Vitalvorgang. —

Wollen wir neben den beiden grossen vom Betriebs- und vom Assimilationsstoffwechel handelnden Teilen der Stoffwechsellehre noch einen dritten unterscheiden, so könnte das die Lehre von den Antitoxinen und von den Gegengiften überhaupt sein: es scheint, dass der Organismus, wenigstens der höchsten Tiergruppen, für fast jedes organische Gift, ja für jeden fremden Eiweisskörper ein Gegengift zu bilden vermag. Einzelne Ausnahmen und Einschränkungen ändern an der fundamentalen Bedeutung dieser Tatsache, deren Untersuchung noch mitten im Fluss ist, nichts.

Wir haben hier das Regulatorische des Organischen in einer seiner reinsten Formen vor uns; mir scheint, man könne mit Recht hier von einem dritten Hauptteil der Stoffwechsellehre reden: vom Schutzstoffwechsel.

* * *

Die Lehre von den organischen Bewegungen kann darum als der menschlich bedeutungsvollste aller Teile biologischer Wissen-

schaft angesehen werden, weil auch der handelnde Mensch ihr letztes und höchstes Objekt ist. Nicht als ob sie sich mit der eigentlichen sogenannten „Psychologie“ zu befassen hätte; die Psychologie in strengem Sinn ist keine echte „Naturwissenschaft“: aber die Bewegungslehre als biologische Naturwissenschaft hat alles, was es an organischen Bewegungen gibt, zu ihrem Objekte, und dazu gehören denn auch diejenigen sich bewegenden organischen Körper, welche wir kurz „handelnde Menschen“ nennen.

Die Bewegungslehre beginnt, der Formphysiologie analog, passend mit dem Studium der elementaren Bewegungsmittel: die Bewegungen nackter Protoplasmamassen, die Muskelkontraktion werden hier analytisch untersucht; auf der anderen Seite ist die Nervenleitung Untersuchungsgegenstand, mit allem was an sie anknüpft: die Begriffe Erregung, Hemmung, „Tonus“, Schaltung usw. werden formuliert. —

Die organischen Bewegungen werden durch die Faktoren der Aussenwelt veranlasst: die Art und Weise, wie solche Veranlassung statthat, und durch welche der Aussenweltfaktoren sie geschehen kann, bildet den zweiten Hauptteil der Erforschung tierischer Bewegungen; wir wollen ihn mit Benutzung der Terminologie neuerer Physiologen die Lehre von der Rezeption nennen. Das, was man Physiologie der Sinnesorgane zu nennen pflegt, gehört in erster Linie hierher; bedingt doch Art und Komplikationsgrad dieser Organe ganz wesentlich die Art und Mannigfaltigkeit der „Reize“, von denen ein Organismus überhaupt getroffen werden kann. —

Sind elementare Bewegungsmittel und die Organe der Rezeption bekannt, so kann die Lehre von den organischen, insbesondere den tierischen Bewegungen zu ihrem dritten wichtigen Teile schreiten: der Lehre von den Potenzen der Zentralorgane. Es ist hier aus der elementaren, beschreibenden Biologie natürlich die Tatsache, dass es solche „Zentralorgane“, dass es z. B. Hirn und Rückenmark gibt, als bekannt vorauszusetzen.

Im übrigen wird hier deutlich, wie viele Analogien die Bewegungsbiologie zur Lehre von der Formbildung aufweist: auch dort handelte ein wichtiger Hauptteil von den „Potenzen“ und ihrer Verteilung.

Das Experiment war der „Lehre von der Lokalisation der Hirnfunktionen“ wesentliches Hilfsmittel: und zwar die Extirpation, die Entnahme von Teilen. Sie ergab, ganz wie bei den Keimesteilen, dass oft in sehr weitem Grade die Funktionen des einen Teils von anderen übernommen werden können, dass es freilich auch Störungen geben kann, welche irreparabel sind; das erste positive Ergebnis ist das theoretisch wertvollere. —

Die Lehre von der Reaktionstypik ist nun der Schlussteil der Bewegungsphysiologie, ist derjenige ihrer Teile, welcher alle anderen voraussetzt: das spezifische Verhältnis zwischen dem Typischen der Reize und der Reaktionen wird hier untersucht.

Das Studium beginnt bei sich bewegenden einfachen Protoplasmamassen, wie sie bekanntlich nicht nur unter Protozoen, sondern auch

im Körper der höheren Tiere in den weissen Blutkörperchen („Phagocyten") vorkommen, zum wichtigen Schutze des Gesamtorganismus. Reize und Reaktionen sind hier einfacher Natur, es handelt sich um geradlinige Bewegungen welche auf Licht-, Wärme- und chemische Reize hin, oder von ihnen ab gerichtet sind; der Begriff der „Stimmung" tritt auf als einzige Komplikation in diesem Gebiete: je nach Umständen kann derselbe Organismus „positiv" oder „negativ" gestimmt sein, das heisst, sich zu derselben Reizquelle hin oder von ihr ab bewegen.

Nun geht die Untersuchung zu den „Reflexen", einfacher und zusammengesetzter Art, über und wendet sich den sogenannten „Instinkten" zu. Die Frage, ob diese restlos in Kombinationen von Reflexen, das heisst von festen, nicht variierbaren Bewegungsreaktionen, auflösbar sind, darf schwerlich als entschieden gelten; namentlich aber ist zu untersuchen, ob es etwa „Instinkte" gibt, welche gleich das erstemal von typischen Reizkombinationen („individualisierten Reizen") ausgelöst werden, oder ob nur „einfache Reize" Instinkte wachrufen. Wäre ersteres der Fall, so würde schon die Instinktlehre die Basis für einen weiteren Beweis der „Autonomie des Lebens" unseres Erachtens liefern.

Sonst wird ein solcher Beweis erst geliefert durch das analytische Studium der wahren Handlung des Menschen und mancher höher organisierter Tiere verschiedener Gruppen. Das, was populär als „Erfahrung" oder „Gedächtnis" bezeichnet wird, ist eine der wesentlichen Grundlagen des Handelns, auf dessen Analyse näher einzugehen natürlich in keiner Weise dieser methodologischen Darlegung Zweck sein kann oder soll. In der Analyse der „Handlung" ist das höchste Problem der Wissenschaft von den Gesetzlichkeiten des tierischen Lebens erreicht.

* * *

Solches also ist der eine Hauptteil wahrer Zoologie in seiner Gesamtheit; ein vollständiges Bild, ein wahres „System" dessen, was über die Gesetzlichkeiten des organischen, insonderheit des tierischen Lebens erforscht werden kann und in der Tat erforscht wird. Die systematischen Probleme treten, wie erörtert, als Gegenbild dazu.

Wäre es nicht angebracht, dass unter dem Namen „allgemeine Zoologie" jenes Bild dem Lernenden wirklich in seiner Vollständigkeit als grosse bedeutsame Einheit vorgeführt werde?

Wäre in solcher Form „Zoologie" nicht auch für den Nicht-Fachmann ein wahres und tiefdringendes Bildungsmittel?

Selbstbetrachtungen.

Von einem Apotheker in Süddeutschland.

In früheren Zeiten haben die Arznei anwendenden Ärzte diese selbst zubereitet, ein System, aus dem sich große und bei zunehmender Spezialisierung der medizinischen und pharmazeutischen Technik unerträgliche Übelstände ergaben: Fortfall jeder Kontrolle, Unmöglichkeit, beide Tätigkeiten gleichzeitig einwandfrei auszuüben u. dgl. Solche Unzuträglichkeiten veranlaßten daher schon vor langer Zeit eine, wenn man von den ärztlichen Handapotheken absieht, allgemein durchgeführte Abtrennung der pharmazeutischen Betriebe von der ärztlichen Praxis.

Es war damit ein Zustand geschaffen worden, mit dem der aufsichtführende Staat, das arzneikonsumierende Publikum, die Ärzte und auch die Apotheker selbst recht wohl zufrieden sein konnten. Denn die Frage, ob die Apotheken ihrem Zweck, den bequemen und billigen Bezug tadelloser Arzneien zu ermöglichen, dienen, konnte für die deutschen Offizinen, die überall im Auslande als mustergültig angesehen wurden, bis vor wenigen Jahrzehnten in ihrem vollen Umfang bejaht werden. Es war Regel, nichts abzugeben, was man nicht entweder selbst zubereitet oder — für die wenigen Fälle, wo man auf Bezug von auswärts angewiesen war — sorgfältigst geprüft hatte. Es entwickelten sich dabei die Apotheken zu segensreichen Wohlfahrtsanstalten, aus denen bahnbrechende Forscher und viele grundlegende wissenschaftliche Arbeiten hervorgingen.

Da wurde die Niederlassungsfreiheit für alle Gewerbe eingeführt. Nicht so für die Pharmazie. Und das war gut; denn sonst hätten wir jetzt in Deutschland Zustände, wie sie sich in den Apotheken Frankreichs und der Schweiz zeigen. Aber es war nur eine negative Leistung; die allein richtige positive Konsequenz zu ziehen, die Apotheken zu verstaatlichen, hat man damals unterlassen. Und bald zeigen sich die Folgen dieser Unterlassungssünde, durch welche der Apothekenbetrieb ein Privileg geworden war, in der anfangs langsam, später rapid sich entwickelnden unvernünftigen Steigerung der Apothekenpreise, welcher der Staat nicht untätig und teilnahmlos hätte zusehen dürfen. Denn man konnte sich's an den Fingern abzählen, daß der Apotheker behufs Verzinsung seines höheren Anlagekapitals an jeder einzelnen Arznei jetzt mehr verdienen mußte.

Gleichzeitig wurde jedoch der Reingewinn der einzelnen Geschäfte immer geringer und zwar aus folgenden Gründen:

Neben den Apotheken und als Konkurrenz für diese hat sich eine andere Art von Geschäften entwickelt, deren Personal weder verpflichtet noch in den meisten Fällen befähigt ist, die dort abgegebenen Arzneimittel auf ihre Qualität hin zu beurteilen: die Medizinal-Drogerien.

Diese werden von unserer Gesetzgebung begünstigt; die Zahl der Mittel, deren Vertrieb den Apothekern vorbehalten ist, wird fortgesetzt vermindert: gewisse Substanzen, als Benzin, Chlorkalk, Natron usw., werden jetzt in den Apotheken meist nur zu den Zeiten verlangt, wo die Drogerie geschlossen ist,

also Sonntags und nachts. — In Übertretungsfällen wird der Drogist meist außerordentlich mild, der Apotheker dagegen drakonisch gestraft.

Es sind uns aber auch nicht wenige Fälle bekannt, wo der Arzt den Patienten zum Bezug seiner Arznei aus dem Drogengeschäft veranlaßt, das weder Grund noch Pflicht hat, für seine Ware zu garantieren. Andererseits hat sich von England, Frankreich und dem Mutterland alles Schwindels, Amerika her, unterstützt durch eine ekelhaft aufdringliche echt amerikanische Art der Reklame, eine neue Form von Arzneien, ein immer größeres Gebiet erobert: die Patentmedizinen, die Geheimmittel. Man lasse sich von einem Stadtapotheker sein „Spezialitäten"lager zeigen und man wird über die unglaubliche Menge von Zubereitungen staunen, welche der Apotheker mit Gebrauchsanweisung fertig verpackt bezieht und weiterverkauft, ohne von ihrer Zusammensetzung eine Ahnung zu haben. Früher hätte ein deutscher Pharmazeut den Vertrieb derartiger „Heilmittel" für nicht gut mit seinem Pflichtgefühl vereinbar gehalten; jetzt freilich mußten solche Kleinlichkeiten und engherzige Bedenken schwinden, seitdem sich Ärzte, darunter weltbekannte Professoren dazu hergegeben haben, den Geheimmittelfabrikanten die schmeichelhaftesten Gutachten über die unübertreffliche Wirkung ihrer Pantschereien zu schreiben.

Durch den Verschleiß dieser Spezialitäten ist aber der Apotheker Zwischenhändler geworden. Um, was er selbst gekauft hat, ohne Prüfung, ohne auch nur die Umhüllung zu entfernen, weiterzuverkaufeu, braucht er keine wissenschaftliche und keine technische Ausbildung. Er braucht auch nicht viel daran zu verdienen; er hat ja wenig Arbeit damit. Daß der Konsument sich dennoch viel teurer bei diesen fertigen Mitteln steht, als bei solchen, die für sein individuelles Bedürfnis eigens angefertigt werden, wird niemanden wundern, der in irgendeiner Zeitung die Ankündigungen so vieler unentbehrlicher und unfehlbarer Mittel liest. Diese spaltenlangen Charlatanerien kosten viel Geld. Zahlen muß es natürlich der Konsument.

Soweit hatten sich die Verhältnisse entwickelt, als im Jahre 1890 das Krankenversicherungsgesetz in Kraft trat. Die Preise der Apotheken hatten eine ungesunde Höhe erreicht, der Gewinn aus ihrem Betrieb war durch die Entstehung der Drogerien und durch die Einführung der Geheimmittel dezimiert worden. Nun leuchtete eine neue Hoffnung auf, die vielen armen Arbeiter, die bis dahin, wenn eine Krankheit sie angefallen hatte, niemanden besondere Sorge machten, als dem Arzt, der sie umsonst behandeln und dem Apotheker, der ihnen umsonst Arzneien liefern durfte, hatten auf einmal die Rechte von wirklichen Menschen erlangt, waren auf einmal sehr verehrte Patienten und Kunden geworden: Hebung des Umsatzes, glatte Rechnung.

Und wieder geschah, was zu erwarten war: wieder ließ sich der Staat die Gelegenheit zum Eingriff entgehen: wieder trat Hausse an der Apothekenbörse ein.

Aber wenn die Erwerbsverhältnisse für den Apothekenbesitzer so ungünstig sind, woher zum Teufel kommt die starke Nachfrage nach verkäuflichen Apotheken, wie läßt sich's erklären, daß sich immer noch Leute für die pharmazeutische Laufbahn finden?

Aus zwei einander stützenden Gründen: den immer noch steigenden ganz unsinnig hohen Apothekenpreisen und dem dadurch wirksam erhaltenen

Aberglauben der großen Masse von der guten Rentabilität der Apotheken einerseits und andererseits aus der beharrlichen Weigerung der Regierung, die von Apothekern schon so oft geforderte Maturität als Bedingung für den Eintritt in den pharmazeutischen Beruf einzuführen.

Beide Faktoren greifen so ineinander ein: Hat ein junger Mann seine sieben Gymnasialklassen hinter sich, so erwacht in ihm der Wunsch, einmal unbeaufsichtet ins Wirtshaus zu gehen, auf dem Spaziergang seine Zigarre zu rauchen und was dergleichen harmlose summa bona eines Pennälers mehr sind. — Das darf jeder Schusterlehrling; aber der deutsche Gymnasiast könnte Schaden darunter leiden. Ist er so weit, so äußert er seinem Vater gegenüber den Wunsch, Apotheker zu werden. Dieser, der es ja beobachtet hat, wie schnell die Apotheken seines Wohnorts die Besitzer gewechselt haben und jedesmal teurer verkauft wurden, macht in den meisten Fällen gar keine Einwendungen, sondern bringt seinen hoffnungsvollen Sohn hoffnungsvoll in die Apotheke, wo dieser von der engen Zucht des Gymnasiums endlich befreit, sich in den ersten Jahren leidlich wohl fühlt, sich sogar ein gewisses Behagen suggeriert in dem ganz richtigen Gefühl, daß für ihn, den Immaturus, das Umsatteln doch einen recht bedenklichen Haken hätte.

Und ist er erst ein paar Jahre bei der Pharmazie, so hat er gewöhnlich, selbst wenn er wollte, gar nicht mehr die Energie zum Umsatteln.

Es werden nämlich an einen Pharmazeuten ganz enorme Anforderungen gestellt: soviel Verantwortlichkeit, soviel Stunden ununterbrochenen, aufregenden und ermüdenden Dienst, wie er, hat kein anderer zu übernehmen. Der Besitzer, der zu teuer gekauft hat — und das haben in den letzten zehn Jahren die allermeisten — muß sein Personal möglichst ausnutzen, um billig, d. h. so arbeiten zu können, daß ihm die Zahlung seiner Zinsen und ein anständiges Leben mit seiner Familie ermöglicht wird.

Einem im Besitz der Approbation zum selbständigen Betrieb einer Apotheke befindlichen Gehilfen wird die Stunde seines Dienstes durchschnittlich mit 49 Pfennig vergütet und das ist ein Dienst, bei dem er abgesehen von der Mittagspause unter Umständen den ganzen Tag nicht dazu kommt, sich auch nur einmal hinzusetzen.

Da der Pharmazeut im allgemeinen nichts anderes gelernt hat, als sein Fach — er hatte einfach keine Zeit dazu —, bei der bestehenden Überlastung auch keine einen Nebenverdienst abwerfenden Arbeiten übernehmen kann, denkt er in den meisten Fällen so: „Besser habe ich es immerhin als Besitzer; zum mindesten brauche ich mich nicht den Launen eines Chefs zu fügen.“ Er will also um jeden Preis ein eigenes Geschäft, zumal er von den Kosten, mit denen ein solches betrieben wird, meist eine recht unklare Vorstellung hat, da ihm der Chef den Einblick in die Geschäftsbücher gemeinhin nicht gestattet. Ist er nun noch verlobt — wenn er überhaupt heiraten will, so ist es jetzt Zeit, dazu zu tun —, drängt die Braut zur Hochzeit, so wird er meist eine Zeit lang sich nach Gelegenheit zum Ankauf umsehen, um sich schließlich doch — anzukaufen.

Zuletzt nach vollzogenem Kauf, wenn er erst einmal in seiner Apotheke warm geworden ist, sieht er allerdings bereuend ein, daß er als Gehilfe ein zwar beschränkteres und beschwerlicheres, aber doch sorgenfreieres Leben ge-

führt hat. Nun will er aber wenigstens das beim Verkauf gewinnen, was er beim Betrieb zu erwerben vergeblich gehofft hatte. Und siehe da, er findet einen noch größeren Optimisten, einen noch Vertrauensseligeren, einen noch Urteilsunfähigeren, der ihm noch mehr zahlt, als er schon verausgabt hat.

Zuweilen freilich nicht sofort. Dann muß er eben sein Geschäft noch behalten. Welche Manöver aber dann zuweilen angewandt werden, um den Umsatz zu heben, darüber höre man einen Fachmann (denn die Apotheken werden, so unglaublich das klingt, nach dem Umsatz, erst in zweiter Linie nach dem Reingewinn bewertet, was ja früher seine Berechtigung hatte, so lang in allen normalen Apotheken ein ziemlich gleicher Prozentsatz des Umschlags Reingewinn war). Wir wollen aber nicht verfehlen, hier auf die Gefahren hinzuweisen, die mit dem Betrieb einer Apotheke für das Publikum verbunden sein könnte, wenn deren Besitzer zu hohe Zinsen herausschlagen muß. Daß die Gewissenhaftigkeit durch die Notlage nicht gefördert wird, leuchtet ohne weiteres ein; denn jeder ist sich selbst der Nächste und die besten Grundsätze müssen in einem von Sorgen gequälten Gemüt unwirksam werden. — Kommen doch kleine Gesetzesübertretungen selbst in gutgeleiteten Apotheken vor: die freihändige Abgabe von Arzneien, die nur auf Rezepte abgegeben werden dürfen; die verbotene Wiederholung von gewissen Mitteln ohne ärztliche Genehmigung, laxer Gifthandel, das den Apothekern untersagte Ordinieren (in ärztlichen Kreisen mit Vorliebe „Kurpfuscherei" genannt). Und das alles nur, um dem tausendköpfigen Brotherrn, dem Publikum nicht vor die tausend Köpfe zu stoßen, aus Furcht vor der Konkurrenz, die vielleicht weniger Umstände macht und deshalb von den Kunden bevorzugt werden könnte. Auch die Spezialitäten wären nie zu ihrer heutigen Bedeutung gelangt, wenn der Apotheker nicht materiell abhängig und auf jede Gelegenheit zum Verdienst angewiesen gewesen wäre. „Ich weiß wohl, daß dieser oder jener Gegenstand, den ich verkaufe, Schwindel ist; aber er wird verlangt und bringt etwas ein: non olet."

Also, wenn der Gehilfe sich selbständig macht, so bettet er sich gewöhnlich nicht auf Rosen. Ist er aber vernünftig, verzichtet er auf die Ehe und auf die Erwerbung eines Geschäfts, so zeigt folgender einfacher Kalkul, wie er für seine alten Tage sorgen kann:

Nehmen wir z. B. den Fall, er habe von seinem Vermögen während der Lehr- und Konditionszeit, als Student und als Einjähriger soviel verbraucht, daß er nach erlangter Approbation eine Stelle annehmen und im ersten Monat seiner Tätigkeit als approbierter Apotheker von dem Rest seines Vermögens leben kann. Das muß er; denn er wird postnumerando bezahlt. Bei äußerster, an Geiz grenzender Sparsamkeit soll es ihm möglich sein — er muß eben auf den Umgang mit den Herren, die mit ihm gedient haben oder die seiner Studentenverbindung angehören, verzichten — sagen wir 60 Mk. monatlich zurück- und verzinslich anzulegen. So hat er am Ende des ersten Jahres 720 Mk.

Er soll dann 26 Jahre alt sein und wir setzen voraus, daß er noch 26 Jahre als Gehilfe tätig ist. Länger kann er nicht, weil in Besitzerkreisen eine mit mangelnder Beweglichkeit und Fügsamkeit begründete Abneigung gegen ältere Gehilfen besteht. Anfangs der fünfziger Jahre hat sich der

Gehilfe — unter der gewagten und in 99 % aller Fälle unzutreffenden Annahme, daß er bei seinem anstrengenden, hohe Anforderungen an seine Nervenkraft stellenden Beruf nie krank geworden ist, niemals einen längeren Erholungsurlaub sich gegönnt hat — etwa 28000 Mk. verzinslich angelegt.

Von den nicht ganz 1000 Mk., die er nun jährlich zu verzehren hat, kann er verhungern. Oder auch er kann davon leben. Wenn er nämlich sein Kapital angreift; dann kann er sich gleichzeitig ausrechnen, in welchem Moment er der öffentlichen Armenversorgung zu Last fällt. — Man wird einwenden, daß der Gehilfe sich, wenn er eine längere Dienstzeit aufweisen kann, doch mehr ersparen muß, weil er dann ein höheres Gehalt beziehe. Keine Ahnung! Man schätzt die jungen Kräfte und bezahlt einer älteren vielleicht weniger, keinesfalls mehr!

Soviel über Apothekenvorstände und ihre Hilfsarbeiter. Aber dem Publikum kann all das gleich sein, wenn es nur „tadellose Arzneien billig und bequem" beziehen kann.

In Deutschland mehr als irgendwo hat Arzt und Patient die Wahrscheinlichkeit, daß er nur das Beste, was überhaupt zugänglich ist, in vollendet sachgemäßer Zubereitung bekommt, sobald es sich um Rezeptur handelt. Für die Spezialitäten freilich, die ja der Staat in letzter Zeit, allerdings mit durchaus unzulänglichen Mitteln, bekämpft, darf diese Forderung billigerweise gar nicht erhoben werden.

Von gewissen Seiten wird es als Sport betrieben, auf die teuren Preise der Arzneien hinzuweisen. Mit Unrecht; denn sie sind bei uns immer noch billiger als irgendwo im Ausland. Und doch ist es andererseits vollständig richtig, daß sie noch billiger sein könnten, wenn der Apotheker nicht zwecks Verzinsung des hohen Idealwertes, den er für sein Geschäft gezahlt hat, soviel daran verdienen müßte. Und wie sieht es mit der Frage der Bequemlichkeit aus? Dafür hat man ja in der letzten Zeit durch zahlreiche Neukonzessionen gesorgt. Auch in hinreichender Weise? Es ist des Guten zuviel geschehen: man hat Apotheken in Ortschaften entstehen lassen, wo sie sich nun und nimmermehr rentieren können und der Besitzer, der zugleich Hausknecht ist, noch Kolonialwaren führen und die Postagentur übernehmen mußte, um überhaupt, wenn auch nur als Kettenhund, leben zu können.

Die Anforderungen, die man an ein so kleines Geschäft stellt, gehen viel zu weit. Der Apotheker muß, wie der Besitzer einer Zentralapotheke ein Laboratorium haben, in dem er vielleicht das ganze Jahr nicht arbeitet. Es ist bekannt, daß sich die Herstellung der meisten Präparate nur dann lohnt, wenn sie im Großen betrieben wird. Wer möchte es also einem solchen bedauernswerten Dorfapotheker verargen, wenn er, der jeden Pfennig dreimal umdrehen muß, sich billiger aus einem großen Laboratorium versorgt, wenn er die Drogen und Chemikalien, die er bezieht, nur oberflächlich prüft, um von der geringen Menge, die er bekommen, nicht einen allzu großen Teil durch die Untersuchung verloren gehen zu sehen. — Und doch sind das oft die tüchtigsten und praktisch wie theoretisch hervorragendsten Kräfte. Aber die Ungunst der Verhältnisse hat sie nicht an eine Stelle kommen lassen, wo sie ihre Kräfte hätten entfalten können. Die Möglichkeit eines bequemen Arzneibezugs ist gegeben; allerdings auf Kosten der Apotheker, die sie zum großen Teil selbstlos für die Allgemeinheit bezahlen.

Trotzdem nun die deutsche Apotheke dem oberflächlich prüfenden Blick als ein Organismus erscheint, der seiner Aufgabe gerecht wird, behaupten wir, sie geht ihrem Verfall entgegen, nein, sie stürzt in ihr Verderben, wenn der Staat nicht bald rücksichtslos und energisch eingreift. Dieser darf nicht dulden, daß die Betriebssicherheit in einem so wichtigen Institut, durch wirtschaftliche Schwierigkeit der Besitzer und Dienstüberlastung der Angestellten in Frage gestellt wird.

Nun ist ja freilich tadeln leicht, bessermachen schwer. Kant nennt „Plänemachen“ eine üppige prahlerische Geistesbeschäftigung. Es ist unendlich schwierig, positive Vorschläge zu machen, bei denen man sich schmeicheln dürfte, niemand wehe zu tun. Die folgenden treten auch nicht mit dem Anspruch auf, den allein gangbaren Weg zu weisen, sie wollen vielmehr möglichst viele Interessenten für die Sache — und das müssen eigentlich alle sein, denen die gesunde Zukunft unseres Staates und die Mehrung unseres Nationalvermögens am Herzen liegt — zum Suchen nach diesem Weg veranlassen.

Nur die jetzigen Apothekenbesitzer, die beim Verkauf gewinnen wollen, sind es, die in Abrede stellen, daß Verstaatlichung die idealste Lösung der Apothekenfrage wäre. Ihre Argumente sind Unmöglichkeit, die Apothekenwerte abzulösen, und Verteuerung der Geschäftsführung. Diese Einwände sind nur zum geringsten Teil berechtigt.

1. Zur Ablösung. Allerdings wäre es finanzieller Selbstmord, wollte der Staat den Besitzern die Preise bewilligen, die sie selbst gezahlt haben oder gar, die sie fordern werden. Denn jeder will beim Verkauf verdienen. Aber die Übernahme wird ganz leicht, wenn sie von langer Hand vorbereitet wird. Die neuen Konzessionen könnten bei der nächsten Erledigung zum Einrichtungswert vom Staat übernommen und verpachtet werden. Viele, die allermeisten Apotheker würden diese Art der Selbständigkeit dem Kauf eines Realrechts vorziehen, letztere dadurch im Preise sinken und könnten in absehbarer Zeit zu angemessenem Preis verstaatlicht werden.

2. Zur Betriebsverteuerung. Freilich würde der Staat seine pharmazeutischen Beamten nicht bis zur Dienstunfähigkeit ausnutzen und dann als Mohren, die ihre Schuldigkeit getan haben, gehen heißen, wie das jetzt von seiten der Chefs geschieht, weil sie nicht anders können.

Aber so teuer, wie die Gegner ihn ausrechnen, wäre der Betrieb der Staatsapotheke nicht, weil mit dem Augenblick, wo sie entstände, eine ganz andere Organisation, vor allem Zentralisation einträte. Der allergrößte Teil jener pharmazeutischen Tätigkeit, die der technische Ausdruck Defektur bezeichnet, würde billiger, besser, zweckmäßiger in großen Zentrallaboratorien besorgt, die zum Teil mit den Landesuniversitäten verbunden sein könnten. Ein großer Teil des Personals stände damit zu anderen Zwecken zur Verfügung. Es würde nicht nur Geld gespart; es würde auch verhindert, daß jährlich große Summen ins Ausland abfließen. In London z. B. besteht eine Fabrik, die ganz Deutschland mit ihren Produkten (in der Hauptsache komprimierte Tabletten aus Drogen und Chemikalien) überschwemmt. Sie sind nicht Erfindung der englischen Firma, wohl aber ihr Name „Tabloids“ und werden wegen ihrer tatsächlich eleganten und bequemen Form viel gekauft. Wir haben die Überzeugung, daß deutsche Ärzte und deutsches Publikum das deutsche Staatspräparat verwenden würden, — wenn es eins gäbe.

Hätte aber erst der Staat sämtliche Apotheken in Händen, so stünde der weiteren Sanierung der deutschen Pharmazie gar nichts mehr im Weg. Viele jetzt freigegebene Substanzen würden auf die Apotheke beschränkt werden, wie man das mit dem Saccharin getan hat, dessen Schädlichkeit nur darin besteht, daß es nicht den hohen Nährwert des Zuckers hat, den der Käufer wegen seiner Süßkraft darin vermutet. Der Staat käme nicht schlecht dabei weg.

Der Pharmazeut müßte mit festem Gehalt angestellt werden und dürfte von den Stoffen, die er verkauft, ebensowenig einen Gewinn haben, wie der Postbeamte an seinen abgegebenen Marken. Erst dadurch würde er unabhängig von der Tyrannis der Kunden und hätte keinen Grund mehr, einem guten zahlkräftigen Käufer gesetzwidrige Gefälligkeiten zu erweisen.

Die größten, teuersten Apotheken sind jetzt zuweilen im Besitz recht junger Pharmazeuten, die auf ein durchaus nicht glänzendes Examen zurückblicken und auch sonst recht mäßige Qualifikation aufweisen. Schaden wird ein solcher ja freilich wenig anrichten, weil er in der Regel wohl selbst nicht arbeitet. „Wenn ich zehn Pferde zahlen kann, ist ihre Kraft dann nicht die meine?" Denn es braucht jemand nur sein Approbationsexamen gemacht zu haben, dessen Anforderung nebenbei bemerkt, an den einzelnen Universitäten ziemlich weit auseinander gehen, dann kann er jedes Realrecht übernehmen. So jung allerdings nur, wer oder wessen Schwiegervater viel Geld hat.

Das z. B. würde wohl anders werden. Ein jeder käme zuerst aufs Land oder in sonst unbequeme Stellungen und rückte nach Maßnahme seiner Qualifikation und seiner Leistungen vor, wie jeder andere Beamte.

Zukunftsmöglichkeiten! Werden sie jemals Realität annehmen?

Was ist Kapitalismus?

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Durch die Sozialdemokratie ist bei uns das Wort Kapitalismus geläufig geworden. Vorher schon gab es den Begriff Kapital. Er stammt, soviel wir wissen, aus der mittelalterlichen Volkswirtschaftslehre und bezeichnet dort etwa das, was wir heute Stammkapital nennen, die ursprüngliche Einlage in ein Geschäft, das Kopfstück eines Borgverhältnisses. Die gelehrte Volkswirtschaftstheorie hat schon immer mit diesem Wort zu tun gehabt, aber sie hat das Kapital nicht als den Ausgangspunkt alles ihres Denkens angesehen und konnte deshalb nicht dazu gelangen, vom Kapitalismus als dem herrschenden System zu reden. Auch

heute noch ist in der akademischen Volkswirtschaftslehre im allgemeinen das Wort Kapital in reichlichem Gebrauch, die Bezeichnung Kapitalismus aber nicht in Verwendung. Erst Professor Sombart setzt den Kapitalismus in die Universitätswissenschaft hinein und verlangt, dass man ihm dabei folge. Bis heute geschieht es nur sehr zögernden Fusses. Es handelt sich nämlich keineswegs bloss um eine beliebige Bereicherung des wissenschaftlichen Sprachgebrauches, sondern um Aufnahme eines Gedankenganges, der bisherigen Methoden und Ergebnissen wissenschaftlichen Denkens zu widersprechen scheint. Im Wort Kapitalismus liegt die Idee, dass das Wirtschaftsleben unserer Zeit wesenhaft von dem früherer Epochen unterschieden und in sich einheitlich sei. Wir haben ein System des Wirtschaftslebens, das es früher nicht gab! Worin besteht dieses System? Was ist das Neue, das wir erleben? Wer kann es sagen?

Die gewöhnlichen Versuche, den Kapitalismus zu bestimmen, gehen vom Begriff Kapital aus, wie er sich im wissenschaftlichen Sprachgebrauch gebildet hat. Kapital ist eine Erscheinungsform des Eigentums und zwar ist es solches Eigentum, das zum Erwerbe benutzt wird, berechenbares Vermögen, das Zins oder Rente bringt. Da es nun aber unbestreitbar werbendes Eigentum schon in den urältesten Zeiten gegeben hat, solange überhaupt Recht und Handel bestehen, so scheint es, als zerfliesse gerade bei Anwendung dieser geläufigsten Methode der Kapitalismus in ein Nichts. Kapitalisten gab es nämlich, bei dieser Art zu untersuchen immer, denn was waren die alten Phönizier oder Syrakusaner, wenn nicht Leute, die ihr Vermögen durch Geschäfte vermehrten? Mag es heute etwas mehr solcher Leute geben, die Sache selbst war immer vorhanden und ist in keiner Weise ein charakteristisches Zeichen der Neuzeit.

Es ist richtig, dass man auf diese Art den Begriff Kapitalismus verschwinden lassen kann; die Mehrheit der Menschen beruhigt sich aber nicht bei dieser theoretischen Abweisung und ist dennoch der Ansicht, es gäbe etwas, was früher nicht da war und was uns alle beherrscht. Es soll die Grösse und leichte Verwendbarkeit des Reichtums in den neuesten Zeiten sein. Kapitalismus soll soviel bedeuten wie Übergewalt des Reichtums in wenigen Händen. Es würde also der Kapitalismus sich durch Quantität von früheren Reichtumsgestaltungen unterscheiden. Diese Auffassung liegt fast aller konservativen und antisemitischen Betrachtungsweise zugrunde. Man hält es für Recht, dass es reiche Leute gibt, nur sollen sie nicht gar zu reich werden. Kapitalismus ist die Überschreitung der natürlichen Grenze des Privatvermögens. Wo aber liegt diese natürliche Grenze? Wenn sich die Bibel an der Wohlhabenheit Abrahams oder Salomos freut, so soll das noch kein Kapitalismus sein; wo aber beginnt er dann? Ist es vielleicht etwa so, dass Besitz an Land, Wald, Vieh, Untertanen nicht Kapitalismus ist sondern erst der Besitz von kaufmännischen Betriebsmitteln, das mobile Kapital? Es gab eine Zeit, wo man geneigt war, nur unaristokratischen Besitz als kapitalistisch anzusehen. Heute wird dieser Versuch kaum mehr gemacht, denn es ist allzu offenbar geworden, dass das, was gestern

mobiles Kapital hiess, sich heute in ein Bergwerk oder Rittergut verwandeln kann. Ist es aber damit geheiligt und sozusagen entkapitalisiert? Man weiss ja nicht, ob es morgen nicht wieder Lust bekommt, sein Rittergut zu verlassen und auf die Getreidebörse zu fahren.

Der Gegensatz von arm und reich ist sicher nicht das Wesentliche am Kapitalismus, denn dieser Gegensatz war im Lehenssystem mindestens so gross als jetzt. Auch die Möglichkeit, sich aus der Tiefe in die Höhe zu arbeiten, war früher nicht grösser, eher kleiner als in neueren Zeiten. Ein höriger, schollenpflichtiger Bauer war wirtschaftlich nicht weniger abhängig als in unseren Zeiten ein Bergarbeiter oder Spinner. Auch er konnte sich als Einzelperson seinem Schicksal nicht entreissen, wenn er sich nicht ruinieren wollte und musste auf den langsamen Gang der Weltgeschichte warten, die seinen Urenkeln einen Teil des Landes als Eigentum geben wird, das die Ahnen in Abhängigkeit beackert haben. Wer also den Kapitalismus als die wirtschaftliche Herrschaft der Reichen erklären will, der mag nur ruhig zugeben, dass schon die Umgebung Karls des Grossen aus lauter Kapitalisten bestand.

Oder besteht der Übergang zum Kapitalismus darin, dass die Menschen der früheren Zeit ihre Arbeit ohne rechnende und technisch konstruierende Vernunft getan haben, dass aber wir die Methode des Spekulierens, Rechnens, Konstruierens gefunden haben? Sind Kapitalisten solche Erwerber, die mit Hauptbuch und Maschine arbeiten im Gegensatz zu solchen, die nach Gewohnheit und Herkommen wirtschafteten? Es kann sein, dass uns diese Fragstellung der Wahrheit näher bringt, zunächt aber ist festzustellen, dass es auch im Altertum gute Rechner gab und dass schon das alte Babylon tönerne Hauptbücher kannte und dass in ihrer Art schon die Bewässerungsanlagen Mesopotamiens grosse spekulative Unternehmungen und dass die Kornversorgungen Roms sehr beachtliche Grossgeschäfte waren. Und wenn die Maschinen der Neuzeit auch in Herstellung der mechanischen Kraft und in Kompliziertheit des Arbeitsvorganges Wunderwerke sind, die die Vorzeit nicht hatte, so bleibt trotzdem wahr, dass die Vervollkommnung des Werkzeuges auch früher nie ganz geruht hat. Rom hatte Manufakturbetriebe und Bergwerke und die Baukunst des Mittelalters ist doch offenbar eine technische Leistung, der auch wir unsere Achtung nicht versagen.

Wo also ist der Begriff Kapitalismus zu fassen? Wir erinnern uns, dass er durch die geistigen Väter der Sozialdemokratie zu uns gekommen ist und dass diese als Wissenschaftler in erster Linie Geschichtsphilosophen sind. Sie kamen von Hegel und Feuerbach her und entfalteten vor ihren Lesern ein Gemälde des Menschheitsganges von der Barbarei oder der Harmonie des Urzustandes bis zum seligen Kommunismus der erhofften Endzeit aller Dinge. Dass sie zu dieser Geschichtsphilosophie durch politische Motive geführt wurden, ist richtig, kann aber hier ausser acht gelassen werden. Es genügt zu sagen, dass sie nicht als Wirtschaftshistoriker ihre Hauptsätze gefunden haben sondern die Wirtschaftsgeschichte nur als Hilfsmittel zur Auslegung

ihrer dichterisch und theoretisch gewonnenen Generalideen benutzten. Dass die Marxisten bei ihren wirtschaftshistorischen Arbeiten viele dunkle Gebiete erhellt haben, wird dadurch in keiner Weise bestritten. Der Begriff Kapitalismus entstand also nicht durch vergleichende Einzelwissenschaft, sondern durch Ableitung der Zukunftsidee des Kommunismus aus der Gegenwart des privatwirtschaftlichen Wirtschaftslebens heraus. Kapitalismus ist bei ihnen in Wirklichkeit der Übergang vom Gegenwartssystem des Rechtes und der Wirtschaft zur gläubig erfassten Zukunft. Kapitalismus ist diejenige Gestaltung des Wirtschaftslebens, in der der Einzelunternehmer sich verflüchtigt, indem er durch Vervollkommnung seiner Betriebsweise eine Organisation der Produktion herbeiführt, die ihn in seiner bisherigen Besonderheit beiseite schiebt. Dieser Gesichtspunkt, dass der Kapitalismus sich selbst überwindet, sein eigenes Leichentuch webt, kurz dass er eine Übergangserscheinung ist, ist für allen Marxismus ganz wesentlich. Ohne diesen Gedanken würden die Marxisten gar kein Interesse daran haben, den Kapitalismus als einen Hauptbegriff einzuführen. Ohne diesen Gedanken würde man auch gar nicht verstehen, weshalb der Sozialdemokrat bei aller Feindschaft gegen die Kapitalisten doch dem Kapitalismus als solchen freundlich gegenübersteht. Er kommt gar nicht darauf, ihn als etwas bleibendes zu denken. Würde er ihn als etwas Dauerndes denken, so müsste er sich vor ihm fürchten. Das aber stellt er wenigstens in der Theorie ganz entschieden in Abrede. Er sagt, dass man den Kapitalismus ungehindert wachsen lassen soll, damit er von selbst zum Kommunismus werde. Es ist also, wenn man sich nicht an einzelne zufällige Wortbestimmungen, sondern an den Gesamtgedankenbestand des Marxismus hält, das Charakteristische im Kapitalismus die Überwindung des Privateigentums durch Wirtschaftsorganisationen, die sich nicht mehr als Privatbetriebe bezeichnen lassen, die aber auch noch nicht Gesellschaftsbetriebe sind.

Indem Professor Sombart zwar von den Marxisten den Begriff Kapitalismus übernimmt, aber das Endziel des Marxismus ausser Betracht lässt, verschiebt sich bei ihm die Absicht der Aufstellung dieses Begriffes. Er sucht das Wesentliche des Kapitalismus in den Vorstufen dessen, was für den Marxisten erst der eigentliche Kapitalismus ist. Ihm ist bereits die gesteigerte Spekulation und Technik, die Methode der Geldwirtschaft an sich, das Wesen des Kapitalismus. Deshalb fängt sein Kapitalismus bereits im ausgehenden Mittelalter an. Er beschreibt die Überwindung des alten selbstgenügsamen Ackerbaues und Handwerks durch den kaufmännischen Produzenten und leistet damit, selbst wenn die Einzelkritik seiner Fachgenossen noch so viele Fragezeichen an den Rand seiner Arbeit macht, etwas Grosses. Was ihm aber unseres Erachtens nicht ganz gelingt, ist die Abgrenzung seines Kapitalismus gegenüber den kaufmännischen Erscheinungen der Vorzeit. Er stellt als Kapitalismus nicht etwas dar, was vorher so noch gar nicht vorhanden war, sondern nur die sieghafte Durchdringung einer Geschichtsperiode mit Anschauungen und Tendenzen, die es schon vorher

gab, die aber nun erst den Makel der Unehrenhaftigkeit und Besonderheit von sich warfen. Während vorher der kaufmännische Geist eine Einzelerscheinung im ganzen der Völker war, wird er im Laufe der letzten Jahrhunderte zur Normalform: Jeder kauft und verkauft. Damit ändern sich Betriebsweise und Gesinnungen. Es ist also nicht wunderbar, wenn die fachmännische Kritik dem Sombartschen Begriffe des Kapitalismus vorwirft, dass seine Elemente nicht neu sind, sondern schon immer vorkommen. Das Neue ist das massenhafte Heraustreten der kaufmännischen Seele und die dadurch hervorgerufene Erweiterung aller kommerziellen, technischen und rationalistischen Tendenzen. Die alte Welt treibt als ihre letzte Frucht die Geschichtsperiode der weltbeherrschenden Händler aus sich hervor. Diese Periode ist es, in der wir gelebt haben und leben und die wir erkennen müssen, wenn wir uns selbst erkennen wollen. Ob aber diese Periode schon Kapitalismus ist oder nur Ouvertüre des Kapitalismus, das ist die Frage, die man sich stellen muss, wenn man den Gegensatz zwischen Sombart und der Mehrzahl seiner Fachgenossen sich verdeutlichen will.

Nehmen wir an, dass erst mit den Syndikaten, Kartellen, Grossbanken und kombinierten Betrieben der eigentliche Kapitalismus einsetzt, so haben wir eine festere Grenze zwischen alter und neuer Wirtschaftszeit gewonnen und bleiben der ursprünglichen Absicht des geschichtsphilosophischen Begriffes Kapitalismus näher. Das Wesen des Kapitalismus ist dann die Organisation der Produktion für ein Volkswirtschaftsgebiet, das weit über die alten Stadtgebiete hinausgeht. Auch die alten Stadtgebiete hatten eine Organisation der Produktion in ihren Zünften, Gesellenverfassungen und Marktrechten. Diese alte Organisation zerbricht in einer privatwirtschaftlichen Zwischenperiode. Nun aber hebt sich aus dieser Zwischenperiode, die bei Sombart bereits als der Kapitalismus erscheint, eine neue weitere Organisation heraus, die den auf sich gestellten Einzelunternehmer wieder in Abhängigkeit versetzt, ihm vorschreibt, wieviel und unter welchen Bedingungen er produzieren soll. Bis zu welcher Ausdehnung sich diese neue Organisation entwickeln, ob sie alle Gewerbe erfassen, ob sie sich an Staatsgrenzen halten oder international auftreten wird, lässt sich heute mit Sicherheit noch nicht beurteilen, soviel steht aber schon jetzt fest, dass etwas ganz Neues in die Weltgeschichte eingetreten ist: der Wille, die Herstellung der menschlichen Bedarfsgüter als Aufgabe zentralisierter Körper zu erfassen. Bei diesem neuen Anfang handelt es sich nicht um etwas, was heute kommt und morgen wieder geht. Wir werden nie wieder syndikatsfrei werden. Alles, was von heute an geschehen kann, ist die innere Umgestaltung der neuen Verbände, eine andere Verteilung der Macht in den Produktionsgemeinschaften, die Verbände als solche setzen sich durch, denn wir sehen sie mit festem Naturtritt sich Platz machen. Wo sind die Kräfte, die sie wirklich hemmen könnten?

Das ist das Hervorragende an der Geschichtsphilosophie von Marx, dass er hinter dem Privatunternehmer eine Organisation der Produktion heranrücken sah, ehe sie vorhanden war. Bis zu diesem Punkt gibt

die nach ihm kommende Geschichte seiner kühnen dialektisch geschulten Phantasie recht. Nicht ebenso sicher ist, ob sie ihm noch mehr recht geben wird. Es entsteht vor unseren Augen der Kapitalismus als System, die Zusammenfassung des erwerbenden Eigentums zur greifbaren, formulierten Organisation. Das, was wir bisher gehabt haben, war kein System, sondern nur eine Gleichmässigkeit vieler ähnlicher Privatunternehmungen. Es fehlte das Merkmal der Gesellschaftsordnung, um im Sprachgebrauch der Marxisten zu bleiben. Die Menge der vereinzelten Privatkapitalisten machen, solange sie vereinzelt sind, noch keine Gesellschaftsordnung aus. Eine solche streckt jetzt ihre Arme aus und wir fühlen ihren Griff. Sie beginnt im Gebiet von Kohle, Eisen und Grossfinanz. Ihr zentraler Sitz scheint die Herrschaft der Kohle werden zu wollen. Was vor 50 Jahren marxistische Theorie war, fängt an, materiell da zu sein. Der Kapitalismus als solcher steht vor der Tür. Ob er aber nur kommt, um sich nach marxischer Vorhersagung baldigst in demokratische Gesellschaftsproduktion aufzulösen, das ist der sehr unsichere Punkt. Vorläufig sehen wir nur, dass dieser Kapitalismus im Aufsteigen ist, sich erst selbst seine Ordnungen schafft und sein Machtgebiet erweitert. Ehe er sich selbst durchgesetzt hat, sind wir alle, die wir heute leben, längst gestorben. Wir können ihn nicht aus dem Sattel heben, ehe er sich selbst müde geritten hat. Daran aber denkt er noch nicht. Wir werden in diesem Kapitalismus leben müssen, von ihm umsponnen, umzogen, beengt, bedrängt, getragen. Unsere Sorge aber muss sein, dass er nicht die Seele aller Menschlichkeit und Menschenarbeit tötet: das persönliche Wollen. Deshalb müssen wir ihn nicht nur als eisernes Schicksal kommen sehen, sondern als eine Organisation, die von Menschen gemacht, auch von Menschen in ihrem Wesen bestimmt werden kann. Der Staat, die noch privatwirtschaftlich tätigen Bürger, die Beamten und Arbeiter des Kapitalismus sind alle zugleich daran interessiert, dass die neue Wucht uns nicht alle zerdrückt. Sie alle haben nicht die Möglichkeit und, wenn sie verständig sind, nicht die Absicht, die grossen technischen und volkswirtschaftlichen Vorteile, die in der Gesamtorganisation der Produktion und ihrer Bedingungen liegen, zu hemmen und zu zerstören, aber sie müssen alle ihre Kräfte vereinigen, um diese Vorteile allen Beteiligten und im letzten Grunde allen Volksteilen zuzuführen. Da wir einmal in den Kapitalismus hineingeraten, dürfen wir nicht dulden, dass er sich absolutistisch und rein privatkapitalistisch gestaltet. Da der Kapitalismus da ist, muss er demokratisiert werden, wenn er uns nicht in der allgemeinen Menschenkultur zurückwerfen soll. Wir sind ihm nicht feindlich, aber wir wollen, dass er der Gesamtheit diene.

Rundschau.

*

Zur Grazer Tonkünstlerversammlung.

Wir haben bereits im August-Hefte des vorigen Jahres auf die in den Tagen vom 31. Mai bis 6. Juni zu Graz und Wien stattfindende Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins hingewiesen. Es seien hier die Worte nochmals wiedergegeben, mit denen Paul Marsop diese festlichen und bedeutsamen Veranstaltungen begrüßt hat:

„In Graz, im Herzen der deutschen Alpen, wird unsere nächstjährige Tagung stattfinden . . . Nicht nur den wackeren, rührigen Vorkämpfern des musikalischen Fortschrittes im Nachbarreiche, auch den in alten und neuen Stürmen gehärteten, mannhaften Vertretern des deutschnationalen Gedankens gilt der Besuch des Allgemeinen Deutschen Musikvereins. Mit den Händedrücken, die wir in Graz austauschen, wird noch ein anderes besiegelt werden, als das rechte Einverständnis in wichtigen Kunstfragen der Gegenwart und der absehbaren Zukunft. Fern liegen muß uns jeder Gedanke an Politik. Doch bleibt es uns unbenommen, uns von ganzem Herzen an der Begeisterung zu erfreuen, mit der männiglich die Klänge des „Kaisermarsches" in den Grazer Festtagen begrüßen wird!"

*

Julius Kniese.

Herrmann Zumpe vergönnte sich selten ein Lächeln. Er hielt ängstlich an einem würdevollen Auftreten fest und verfügte nur an Ausnahmstagen über einen zähflüssigen Humor. Wie er denn auch über das Theater nie ganz Herr wurde, weil er sich selbst mit dem oberflächlichsten Komödianten in ehrsamem Diskurs auseinandersetzte. Einmal ist ihm aber doch ein Scherz geraten. Wir saßen zu Bayreuth im „Frohsinn" bei frugalem Mittagstisch: keine Berühmtheiten, keine Feuilletonisten, keine aufgedonnerten Patronessen — nur Musiker mit ehrlichem Namen waren beieinander. Da öffnete sich die Türe. Langsam abgemessenen Schrittes, mit zusammengezogenen Brauen kam Zumpe auf uns zu und sprach: „Wißt ihr schon? Der Kaiser von Rußland leidet an Größenwahn. Er bildet sich ein, er wäre Kniese!"

Man hat den besten Blick für die kleinen Schwächen der Leute, mit denen man seinem Wesen nach eng verwandt ist. Zumpe brauchte nicht viel mehr als sein Spiegelbild aufzufangen, um Kniese mit treffend karikierendem Strich abzuschildern. Unter den fleißigen Talenten sind eine größere Anzahl selbstbewußter Naturen zu finden als unter den regsamen Genies. Das Talent, das seine Hilfsmittel nicht aus dem Ärmel schüttelt, ist stärker auf methodische Tätigkeit angewiesen, kann sich also die aufgewendeten Arbeitsstunden leichter zusammenrechnen und fühlt sich gehoben, wenn sie eine hohe Summe ausmachen. Kniese durfte mit Recht und Fug auf seine Leistungen stolz sein. Was ihm von Inspirationen aus vertrautem Umgang mit Meisterpartituren, aus aufhellenden Beratungen mit Frau Wagner zukam, das hat er, unermüdlichen Eifers voll, in klare, sprechende reproduzierende Kunst umgesetzt. Er war der eiserne Träger im Bau von Bayreuth — der Mann des wurzelfesten Pflichtbewußtseins, der inmitten des Gewirrs von hundert sich kreuzenden Einflüssen im Gegeneinanderstreben der Eitelkeiten

und Egoismen durch seine zähe Energie, durch seine Charakterfestigkeit, die keinen Augenblick mit sich spaßen ließ, alle Mitwirkenden zu pünktlichem, strengem Vorbereitungsdienst heranzwang. Man vermag es sich schwer vorzustellen, wie die vorbildlichen Bayreuther Aufführungen des „Lohengrin“ und der „Meistersinger“ ohne Kniese zustande gekommen wären; man kann die bange Frage nicht unterdrücken, wer sich berufen fühle, sein Amt und seine Verantwortung auf sich zu nehmen.

Was ein Bülow, ein Mottl, ein Hans Richter mit der technischen und geistigen Durchbildung des Wagnerischen Orchesters erreichten, das hat Kniese mit der mustergültigen Schulung des Chores im musikalischen Drama der Gegenwart erzielt. Rhythmische Genauigkeit, einwandfreie, bestimmte Phrasierung, tadellos deutliche Aussprache und sinngemäße Betonung: das waren in jeder Festspielperiode die Ergebnisse seiner bis zum äußersten angespannten Probentätigkeit. Auf dem Gebiete der künstlerischen Disziplinierung der Massen trug er seine Haupterfolge davon. Er war der geborene Chorpädagog, bis zu dem Grade, daß er, als er späterhin auch den Solisten nähertrat, die Grundregeln des preislichen Chorregenten nicht immer mit Glück auf das individuell zu behandelnde Rollenstudium anwendete. Das Chormitglied, das zumeist in mehrstimmig geführten Sätzen und mit stärkerer Orchesterbegleitung singt, muß die Konsonanten nicht selten scharf, hier und da überscharf nehmen, herausdrechseln, bei schroffen Akzenten sozusagen „anhauen“, um dem Zuhörer das Wort gut verständlich zu machen. Wenn der Solist dieses Verfahren einschlägt oder einzuschlagen angeleitet wird, läuft er Gefahr, sein Heil in brüchiger Deklamation zu suchen, mit dem Atem willkürlich zu wirtschaften, eine edel geschwungene Linie zu zerreißen und schließlich die geringe Eignung für gebundenen Vortrag, die er als Deutscher mit auf die Welt brachte, vollends einzubüßen. Kniese war nicht ohne Schuld an der Ausbreitung des Mißverständnisses, daß der durchaus melodische Wagnerische Sprachgesang ein in unerfreulicher Silbenhackerei sich abhaspelnder Sprechgesang sei. Hingegen haben auch die Einzelkünstler der Bühne im Knieseschen Wagnerseminar sich eine nicht hoch genug einzuschätzende Tugend erworben: die Achtung vor dem festgefügten Viervierteltakt, vor den peinlich streng inne zu haltenden kleinen und kleinsten Notenwerten — und auch vor den Pausen, die just bei Dramatikern wie Mozart und Wagner nur dann beredt sind, wenn man die Vorzeichnungen nicht im geringsten antastet.

Die Liebe zum Genius läßt sich nicht anlernen. Wohl aber der Respekt vor seiner Handschrift. Darauf verstand sich Kniese. An erster Stelle steht die Erziehung zur Gründlichkeit. Ihr folgt weiterhin die Suggestion der harmonischen Abtönung, der Anmut, des feinsinnigen Geschmackes. Wäre Kniese ein längeres Leben beschieden gewesen, so würde er seinen Einzelpflegglingen wohl auch das Schönheitsgesetz in der Wagnerischen Gesanglinie mundgerecht gemacht haben.

München. Paul Marsop.

*

Albert Schweizer, J. S. Bach le musicien-poète.

Leipzig, Breitkopf und Härtel 1905. XX u. 455 S. — Brosch. 8 Mk.

Als Franz Liszt im Jahre 1855 seinen bekannten Essay über Berlioz' Harold-Symphonie schrieb, führte er unter den Vorläufern des genialen Franzosen auf dem Gebiete der Programmmusik auch J. S. Bach mit seinem Capriccio „Auf die Entfernung eines sehr teuren Bruders“ an, und seitdem paradierte dieses Stück neben Kuhnaus „Biblischen Historien“ als Glanznummer in all den historisierenden Plaidoyers, die zugunsten der neueren Programmmusik gehalten wurden. Demgegenüber fiel es denjenigen, die sich den Glauben an Bach als eine der Hauptstützen des absolut musikalischen Kunstideals nicht rauben lassen wollten, leicht geltend zu machen, daß es doch wohl die Bedeutung jener kaum allzu ernsthaft gemeinten Jugendarbeit gewaltig überschätzen hieße,

wenn man ihr bei Entscheidung der Frage, inwiefern sich der große Thomaskantor bei seinem Schaffen durch außermusikalische Gedanken und Impulse habe leiten lassen, allzuviel Gewicht beilegen wollte. Schwerer dürfte es werden, sich mit dem vorliegenden Buche auseinanderzusetzen, ohne daß die landläufigen Anschauungen über Bach als einen unanzweifelbaren Vertreter der „absoluten“ Musik wesentliche Einschränkungen und Modifikationen erfahren müßten. Der Verfasser ist ein französisch schreibender und in mehr als einer Hinsicht auch französisch denkender Elsässer, von Haus aus protestantischer Theologe, überdies ein theoretisch und, wie es scheint, auch praktisch (als Organist) durchaus geschulter und bewährter Musiker. Schon das erscheint nicht bedeutungslos. Wie er durch seine angestammte Doppelstellung zwischen zwei nationalen Kulturen, von denen die eine ihrem ganzen Wesen nach Bach innerlich zu fremd gegenübersteht, um ihn sich jemals ganz zu eigen machen zu können, während innerhalb der anderen Tradition und Vorurteil sich bereits so dicht um die Gestalt des Meisters gelagert haben, daß es hier schon nicht mehr ganz leicht fällt, ihn in völlig freiem und unbefangenem Lichte zu erblicken, — wie also der Deutschfranzose oder französisch Deutsche doch wohl in mancher einschlägigen Frage klarer und richtiger sehen konnte, als es dem reinen Deutschen oder gar dem reinen Franzosen möglich gewesen wäre, so haben sich auch Theologe und Musiker bei diesem Buche in der denkbar günstigsten Weise gegenseitig in die Hand gearbeitet. Daß ein Theologe, der nicht Musiker ist, kaum etwas positiv Belehrendes über das Schaffen eines Bach würde sagen können, ist von vornherein klar; aber auch einem Musiker, der nicht in der lebendig empfundenen Gedanken- und Vorstellungswelt des Protestantismus wahrhaft heimisch ist — und wieviele gebildete Laien können das heute noch von sich rühmen —, auch ihm wird mehr als eine Beziehung entgehen müssen, die für die Gesamtbeurteilung der Bachschen Kunst von ausschlaggebender Bedeutung ist. — Ch. M. Widor, der berühmte französische Orgelmeister, erzählt in der Vorrede, die er zu dem Schweitzerschen Buche geschrieben hat, dessen Entstehungsgeschichte. Schweitzer hatte öfter Widor aufgesucht, um sich Rat über die Interpretation der großen Orgelmeisterwerke von ihm zu erholen. Dabei legte der Lehrer dem Schüler selbst gelegentlich die Zweifel und Bedenken vor, die ihm angesichts gewisser, in rein musikalischer Hinsicht schlechthin unbegreiflicher Seltsamkeiten in den Choralvorspielen J. S. Bachs aufgestoßen waren. Schweitzer, ein vortrefflicher Kenner der alten protestantischer Choräle, war meist imstande, Widors Skrupel durch Hinweis auf die Texte der betreffenden Choräle beschwichtigen zu können, indem er ihm nachwies, wie der Meister durch den poetischen Wortlaut sich in der Wahl der musikalischen Ausdrucksmittel habe beeinflussen lassen. Diese Nachweise waren die ersten Keime, aus denen sich allmählich der Gedanke einer umfassenden Studie über den poetisierenden Symbolismus der Bachschen Musik entwickelte. Bei den Choralvorspielen, auf deren Analyse Schweitzer sich ursprünglich beschränken wollte, konnte er nicht stehen bleiben. Denn es zeigte sich, daß dieselbe eigentümliche Art der Abhängigkeit vom Wort, der Beeinflussung der Musik durch den poetischen Gedanken sich auch in den anderen Werken des Meisters wiederfindet, so vor allem in den Kantaten, den Passionen, den Motetten und den Messen. Diese Vokalwerke mußten in die Untersuchung mit einbezogen werden und schließlich stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Resultate der historischen und biographischen Forschung, so weit sie Bachs Leben, seine Zeit, seine Vorgänger, das Entstehen und Werden der von ihm vorgefundenen und benutzten Kunstformen und dergleichen betreffen, nicht außer acht zu lassen, da nur mit voller Berücksichtigung der geschichtlichen Zusammenhänge eine wahrhaft lebendige und verständliche Vorführung der Gesamterscheinung des Meisters auch nach dieser Seite der poetisierenden Tendenzen seines Schaffens hin zu ermöglichen war. Die Fülle der neuen Gesichtspunkte, die das so entstandene Buch bietet, macht es unzweifelhaft zu der bedeutendsten Publikation auf dem Gebiete der Bach-Literatur, die uns seit Spittas monumentaler Biographie geschenkt wurde. Daß es in seinen Ergebnissen vielfach angefochten werden wird, könnte dieser

seiner Bedeutung selbst dann nicht allzugroßen Abbruch tun, wenn sich herausstellen sollte, daß es tatsächlich in Einzelheiten anfechtbar ist. Eine Gefahr lag für Schweitzer besonders nahe, die nämlich Bach durch die Brille des Anhängers der modernen Programmmusik zu betrachten. Es verdient besondere Anerkennung, daß er diese Klippe erkannt und glücklich vermieden hat. Er weiß sehr wohl, worin die poetisierende Musik eines Bach prinzipiell von der der Modernen sich unterscheidet, und wenn auch die Formulierung dieses Unterschiedes — wie überhaupt alles allgemein Ästhetische bei Schweitzer — wohl etwas schärfer und präziser hätte gefaßt werden können, so spricht er sich doch klar genug darüber aus, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als sei es ihm darum zu tun, aus seinem Helden einen Vorläufer der neueren Programmmusik zu machen. Bedenklicher ist der Mangel, daß die beiden Kategorien: deskriptive Musik (Tonmalerei) und Ausdrucksmusik nicht hinlänglich auseinander gehalten werden; hier ist der Punkt, wo eine fruchtbare Kritik der Schweitzerschen Ergebnisse einzusetzen hätte. Eine solche Kritik wird wohl von deutscher Seite kommen müssen, und schon deshalb wäre es höchst erwünscht, wenn recht bald eine gute deutsche Übersetzung des ganz außerordentlich anregenden Werkes erscheinen würde.

München. Rudolf Louis.

*

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In seiner Schilderung italienischer Reisen (Aprilheft d. Südd. Monatsh.) spricht Meister Thoma von Tiermißhandlungen, die ihm den „Eindruck von dem schönen Tivoli verleidet" hätten. Und er fügt hinzu:

„Man darf solche Scheußlichkeiten gar nicht erzählen."

Gestatten Sie dem unterzeichneten Leser der Südd. Monatshefte eine Gegenbemerkung.

Daß Hans Thoma in seinen willkommenen Erinnerungen (die uns die Welt von der Sonnenseite zeigen) nicht bei diesen Scheußlichkeiten verweilt, kann man ihm danken — zugegeben, sie passen nicht in seine Welt.

Aber nicht erzählen dürfte man sie? Sind sie doch da! Schreien doch die Qualen unmündiger Kreaturen zum Himmel! Durch Schweigen lindert man sie nicht! Nein! Nicht dringlich, nicht vernehmlich genug kann man sie erzählen, und soll man sie immer wieder erzählen!

Ich muß gestehen, es ist mir aufgefallen, daß die Süddeutschen Monatshefte zu diesen Dingen noch keine Stellung genommen haben. Gehören die Tierschutzbestrebungen etwa nicht wesentlich zum Bilde deutscher Kultur? Und ist das Verständnis für die Tierseele nicht ein germanisches Vorrecht?

Wie steht es damit bei uns in Wirklichkeit?

Ach, wir brauchen nicht nach Italien zu gehen, um Zeuge nutzloser, gedankenloser Tierquälerei zu werden.

Ich greife ein Beispiel aus meiner näheren Umgebung heraus. Im vorigen Monat hat ein thüringischer Arbeiter einen Hund geschlachtet und ihm — während das Tier noch lebte und heulte — das Fell abgezogen. Dieser — Mensch (homo sapiens) erhielt 10 Tage Haft.

Zur Beleuchtung der — wenn schon gestraft werden soll — lächerlichen Maßnahme erlauben Sie mir eine merkwürdige Verfügung amerikanischer Gesetzgeber mitzuteilen.

„Was soll man dazu sagen, schreibt das Berl. Tagebl., daß die Legislatur von Nebraska, der dort erscheinenden ‚Germania' zufolge, jetzt ein Staatsgesetz angenommen hat, wonach der bisher den menschlichen Arbeitern gewährte Schutz auch auf die Vierhänder ausgedehnt wird? Die Weisen haben nämlich die Bestimmungen des Achtstundengesetzes auch für die kleinen Affen, die Wanderkünstler des Leierkastens mit sich zu führen pflegen, als verbindlich erklärt! Diese Äffchen brauchen in Zukunft also nur mehr noch acht

Stunden zu tanzen. Werden sie länger zur Arbeit gezwungen, so dürfen sie Entrüstungsversammlungen einberufen." O ihr billig Scherzenden, wenn die unmündigen Tiere protestieren könnten, sie hätten's längst getan, daß euch die Ohren klängen!

Ehrfurcht vor dem Wunder des Lebens! „Rechtsanerkennung alles Lebenden" (Weltrich) — wie weit sind wir noch davon entfernt, wieviel hat die Erziehung zumal da zu tun! Hier sollte auch der naturwissenschaftliche Unterricht in den Schulen einsetzen — auf die Zahl der Hufe, auf diese und jene Merkzeichen kommt es weniger an als darauf, zu wissen, daß wir lebende Wesen vergewaltigen, die ein Recht zum Leben haben wie wir — zuweilen ein besseres (exempla docent).

Nicht die sorgsame Behandlung der Tiere lediglich aus Nützlichkeitsgründen — nein, die Urempfindung, daß alle Lebewesen uns verwandt sind und ihr eigenes Recht zum Leben haben, werde anerzogen.

Tun Sie etwas dazu, daß diese Empfindung Gemeingut werde und gönnen Sie, geehrte Redaktion — das ist meine Bitte — in dem reichen Inhalt der Süddeutschen Monatshefte auch dem Recht der unmündigen Tiere einen ständigen, dauernden Anteil. Es ist, nichts für ungut, höchstes Kulturwerk.

Arnstadt i. Th., April 1905. Alfred Walter.

*

Eine neue Jean-Paul-Ausgabe.

Zu den Ausführungen Dr. Josef Müllers im Maiheft haben wir Zuschriften von Lesern erhalten, die sich bereit erklären, einer zu gründenden Jean-Paul-Gesellschaft beizutreten. Wir werden auf die Angelegenheit in einem der folgenden Hefte zurückkommen.

*

Sozialfinanzielle Rundschau.

Unser Industrieaufschwung macht weitere Fortschritte! Man hört von dem Wiederanblasen alter Hochöfen, von Absichten des Stahlverbandes, die Beteiligungsziffern der Walzdraht- und Röhrenfabriken wesentlich zu erhöhen usw. usw. Und angesichts des reichlichen Einfließens der Aufträge von allen Seiten brauchen sich unsere Industriellen auch keine so starken Preisdrückereien mehr gefallen zu lassen. Denn oftmals, wo die Bedingungen heute weit niedriger sind als früher, rührt dies nur von den Selbstkosten her, die wir inzwischen technisch und kaufmännisch billiger zu gestalten gelernt haben. Natürlich fehlt es nicht an dem bösen Willen der Großverbraucher, möglichst wenig zu bezahlen, aber hieran wurden sie ja früher von der Fabrikation selbst gewöhnt. Man denke nur an den tollen Wettbewerb um unsere Städte seitens der elektrischen Unternehmen, die Magistrate und Stadtverordnete mit Millionen-Unterbietungen förmlich überschwemmt hatten. Ob übrigens die außerordentlich gute Beschäftigung bei uns, nicht in den Kursen bereits einen übertriebenen Ausdruck findet, ist eine andere Frage. Indessen pflegt ihrer ganzen Natur nach die Börse einer geschäftlichen Bewegung stets voranzueilen, ebenso wie sie oft pessimistisch schon in Zeiten geworden war, wo kaum eine erste Abschwächung fühlbar wurde.

* * *

Rußland hat wieder Geld bekommen und zwar in Form von Schatzwechseln, die 9 Monate zu laufen haben. Sogar englische Diskonteure scheinen dem Hause Mendelssohn einen Posten abgenommen zu haben und auch die Amerikaner, soweit sie russische Aufträge, besonders in ausgedehnten Schiffsbauten haben, dürften schließlich starke Anzahlungen in Zarenwerten nicht zurückweisen, die ja vorläufig noch immer verkäuflich

bleiben. — Geschäft bleibt eben Geschäft! Sollte jedoch die dortige Autokratie ihre gegenwärtige Halsstarrigkeit fortsetzen und den unablässig nötigen Reformen nur unter der Bedingung geneigt sein, daß die Mitarbeiterschaft weiter Kreise hierbei weiter ausgeschlossen bleibt, so würden jene Reformen nur auf dem Papier zu stehen kommen. Alsdann könnte aber auch die Geduld ihrer bundesfreundlichsten Gläubiger allmählich zu Ende gehen, die ebenso wie die neuen deutschen Besitzer von russischen Fonds ohne umfassende ja tiefgehende Veränderungen, über die Zukunft Rußlands nur trübe zu denken vermögen. Inzwischen lauten die wirtschaftlichen Meldungen ans dem Osten: Alles eher, als besser. Vor allem sollen die Reichsbankfilialen im Innern des Reiches jetzt wiederholt versucht haben, die Einlösung von Banknoten gegen Gold bald ganz zu verweigern, bald nur teilweise auszuführen. Würde diese ganz neue und jedenfalls von Petersburg ausgehende Situation fortdauern, so käme dies einer Wiederaufhebung der doch noch so jungen Goldwährung ziemlich nahe. Vor allem aber würde ein Agio entstehen, das die vom Ausland bezogenen Fabrikate unversehens bedeutend verteuern müßte. In den 90er Jahren schon hatte die Regierung einmal ihre reichen Klöster veranlaßt, die von ihnen angelegte Goldrente gegen Papierrente zu vertauschen, damit man den Franzosen, die von Fonds in Papiervaluta nichts wissen wollten, gangbares Verkaufsmaterial zur Verfügung stellen könne. Vielleicht ist dies auch jetzt wieder geschehen!

* * *

Die Verschleppung der Novelle zum Berggesetz läßt uns in die Wühlkraft und in den Einfluß einer schmalen Reihe von Großinteressenten ganz eigenartige Blicke tun! Wie entrüstet und vielleicht wie ehrlich entrüstet waren die verschiedensten Parteien des preußischen Landtages, als der Streik im Ruhrgebiet, sogar unter Kontraktbruch, ausgebrochen war. Wie fest wurde hierdurch das Vertrauen der Ausständischen zu dem guten Willen der Volksvertretung, die allein durch diese Haltung gar nicht abzusehendes Unglück unter zahllosen Darbenden vereiteln half. Und heute erleben wir das seltsame Schauspiel, daß die Regierung mit ihrer doch gewiß maßvollen Reformnovelle durchaus in Stich gelassen werden soll. Als dunkele Gewalten in dieser Angelegenheit lassen sich lediglich erste Arbeitgeber und diesen nahestehende Männer herausspüren, die aber in ihrem stillen oder lauten Fanatismus den Schaden ganz übersehen, den sie hierbei dem eigenen Geldbeutel zufügen. Denn die Grundlage aller gewerblichen Tätigkeit bildet doch die Sicherheit der Arbeitsverhältnisse und diese dürften unter einem etwaigen Siege der Prinzipale und deren Freunde im Landtage lange hindurch schwankend bleiben. Kommt jenes Gesetz nicht zustande, das nur Blindheit als überflüssig darstellen kann, so wären alle Kohlenaktien fünfzig Prozent weniger wert. Es gibt aber noch idealere Werte als die, welche der Kurszettel verzeichnet.

* * *

Unsere Handelsausweise für das Jahr 1904, die diesmal prompt erschienen sind, geben zu interessanten Anmerkungen Gelegenheit, die die Statistik allein nicht liefern kann. Vor allen beziehen wir wieder ungleich mehr von England, das seit 1898 gegenüber Amerika in zweite Stelle gerückt war. Damit wäre freilich nur bewiesen, daß England seine Macht als Zwischenhändler erneuert hat, da ja wegen der günstigeren Rückfracht, Bezüge von Rohstoffen auf diesem Wege fast immer leichter waren. Man denke nur an die Silberverkäufe aus der Union nach Ostasien, die sonst regelmäßig via Liverpool versandt wurden. Für das verflossene Jahr fällt freilich die mangelnde amerikanische Getreideausfuhr ins Gewicht, indem die Union in Weizen nicht ausfuhrfähig war. Auch die starken Goldsendungen Englands zu uns, besonders für Rechnung der Reichsbank, die ihren Barbestand stärken wollte, machen in den englischen Ausfuhrziffern Figur. Indessen könnten dies auch amerikanische Guthaben in London zum Teil gewesen sein, da Newyork jetzt vielfach große Goldbeträge, sogar verleiht. Exportiert haben wir nach

Transvaal weniger, während doch große Teile unserer Industrie schon unmittelbar nach dem Kriege, Großbritanniens Aufträge über Aufträge, aus jenem Goldlande sicher erwartet hatten. Argentinien konnte mehr von uns als sonst kaufen, weil wir andererseits ungleich mehr Getreide von dort brauchten, da ja die Union, wie gesagt, ausfiel. — Dagegen schwächte sich unser Export nach Rußland ab, weil das letztere trotz seiner reichen Ernte eine stark verminderte Kaufkraft aufwies. Entweder es fehlten die Verkehrsmittel für die Ernte, oder die dortigen Gutsbesitzer bedurften so rasch Geld, daß sie nur billige Preise erzielen konnten.

* * *

Gegen das Heranziehen der Gesellschaften mit beschränkter Haftung zur Einkommensteuer wird die Berliner Handelskammer beim Finanzminister aufs entschiedenste vorstellig werden. So leicht dürfte es aber niemand fallen, den preußischen Fiskus zum Aufgeben eines einmal gefaßten Steuerobjektes zu bewegen. Solche Gesellschaften haben da, wo es sich um kleinere Kapitalsbeteiligungen handelt, gewiß ihr Gutes, obgleich man die Kaufleute, welche hier Kredit geben sollen, oft genug klagen hört, daß es sich in derartige Unternehmen nicht genügend hineinsehen läßt. Andererseits benutzen aber sehr große Gründungen neuerdings diese Form und man kann nicht einmal sagen, daß dies nur zur Ersparung des sehr kostspieligen Stempels erfolgt. Vorsichtige können in dieser Hinsicht fast stets billiger fahren, wie dies der Fiskus erlebt hat, als die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft sich mit der Union fusionierte. Bald darauf: die Interessengemeinschaft Siemens-Schuckert hat eine ähnliche Transaktion nicht anders, als unter ganz unvergleichlich teureren Stempelkosten durchzuführen verstanden.

* * *

Eine unserer größten chemischen Unternehmen, die Farbwarenfabriken vorm. Bayer in Elberfeld mit diesmal 30 % Dividende klagen in ihrem Jahresbericht über die Härte der Handelsverträge. Soweit aber der künstliche Indigo in Betracht kommt, in dessen Herstellung Elberfeld mit obenan steht, sind wichtige Handelsverträge günstig ausgefallen. Denn von nun an wird dieses Kunstprodukt nicht mehr als Drogue zollamtlich behandelt. Auch von seiner Interessengemeinschaft mit der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen spricht der Bericht, er hofft aber erst für später lohnendere Resultate, besonders wohl auch, was die dann mehr konzentrierte Tätigkeit in den Laboratorien betrifft. Je länger solche Hoffnungen sich verschleppen, desto weniger wissenschaftliche Chemiker werden natürlich brotlos, von welchen Veränderungen schließlich doch das Ausland profitiert. Oder sollten z. B. die Amerikaner ihre vieljährigen Absichten auf deutsche Chemiker, etwa unversehens aufgegeben haben?

Frankfurt a. M. E. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.